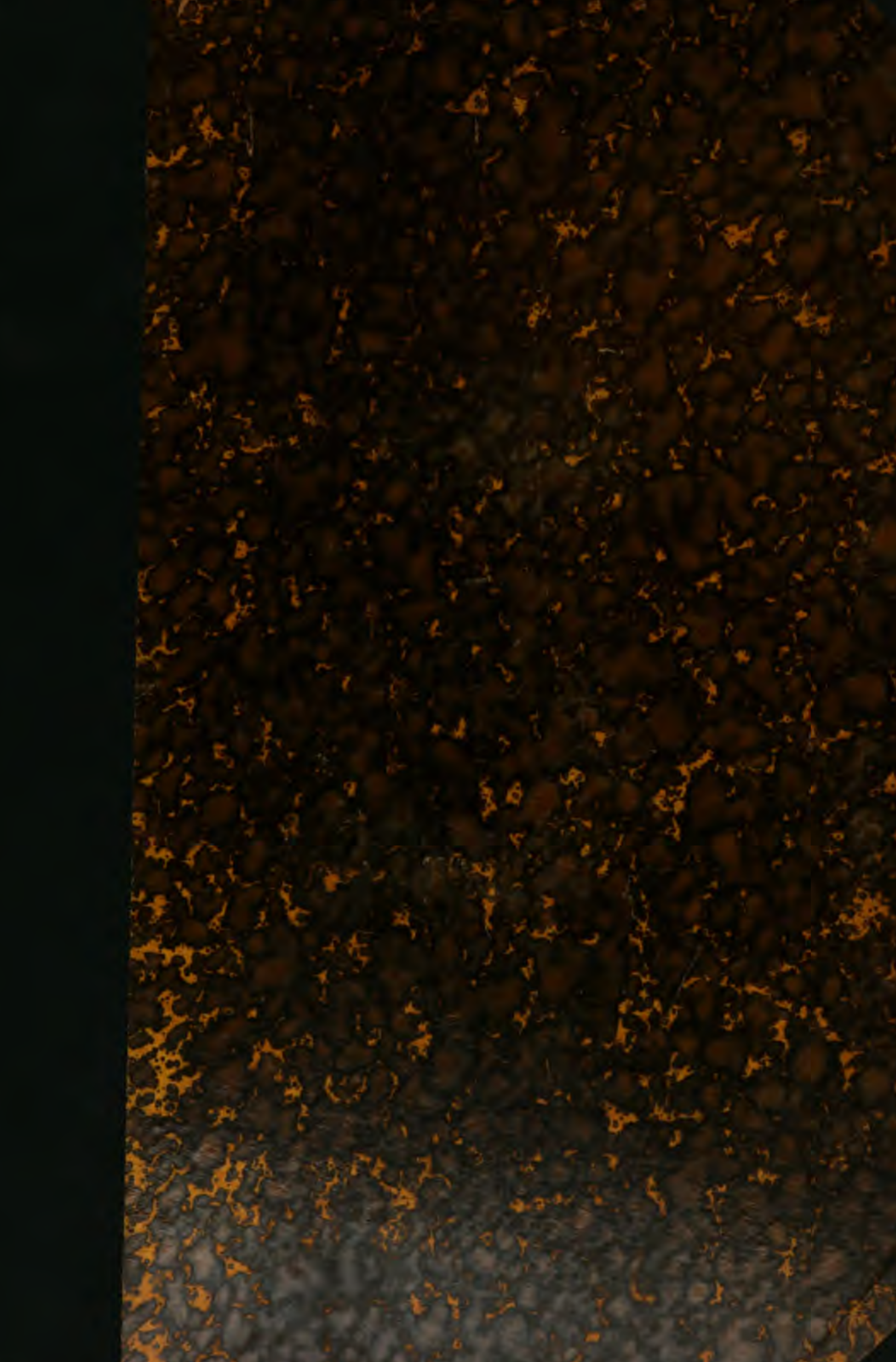
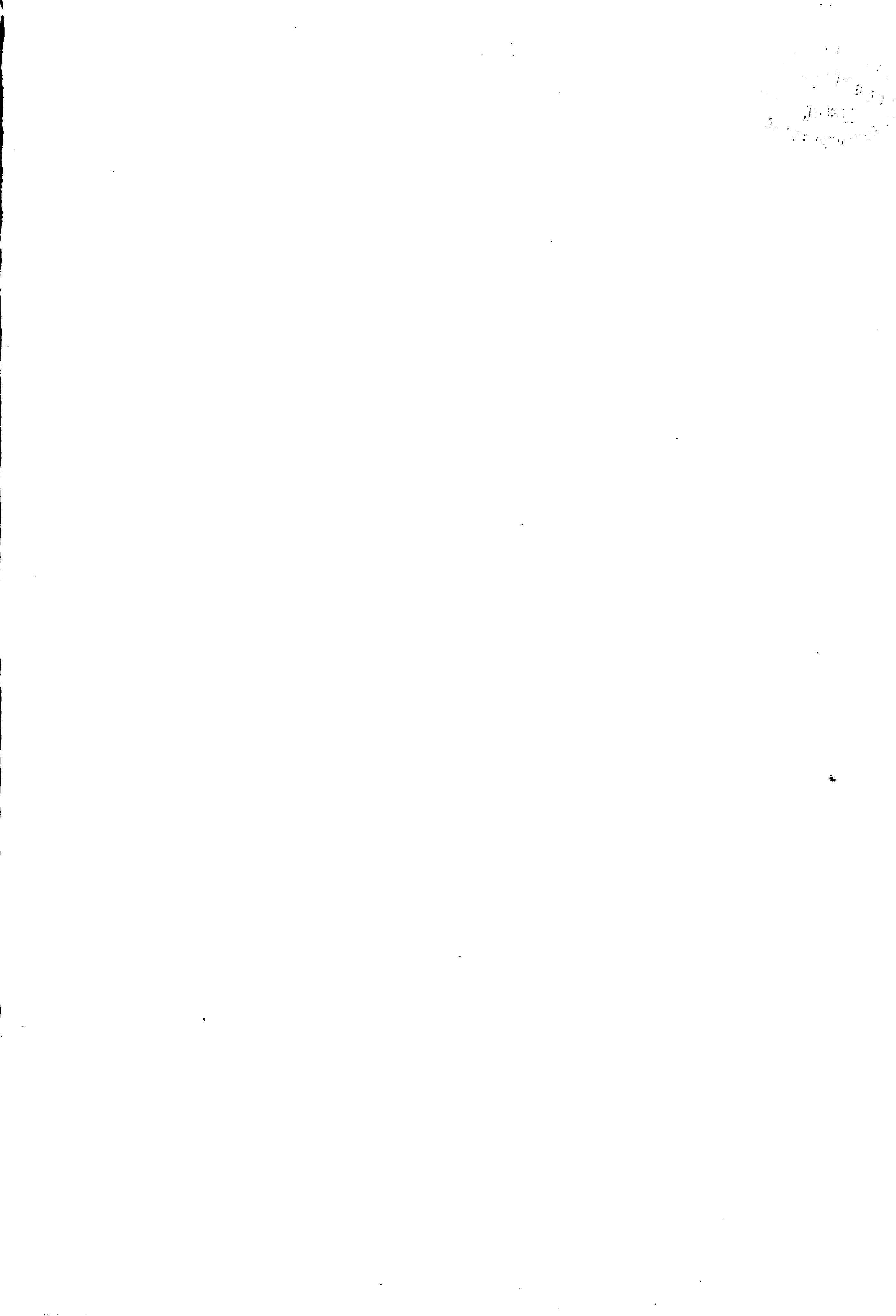






Zeitschrift

für

österreichische Volkskunde.

Organ des Vereins für österreichische Volkskunde in Wien.

Redigiert von

Dr. Michael Haberlandt.

IV. Jahrgang 1898.

Mit 44 Textabbildungen.

Wien und Prag.
VERLAG VON F. TEMPSKY.
1898.

Inhaltsverzeichnis des IV. Jahrganges.

I. Abhandlungen.

II. Kleine Mittheilungen.

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen.

2. Übersichten.

V. Mittheilungen aus dem Museum für österreichische Volkskunde.

Verzeichnis der Abbildungen.

I. Abhandlungen.

Die Frau Holle in Österreich.

Von Theodor Vernaleken, Graz.

Wer ist diese Frau, die so vielen Ortschaften in Österreich den Namen gegeben hat? Es muss doch auffallen, dass diese Benenung gerade im deutschen Österreich so häufig ist. Da finden wir in Niederösterreich ein Hollabrunn, ein Hollenbach (an der Thaya), ein Hollenberg (auch in Kärnten), ein Hollenegg (bei Deutsch Landsberg), ein Hollenstein (und zwar 6 mal in Nied.-Österreich), eine Hollenmühle, ein Hollerbrunn und Hollersbach (in Oberösterreich) u. a.

Wir Volkskundigen und unsere «Zeitschrift für Volkskunde» müssen doch einmal Notiz davon nehmen, soweit man einen Weg finden kann im Dunkel alter Zeiten.

Als die Volksfrauen noch mehr am Spinnrocken saßen, erzählten sie sich viel zur Unterhaltung, unter andern über die «Rockenmusik», die mit dem Volksaberglauben in sofern zusammenhängt, dass in der Thomasnacht (Ende December) nicht gesponnen werden darf. Ein junger Mann aus Altpetrein (im südlichen Mähren, westlich von Znaim) theilte mir vor Jahren eine Erzählung mit, der wir zum Schluss erläuternde Glossen beifügen wollen. Er schreibt:

Wie überall in Mähren, so ist es auch in Altpetrein gebräuchlich, dass sich die bejahrten Mädchen in einer bestimmten Stube, der sogenannten Rockenstube, einfinden, um dort zu spinnen.

Um zehn Uhr kommen auch die Burschen, denn früher dürfen sie nicht hinein, da die Mädchen, sobald die Burschen kommen, alles bei Seite legen, und dann entweder tanzen, oder etwas erzählen.

Eines Abends kam ich auch in die Rockenstube, wo eben ein altes Weib (die alte Czagerin) etwas erzählte. Ja, sagte sie, als ich eintrat, seitdem man die Spinnräder hat, sind die Zeiten nicht mehr so gut, aber wie wir auf der Spindel spannen, war's noch ganz anders. Die Mädchen haben damals auch noch mehr die Rockengesetze beobachtet, und haben sich auch nicht so mit den Burschen herumgetrieben, wie ihr es jetzt macht. Aber wartet nur, Gott wird euch schon strafen, weil ihr gar solche Reißteufel seid.

Was waren denn das für Gesetze? fragte ein Bursche, der Polden Anton.

Weißt Du denn diese nicht, sagte die Czagerin? Nun ich will sie dir sagen.

Damals als ich noch jung war, haben wir in der Thomasnacht, am heiligen Abend und überhaupt am Vorabende aller Feiertage nicht

gesponnen; und wer dieses Gesetz übertreten hätte, dem wäre es schlecht gegangen. Meine Mutter hat mir auch einen Fall erzählt, wie einmal ein Mädchen in der Thomasnacht spinnen gieng, und eine Rockenmusik bekam.

Eine Rockenmusik, riefen alle Anwesenden, was ist denn das?

Wenn ihr alle still seid, so will ich's euch erzählen, sagte die alte Czagerin, und begann:

Im Peter'schen Hause lebte einst ein Bauer, welcher eine Tochter hatte, die Anna Maria hieß. Diese war sehr arbeitsam, am Tage arbeitete sie, so viel sie konnte, und Abends war sie immer die erste in der Rockenstube. Einmal gieng sie wieder in die Rockenstube, machte sich Licht, heizte sich ein und begann zu spinnen. Acht Uhr hatte es schon längst geschlagen, und es kam noch niemand. Sie stand einigemale auf und sah durch's Fenster auf die Gasse, welche der Mond silberhell beleuchtete, aber kommen wollte niemand. Darauf setzte sie sich immer wieder nieder und spann.

Plötzlich entstand ein Lärm, und bei der Stubenthüre drängte sich ein Schwarm Menschen herein. Zuerst kamen sieben Musikanten, nach diesen die übrigen Männer und zuletzt drei Jungfrauen, die aber nur vom Blocksberge gekommen sein können. Anfangs glaubte die Maria Anna, die Burschen haben sich verkleidet, um einen Scherz zu machen, aber es kam bald ein anderer, der ihr die Sache erklärte.

Es kam nämlich ein starker Kerl mit rothen Haaren bei der Thüre herein, trat vor das Mädchen und forderte es zum Tanze auf.

Sie gieng auch, wäre aber bald in Ohnmacht gefallen, denn sie gewahrte an ihrem Tänzer, welcher einen Schuh vorloren hatte, einen Pferdefuß.

Jetzt war guter Rath theuer.

Maria Anna wusste sich aber zu helfen. Sie löste nämlich ihre Schürze ab und warf sie unter dem Ausrufe: Jesus Maria und Josef ihrem Tänzer in's Gesicht und lief zur Thüre hinaus.

Draußen rief ihr eine Stimme nach: Dieses war dein Glück.

Kaum war sie draußen, so fuhr die ganze Gesellschaft durch den Schornstein aus.

Die Maria Anna gieng nach Hause und erzählte die ganze Sache, aber es sah und hörte sonst niemand etwas, nicht einmal der Nachtwächter.

Seht, diese hat eine Rockenmusik bekommen und wusste nicht, dass Thomasnacht war; wie muss es erst einer gehen, welche aus Vorwitz spinnen geht.

Und euch wird schon auch noch etwas treffen, weil ihr gar nicht folgt, wenn euch unser eins etwas sagt.

Wisst ihr nicht noch etwas, Czagerin? sagte der Hiasl Kaspern Nazl.

O ja, wenn ihr gerade noch etwas hören wollt, so kann ich euch schon noch etwas erzählen. Ja ja, sagten alle einstimmig, und die alte Czagerin begann:

Meine Großmutter erzählte mir oft, dass ein Weib lebte, welches Josefa hieß und sehr gerne in die Kirche gieng. Alle Tage nach dem Gebetläuten war sie schon in der Kirche und betete.

Einst wachte sie auf, und da es schon ziemlich licht war, dachte sie sich, darfst sehen, dass du noch vor der Messe in die Kirche kommst.

Darauf zog sie sich an, und gieng in die Kirche, hörte aber, als sie in die Nähe derselben kam, Orgelspielen. Nun dachte sie sich, heute kommst du schon zu spät. Wie sie in die Kirche kam und sich niedersetzte, gewahrte sie zu ihrem größten Schrecken ihre verstorbene Nachbarin.

Sie begrüßten sich und die Josefa fragte gleich ihre Nachbarin: ja, wie kommst Du denn hierher? Die Verstorbene erwiderte: Heute haben wir unsere Messe, und da müssen wir alle dazu kommen.

Schau dich um, du wirst noch mehrere sehen, die du kennst. Weil wir so lange friedlich nebeneinander gelebt haben, so will ich dir einen Rath geben. Trachte ungesehen aus der Kirche zu kommen und wirf draußen dein Tuch weg, und lauf so schnell als möglich nach Hause. Und wirklich während der Wandlung beurlaubten sie sich. Die Josefa gieng langsam zur Kirchenthür hinaus, warf ihr Tuch weg und lief nach Hause.

Als sie zu Hause war, schlug es eins. In der Früh kam die Rohlin mit einem Tuchlappen zu ihr und sagte: Ist das nicht ein Stück von deinem Tuche? Ich habe dieses Stück bei der Kirche gefunden, es liegen noch mehrere Stücke dort. Und weil du nicht in der Kirche warst, so meinte ich, es sei dir etwas widerfahren. Die Josefa erzählte der Rohlin die ganze Geschichte, und in einem Jahre darauf war sie tot.

Als die Czagerin geendet hatte, schlug es eben eilf Uhr, und wir begaben uns nach Hause.

Soweit mein Berichterstatter, der sich das Erzählte nicht erklären konnte; der Name Holle ist zwar nicht darin genannt, aber das ganze gehört in den Glaubenskreis des niederen Volkes, dem vor Zeiten die alten Götter zu Teufeln geworden sind, (daher der Pferdefuß), und die Göttinnen zu strafenden Gespenstern, an die besonders die Spinnweiber denken. Und da sich die christlichen Bekehrer in einigen Fällen dem Volksglauben an wohlthätige göttliche oder halbgöttliche Namen gern anbequemten, so wurden auch manche heilige Namen den heidnischen untergeschoben; dies ist bei einigen unserer Kalender-Heiligen zur Genüge von Fachmännern nachgewiesen, z. B. manche Bestandtheile der Wodanmythe sind auf St. Martin und Michael übergegangen.

Von den alten Göttinnen erscheinen einige als milde Helferinnen im häuslichen Leben und lehren das Spinnen und Weben, namentlich die Freia, von der unser Freitag den Namen hat. Wodans Gattin war Frigg

und diese erscheint, soweit deutsch gesprochen wird, unter dem Namen Holda oder Holle, auch als Bertha (Perchta = Glänzende). Die Form Holda erinnert an das deutsche hold oder Huld in der Bedeutung: zugeneigt, treu ergeben, freundlich.

Auf die Frau Holle weiset auch die «Spinnerin am Kreuz» hin. Diese gothische Denksäule steht bei Wien am Wiener Berge und wird für eine Richtstätte gehalten, weil einst ein Galgen dort gestanden. Dieses Denkmal, wie auch die Kreuzspinnerin bei Wiener-Neustadt, hat zu einer großen Anzahl von Mythen Veranlassung gegeben. Am wahrscheinlichsten ist es der «weißen Frau» zu gedenken, die um Wien herum im Volksmunde lange gelebt hat. Am Hermannskogel hat sie gehaust, diese Frau Holle und ihr wildes Heer wird nächtens dort noch vom Volke gehört; noch fließt ihr Brünnlein am Waldesgrund, dessen Name freilich den der christliche Agnes annehmen musste, während er in Oberhollabrunn bis heute sich erhielt. Ich habe darüber ausführlich berichtet in meinen «Mythen» (Wien 1859 bei W. Braumüller, S. 4 bis 22).[1] Agnes gilt als die Gemahlin Wodans, die in Österreich als Holke oder Bercht und noch häufiger als weiße Frau erscheint. Sie ist die Göttin des Fleißes und der Fruchtbarkeit, die deutsche Ceres; nie sieht man sie ohne Spindel, womit sie die fleißigen Mägde und Frauen beschenkt. Sie hat auch die Grenzen geschützt und Grenzmale gesetzt, die in christlicher Zeit durch Kreuze vertreten wurden. Daher die Benennung «Spinnerin am Kreuz» bei Wien. Ein solcher Grenzstein im heidnisch-germanischen Alterthum war zugleich die Stätte des Gerichts, als ein Priester noch des Richteramtes waltete und der Schiedsspruch noch als Gottesurtheil galt. Auf geweihtem Boden fand der Zweikampf statt, dessen Ausgang in Gottes Hand lag. So hat sich der Brauch festgesetzt, die Grenzen der Länder und der Gemeinden zur Richtstätte für Galgen oder Rad zu erwählen. Hier ragt der Spilstein auf; sein Name hat sich durchs ganze Mittelalter, wo Spiel gleichbedeutend mit Gericht wird und das Rathhaus auch Spielhaus heißt, bis in die Neuzeit erhalten, in der wir in Erinnerung an die einst vor Kirchen und auf den Friedhöfen gehandhabte geistliche Gerichtsbarkeit noch den Namen Kirchspiel kennen. Statt Kirchspil (Kirchspiel, Kirspel) gebraucht man heute mehr das Wort Parochie oder Pfarre.

Je nach der Landschaft hat die Gemahlin Wodans (Wuotans) verschiedene Namen: Fricka, Bercht, Holda und Hulle.[2] Sie ist die volksthümlichste weibliche Person im deutschen Volksglauben wie auch in den Volksgebräuchen. Im Möllthal hörte ich, dass die Burschen am Sylvesterabend und vor dem Dreikönigstage als «Perechtl» sich verkleiden, von Haus zu Haus laufen und allerlei Unfug treiben. Das ist das sog. Perchtjagen oder Berchtenlaufen. So auch in den Thälern Tirols. Im Salzburgischen soll die «Frau Bert» mit langer Nase und weißer Haube in

[1] „Das Siveringer Brünnlein.“ [2] Man vergl. Kuhns nordd. Sagen Nr. 245, S. 370. Witschels Sagen aus Thüringen, S. 135. Zingerle's Sagen aus Tirol S. 14 und folgende. In allen Sammlungen finden sich diese Namen.

der Thomasnacht herumgehen und den Spinnerinnen ihre Strähne verwickeln. Die Perchtra-Baba ist in Kärnten ein Schreckensgespenst.[1])

Als Berchta ist sie mehr die Spinnerin, als Holda die Brunnenfrau. Der Grundgedanke der deutschen Hauptgöttin ist die fruchtbare Natur. Wenn es schneit, schüttelt Frau Holle ihre Bettfedern aus, als Wolkengöttin wird sie in der «wilden Jagd» von Wodan gejagt, als Sturmesgöttin erscheint sie meist wild und hässlich. Mythologie ist Naturreligion, die später zum Aberglauben entartet. Unsere Frau hat aber auch eine sittliche Seite: sie waltet über die weibliche Arbeit, ist Wächterin des Fleißes, hat die Spindel als ihr Sinnbild, und der Holler ist ihr Baum. Als Göttin der Liebe hauset sie im Hörselberge bei Eisenach (Venusberg). Als Wolkengöttin hat sie das Reich des lebenerzeugenden Wassers unter sich und weilt gerne im Brunnen. In Oberhollabrunn (V. U. Mannhardsberge in Nied.-Österreich) findet man ein Wappen, das einen Schwan neben einem Brunnen darstellt.

Holda hauset gern im «Kinderbrunnen» und ist so die große Mutter der Menschen. Sie pflegt die ungeborenen Kinder, und ihr Vogel, der Storch, holt sie aus dem Wasser, daher der Storch in Niederdeutschland Adebar genannt wird. — bar oder bär ist gleich: Träger, der Vogel ist also ein Kindbringer.

Ein Kinderlied in österreichischer Mundart lässt die Katze, Freias geheiligtes Thier, nach Hollabrunn (Holdas Bronn) fahren, um dort ein Kind in der Sonne zu finden:

„Hopp, hopp, Heserlmann!
Unsa Katz' hat Stieferln an,
Rennt damit nach Hollabrunn,
Findt a Kindla in da Sunn,
Wiä sull's hoaßen?
Kizl oder Goaßl?

Nach dem Volksglauben liegen nämlich die Kinder auf dem Wassergrunde bei der Sonnengöttin, der Freia — Holda, der Hüterin der Ungeborenen. Diese Seelchen liegen in Blütenkelchen und auf den Büschen bei Holda verborgen. Daher der Ausdruck Hollerbusch (nicht zu verwechseln mit Holunderbusch, der gar leicht hohl gemacht werden kann). Auf diesen Holler- oder Holderbusch bezieht sich vielleicht das Kinderlied:

Ringel ringel Reihe
Sind der Kinder dreie,
Sitzen auf dem Holderbusch,
Schreien alle husch, husch, husch.

Dieses Ringel-Reihespiel endigt gewöhnlich mit dem Wegrennen eines Kindes, das durch diese Huschrufe gescheucht, also auf die Welt gebracht worden ist. Tiefer Sinn liegt oft im kindlichen Spiel.

In Nieder-Österreich (V. O. M. B.) wird oft den kleinen Kindern vorgesungen:

---

[1]) Über den Perchtentag berichtet Waizer in den Kulturbildern aus Kärnten S. 78 bis 85. Vieles über die Percht bringt auch Schmeller in seinem trefflichen „bayerischen Wörterbuche" I, 269 ff.

Hopp, hopp, Eselmann,
Die Katze reitet die Stiefel an, (d. h. zieht sie mit Gewalt an).
Reitet damit nach Hollabrunn, (das an der Brünner Straße liegt)
Sitzt ein Büblein auf der Sunn (Sonne)
Wie muss es heißen,
Böcklein oder Geißchen,
Wer muss die Windeln waschen?
Die Ahn, (Großmutter) mit der Plaudertaschen.

Der Beziehung zur mythologischen Brunnenfrau sind sich die Alten natürlich nicht mehr bewusst.

Zum Schlusse sei noch erwähnt das Gedicht von Rud. Baumbach: «Frau Holde». Es enthält volksmäßig erzählte Sagen von Frau Holde und köstliche Lieder. Der mächtige Zauber des alten germanischen Götterglaubens tritt zu Tage bei dem Besuche Frieders am Hollenstein.

Seine Hinneigung zu der heidnischen Götterhexe wird schwer gestraft, indem er geblendet wird. Ilse, das von ihm geliebte Schäferkind, ist darob untröstlich. Sie sucht das Heilkräutlein Augentrost und dazu verhilft ihr die Liebesgöttin Frau Holde. Der alte Schäfer heilt ihren Frieder, der dann beim Holdenstein singt:

„Wach' auf, Frau Holde im hohlen Stein
Und steige aus deinem Schacht,
In Gnaden neige dich den zwei'n,
Die selig du gemacht.“

Das Schnaderhüpfel in der Iglauer Sprachinsel.

Von Franz Paul Piger, Iglau.

Man ist geneigt zu glauben, die Alpenländer allein seien der Sitz der Schnaderhüpfeln. Dem ist aber nicht also; auch anderwärts werden diese Kindlein des Augenblicks geboren. Unsere Sprachinsel wenigstens ist so reich an diesen Liedchen, dass ich keine Gegend in den Alpen kenne, in der selbe häufiger ertönten als auf unseren Hügeln. Es ist zwar unsere ländliche Bevölkerung österreichisch-bayerischen Stammes wie die deutschen Alpenbewohner, immerhin aber ist es zu verwundern und ein Beweis ruhiger, selbständiger Fortentwickelung, dass ein so kleiner Volkssplitter die Liedchen, die er aus der früheren Heimat mitgenommen, nicht bloß beibehielt, sondern sie auch noch Jahr für Jahr vermehrte. Man ersieht daraus, wie sehr diese Liedlein dem Volke ins Herz gewachsen, wie nothwendig ihrer gerade der österreichisch-bayerische Bauer bedurfte, um seinem Seelenleben, der Lust und dem Schmerze, der Liebe und dem Hohne Ausdruck zu geben.

Dass aber alle diese Liedlein auf dem Boden unserer Sprachinsel entstanden, will ich durchaus nicht behaupten. Wir sind mit unseren Stammesgenossen an der Donau und südwärts derselben in viel engerer Fühlung, als man bei der räumlichen Entfernung denken sollte. Tiroler-, Kärntner- und Steirerlieder werden hier ebenso gern gesungen wie in ihrer eigentlichen Heimat, und wir haben wahrhaft Grund für diese schönste

nationale Gabe, deren wir so sehr bedürfen, dankbar zu sein. Wien gar ist für die deutschen Colonialstädte Mährens eine geistige Nährmutter, die man als solche bisher kaum jemals gewürdigt hat. Brünn, Iglau, Olmütz, Znaim u. s. w. sind in dieser Beziehung als Vorstädte Wiens anzusehen. Mag auch nicht gerade alles, was Wien an die Provinz abgibt, geläutertem Geschmacke genügen, für das Gefühl der Zusammengehörigkeit des deutschen Volkes in Österreich und im Sinne der Zusammenfassung der Länder und Völker zu einem Staatsganzen, ist der geistige Reichthum, den die Kaiserstadt so verschwenderisch austheilt, von unberechenbarer Bedeutung. Beugen sich ja auch nichtdeutsche Volksstämme gern und willig dem Zauber, den Wien über die ganze große Monarchie ausbreitet. Es mag also, um wieder auf das Schnaderhüpfel zu kommen, manches dieser vierzeiligen Liedchen aus dem Süden hierher verschlagen worden sein — unsere Wanderburschen und unsere jungen Krieger brachten sie mit Vorliebe mit — hunderte und hunderte aber sind hier geboren und hier heimatsberechtigt.[1])

Schnaderhüpfeln, die das Wildschütz-, Alm- und Sennerleben behandeln, sind hier nicht heimisch; die wenigen, die sich darauf beziehen, sind eingewandert, besitzen aber immerhin, wenigstens im Hauptgedanken, allgemeinen Charakter. Das Burschenideal z. B. wird folgendermaßen ausgedrückt:

Vom Spielhahn die Feder,
Vom Hirscherl das G'weih,
Vom Dirnal die Lieb'
Und vom Bübal die Treu.

Ein derartiges Schnaderhüpfel kann hier nicht entstanden sein, denn das Jägerleben spielt bei uns in der Volkspoesie nicht die geringste Rolle. Der zweite Theil aber, der ja bei fast allen Schaderhüpfeln der wichtigere ist, wozu die zwei ersten Zeilen sozusagen nur die Einleitung bilden, findet natürlich auch hier mächtigen Wiederhall in der bäuerlichen Volksseele; daher wurde es mitgenommen und hat sich für immer eingebürgert.

Manchmal schleicht sich auch ein Missverständnis ein, aber wieder nur in den zwei einleitenden Zeilen.

So singt man in den Alpen:

Dort oben am Bergl,
Wo's Bachl abi rinnt,
Da tanzt der Herr Pfarrer,
Dass's Kappl umspringt.[2])

Bei uns heißt es fast sinnlos «Wo der Wei abi rinnt», denn die Vorstellung vom herabrieselnden Bächlein ist unserem Burschen fremd, es musste ihm wohl etwas von reichlich verschüttetem Weine vorschweben.

---

[1]) Hauffen scheint alle Schnaderhüpfeln als Auswanderer aus den Alpen anzusehen, was doch gewiss die Productionskraft der übrigen Gebiete, in denen dasselbe erklingt, unterschätzen hieße. Hauffen, das deutsche Volkslied in Österreich-Ungarn. Zeitschrift für Volkskunde. Jahrg. IV. S. 12. Der Vierzeilige scheint ein ziemlich allgemeines Volksbedürfnis zu sein; nebst anderen slawischen Völkern kennen ihn auch die benachbarten Tschechen, wenn auch die Melodie eine andere ist. [2]) L. v. Hörmann, Schnaderhüpfeln aus den Alpen, 3. Aufl. S. 353.

Die Hauptidee, der tanzende Pfarrer, ist bei uns richtiger wiedergegeben, denn statt des euphemistischen «Kappl» tritt viel natülicher «Kutten» ein.[1])

Meist werden ungewöhnliche Ausdrücke und Wendungen passend geändert und dem hiesigen bäuerlichen Denken und Sprachgefühle angepasst.

So heißt ein Wiener «Couplet»:

Schaut's mir den Strizzi an,
Der schiebt mir nach,
Der tragt sei Sunntags'gwand
Auf alle Tag.

Bei uns lautet das Schnaderhüpfel:

Schaut's mir den Schlanggl an,
Der kunnt' mi hab'n,
Der tragt sei Sunntags'gwand
Auf alle Tag.

Auch hier ist wieder nur die Einleitung umgeändert.

Überhaupt sind diese Liedlein in fortwährendem Flusse und mehrfacher Veränderung unterworfen, sie werden der Situation angepasst. Für gewöhnlich lautet ein vielgesungenes Schnaderhüpfel:

Drei Wochen nach Ostern,
Da geht der Schnee weg,
Da heirat' mei Schatzl,
Und i hab an Dreck.

Hält man aber den Umständen angemessen die letzte Zeile für zu derb, so tritt dafür ein, «drei Meilen von mir weg». Ein Mädchen wird natürlich immer nur letztere Wendung gebrauchen.

Was in diesem einzelnen Falle gilt, das gilt auch im ganzen: Der Gedanke ist die Hauptsache, die Form weiß sich jeder Volksstamm nach seiner Denkweise und Mundart zu geben.

Um die geringe Ausstattung zu verspotten, singt bei uns der Bursche:

Zwa scharzbraune Öchsla
Und a ploscherte (mit einer Blässe gezeichnete) Kuah,
Die gibt mir mei Voter,
Wann i heirat'n thua.

In der Schweiz kommt der Gedanke zu folgendem Ausdrucke:

Drei hölzi (hölzerne) Halbbatza
Und a glesige (trächtige) Kuah,
Das git mer mei Vater
Wenn i heirata thuah.[2])

In Steiermark singt man;

A Paar Strümpf, a Paar Schuah,
A Paar Fäustling dazua,
Die gibt mir mei Voda,
Wenn i heiraten thua.[3])

---

[1]) Ich vermuthe, dass auch in den Alpen «Kutten» volksthümlich ist. [2]) L. v. Hörmann, Schnaderhüpfeln aus den Alpen. Innsbruck 1894, 3. Aufl. S. 23. [3]) Rosegger's Heimgarten, XVIII. Jahrg. 1894, S. 774.

Im Salzburgischen wiederum lautet die Formel:

Zwoa rappögö (kretzige) Böckl,
A stockblintö Kuah,
Dös geit iahr iahr (ihr ihr) Våta,
Wånn i's heirat'n thua.[1])

An eine Entlehnung wird hier wohl niemand denken; ähnliche Situationen veranlassen ähnlichen Ausdruck. Wo dies oder jenes Schnaderhüpfel zuerst in die Welt gesprungen, wird man in den meisten Fällen vergebens fragen.

Betreffs der lautlich richtigen Wiedergabe der Schnaderhüpfeln muss ich die weitestgehende Nachsicht der Leser in Anspruch nehmen. Richtig lesen kann sie eigentlich nur derjenige, der die österreichisch-bayrische Mundart genau kennt. Aber gerade für diesen ist die Schreibweise etwas Gleichgiltiges. Wer dagegen mit dieser Mundart nicht vertraut ist, wird sie nicht richtig lesen, mögen sie wie immer geschrieben sein. Die eigentlichen Schnaderhüpfeln sind durchwegs mundartlich, denn sie pflanzen sich mündlich fort; wollte sie der Bauer aufschreiben, müsste er sie in die Schriftsprache umsetzen, denn die Mundart kann er schriftlich fast gar nicht zum Ausdrucke bringen. Beim Schnaderhüpfel gilt, was beim Volksliede überhaupt: Was sich mündlich fortpflanzt, ist mundartlich, was schriftlich Verbreitung findet, schriftdeutsch.[2])

Diese Liedlein aber, die anderswo Schnaderhüpfeln, G'stanzeln, Vierzeilige u. s. w. heißen, gehen hier unter dem Namen Buhlerlieder, denn sie haben ja wie überall zumeist der Liebe Leid und Freud zum Inhalte.[3]) Um zur Geltung zu kommen, brauchen unsere Buhlerlieder den ländlichen Tanzboden. Da ertönen sie bei Kirchweihen, Hochzeiten und anderen Tanzgelegenheiten noch immer wie zu unserer Großväter Zeiten. Einzelne, die nicht mehr recht passen wollen, werden vergessen, andere wiederum werden im Drange des Augenblickes erfunden und bleiben, wenn sie gefallen, der Vergessenheit entrückt. Lustig genug geht es bei so einer Tanzmusik zu.[4]) Die Burschen haben sich's bequem gemacht, ihre Leibeln (Blousen) hängen an der Wand, und nun wird in hohen Stiefeln und Lederhosen getanzt und gesungen, dass es seine Art hat. In den Armen halten sie ihre Dirndeln, deren viele Röcke sich gewaltig bauschen, wobei die drallen Waden mit den rothen Strümpfen neckisch hervorschauen. Die Röcklein, so viel deren auch sind, werden doch zu kurz, wenn alles im Wirbel sich dreht und der Bursche seinen Stolz daran setzt, sein «Dirndl» recht hoch zu werfen;[5]) die linke Hand muss sie rückwärts niederhalten. Das rothe, gelbgeblümte, künstlich geschlungene Koftuch baumelt, in einen Zipfel endend, weit über den Rücken hinunter, die weiße Halskrause duftet vor Frische.

---

[1]) Süß, Salzburger Volkslieder, Salzburg 1865, S. 207. [2]) Die Ostereiersprüche, die der Eiermaler auf das Ei schreibt, sind eben deswegen schriftdeutsch. Vgl. Piger, das Osterei in der Iglauer Sprachinsel. Zeitschr. für österr. Volkskunde. Jahrg. II, S. 25. [3]) Vgl. Hauffen, das deutsche Volkslied in Österreich-Ungarn. Zeitschr. des Vereines für Volkskunde. Jahrg. IV, S. 12. Daselbst findet sich auch S. 7 f. die Literatur über das Schnaderhüpfel. [4]) Die vier bäurischen Musikanten heißen Klarfiedler, Secundspieler, Grobfiedler und Bassmann. [5]) Je höher der Bursche das Mädchen beim Tanze «wirft», desto höher wächst der Flachs.

Getanzt werden der Neudeutsche (Walzer), der Altdeutsche (Ländler) und der Bäurische. Alle drei werden im Dreivierteltakte gespielt und unterscheiden sich nur durch das Tempo. Dies ist beim Neudeutschen, soweit es die bäuerliche Behäbigkeit zulässt, rasch, beim Altdeutschen langsam und beim Bäurischen sehr langsam. An den Bäurischen wird häufig der «Hupperische», auch Hatschoh oder Aufhauer genannt, «angebunden», der eine Art Polka ist.

Nun geht es ans «Tuschen», bei dem die Stegreifliedchen zu hunderten in Spott und Ernst erklingen. Burschen und Mädchen bilden zwei Kreise, die ersteren die letzteren einschließend. Einzelne Burschen halten große Blechkannen in den Händen. Die Mädchen drehen sich, während die Musikanten tuschen, indem sie einander die Hände auf die Schultern legen, nach links, die Burschen in ebenderselben Weise nach rechts. Ist die Bewegung zum Stillstande gelangt, so reicht derjenige, der tuschen lässt und dafür zahlt, einem der Burschen im Ringe die Kanne, der dann ein Buhlerlied zu singen hat. Dies wiederholt sich, bis das Bier, das der «Anfrimmer» zahlt, ausgetrunken ist, um sich dann wiederum zu erneuern, sobald ein anderer Spender sich gefunden. Das Lied und die Musik gilt dem zu Ehren, der den Tusch «anschafft». Während getrunken wird, spielen die Musikanten auf und der Chor singt:

Sauf nu zua,
Mei lieber Bua,
Hast denn g'soffer
No nit gnua?
Dulli, Dulli, Dulliö.
Er saufts nit aus, er saufts nit aus...

Die Tänze und die «Tuschstückeln» werden auf eine eigene Art «angeschafft». Der Bursche ruft z. B. den Musikanten zu «Schön's Bäumerl» (Bäurischer), «Führt der Tauber die Täubin hinein» (Bäurischer), «Ich hab ein klein's Hüttchen» (Bäurischer), «'S schmucke Stadl» (Bäurischer) «Mei Grabstein» (Bäurischer), «Haderläus' hat mei Weib dutzendweis'» (Landler), «Kauft's mir mei Mili (Milch) a» (Landler), «Ei du mei Schmied» (Tuschstückl), «Jetzt gehts mir nimmermehr nach mein Verlangen» (Tuschstückl), «Ei, ei wie reut es mi, dass i verheirat bin» (Tuschstückl), «Hilf Gott und g'seng Gott» (Tuschstückl). Aus dieser Art der «Anschaffung» geht hervor, dass wohl den meisten Tänzen und «Tuschstückeln» einst Lieder zugrunde gelegen. Nur einzelne Bruchstücke konnte ich auflesen, da der Text mit Ausnahme des Titels fast durchwegs vergessen wurde:

Ich hab ein kleines Hüttchen,
Es steht auf einer Wiesenflur,
Bei diesem Hüttchen steht ein Baum,
Man sieht vor ihm das Hüttchen kaum.
Und bei dieser Hütte
Fließt ein Bach,
Der Bach fließt schnell
Der Liebe nach.

Oder:

Auf meinem Grabstein,
Da steht zu lesen,
Was ich einst
Für ein Bursch bin gewesen.

Oder:

Kauft's mir mei Mili (Milch) a,
Holdadiödulliö

Hab no a klans Nagerl da
Holdidiö.[1])

Oder:

Jetzt gehts mir nimmermehr
Nach mei'm Verlangen,
Weils mir vor Zeiten
Viel besser ist gangen.

Oder:

Ei, du mei Schmied,
Was i di bitt,
I hab a schöns Rössl
Vernagl mirs nit.

Oder:

Hilf Gott und g'seng Gott
Mir und dir,
Wie sollt i verlassen
Das Iglauer Bier.

Das Iglauer Bier
Den Österreicher Wein,
Wie sollt i verlassen
Mei wackers Madelein.

Das Bier ist so gut,
Der Wein ist so süß,
Versauf i glei die Stiefel,
So bleib' mer no d' Füß.

Auch Einzelnvorträge kommen vor. Ein Bursche tritt vor die Musikanten hin und singt Schnaderhüpfeln oder eine Strophe eines Liedes, worauf diese die Melodie, sei es nun auf Blech- oder Streichinstrumenten nachspielen. Die meisten Melodien sind den Musikanten wohl bekannt, aber auch ganz fremde Weisen wissen sie so ziemlich aus dem Stegreife wiederzugeben. Gesungen wird alles Mögliche. So hörte ich nacheinander Schiller's «An der Quelle saß der Knabe», dann einen Gassenhauer niedriger Art, hierauf ein Volkslied[2]) und dann wieder ein Buhlerlied (Schnaderhüpfel), Wiener Vorstadtlieder u. s. w. Auch tschechische Vierzeilige und sonstige Lieder werden, da viele der tschechischen Sprache mächtig sind, gern gesungen und kein Mensch findet daran Anstoß. Es gibt auch Lieder, die einen halb deutschen, halb tschechischen Text aufweisen, indem abwechselnd eine Zeile deutsch und eine Zeile tschechisch ist.

Ein Beispiel möge diese Sprachmischung veranschaulichen:

1. Můj zlatý Pepiček,
(Mein goldener Peppi),
Was hast gemacht?
Že já spat nemohu
(Dass ich nicht schlafen kann)
Die ganze Nacht.

2. Když já se položím,
(Wenn ich mich niederleg')!
Träumt mir von dir
A ja si pomyslím:
(Und ich denke mir)
«Du schläfst bei mir».

3. Že spolu nebudem,
(Dass wir nicht beisammen sind),
Das weiß ich wohl,
Proto je víc hochů,
(Darum gibt es mehr Burschen)
Denen ich g'fall.

4. Nedělej si z toho nic,
(Mache dir nichts daraus)
Bleib mir nur treu,
A ja ti slibuju:
(Und ich verspreche dir)
«Mein Herz g'hört dein».

---

[1]) Die folgenden Strophen sind so zweideutiger Natur, dass ich sie nicht gern hersetzen möchte. [2]) An Volksliedern leidet unsere Sprachinsel Mangel; obgleich sich das eine oder andere findet, das musikalisch und inhaltlich echt volkshümlich ist, werden auf dem Tanzboden nur wenige gesungen. Es wäre eine verdienstvolle That, wenn etwa unser deutscher Verein an die Lehrer und Organisten ein Büchlein vertheilte, das schöne echte, leicht sangliche Volkslieder enthielte. Es müsste unter möglichster Wahrung des Vorhandenen eine gute, die Volkseele völlig befriedigende Wahl getroffen werden, wie es bisher meines Wissens noch nirgends gelungen ist. Die Lieder, die heute in der Schule gelernt werden, werden beim Austritte aus derselben vergessen, weil sie das bäuerliche Gemüt nicht ergreifen und zu fesseln vermögen. Wer das Volkslied veredelt, veredelt auch des Volkes Fühlen und Denken.

Aber auch Studentenlieder schnappen unsere Bauern wie die Handwerksburschen auf.[1]) So ist das

»Bald gras' ich am Neckar» u. s. w.[2]) bei uns volksthümlich auf dem Tanzplatze.

Manchmal freilich wird das Lied ungemein verstümmelt, bevor es sich der bäuerlichen Denkweise anbequemt.

Das bekannte «Es geht ein Rundgesang» u. s. w. lautet hier also:

Es ging ein Purzelmann
Auf seinem Grund herum,
Es ging ein Purzelmann
Auf seinem Grund herum.

Sieben Maß und eine,
Das Bier das g'hört das deine.
Es ging ein Purzelmann
Auf seinem Grund herum.

Während des Tanzes selber, wie dies noch in Oberösterreich der Fall ist, wird selten gesungen und fast nie eigentliche Schnaderhüpfeln, es fehlt der charakteristische Aufschlag und Abgesang. Man könnte sagen, die Melodie wird in Sprache umgesetzt, um sie leichter zu Gehör zu bringen.

So singt der Bursche im Walzertakte:

Spielt's mir a mal an Walzer,
An Walzer will i haben,
Spielt's mir a mal an Walzer,
An Walzer will i haben.

Schaut's mir mei Dirnal an,
Wie's so schön walzen kann,
Schaut's mir mei Dirnal an,
Wie's so schön walzen kann.

Hab i nit an schön' Birnlbaum?
Hab i nit an schön' Birnlbaum?
An Birndl-, Birndl-, Birndlbaum?
An Birndl-, Birndl-, Birndlbaum?

Wie diese Art von Schnaderhüpfeln sind manchmal Lieder der Musik angepasst, meist ist das ganze ein lockeres Gefüge, Strophen werden dazugedichtet, einzelne verschwinden wieder aus dem Gedächtnisse.

Folgende Strophen hörte ich am öftesten:

I hab mei Waz (Weizen)
An der Leiten baut, Leiten baut,
Hat mir'n der böhmische Wind verjaugt (verjagt), Wind verjaugt,
Hat mir'n der böhmische Wind verjaugt.

Du böhmischer Wind,
I bitt di schön, bitt di schön
Lass mir mein' Waz an der Leiten steh'n, Leiten steh'n,
Lass mir mein' Waz an der Leiten steh'n.

D' Äppel sei roth, sei Sting'l dro, Sting'l dro,
D' Madla sei falsch, dös waß ma scho, waß ma scho,
D' Madla sei falsch,
Dös waß ma scho.

D' Madla sei falsch, sei unvertraut, unvertraut,
Wie der Wind s' Laub vom Baum ai (herab) jaugt (jagt), Baum ai jaugt.
Wie der Wind s' Laub
Vom Baum ai jaugt.

---

[1]) Piger, Handwerksbrauch in der Iglauer Sprachinsel. Zeitschr. für Volkskunde. II. Jahrg., S. 383. [2]) Des Knaben Wunderhorn. 1876. Bd. 2, S. 189.

Wenn i amol Bauer wier, Bauer wier,
Zwa schwarza Rössla kauf i mier, kauf i mier,
Zwa schwarza Rössla
Kauf i mier.

Zwa schwarza Rössla
Und an Wag'n, und an Wag'n,
Dass i kann
Zu mei Schätzerl fahr'n.

Wenn i amol a Gärtner wier, Gärtner wier,
Zwa schöna Häula (Hauen) kauf i mier, kauf i mier,
Zwa schöna Häula
Kauf i mier.

Zwa schöna Häula
Und an Huot und an Huot
Und a schön's Schatzerl
Kugelrund.
u. s. w.

Welche Gedanken während des langsam schaukelnden Tanzes die Seele unserer Landleute manchmal durchziehen, sieht man aus den folgendem Liedchen, das nebstbei schier Ungeduld verräth. Es wird bei Hochzeiten nach der Mahlzeit gesungen.

Ei, ist denn das Sauerkraut
No nit a'kocht?
Es steht beim Feuer,
'S Madl beim Bräuer,
Es schnadert und kocht,
Es schnadert und kocht.

Das folgende Liedchen enthält Frage und Antwort und hatte bei seiner Entstehung gewiss actuelle Bedeutung:

Wo ist der Jörgal, wo ist der Jörgal?
Ist er denn no nit zu Haus?
Er sitzt im Wirtshaus, er sitzt im Wirtshaus
Und hat sein Eselsrausch.

Nicht uninteressant ist es, dass zum Landler auch eine Art Tagelied gesungen wird. Wie in den mittelalterlichen Tageliedern will auch hier der Geliebte scheiden, während ihn seine Geliebte zurückzuhalten versucht. Freilich ist es nicht das Lied, das der Burgwächter beim Tagesgrauen anstimmte, um Liebende zu warnen, das unser Pärchen aus dem Schlafe scheucht, sondern aufbrechende Fuhrleute. Die Situation ist aber durchwegs dieselbe, dort in der traulichen Kemenate der Burg, hier in der Magdkammer des Dorfwirtshauses.

Dirnal steh auf,
Leg's Kitterl an, Kitterl an,
D' Fuhrleut' sei drauß',
Sie futtern schon, futtern schon.

Lass' sie nur futtern,
Es ist noch Zeit, ist noch Zeit,
Sie haben krumpa Ross,
Sie fahren nit weit,
Sie haben krumpa Ross,
Sie fahren nit weit.[1]

[1] Ähnliches geschieht bei der sprachlichen Umsetzung der militärischen Signale z. B. für Klumpen: Reiter kommen, Reiter kommen, pflanzt das Bajonett, oder echt tirolerisch: Buaba thiats die Büggl (Rücken) z'samm', es kimmt die Reiterei! Ähnliche Merksprüche existieren in allen Sprachen der Monarchie. Auch an die sprachliche Umsetzung der Glockentöne, der Vogelstimmen u. s. w. möchte ich hier erinnern.

In den Tageliedern, so in dem Walther's von der Vogelweide, kündet der Morgenstern den Tag an

Ein ähnlicher Gedanke findet sich auch in der ersten Strophe eines kurzen hiesigen Volksliedes:

Wenn ich morgens früh aufsteh', früh aufsteh',
Schau ich, wo der Tag herkommt
Der Tag, der kommt vom Morgenstern,
Beim schwarzbraunen Mädchen lieg' ich gern.

Weit schneidiger erklingen die Vierzeiligen beim Tuschen. Hier kommt der Bursche selbst zum Worte, die Musik besorgt nur den einleitenden Tusch. Die geheimsten Regungen des Herzens werden hier laut gekündet, es versteht die Worte doch meist nur eine Person zu deuten und zu beziehen. Der Vierzeiligen gibt es so viele, und sie sind so veränderungsfähig, dass sie weit mehr als das bereits gegebene Volkslied die Stimmung des Augenblickes wiedergeben. Freude und Traurigkeit, ätzender Hohn und rührende Zartheit können durch sie zum Ausdrucke gebracht werden. Der Inhalt ist freilich manchmal so derb, dass man sich wundern muss, dass ihn ehrbare Mädchen zu ertragen im Stande sind. Daher kommt es auch, das die Dirn bei gewöhnlichen Tanzmusiken fast nie selbst singt, dass der Bursche gewissermaßen ihre Rolle übernimmt, indem er auch Buhlerlieder singt, in denen das Mädchen seine Gefühle kund thut. Nur bei Hochzeiten, wo man mehr unter sich ist, wagt sich hie und da eine schüchterne Mädchenstimme hervor, um etwa einen harmlosen Strauß im Wechselgesange auszufechten.

Bevor ich aus meiner Sammlung die gebräuchlichsten der hier gesungenen Schnaderhüpfeln vorführe, damit sie selbst von bäuerlichem Leben und Treiben erzählen, will ich noch über ländliche Sittlichkeit meine Ansicht äußern:

Für unsittlich möchte ich das Völkchen, weil es von Liebe und Genießen so ohne jedes Bewusstsein der Unschicklichkeit selbst in Gegenwart der Vater und Mutter singt, nicht halten. Lieben und Genießen gelten als durch einander nothwendig bedingt, man hält dies für selbstverständlich, und es wird daher auch davon gesungen; denn was möchte mehr das Herz der jungen Leutchen erfüllen als Liebe und Genuss.[1]) Das Buhlerliedchen hat ja ein anderer erfunden, man ist dafür nicht verantwortlich.

[1]) Noch deutlicher kommt die Situation zum Ausdrucke in der Schlusstrophe eines sehr verstümmelten Volksliedes, in welchem ein Mädchen über den während der Nacht erlittenen Verlust der Ehre klagt und der Bursche über das nun einmal Geschehene zu trösten sucht. Die Strophe, die zum Liede nicht recht passen will, lautet:

Wenn der Thurner (Thürmer) am Thurm aufsteigt,*)
Hört man Glöcklein läuten:
Wachet auf, wachet auf,
Ihr lieben jungen Leut',
Was bei Euren Herzliebchen seid,
Der Tag fängt an zu leuchten, zu streiten.

*) Ich vermuthe, dass es eigentlich heißen soll «aufsteht».

Soviel übrigens von Untreue gesungen werden mag, in Wirklichkeit bleiben sich die Liebenden in der Regel treu, die Ehen sind geradezu musterhaft.[1])

Das Tanzen ist der Burschen und der Dirndeln Freude:

Musikanten spielt's auf,
Lasst d' Saten klinga;
Mei Dirnl steht drauß,
Will mir's eini bringa.

Und wenn's drunter und drüber geht,
Hab i mei Freud,
Und wenn 's Madl schön tanzen kann,
Krieg i a Schneid.

A lustiger Bua,
Braucht oft a Paar Schuah;
Und a trauriger Narr,
Braucht selten a Paar.[2])

Und 's Dirnl ist winzigklan,
Und a so jung,
Da muss der Bua lustig sein,
Sonst kommt er drum.[3])

Mei Bua ist a Landler,
Der hat a grün' Huat,
Der tanzt halt mit mir,
Dass 's Geld scheppern thuat.[4])

Dort drommat am Bergl,
Dort steht a Kapell'n,
Wenn man an Kreuzer zahlt,
Kann ma rebell'n.

Hinter'm Ofen auf der Bank
Werden 'd allen Weiber krank,
Wenn sie hearn den Bass brummen,
Kommen's vom Ofen abig'sprungen.

1. Heut ist das Kirtagsfest,
Heut tanz' mer bis auf d' letzt,
Heut wird die ganze Nacht
Tüchtig durchgemacht.

2. Hallo, Hallo,
Heut wird die ganze Nacht,
Heut wird die ganze Nacht
Tüchtig durchgemacht.

Säumiges oder ungeschicktes Tanzen wird von den Mädchen gerügt:

D' Iglauer Burschen,
Die stehen im Eck,
Und können nix tanzen
Wie d' Erdäppelsäck.[5])

In Wald bin i ganga,
Im Wald lauft a Fuchs,
Wenn d' Madla woll'n tanz'n
Sein d' Burschen nix nutz.

In Wald bin i ganga,
Im Wald lauft a Reh,
Wenn d' Burschen woll'n tanz'n,
Sein d' Madla voll Flöh.

Des Mädchens Wonne ist ihr Bursche:

Mei Schatz ist a Gärtner,
Und a Gärtnerin will i sein,
Der pflanzt mir a Nagerl
Ins Herzerl herein.

Mei Schatz ist a Reiter,
Und a Reiter muss er sein,
Das Ross ist des Kaisers,
Der Reiter, der g'hört mein.

Mei Schatz ist a Bäck,
Und a Bäck muss er sein,
Er backt mir a Kranzerl
Und Weinbeerl drein.

Mei Schatz ist a Landler,
A Oberlandler,
Er tragt a weiß Fürtuch
Mit Taffetbandla[6]).

---

[1]) Einzelne Buhlerlieder bin ich genöthigt wegzulassen und muss mir selbst für manche der vorgeführten Nachsicht erbitten. Zum Verständnisse bäuerlichen Lebens und Treibens sind sie nöthig. Über die Sittlichkeit vgl. Jeitteles, Zeitschr. für österr. Volkskunde III. S. 267. [2]) Ähnlich bei Süß, Salzburger Volkslieder S. 199, die letzte Zeile lautet dort: «Dea trågt lång an Påar». [3]) Ähnlich L. v. Hörmann, Schnaderhüpfeln aus den Alpen, 3. Aufl. S. 18, die erste Zeile lautet dort: «Wänn 's Dirndle sauber is». (Kärnten, Tirol.) In Salzburg lauten die ersten zwei Zeilen: «Wåns Diarnd schön is Und is a wenk jung. . .» Süß, Salzburger Volkslieder S. 185. [4]) Eingewandert. [5]) Die Aspiration fehlt in unserer Mundart häufig. [6]) Eingewandert.

Mei Schatz ist a Weber,
A Schützenschieber,[1])
A hübscher a feiner,
A Madlerlieber.

Mei Schatz ist a Fiaker,
Er wohnt unter'm Berg,[2])
Er liebt ja mei Herzerl,
Auch wenn er's nit därf.

Mei Schatz ist a Jager,
A Lump a verdrahter,
Er sauft wie a Loch,
Aber gern hab ihn doch.

Mei Schatz ist a Schmied,
An Eisenklopper,
A zaudürrer Kerl,
A Madldrucker.

Mei Schatz ist a Bäck,
Dort steht er im Eck,
Ist Kirchfahrten ganga
Zum Madla ins Bett.

Mei Schatz is a Schmied,
Und a Schmied muss er sein,
Er macht mir a Ringerl
Und Weinbeerl drein.[3])

Ka Mensch ist mir lieber,
Als wie a Soldat,
An Herrn muss man ihn nenna,
Wenn er glei ka Geld hat.

A Ringerl am Finger,
A Bussl daneb'n,
Das hat mir mein anziger
Liebhaber geb'n.

Im Wald schreit der Kukuk,
Im See schwimmt a Fisch,
Das Häuserl möcht i sehen,
Wo mei Bua drinna ist

Klan bin i klan bleib i,
Groß mag i nit wern,
An Buben muss i kriegen
Wie an Haselnusskern.

Wie an Haselnusskern,
Wie a Häuptlsemmel,[4])
Und der Bua der muss san,
Wie a g'malner Engel.

Auch der Bursche freut sich seines Dirndls:

Über d' Wiesen bin i gangen,
Über d' Wiesen war's nass;
Mei Schatz lasst mi grüßen:
Wie lustig ist das.

Viereggets Papierl,
Dreieggeter Sta (Stein);
Mei Schatz ist mir lieber
Als andere zwa.

Im Wasser, im Wasser,
Da watschelt der Fisch;
Mei Dirndl ist mir lieber
Als a Geld af'm Tisch.

Mei Dirnl ist so groß
Als wie a Haselnusskern;
I will's a so hab'n,
Dass nit größer soll wern.

Schwarz wie die Kerschen,
Dös könnt's mir glauben,
Sei meinem Dirnla
Ihre lieben Augen.

Dort draußen am Zaun
Sitzt a Vöglein a brauns,
Hat a Schnäberl a roths
Wie mei tausendlieb' Schotz.

Draußen beim Schwonewirt
Schenkt mei Schatz Wein und Bier,
Draußen beim Schwonewirt
Schenkt mei Schatz Bier.

Dass im Wald finster ist,
Das macht das Holz,
Dass mei Dirnl sauber ist,
Das macht mi stolz.[5])

---

[1]) Schütze = Weberschiffchen. [2]) Fast auszusprechen wie Berch. [3]) Ähnlich werden verschiedene Handwerker als «Schatz» vorgeführt bei Greinz-Kapferer, Tiroler Volkslieder, 2. Folge S. 61. «Weinbeerl» haben hier keinen rechten Sinn. [4]) Dies ist eine Semmel, aus der die weichen Theile herausgenommen werden, wofür dann «Semmelbröseln», Weinbeeren, Gewürz, Rahm u. s. w. als Füllung dient. Diese so gefüllten Semmeln werden dann in einem Schirme (Scherben, irdenes Kochgeschirr) gebacken. Derartige Schnaderhüpfeln mit sonst unbekannten Vergleichsobjecten schließen wohl die Annahme ihrer Einwanderung aus. [5]) Wird überall gesungen.

Im Wald bin i g'fahren,
Hab 's Kummet verloren,
Hab d' Latzle (Leitseile) verschenkt
Um a schwarzauget's Mensch.

I hab a schön's Schatzei,
Aber reich is's halt nit;
Was nutzt mi der Reichthum,
Beim Geld schlaf i nit.

Die Iglauer Glocken,
Die haben an schön' Klang,
Die Iglauer Madlen,
Die haben an schön' Gang.

Überall bin i g'west,
Nur in Ungarn no nit;
Und alle Leut' hab i g'seh'n,
Nur mei Schatzal no nit.

Und wann is werd' g'seh'n,
Was werd' ihm denn geben?
A Ringerl an Finger
Und a Bussl daneben.

Bursche und Dirnl sollen einander treu bleiben:

Geberg und gethal,[1])
Zwa Rösserl im Stall,
Zwa Bub'n für a Madl
Sei z' viel auf a Mal.

Treu bin i, treu bleib i,
Treu hab i den Sinn;
Treu bleib i mei'm Schatzerl
In Frankfurt und Wien.

Die alte Lieb rost nit,
Ist allweil die best';
Die neue Lieb wackelt,
Steht niemals recht fest[2])

Dass 's im Wald finster ist,
Das macht der Tannenbaum,
Dass mei Schatz untreu ist,
Das glaub i kaum.[3])

Mei Herz ist treu,
Ist a Schlüssel dabei,
Und a anziger Bua,
Hat den Schlüssel dazua.[4])

I lieb di allan,
Ka andre solls san,
Ka andre solls werden
Solang i leb auf der Erden.

Dirnl, wenn mi nit liebst,
Darfst an andern a nit lieb'n,
Musst dir dei Göschl
Mit Hennedreck einschmier'n.

Und willst du mi lieben,
So lieb mi allan;
Und lass andre Madla
Bei Seite san.

Mei Schatz hat mir g'schrieb'n
I soll allan liegen,
I soll allan bleib'n:
Er würd' mir bald wieder schreib'n.

Bursche und Dirndl prahlen manchmal mit der Untreue:

Zwa Vögerl am Dach,
Zwa an der Plonken;
Dass i mei'm Schatz treu bleib,
Ist ka Gedanken.

Der Fuchs und der Has,
Das Eichhorn am Ra (Rain);
Kan anziger Bua
Liebt sei Madl alla.

Um a Dirnl zu trauern,
Das wär mir a Schand;
I mach mi glei lieber
Mit 'r andern bekannt.

Drei Dirndeln zu lieben,
Das hats gar ka G'fahr.
Die ane lieb i, die andre fopp i,
Die dritte heirat' i gar.

---

[1]) Bergauf und Bergab. [2]) Dasselbe L. v. Hörmann, Schnaderhüpfeln aus den Alpen, 3. Aufl. S. 346, (Salzburg). [3]) Ähnlich in Salzburg, Süß, Salzburger Volkslieder S. 190. [4]) Ähnlichen Sinnes L. v. Hörmann, Schnaderhüpfeln aus den Alpen, S. 107 (Kärnten). Das Motiv ist häufig und uralt. Wird auch als Ostereispruch benützt. Piger, das Osterei in der Iglauer Sprachinsel. Zeitschr. für österr. Volkskunde, Jahrg. II, S. 28.

Mei Dirnl haßt Nannerl,
Hat schneeweiße Zahnerl,
Hat schneeweiße Knie,
Aber g'liebt hab is nie.[1])

Ach, Schätzchen glaube mir,
Du bist betrogen,
Dass dich ein Walkmüller liebt,
Das ist erlogen.

Ob er dich lieben wird,
Das steht im Zweifel,
Dass er dich heiraten wird,
Das glaubt der Teufel.

Burschen und Dirneln sind dazu da, um sich zu lieben und dann zu heiraten:

Stieglitzen, Bachstelzen,
Die sitzen am Damm;
Schöne Buame, schöne Madla,
Sein a gern beisamm'.[2])

Der Adam und d' Eva
Haben 's Lieben erdacht;
Und i und mei Bua
Haben 's grad a so g'macht.[3])

Schneefinster, schneekalt,
Mei Bett steht im Wald;
In a schwarzaugets Dirnl
Verliebt man sich bald.

Aber ist der Bua noch so klua,
Muss er die Arbeit thua:
Holzscheiter führen
Und Dirnaln lieben.

Zwa schneeweiße Täubla,
Fliegen über mei Haus;
Der Schatz, der mir b'stimmt ist,
Bleibt mir nit aus.[4])

Bin a jungs Bürschl,
Kann lesen und schreiben;
Kann mir die Zeit
Mit Menscher[5]) vertreiben,

Mei Vater ist a Bauer,
Und Bauer bin i,
Mei Vater baut d' Felder
Und d' Madla bau i.[6])

Wenn i heiraten thu,
Krieg i a Paar fuchsrothe Schuh,[7])
Die kauft mir mei Bua,
Wenn i heiraten thua.

A Ringerl aufs Fingerl,
A Kranzerl in d' Haar;
Dann geh'n mer zum Gfarrer,
Da werd' mer a Paar.

Dirnl heirat mi, bin a Maurerg'sell,
I werd dir a Häuserl baun und an Stall dazu;
Werd a Wiegen machen und a Kinderl drein,
Dirnl heirat mi und du g'hörst mein.

Haberbeerle, Haberbeerle,[8])
Wachsen in unserm Garten;
Mutter, gebt mir 's Heiratsgut
I kann schon nimmer warten.

I hab a klans Häuserl
Und a g'schekata Kuh,
A Spinnradl, a Bettal
Und a Bettstattl dazu.[9])

Dort ömmat am Bergl
Da steht a schön's Haus,
Da führt mir mei Vater,
Den Kammerwagen[10]) raus.

Unser Herr Gfarrer,
Ist a kreuzbraver Mann,
Weil er aus an Dirnl
A Weib machen kann.

Da a Blüml, dort a Blüml
Wachsen in unserm Garten;
Vater gebt mir's Heiratsgut,
I kann's schon nimmer erwarten.

---

[1]) Ähnlich L. v. Hörmann, Schnaderhüpfeln aus den Alpen, 3. Aufl. S. 83 (Tirol). Statt «geliebt» steht dort in der 4. Zeile «g'seh'n», wodurch der Sinn fast ganz geändert ist. [2]) Ähnlich L. v. Hörmann, Schnaderhüpfeln aus den Alpen, 3. Aufl. S. 17 (Steiermark). Auch in Salzburg, Süß, Salzburger Volkslieder S. 226. [3]) Ähnlich L. v. Hörmann, a. a. O. S. 127. (Schweiz. Appenzell). [4]) Ähnlich L. v. Hörmann, Schnaderhüpfeln aus den Alpen, 3. Aufl. S. 75. Statt «b'stimmt» heißt es dort «b'schaffen» (Tirol). Bereits bei Süß, Salzburger Volkslieder S. 195. [5]) Der Ausdruck hat hier nicht gerade etwas Verächtliches an sich. [6]) Dies bedeutet: er geht einem Mädchen nach, um sie zu gewinnen. [7]) Der Schuh spielte bei der Hochzeit seit jeher eine Rolle. [8]) Brombeeren. [9]) Ähnlich L. v. Hörmann, Schnaderhüpfeln aus den Alpen, 3. Aufl. S. 30 (Tirol). Die erste Zeile lautet manchmal: Ich hab nichts als mein Hansal. [10]) Brautwagen.

Eine Bitte an den Liebhaber, der wohl ein Schlosser ist, enthält das folgende schöne Buhlerliedchen:

Bau mir a Häuserl, bau mirs hübsch,
Bau mirs auf d' Nagelspitz,[1])
Bau mir so viel Fenster drein,
Soviel Stern am Himmel sein.

Verlassene Liebe wird betrauert:

A Wies' ohne Blum',
Die steht nit gar schön;
A Bua ohne Dirnl
Muss traurig ham geh'n.

Mei Mutta mag mi nit,
Und kan Schatz hab i nit;
Ei warum sterb i nit,
Was thu i da.

Zwa schwarzbraune Rössla
Sei funkelneu g'klad;[2])
Den Schatz den i g'liebt hab,
Um den ist mir lad.

Was willst denn schon reis'n?
Hast ja no Zeit;
O, b'hüt die Gott, herztausiger Schatz,
Meine Weg' sei weit.

Den Buam, den i nit mag,
Den g'sieh i alle Tag,
Der, was mei Herz erfreut,
Der ist gar weit.

Und hab i ka Schatzerl,
So hab i ka Freud;
I muss mir halt denkn:
'S gibt mehr solche Leut'.

Dort ommat am Bergl
Steht a Wagen voll Ruben;
Dort sitzt a klan's Madl
Und want um ihren Buben.

Du darfst ja nit wan',
Du darfst ja nit schrein';
Du kriegst ja an andern,
Der schöner wird sein.

Drei Fischla im Wasser,
Drei auf der See;
Die Liebschaft geht unter,
Kommt nimmer in d' Höh'.

Wenn mei Schatz Hochzat hat,
Hab i an traurigen Tag,
Wenn mei Schatz Hochzat hat,
Hab i ka Freud.

I und mei Kamerad,
Haben zwa Schwestern g'habt,
Haben zwa Schwestern g'liebt,
Haben kane kriegt.

Was nutzt mir mei Grasen,
Wann d' Sichel nicht schneid't?
Was nutzt mir mein Bübal,
Wann's bei mir nit bleibt?[3])

Mei G'feifla[4]) ist z'brocha,
Schreit nimmer dudeldeh;
Mei Schatz hat an andern,
Mei Herz thut mir weh.

I schmeiß mei Huat in Bach,
Dann spring i selber nach,
Wenn mi mei schwarzaugats
Dirnl nit mag.

Drei Enten im See,
Drei Rosen im Garten,
Die Liebe muss warten,
Ach, scheiden thut weh.

Dass i di gar nit mag,
Das sag i nit,
Aber in mei Betterl einisteigen,
Lass i di nit.

Hinter drei Habersäck,
Hab i mein Buam versteckt;
Den soll der Teufel holen,
Der ihn hat g'stohlen.

Itzt leg i mi nieder
Aufs Heu und aufs Moos,
Da fallen drei Röselein
Mir in den Schoß.

---

[1]) Gemeint ist natürlich der Fingerhut. [2]) Gekleidet, geschirrt. [3]) Ähnlich Süß, Salzburger Volkslieder S. 208. Statt «Bübal» heißt es dort «Diandl», statt «Grasen» und «Sichel» «Mahn» und Sans'n (Sense). [4]) Pfeiflein, für «pf» tritt hier regelmäsig «gf» ein z. B. Gfarrer. In der Zips wiederum steht «thf» für «pf» und man sagt dort Thfarrer.

Und diese drei Röselein
Sind rosenroth,
Itzt weiß i nit, lebt mei Schatz
Oder ist er todt.

I hab a schöns Sträusal,
Aus lauter Margran;
I stell mirs an Fenster,
Schau's alleweil an.

Was nutzt mir mei Sträusal,
Wann i 's nit kann trag'n?
Was nutzt mir mei Schotzal,
Wann i 's nit kann hab'n?

Bursche und Mädchen trennen sich auch freiwillig:

Itzt kauf i mir Tinte,
Feder und Papier
Und schreib mei'm herztausigen Schatz
Einen Abschiedsbrief.

I bind mei Büng gl z'samm'
Und ras' (reise) in Gottes Nam',
B'hüt di Gott mei Tausendschatz,
Wir kommen nimmer z'samm'.

Zu dir bin i ganga,
Bei dir hat's mi g'freut;
Zu dir geh i nimma,
Der Weg ist mir z'weit.[1])

I will di nit, i mag die nit,
Kane 50 Gulden hast du nit;
I nimm a Madl aus der Stadt,
Die 50 Gulden hat.

Er war[2]) mir nit z'weit,
Er war mir nit z'schlecht;
Du schwarzaugats Dirnl,
Du bist mir nit recht.

Aus ist's mit mir:
Mei Haus hat ka Thür,
Mei Thür hat ka G'schloss,
Von mei'm Schatz bin i los.[6])

Du darfst ja nit wan,[3])
Darfst nit a so than;
Du bist a schöns Madl,
Kriegst glei wieder an.[4])

Mei Mensch hat mir d' Lieb aufg'sagt,
I hab mir nichts draus g'macht;
Sie fing zu weinen an,
I hab drauf g'lacht.[7])

Zwa schwarzbraune Rössla
Thun Wasser waten;
Den Schatz, den i g'liebt hab,
Den kann i g'rathen.[5])

Z'weg'n a Madl traurig sein,
Das war a Sünd;
An andere Muatter,
Hat a a schöns Kind.[8])

Z'weg'n an Buam traurig sein,
Das war a Schand;
I drah mi a wengg umadum,
Gib an andern die Hand.

Dreimal drei ist neune,
Das Schatzerl das g'hört meine;
I hab di für hundert Thaler kauft,
Itzt gib i di wieder für neune.

Meinst du denn i werd mi kränken,
Weil du mich nicht liebest mehr?
Nein, dieses darfst du dir nicht denken,
Dieses fallt mir gar nit schwer.[9])

---

[1]) Ähnlich L. v. Hörmann, Schnaderhüpfeln aus den Alpen, 3. Aufl. S. 150 (Tirol). Das folgende offenbar dazugehörige Schnaderhüpfel fehlt dort. Daraus geht wohl hervor, dass selbes hier seinen Ursprung hat. Vgl. auch Süß, Salzburger Volkslieder S. 179, der auch nur die erste Strophe bringt. [2]) Wäre. [3]) Weinen. [4]) Ähnlich Süß, Salzburger Volkslieder S. 254. [5]) Gerathen = entbehren. [6]) Dasselbe Schnaderhüpfel führt J. G. Seidl an. Almer, Wien 1850, 2. Heft S. 32. [7]) Ähnlichen Sinnes L. v. Hörmann, Schnaderhüpfeln aus den Alpen, 3. Aufl. S. 168 (Tirol). Näher verwandt ist ein Salzburgisches Schnaderhüpfel. Süß, Salzburger Volkslieder S. 181. [8]) Ähnlich L. v. Hörmann, Schnaderhüpfeln aus den Alpen, 3. Aufl. S. 155. Es fehlt dort ebenfalls die folgende dazugehörige Strophe. [9]) Die letzten zwei Vierzeiligen passen nicht mehr recht zum Rhythmus des Schnaderhüpfels und werden daher mehr gesprochen als gesungen.

Nachts ist der Bursche am liebsten auf der Gasse oder am Fenster des Dirnls:

Itzt gengmer nimma huam, itzt gengmer nimma huam,
Bis das der Kuckuck schreit.
Schreit der Kuckuck im Sachsenthal,
Bummer find't ma überall.
Itzt gengmer nimma huam, itzt gengmer nimma huam,
Bis dass der Kuckuck schreit.

Itzt gengmer . . . .
Schreit der Kuckuck in Ebersdorf,
Itzt kriegmer erst auf d' Madla schorf.
Itzt gengmer . . . .[1])

Holz in der Butten, Lahm in der Gruben,
Lusti sei d' Hochdorfer Buam,
Seins im Berg oder im Thal,
Hearn thuat mans überall.

Wenn alle Leut schlafen
Und sein in der Ruh,
Da bin i auf der Gassen
A lustiger Bu.

Aufi bin i ganga,
Abi bin i g'rennt,
Da hat mi mei Schatz,
Am Juchezen kennt.[2])

A Sprung über d' Gass'n,
A Juchezer drauf,
A Klopper ans Fenster:
Schöns Dirnl mach auf.

Wenn der Mond so schön scheint,
Ist den Bumman a Freud
Und der Bäurin a Schad',
Die a saubers Dirnl hat.

Ka Nacht ist mir z'dunkel,
Ka Weg ist mir z'weit,
Ka Fenster zu drommat,
Wenn mi 's Dirndl recht g'freut.[3])

I mach dir nit auf,
I lass di nit ein;
Sonntag ist Musi,
Kannst a zu Haus bleib'n.

Mei Schatz ist a Maurer,
Er mauert ums Eck;
Er mauert a Fensterl
Ja grad zu mei'm Bett.

Mei Schatz ist a Maurer,
Muss hoch aufisteigen;
Zerbricht ihm sein Laterl,
Muss er ganz oben bleib'n.[4])

Frisch über, frisch über,
Frisch über die Gass'n;
Die Klan' sei mir lieber
Als gar die Groß'n.

Z'wie san's dir denn lieber,
Als gar die Groß'n?
Sie san halt viel g'schickter
Zum Einilass'n.[5])

Dass im Wald finster ist,
Das macht der Wald, der Wald,
Dass 's schlaft beim Buab'n, beim Buab'n,
Weil er ihr g'fallt.

O du mei lieber Gott,
Schenk mir an Nagerlstock,
Der auf zwei Füßen steht,
Und zu mir schlafen geht.

I hab amal g'ackert,
I hab amal g'eggt,
I hab amal g'schlofa,
Beim Dirnl im Bett.

Beim Dirnl im Bett
Und beim Dirnl im Stroh,
Da sticht mi ka Feder,
Da beißt mi ka Floh.

Heut d' Nacht um a Neune
Hat 's Bettstattl kracht,
Mei Schatz ist a Tischler,
Hats glei wieder g'macht.[6])

---

[1]) Diese Variante eines bekannten Studentenliedes ist wohl kein Schnaderhüpfel, zeigt aber das Herumstreifen der Burschen von Dorf zu Dorf. In Oberösterreich hört man sie bis in die Märkte hinein johlen und schreien. [2]) Ähnlich Süß, Salzburger Volkslieder S. 193. [3]) Kommt überall vor. Statt «Klopper» heißt es sonst «Schnaggler». L. v. Hörmann, Schnaderhüpfeln aus den Alpen, 2. Aufl. S. 199. [4]) Greinz-Kapferer, Tiroler Volkslieder, 2. Folge S. 25 bringen ein ähnliches Schnaderhüpfel. [5]) Bei den Bauernhäusern sind die Fenster meist eng und klein. [6]) Ähnlich Süß, Salzburger Volkslieder, S. 209. Weniger passend ist dort «um oans e da Nacht» von einem anderweitigen Tischler die Rede und ist dies nicht der Schatz selber.

Zwa schneeweiße Täubla,
Haben grüne Kranzerl;
Geh leg di nur zui,
Mei lieber Franzl.

Da leg di nur zui,
Wir haben si[1]) gern,
Dass unsere Kinder
Recht schwarzaugat wern.

Mei Vota hot g'sagt,
I soll's krachen lassen,
Wenn's Bettstattl bricht,
Er wird's machen lassen.

Mei Vater hot g'sagt,
I soll's krachen lassen,
Wenn Zwanzgar nit g'langen,
Werdns Thaler machen.

I hab's nit so schlimm g'mant,
I hab 's Leiterl ang'lahnt,
Bin aufikrochen,
Hab 's Fensterl z'brochen.

Zu dir bin i ganga,
Im Regen und Wind,
Zu dir geh i nimma,
Du hast a klans Kind.

In d' Berg bin i ganga,
Stawurzel ausgrab'n,
Mei Dirnl ist schwanga,
Auf wen will sie 's sagen?[2])

Mei allerliebst's Dirnl,
Sag's nu nit auf mi,
Bin a jungs Bürschl,
War schad noch um mi.

Bin a jungs Bürschl,
Und hab a jung's Blut,
I kann ja noch tanzen,
Dass es funkazen thut.

Bin a jungs Bürschel,
18 Jahr alt,
Muss ja noch wachsen
Wie 's Bäumerl im Wald.

Zu dir bin i ganga
An anziga Stund,
An Floh hab i g'fanga,
Wie an Fleischhackerhund.

Zu dir bin i ganga,
Im Regen und Thau,
Zu dir geh i nimma,
Du dr . . . . Sau.

Mit Leichtsinn wird geprahlt:

Frau Wirtin, schreibt's auf,
Schreibts ober die Thür,
Dass alle Leut' wissen,
Dass i liderli wür.

Wenns Wirtshaus a Kirchen wär,
'S Dirnl an Altar
Da möcht i wohl Gfarrer sein,
Sieben oder acht Jahr.[3])

Weil d' Kirchen ka Wirtshaus ist,
'S Dirnl kan Altar,
So will i ka Gfarrer sein,
Ka Vierteljahr.

Du liederli's Bürschl,
Du musst di bekehr'n
Musst 's Häusl verkauf'n
Und Ansiedler wer'n.[4])

Ansiedl bin i g'wesen
Hab 's beten nit g'lernt.
Hab d' Kutten weg g'schmissen,
Bin den Madla nachg'rennt.[5])

Lusti, Kuraschi,
Drei Ferdern am Huat,
Es warn a mal drei Brüder,
Thut kaner ka gut.

Der ersta war a Jager,
Der zweite Soldat,
Der dritte war a Bauer,
Hat selten sei Brot.

Huem sollt' i geh'n
Da sollt i bleib'n
Kugel sollt' i nehmen,
Kegel sollt' i scheib'n.

Huem geh i nit,
Da bleib i nit,
Kugel, Kegel,
Scheib i nit.

Huem sollt' i geh'n,
Da sollt' i bleib'n,
Meiner Muatter
Erdäppel reib'n.

---

[1]) sich. Slavismus für «uns». [2]) Eingewandert. [3]) Ähnlich L. v. Hörmann, Schnaderhüpfeln aus den Alpen, 3. Aufl. S. 280 (Tirol, Kärnten). Die zweite dazugehörige Strophe fehlt dort. [4]) Ähnliches Motiv: Süß, Salzburger Volkslieder, S. 191. [5]) Eingewandert. An Einsiedler denkt der hiesige Bauer nicht.

Huem geh i nit,
Da bleib i nit,
Meiner Mutter Erdäppel
Reib i nit.

Weil uns 's Bier gar so schmeckt,
Und das Geld a no kleckt,
Weil das Bier halt noch Fam (Schaum),
Geh'n mer nit ham.

Wenn das Bier nimmer schmeckt,
Und das Geld a nit kleckt,
Und das Bier halt nit Fam,
After[1]) gehn' mer ham.

I und mei Voter,
Mei Voter und i,
I kenn mein Votern,
Mei Voter kennt mi.

I und mei junges Weib
Können gut tanza,
Sie mit'n Bettlsack
I mit'n Ranza.

I und mei altes Weib,
Wir leben nit übel;
Sie verkauft d' Schuh und d' Strümpf,
I meine Stiefel.

Sie geht in d' Stadt hinein,
I bleib halt draußen;
Was sie derbetteln thut,
Thu i versaufen.

Was sich liebt, das neckt sich:

Dort ommat am Himmel,
Dort leuchten zwa Stern,
Mei Bua, der greift aufi,
Weil er G'freiter will wern.

I hab a schöns Dirnl,
Das kann ka Mensch glauben;
Es tröppelt ihr d' Nasen,
Und rinnen ihr d' Augen.

Mei Schatz ist a Müllner,
A lustiges Bürschl,
Er hat a Paar Wadeln
Wie d' Kreuzerwürsteln.[2])

Der Hansl vorn Thor
Hat krauslata Haar,
Kan fiedeln und geigen
Und Haberstroh schneiden.

Zwa schneeweiße Täubla
Haben blaue Flügel;
Mei Schatz ist a zorniger
Pumpernigel.

Schaut's mir den Schlanggl an,
Wie er dort sitzt,
Gebt ihm a Wurscht in d' Hand,
O er's denn isst.

Der Wald ist so finster,
Das macht das Holz;
Mei Dirnl ist harb auf mi,
Das macht der Stolz.

Wenn i a finster schau,
Harb bin i nit,
Das ist schon mei alter Brauch
waßt es denn nit?[3])

Die bäurischen Madlan,
Die mân, sie sein fein;
Sie drahn die Haar
Mit der Mistgabel ein.

D' Iglauer Burschen,
Die mân, sie sein schön,
Sie thun a wengg schickeln,[4])
Und kraschinggat[5]) geh'n.

Die Blatter sein grün,
Die Rosen sein roth;
D' bäurischen Madlan
Sein gut für die Noth.

In Iglau wenns läuten,
Da läuten's Mittag;
D' Iglauer Burschen,
Laufen der Brotsuppen nach.

Die bäurischen Madlan,
Sein voller Spitzen;
Gehen in das Wirtshaus
Vor'n Ofen sitzen.

Zwa Gröschla, zwa Kreuzer,
Zwa harte Thaler;
D' Iglauer Burschen
Sein rechte Prahler.

---

[1]) In einzelnen Dörfern = dann. [2]) Verwandt damit ist ein Salzburgisches Schnaderhüpfel. Die ersten zwei Zeilen heißen dort: Mei «Schatz ist a Schneida, ist gar a schens Bürschl. . .» Süß, Salzburger Volkslieder S. 184. [3]) Ähnlich bei Greinz-Kapferer, Tiroler Volkslieder 2. Folge S. 26. [4]) Schielen. [5]) Schiefbeinig.

Auf 'n Waldhof[1]) sein's ganga,
Dort haben sie prahlt,
A Halbe Bier trunka,
Und die nit bezahlt.

Die Flecken[2]) haben's gesse,
Die haben ihnen g'schmeckt,
Wie 's ist zum Zahlen kommen,
Haben's d' Madla an'gredt.[3])

Wenns Mittag läuten,
Da wackelt der Thurm;
Die bäurischen Madlan,
Sein lauter Figur'n

Die Iglauer Burschen,
Die hoben die Sechser draht,
Sie haben a Paar Hosen,
Mi die machens Parad.

Wenn alle Birn zeitig wern,
Die Winterbirn nit,
Wenn alle Madla Burschen kriegen,
D' bäurischen nit.

Itzt hat aner g'sunga,
Ös habt's ihn ja g'hört,
Mei Vater sei Öchsla
Hat grad' a so g'röhrt.[4])

Itzt hat aner g'sungen.
Hat 's Maul aufg'rissen,
Der Spatz im Vorbeifliegen
Hat ihm einig'sch . . . .

Wenn die Burschen einander necken, so sind die Vierzeiligen wohl manchmal die Vorläufer einer Rauferei:

Dort ommat am Bergl,
Wo der Wein abi rinnt,
Ka größers Bagaschi,
Als Tuchmacher sind.[5])

Rossteichler[6]) riegelt's enk,
D' Schwarzviertler[6]) prügeln enk,
Nehmen enk d' Menscher wegg,
Hauen enk in Dreck.

Da sollte man wohl beherzigen:

Um an Streit zu verhüten,
Und z' geben a Ruh,
Ist 's Beste, man red't nix
Und d' andern hearen zu.

Bäuerliche Lebensansichten, Witz und Kritik, Spott und Hohn:

A wengl lang, a wengl kurz,
A wengl umakugeln auf der Bank,
A Stückl Fleisch und a Drämml Wurscht,
A Krügl Bier ist für'n Durscht.

Bei uns dahuem
Ist a so der Brauch,
In der Fruh a Suppen,
Und z' Mittag a Kraut.

Hopp mei Schimmel, hopp mei Braun,
Morgen werd'mer Haber bau'n,
Wenn der Schimmel nimmer will,
Haut man'n mit'n Peitschenstiel.

S., C., H. schneid di nit,
'S Messer ist g'wetzt,
Der Pudel, der beißt di nit,
Wannst ihn nit hetzt.[7])

Und a schneeweiße Gans
Und a schwarzaugat's Mensch
Und a Beutl voll Geld
Ist a Leben auf der Velt.

Was kla ist, ist herzig,
So haßt's in der Red;
Unsre Semmel sei g'wiss kla,
Aber herzig sein's net.

---

[1]) Dörfchen in der Nähe von Iglau. [2]) Eine Art Kuchen, auch nach dem Slawischen Kolatschen genannt. Von kolo = Rad, Scheibe. [3]) Damit diese zahlen sollten. [4]) Röhren = weinen, brüllen. Vgl. «der Hirsch röhrt». [5]) Tuchmacher betheiligen sich oft an der bäurischen Musik. Dieselbe Einleitung bereits oben S. 7. [6]) Rossteichler und Schwarzviertler sind die Bewohner zweier Vororte Iglaus. [7]) Ein Salzburgisches Schnaderhüpfel hat dieselbe Einleitung, aber anderen Sinn. Süß. Salzburger Volkslieder S. 189.

S, C, H schneidt di nit,
G'schnitten is bald,
I wea dia dein Wundt'n hoal'n
Mitt'n im Wald.

Mei Vater hat's außikriegt,
Bei der letzten Conferenz,
Dass d' Frösch kane Haar nit hab'n
Und a kane Schwänz.

Heiraten, Heiraten, Kindergeschrei,
G'vatterbitten, Windelwaschen —
Lauter Bettlerei,
G'vatter Bitten . . .

Heiraten, Heiraten, Umgekehrt,
Mir ist vor lauter Ledigbleiben
Der Hals ausg'speart,[1])
Mir ist vor lauter . . .

Heiraten, Heiraten, Gott, beileib,
I will lieber ledig bleib'n,
Brauch ka Weib.
Will lieber . . .

Vor der Hochzeit da gibts Kolatschen,
Nach der Hochzeit da fliegen d' Watschen,
Vor der Hochzeit: mein süßer Engel,
Nach der Hochzeit: verfluchter Bengel.

Der Hansl und d' Resl,
Sei kreuzbrave Leut',
Der Hansl ist närrisch,
Und d' Resl nit g'scheid.[2])

D' Musikanten sei brave Leut',
Wenn man «zu Trinken» schreit.
Wenn man vom Spielen was sagt,
Da sein sie verzagt.[3])

Alter Bauer, junger Bauer,
Aner wie der ander;
Wenn sie sollen in Stadl gehen,
Schaut aner auf den andern.

I und mei Weiberl
Wir haben sich recht gern;
Und wir können alle zwa
Vor Dummheit nit sterb'n.

D' Maurer und d' Zimmerleut,
Die sein rechte Lumpen;
Wenn sie ihr Geld versoffen haben,
Geh'n sie zu der Pumpen.

Die bucklig sein, die bucklig sein,
Die tanzen nach der Seiten,
Nimm dir nur ka buckligs Weib,
Schäm di vor den Leuten.

Malz und Hopfen zu nehmen,
Ist dem Brauer zu dumm,
Sie nehmen Stroh von Gerste,
Und rühr'n mit'n Hopfenstock um.

«Ehret die Frauen»
Sagt Schiller sehr fein,
Aber der muss noch nit
Auf d' Fischbänk[4]) g'wesen sein.

Geh, Bauer, steh auf,
Und fütt're dei' Schimmel
Und prügle dei Alte,
Sonst kommst nit in Himmel.

Linz ist a Stadtl
Und Wien ist a Stadt;
In Linz fressen's Bratl
Und in Wien den Salat![5])

Wenn der Bauer Kirweih hat,
Da kommen d' Burger g'loffen;
Der Bauer isst das gute Fleisch
Und d' Burger kriegen d' Knochen.

«Wer sauft», sagt der Pfarrer,
«Kommt in d' Höll durch den Wein».
Da muss halt die Höll
Drunt' im Pfarrkeller sein.

Mei Schwester spielt Zither,
Mei Bruder Klarinett;
Mei Voter prügelt d' Mutter,
Dös ist a Quartett.

Dort ommat am Bergl,
Dort steht a roths Haus,
Dort schauen drei Madlan
Beim Fenster heraus.

Die ane ist kroppat,
Die andere schoppat,[6])
Die dritte hat lange Zehnd,
O sapperment.

---

[1]) Ausgetrocknet. [2]) Ähnlich L. v. Hörmann, Schnaderhüpfeln aus den Alpen, 3. Aufl. S. 364 (Salzburg). Statt «Hansl» und «Resl» steht dort «Väter» und «Muatter». [3]) Verwandtes Motiv bei Süß, Salzburger Volkslieder, S. 210.

Zimmaleut sand guatö Leut,
Wånn ma's zan Ess'n schreit;
Wånn ma oo dar Arbat sågt,
San's glei vazågt.

[4]) «Fischbänke» sind der Markt, da die Fischbänke früher, als noch die Fischwirtschaft hier wie im südlichen Böhmen im Ausgange des Mittelalters schwungvoll betrieben wurde, alle übrigen Buden und Bänke des Marktes in Schatten stellten. [5]) Eingewandert. [6]) Mit großem Schopf oder Haarputz.

I bin a Musikant
Und du a Tanzer
Und i a halber Narr
Und du a ganzer.

Sechs mal sechs sind 36
Ist der Mann noch so fleißig,
Ist das Weib so liederlich,
So geht die Wirtschaft hinter sich.[1])

Gott Vater im Himmel,
Muss selber lachen,
Was die Leut' auf der Welt
Für an Spektakel machen.

Und nun ist Zeit zu schließen:

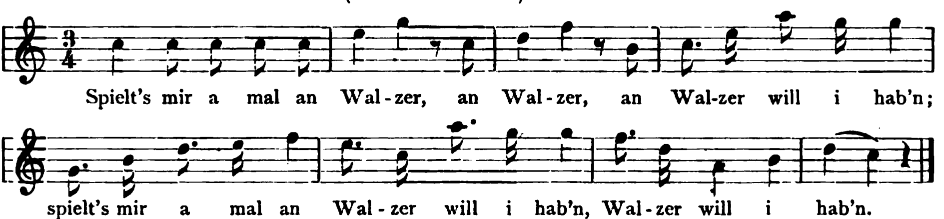
Das Lied hab i g'sunga,
Das Lied ist nun aus;
Was huppt ist a Krot,
Was lauft ist a Maus.

'S Liedl ist g'sunga, 's Liedl ist aus,
'S Dirnl huppt beim Rauchfang heraus,
Und der Bua schaut ihr zur,
Der hat g'lacht gnur.[2])

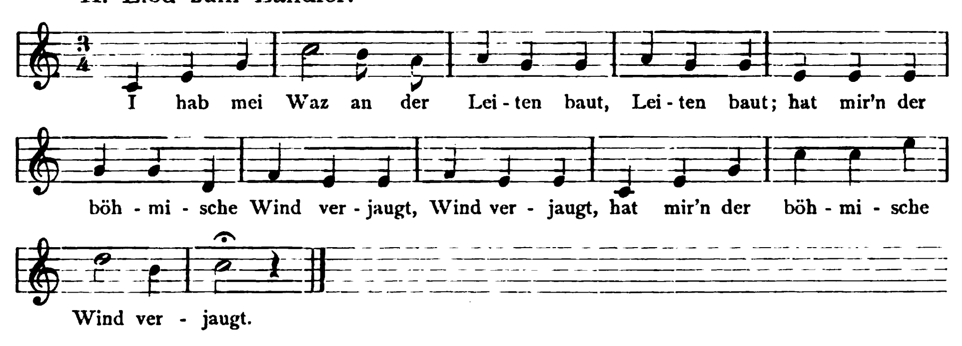
Und hiemit schließe auch ich diese kleine Sammlung von Schnaderhüpfeln, die noch leicht verdoppelt oder verdreifacht werden könnte.

Vielleicht interessiert es einige Leser, einige von den Melodien kennen zu lernen, die auf dem Tanzboden erklingen. Soweit ich die Sache verstehe, sind sie nicht durchaus originell und zeichnen sich nur durch Einfachheit aus. Schrille Töne sind dem bäurerlichen Ohre nicht unangenehm, denn der Bauer verlangt von der Musik nur den Takt zum Tanze.

I. Lied zum Walzer (Neudeutschen).
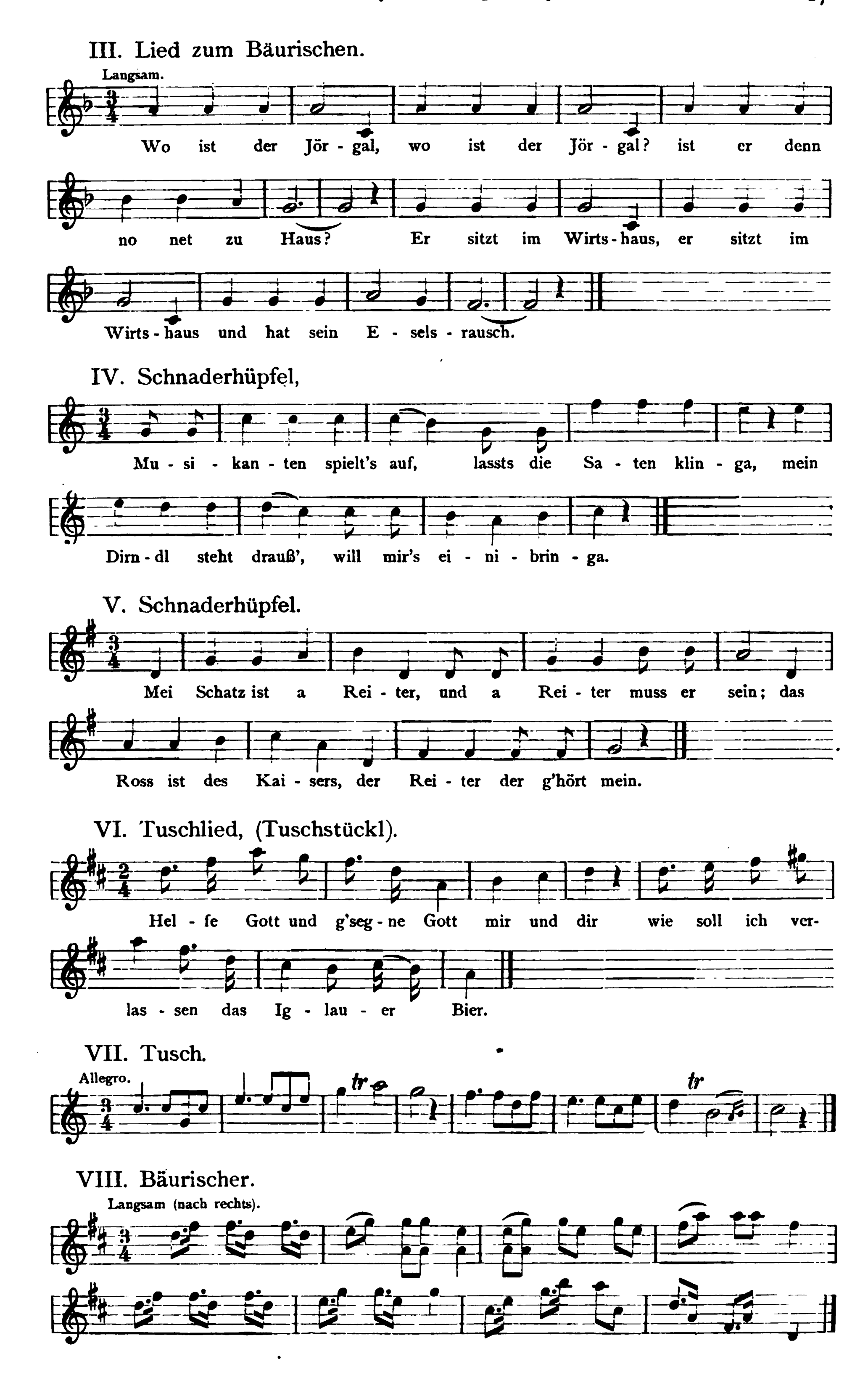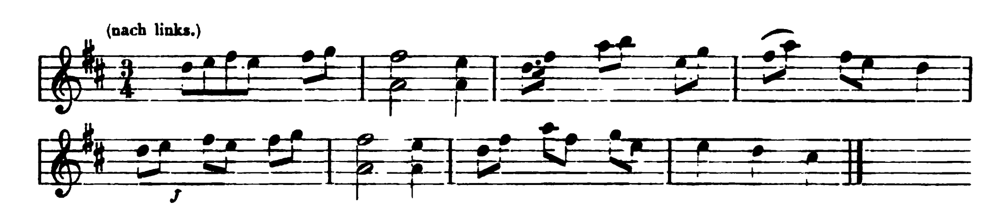


II. Lied zum Landler.
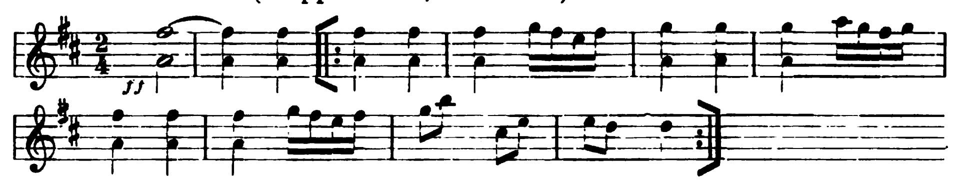


[1]) Einem Kinderspruche nachgebildet. [2]) Das tirolische Schlusschnaderhüpfel lautet mit einem Seitenhieb auf die Schneider:

Das Liedl ist g'sunga,
Und 's G'satzl ist aus,
Der Schneider ist g'sprunga
Beim Schlüsselloch 'naus.


III. Lied zum Bäurischen.
Langsam.
Wo ist der Jör - gal, wo ist der Jör - gal? ist er denn no net zu Haus? Er sitzt im Wirts - haus, er sitzt im Wirts - haus und hat sein E - sels - rausch.
IV. Schnaderhüpfel,
Mu - si - kan - ten spielt's auf, lassts die Sa - ten klin - ga, mein Dirn - dl steht drauß', will mir's ei - ni - brin - ga.
V. Schnaderhüpfel.
Mei Schatz ist a Rei - ter, und a Rei - ter muss er sein; das Ross ist des Kai - sers, der Rei - ter der g'hört mein.
VI. Tuschlied, (Tuschstückl).
Hel - fe Gott und g'seg - ne Gott mir und dir wie soll ich ver - las - sen das Ig - lau - er Bier.
VII. Tusch.
Allegro.
tr
tr
VIII. Bäurischer.
Langsam (nach rechts).



IX. Aufhauer (Hupperischer, Hatschóh)



Niederösterreichische Märchen.

Mitgetheilt von Lehrer J. R. Bünker, Ödenburg.

IX.[1]

Ta' Prinz Edewa't unt ti Prinzessin Käarolin!

As wäan zwäa Këinich, tëi wäan äañ tëiñ ända'n faiñt. Åana' hät an Prinz'n g'häpt mit siewa'zëija' Jäa' und tea' hät Edewa't g'häaß'n. Unt ta' ändri' hät a Prinzessin g'häpt, tëi hät Käarolin' g'häaß'n. Ta' Këinich hät äwa' in Prinz'n Edewa't ällwal aufea'pout'n,[2]) ea' tea'f ni't aini in tëis Länt va' tëin' ända'n Këinich. «Ounihiñ, wëinnst tu hiñ räasatst tat a' tia' taiñ Lëib'm nëimma'.» Zwäa Jäa' hät a' saiñ Vätta'n g'fuligt,[3]) in Këinich, unt is' ni't hiñg'räast. 's tritti' Jäa' sägt a': «Vätta', i' läß tëis Mad'l ni't', tëi Prinzessin.» Tä' läßt 'n ta' Këinich zëija taus'nt Männ Suldät'n z'sämmkëimma', tëi mëiß'n mit eam mit, taß eam ta' ändari Këinich niks auñhäb'm kauñ. Wia s' a'f ta' Grenz saiñ, schäfft a' s' fua't, häb'm mëiß'n z' Haus gaiñ 's ganzi Müllitea'.

Is' ea selwa' alläañ in tëin Këinich saiñ Städt g'ritt'n. Ea' rait't glai' via' saina' Pua'gt va'pai wëig'n teara' Prinzessin. Åwa'g'schaut hät si ni't, unt aini z'rait'n hät ea' si' ni't 'traut, wëig'n in Faiñt.

In ta' Pua'gtgäss'n is' a gräß's Hea'schäftswia'tshaus g'wëin, tua't hät a' aiñg'kea't. Eä' is' a päa'mäl späzia'n g'gänga' tëiñ Täch hiñ unt hea', ea' hät s' hält ni't z'seg'n kriagt. In ända'n Täch hät eam ta' Hausknecht in Schimm'l g'sätt'lt, hät si' wied'rum aufg'sëitzt in ta' Fria. Ea' rait't wied'rum in ta' Pua'gtgäss'n trai-, via'mäl hiñ' unt hea', hät 'n ni't amäl wea' auñg'schaut. Is' a' z' Haus g'ritt'n unt in saiñ Qua'tia' za tëiñ Wia't. In tritt'n Täch läßt a' si' wied'rum saiñ Schimm'l sätt'ln van Hausknecht. Rait't a' wied'rum auf unt ä' trai-, via'mäl, is' hält wied'rum niks zan seg'n g'wëin, nit amäl wea' auñg'schaut hät 'n. Ea' rait't in tëis Wia'tshaus aini, frägt in Wia't, wäs a' schuldich is'. Sou hät a' eam t' Rechnung, wäs a' eam g'gëib'm hät, trai toupp'lt triwa'zählt[4]).

---

[1]) Vergl. diese Zeitschr. III. S. 90 und S. 217. [2]) gewarnt. [3]) gefolgt. [4]) dreifach überzahlt.

In Hausknecht'n hät a finf Tuggät'n g'schëinkt unt um zwäa Nämmittäch is' a wëikg'ritt'n unt hät si' empfëhlt van Wia't'n. Räast va' da' Städt außi. Traußt väa' ta' Städt is' a gräßi Häad g'wëin. Tä saiñ traihunda't Schouf t'rauf g'wëin, tëi häb'm in Këinich g'hea't, unt äañ‿äañzicha' Hälta' tapai. Unt nëib'm wäa' a gräßa' Wält unt wäa' a va'wuntschanas G'schlouß traiñ. Tä hät käañ Mëinsch ni't aini tea'ff'n unt käañ Schouf ni't, is' valüa'n g'wëin.

Ea' rait't tëiñ Hälta' zui. Ea' sägt: «Tu, wëiñ g'hea'n tëi Schouf?»

«In Këinich», sägt ta' Hälta'.

«Wou häpt 's tëin ëinka'n Ställ fia' tëi Schouf?»

«Tä glai' hearauß außa' ta' Städt is' a gräßa' Mäa'houf[1]), tä saiñ t' Stall unt tua't is' ta' Schäffa' traiñ, tea' hät a Waiw unt trai Techta'. Ti ea'schti häaßt Res'l, tëi is' recht schwäa'z, hät a koulmati Näs'n;[2]) ti zwaiti häaßt Lis'l, tëi hät plouñti Häa' unt a g'spitzti Näs'n; ti tritti häaßt Souff'i[3]) unt tëi hät räti Häa'».

«Guit, maiñ Fraiñt«, hät ta' Prinz g'sägt, «i' tänk ta', taßt ma' täs explazia't häst. Ziach tu taiñ G'wändt aus pis a'f t' Laiñwëisch unt i' ziach mi' a' aus. Mia' tausch'n mitanändt G'wänd't».

«Jä unt wëin i' tëis G'wändt häb', sägt ta' Knecht, «wou geh' i' tëiñ hiñ tamit, i' kauñ 's jä ni't praucha'».

«I' gip tia' maiñ Rouß tazui unt gip tiä' äamälhunda't-traißichtausn't Guld'n, taß t' niks äa'wat'n prauchst mea'».

Ea' zöllt 'n glai' tëis Gëlt auf. Hiatz hät a' si' auszoug'n glai', ta' Hälta', hät si' äls Prinz auñzoug'n, unt ta' Prinz äls Hälta'. Peväa' ta' Hälta' fua't is', hät á' 's eam äwa' z' wiss'n g'mächt, täß saiñ Stual in da' Mitt' steht pan Tisch', unt in Ställ hät a' saiñ Pëitt glai'. Unt a'f tëin Poud'n is' a' glai' 's Fuida' fia' t' Schouf zan fiada'n unt ta' Prunn mit 'n Wässa' steht in mitt'n Houf. Mit tëiñ‿nëimma' s' Åpschitt älli zwäa. Täs va'wuntschani G'schlouß hät a' va'gëiss'n em, in Prinz'n z'säg'n. Ea' is' in t' Städt aiñg'ritt'n und hät guit g'lëipt trinna'. Ta' Prinz hät äwa' saiñ Hia'schfänga' pan eam g'hält'n, tëin hät a' eam ni't g'gëib'm.

A'f t' Nächt traipt a' z' Haus mit saini Schouf. T' Schouf saiñ' eh' g'schaitta' g'wëin, wia‿r‿ea', wal s' 'n Wëich g'wisst häb'm z' Haus unt außi'.

In Houf steht t' Res'l. Sägt a: «Geh', hülf ma' a Hai äwa'weaf'n!»

Si staigt am Poud'n unt wia'ft 'n sou vüll äwa', wäs[4]) a' glai' praucht. Si hü'lft 'n fiada'n unt wassa'n[5]) glai' a'.

Sägt s': «Hans'l, tu wiast jä hiatz völli[6]) sauwa'».[7]) (Jä, wal 's ta' Hans'l ni't g'wëin is'.)

«Jä, i' lich[8]) jä ällwal unta' t' Pam in Schätt'n, tä prëinnt mi' t' Sunn' ni't gäa' a sou ä'».

Wia 's zan Ëiss'n is' g'këim', hät a' si' a'f saiñ Stual g'sëitzt, wou ta' änd'ri is' g'sëiss'n. Pringa' a Schiß'l Knëid'l unt in a‿r‿a Raiñ a 'tinstas schëipsa'nas[9]) Flaisch. Nou, ea' hät si' äwa' nia' äañ Knëid'l

[1]) Meierhof. [2]) kolbenförmige Nase, Stumpfnäschen. [3]) Sofie. [4]) als. [5]) tränken (die Schafe). [6] völlig, fast. [7]) hübsch. [8]) ich liege. [9]) schöpsernes.

g'noumma' unt hăt g'gëissen unt hăt si' a Săs[1]) t'rauf van schëîpsa'na' Flaisch. Unt nimmpt si' a Stickl Schoufflaisch außa' a'f saiñ Tëlla' unt ißt 's.

«Jă», săg'n ti Techta', «ăllimăl hăst tu trai, via' Knëid'l g'gëiss'n unt haiñt ißt tu nia' ăañ's?» (Tea' hăt hălt ni't mea' ëiss'n kinna'.)

«Jă fraili'», săgt a', «i' hauñ mi' a'f ta' Hălt haiñt auñg'gëiss'n unt tafia' kauñ‿i' haiñt ni't sou vüll Knëid'l ëiss'n».

Sëiks Woucha' hăt a' 's sou mitg'măcht unt hăt austrieb'm. In ta' siemt'n Woucha' kimmpt a' in tëin Wălt aini unt za tëiñ G'schlouß. Ea' geht pan Haus aini, ouff'n wăa' 's. Wia‿r‿a' ainigeht, linka' Sait'n wăa' a Stăll, wăa'n trai Rouß traiñ, stăaña'ni: a Răpp', a Fuks unt a Schimm'l. Nëib'm geht a Stiag'n aufi, is' a' auffig'gănga' in 's Gepai. Ea' măcht oub'm a Tia' auf, is' a Kuch'l tă unt 's G'schia' ăllas va' Stăañ. Ta' Kouch steht nëib'm in Hea't, is' va' Stăañ unt hăt an stăaña'na' Kou'-lëiff'l in ta' Hănt unt ti Mëintscha'[2]) a ălli va' Stăañ, staiñga' pa' t' stăaña'na' Å'wăschschaff'l ouda pan Å'schrăttna'.[3]) Năchtëim is' a' in 's Zimma' ainig'gănga', wou ta' Spaissăl wăa' glai' nëib'm. Tua't sitz'n trai Hea'n unt limml'n[4]) si' sou auf, saiñ a' va' Stăañ g'wëin. T' Aiñrichting unt ăllas wăa' Stăañ, wăs traiñ g'wëin is', Tucha't[5]) unt Pulsta', ăllas Stăañ. Sou hăt a' si' umg'kea't unt is' ăwig'gănga'.

Hintaus is' ăwa' a schaina' ëinglischa' Găa't'n g'wëin zan Spăzia'n-gaiñ. Geht in tëiñ Găa't'n aini unt geht auf unt ă'. Sou hëinkt a sou a Pam, tea' hăt si' gănz ăwa'g'schunga', unt lauta' guldichi Rous'n t'rauf. Ea' pricht si' glai' an‿Ast'l ă', wou glai' finf, sëiks t'rauf g'wëin saiñ unt Poutzna'[6])‿r‿a' unt ăls va' lëidi' Gult. Wia‿r‿a' 's ă'proucha' hăt g'hăpt, steht schouñ a Gaist nëib'm saina' mit an Schwea't.

«Perait't tu ti', Jingling, tu hăst mia' maiñ Guit peraupt!» săgt ta' Gaist unt mit 'n Sew'l hăt a' aufg'rieb'm schouñ.

Sou făllt tea' a'f saini Knia nieda' glai', tea' Hălta' unt pitt't um a Văda'unsa'. In pëist'n Pett'n, wia‿r‿a' wăa', hăt si' ta' Gaist um'trat g'hăpt a piss'l. Ea' zuckt glai' saiñ Hia'schfănga' unt sticht 'n Gaist hint' aini pan Pugg'l unt văa'n außa' unt is' ta' Gaist va'schwundt'n, unt g'seg'n unt mimma' hăt a' 'n.

Ea' nimmpt saini gulding'a Rous'n unt geht za saini Schouf außi. A'f t' Năcht hăt a' hăam'trieb'm. Făa't ti Prinzessin spăzia'n, wal 's kial wăa', tă' hăt a' s' 's ea'schtimăl g'seg'n.

«Tu», săgt s', «kimm' za mia' in maiñ Qua'tia', i' kat ta' taiñ Rous'n ă'».

Ea' săgt: «Jă, i' wia' këimma!»

«Ea' kimmpt z' Haus, tuit saini Schouf in Stăll. Tëi hăt'n wied'rum fiada'n unt wassa'n g'hulf'n t' Res'l. Tëi is' ăllwal pan eam 'plieb'm.

«Gip mia' tëi Rous'n», săgt s', «Hans'l!»

«I' kauñ ta' s' ni't gëib'm, si g'hea'n ta' Prinzessin.»

Năch 'n Ëiss'n hăt a' s' iă' hiñ'trăg'n, ta' Prinzessin.

«Wăs koust't tëiñ taiñ Rous'n?» săgt si, wia'‿r‿a' tua't wăa'.

---

[1]) Sauce. [2]) Mädchen, Dienstboten. [3]) Abschroten. [4]) lümmeln. [5]) Tuchent, großer Federpolster. [6]) Knospen.

«Tëi Rous'n koust't gäa' niks, i' gip tia' s' umasunst.» Täs wäa' ia' aufentfäll'n, tass a' «tu» hät g'sägt zan ia'.

Si tëinkt si' in ia'n Getänka': «Tu pist tea' Hälta'-Hansl ni't.»

Unt in ända'n Täch hät a wied'rum austrieb'm. Ea' geht äwa' z' Mittäch schnua'g'räd in saiñ G'schlouß aini. Sou steht a gräßäa'ticha' Pam äls Nag'lstouck tä. Ea' pricht si' glai' a recht's Nast'l ä' tavouñ, steht wied'rum a Gaist nëib'm eam mit an Schwea't.

Ea' sägt: «Jingling, perait' tu ti', tu häst mia' maiñ Guit peraupt.»

Ea' fällt a'f ti Knia nieda' unt pet't. Ta' Gaist hät si' va'drat unt schaut um, unt ea' zuckt wied'rum saiñ Hia'schfänga', unt steßt 'n in Pug'l aini. Nimmpt si' saiñ guldingas Nast'l unt geht wied'rum häamtraib'm. Sou fäa't wied'rum ti Prinzessin späzia'n.

Sou rëid't s' wiedr'um äwa' a'f eam unt sägt: «Pring' ma' 's, i' kaf ta' 's ä'».

Näch 'n Eiss'n is' a wied'rum zan ia' g'gänga'.

«Wäs va'längst tëiñ fia' taini schaiñ Nag'l?» frägt 'n t' Prinzessin wia‿r‿a tua't wäa'.

«Tëi koust'n fia' t' niks!»

Si hät s' g'nomma' unt ea' is' fua't.

Tëi trai Techta' säg'n: «Väda' unt Muida', tëis is' unsa' älta' Hans'l ni't. Hiatz geht tea' schouñ zwäamäl za da' Prinzessin, tä muß wäs t'runta' saiñ», säg'n s'.

Ea' hät mit sëi niks ta'glaich'n tauñ. Sëi hett'n in gea'n g'häpt, ea' hat s' äwa' ni't praucha' kinna'.

In tritt'n Täch traipt a' aus wied'rum in da Fria. Um Mittäch, geht a' wied'rum in tëis G'schlouß aini unt schnua'gräd in Gäat'n hintri. Hiatz is' a Pam tä mit lauta' Ritta'späa'n, guldichi. Ea' pricht si' glai' a Trumm ä', a sou a Nast'l. Wia‿r‿a' 's hät ä'proucha', wäa' schouñ wied'rum a Gaist tä.

«Jingling, perait' ti', tu häst mia' maiñ Guit peraupt!»

Ea' fällt a'f ti Knia nieda' unt hëipt zan pet'n auñ. Ta' Gaist va'drat si' wied'rum, unt ea' nimmpt saiñ Hia'schfänga' unt sticht 'n z'sämm 'n Gaist. A'f tëis gëinga' trai Käarnouñ läs in ta' Pua'gt unt ällas wäa' talest. Ta' Kouch hät 'koucht unt t' Madl'n häb'm eam zuig'schrät't, ta' Tisch wäa' vulla' Waiñ unt tëi trai Gaista', tëi nëimma' 'n pa da' Hand unt fia'n ihn aini za da' Täf'l. Ta' lëitzti Gaist wäa' ta' Këinich selwa' unt ti ea'scht'n zwäa saini Sin, ti Prinz'n unt ti ända'n trai, tëi wäs g'limm'lt saiñ, saini Minista'. Ålli saiñ s' schouñ va'wuntsch'n g'wëin finfhunda't Jäa'.

Unt ta' Këinich sägt zan eam: «Ållas, wäs tä is', g'hea't taiñ, unt mia' wull'n taini Tinna' saiñ».

Häb'm ihn in Ställ äwi, unt tä saiñ tëi trai Rouß schouñ lewëintich g'wëin. Tëi g'hea'n älli trai saiñ. «Tëi gëinga' a' in ta' Luft unt ni't a'f ta' Ea't alläañ», häb'm s' eam g'sägt. Häb'm ihn in t' Schätzkämma' g'fia't. Tua't saiñ trai Pëiding'l mit Gëlt g'lëig'n: Gult, Silwa', Kupfa' unt a'f ta' Maua' is' tëis Ritta'g'wänt zan a‿r‿an iad'n Rouß extra

g'măcht g'wēin. Tēis ghea't a' saiñ, hăb'm s' g'săgt. Ea' hăt g'gēiss'n unt trunga' pa sēi in ta' Pua'gt. Năchträglich hăt a' g'săgt: «Hiatz ta'wal prauch i' niks. Lēipt's wuhl ta'wal!»

Wia‿r‿a' hăamtrieb'm hăt ghăpt, kimmpt ti Prinzessin spăzia'n wied'rum. Si rēid't ăwa' zan eam unt săgt: «Pring' za' mia' tēin schaiñ Ritta'spăa'n, i' kaf' ta' 'n ă'.»

Năch 'n Ēiss'n is' a' hiñg'gănga' mit tēiñ Săcha', sou săgt si, wăs a' va'lăngt tafia'.

Sou săgt a': «I' va'lăng' ma' ni't mea', ăls tu kimmpst za mia' schlăffa'.»

Săgt s': «Guit i' kimm' za tia' um ēlfi pa da' Năcht.»

Si is' ăwa' um ăañs kēimma' pa da' Năcht. Ea' hăt ăwa' schouñ g'schlăffa'. Hiatz hăt s' 'n aufg'hüllt,[1]) 'n Koutz'n wēikka'.[2]) Hiatz hăt a' a fainari Laiñwēisch g'hăpt wia si selwa'. Hiatz hăt s' a Touppl-pistol'n[3]) g'hăpt, hăt s' glai' t' Hauñ auf'trat.[4]) Si hălt't 'n s' a'f ti Prust auñ unt sou wēickt s' 'n mit ăana' Hănt auf.

«Wea' pist tu?» hăt s' g'săgt.

«Ta' Prinz Edawa't va' tēiñ Kēinich, wou taiñ Văda' eam faiñt is'.»

Si raicht eam glai' t' Hănt unt sēitzt si' a'f saiñ Pēitt unt hăb'm a păa' Stunt tischgaria't mit anănda'. Taß a' tēis G'schlouß traußt ta'lest hăt, hăt a' ia' ta'zöllt.

«Guit», săgt si, «i' wia' an Krănz flecht'n, tă wea'n ălli Fia'scht'n unt Grăf'n z'sămmkēimma' unt tu a'. Tēiñ wiar‿i' va' da' Åltăna' ăwa'wea'f'n. Tea' mia' tēiñ Krănz mit 'n Schwe'at făngt unt mia' 'n in Åa'm wia'ft, tēiñ nimm i'.»

Hăb'm ăañ tēiñ ănda'n t' Hănt g'gēib'm unt saiñ ausanant g'gănga'.

In ănda'n Tăch is' a' hiñ'kēimma', wăa'n schouñ ălli panănda'. In Schimm'l hăt a' g'sătt'lt g'hăpt. Wia'‿r‿a' hiñkēimma' is', wia'ft si tēiñ Krănz ăwa'. Hăt 'n ăwa' kăañ‿ănd'ra' ni't g'făngt wia‿r‿ea'. Unt ea' hăt 'n wied'rum aufig'schupft. Is' fua't in saiñ Pua'gt. Tu'at hăt a' si' ăls Hălta' wied'rum auñg'lēigt unt is' wied'rum za saini Schouf g'gănga'. A'f t' Năcht hăt a' hăamtrieb'm unt hăt g'fiadta't unt g'wassa't saini Schouf. Ti Prinzessin is' a' flaißi' in ta' Năcht zan eam 'kēimma' va' tēiñ Tăch auñ.

In zwait'n Tăch is' a' mit 'n Fuks'n 'kēimma. Ea' selwa' wăa' lēidi' Gult unt hăt guiti Stăana' af eam g'hăpt. Ea' kimmpt hiñ, unt si wia'ft eam wied'rum tēiñ Krănz ăwa', unt ea' făngt'n wied'rum unt schmaißt ia' 'n aufi wied'rum in Åa'm.

Is' in saiñ Pua'gt, hăt si' umazoug'n unt wiedrum ăls Hălta' auñ-zoug'n. A'f t' Năcht hăt a' wied'rum z' Haus trieb'm.

Tēi Fia'scht'n unt Grăf'n săg'n ăwa' zan Kēinich, tēis muiß a pesa' Gaist saiñ.

Săgt ta' Kēinich: «Tăs tēink i' mia' selwa' a', wal ma' 'n nin-da'scht nit g'siacht, wou‿r‿a' hiñkimmpt. Măaring stēll i' mia' taus'nt Mănn mit 'n g'lad'nt'n G'wea' auf, unt tēi mēiß'n năch eam schuiß'n. Is'

---

[1]) aufgehüllt, aufgedeckt. [2]) den Kotzen (Pferdedecke) hinweggenommen. [3]) eine doppelläufige Pistole. [4]) die Hähne aufgedreht, gespannt.

a'‿r‿a Gaist, kaun̄ ma' eam nit' schăd'n, is' a' ăwa' a Mĕintsch, sou wia't a' ta'schouss'n wea'n.»

In tritt'n Tăch kimmpt a' mit 'n Răpp'n. Si wia'ft eam in Krănz wied'rum zui, unt ea' hăt 'n g'făngt unt wiă'ft ia' 'n wied'rum in Åa'm aufi.

Wia'‿r‿a' fua'twüll, hăb'm s' hinta' eam unt văa' eam z'glaich ă'g'faija't. Sou hăt 'n ăwa' an ăan̄zicha' Mănn in t' Fea'sch'n trouffa'.

Ea' hăt si' wied'rum ăls Hălta' aun̄g'lĕigt unt hăt traußt in G'schlouß g'gĕiss'n unt 'trunga. A'f t' Năcht hăt a' saini Schouf wied'rum hăam-'trieb'm unt hăt s' g'fiadta't unt g'wassa't.

Wia‿r‿ăll's wied'rum g'schlăffa' hăt, is' ti Prinzessin wied'rum zan eam 'kĕimma'. Si hăt 'n glai' g'frăgt, ouw 'n wăs g'scheg'n is'.

Săgt a': «Jă!» Åwa' sain̄ Fuiß wăa' schoun̄ va'pundt'n.

«Nou,» săgt s': «Wal ta' nia' ni't mea' is' g'scheg'n. I' hăb' ma' tĕinkt, si wea'n ti' pĕissa' schĕidinga'.» [1])

Sou săgt ea': «Săg' tu za tain̄ Văda'n, tea'jĕinichi wia't măaring ea'schaina' unt wia't ti' va'lănga'.»

Si raicha' ăan̄ tĕin ănda'n t' Hănd unt si geht in ia' Pua'gt wied'rum.

Si săgt in ănda'n Tăch zan Kĕinich: «Văda', es wia't tea' hain̄t kĕimma' unt wia't mi va'lănga'.»

Richti', tĕin Tăch is' a' in t' Pua'gt, hăt a' nit' aus'trieb'm. Ea' lĕigt si' glai' aun̄ ăls Ritta' unt saini Lait' sătt'ln eam in Schimm'l. Ea' rait't in ti Pua'gt aini unt staigt ă'. Geht aufi zan ia'n Văda'n unt si wăa' schoun̄ nĕib'm. Auszaichninga' hăt a' ăls Ritta' mea' g'hăpt' wia' ta' Kĕinich selwa': guldingi Kraiz unt Stea'n unt Krouna' unt ăllas.

«Wea' sain̄ tĕin̄ sĕi?» săgt ta' Kĕinich.

«Ta' Prinz Edawa't va' tĕin̄ Kĕinich, tea eana' fain̄t is'.»

«Jă, wia sain̄ sĕi in main̄ Lănt kĕimma'?»

«Gănz allăan̄. Mit ta' Prinzessin haun̄‿i' ni't rĕid'n kinna', wia‿r‿i' kĕimma' pin̄, sou pin̄‿i' a Schoufhălta' iwa' tăs wăa'n unt unta' maina' Tinna'zait ăls Hălta' hăw‿i' in Wălt unt 's G'schlouß ta'lest. Ta' Kĕinich, tea' tăzumăl rechia't hăt, tea' lĕipt nou', unt tăs Gĕlt, tăs, wăs i' hăw', prauch' i' main̄ Lĕib'm nimma'.»

Ea' lässt si' glai' via' Schimm'l ain̄spănna' unt iwa'waist si'. Unt ti Prinzessin staigt ain̄ unt făa't mit unt ea' rait't nĕib'm. Sain̄ in tĕis G'schlouß aini g'făa'n. Sou sain̄ s' glai' aufi in Săl. Tĕi hăb'm schoun̄ in gănz'n Tisch vull Schrift'n g'hăpt va' ua'ălt'n Zait'n, wia' 's g'laut't hăt.

Tea' Kĕinich, tĕin̄ a' ta'lest hăt in Găat'n, kimmpt ăwa' a' mit saini zwăa Prinz'n.

Ea' săgt glai': «Nou, junga' Kĕinich, mia' sain̄ finfhunda't Jăa' ălt unt mia' hăb'm rechia't friacha' unt wal mia' va'wuntsch'n wăa'n, hăb'm ma' ăllwal g'schlumma't unt Prinz Edawa't hăt uns ta'lest. Ta' Wălt is' hietz frai, kinna' s' jăcha' wia friachari Zait, unt wal s' a Frait hăt, ti Prinzessin, mit eam, kănnst eam s' a' gĕib'm.»

«Jă,» hăt ta' Kĕinich g'săgt, «i' gip eam s', unt sain̄ Văda' muß nĕib'm pai sitz'n pa da' Hăchzat.»

[1]) mehr beschädigen.

Is' eam hiñg'schrieb'm wăa'n, unt ea' is' kēimma'. Wia‿r‿a' kēimma'‿r‿is', hăt ea' 'n glai' ti Hănd ea'raicht.

«Hiatz plaib ma' guit Fraiñt, sou lăng ma' lēib'm mit‿anănt'!»

Tă hăb'm s' năchtēim t' Hăchzat ă'g'hălt'n, unt is' 'n ăls iwa'gēib'm wăa'n, unt hăt rechia't in tēiñ Lănd ăls Kēinich.

Tēi ănda'n zwăa, tēij‿a' ta'lest hăt g'hăpt, saiñ Prinz'n va'plieb'm, unt in Schăffa' măcht a' zan‿a‿r‿an Rentmăasta' unt saini Techta' peschēinkt a' a' guit.

X.

Ta' Ritta' Prunzwik.

Tă wăa'n amăl zwăa Ritta'. Ta' ăañ hăt g'hăaß'n Teturige, tea' wăa' finfa'via'zich Jăa' ălt. Ta' zwaiti Ritta' wăa' ăwa' viara'tăchzich Jăa' ălt, tea' hăt Prunzwik g'hăaß'n unt tea' hăt an Sun g'hăpt mit zwăañzich Jăa', tea' hăt a' a'sou g'hăaß'n. Unt a Prinzessin hăt a' g'hăpt, a Ritta's-tăchta' mit naiñzēija' Jăa'.

Unt tea' hăt 'n Kriach auñg'kintigt mit ăchta'via'zich Mănn, tea' Teturige 'n ălt'n Hea'n. So wăa' 's tēiñ ălt'n Ritta' peschwea'lich mit em z' fecht'n unt hăt nia' viara'zwăañzich Ritta' g'hăpt unt hăt g'săgt: ea' schēinkt eam liawă tēi zwăa Lănta'.

Sou săgt ta' Sun: «Na', Văda', tēis tam‿ma' ni't. I' geh' mit maini Lait hiñ, mit maini viara'zwăañzich Ritta'».

Sou făllt saiñ Schwēista' a'f tăs Wăa't a'f iari Knia nieda': «Pruida', wia'st tou' tu mi' ni't va'lăß'n», hăt si g'săgt, «ounihiñ wia'st tu», săgt s', tăt wea'n. Unt wăs mă'ch' i' mit 'n Văda'n allăañ.»

Ea' săgt: «Na, g'wunna' muiß wea'n!»

In tritt'n Tăch rucka' s' aus. Tă hăt 'n saiñ Schwēista' saiñ Rouß mit lauta' guldichi Pleama'l[1]) iwa'hēinka' lăss'n unt ihn selwa' a'. Si sătt'lt si' ia'n Schimm'l unt rait't mit saini Lait' mit hint' a'f t'lēitzt. Unt wia s' hiñkēimma', wăa' a Schrănka' a'f ta Grenz, ent'n[2]) tēina' eanari unt hearent[3]) in Prunzwik saini Lait. Sou kēimma' tēi ăchta'via'zich Lait, ent'n viara'zwăañzich unt hearent viara'zwăañzich, unt fecht'n iwa' t' Schrănka' z'sămm'. In Prunzwik saini viara'zwăañzich Ritta' wăa'n schouñ ălli tăt, van Teturige ăwa' nia' zwölfi. Hiatz is' ta' Prunzwik fiara'g'ritt'n za da' Schrănka'. Ea' nimmpt saiñ Lănz'n a'f 'n Rouß in Păllănz unt rait't a'f eam lous, unt tea', ta' Teturige a' mit ta' Lănz'n. Hiatz hăb'm si si' ălli zwăa allăañ va'taiticht, wea' g'winnt tăs Lănt. Unt wia tēi zwăa fecht'n, sou springt in Prunzwik saiñ Schwēista' van Rouß ăwa' unt pitt't pai Goutt um a Hülf fia' ia'n ălt'n Văda'n unt fia' ia'n Pruida'n unt fia' si. A gănzi Stunt hăb'm s' gēig'n ăañ tēiñ ănda'n g'stoucha' unt is' ăañ tēiñ ănda'n niks g'scheg'n. Ti zwaiti Stunt sticht ta' Prunzwik tēiñ Teturige van Rouß ăwa' unt schmaißt 'n tăni. Tuach'n Hēlm hăt ar 'n aini' g'stoucha' tua'ch ti Străaf'n[3]) văa 'n G'sicht in's Aug' unt sou hăt ar 'n ăwi'g'hēipt. Unt wia' tea' g'lēig'n is' springt tea', ta' Prunzwik, mit saiñ Rouß iwa' t' Plănka' umi, springt van Rouß ăwa' unt ziagt saiñ

---

[1]) Blümchen. [2]) jenseits. [3]) diesseits. [3]) Streifen, Spangen des Vesiers.

Sew'l außa' und wūll eam in Koupf ă'schnaid'n. Sou pitt'n eam ti ănda'n zwölf Tinna' um Păa'touñ. Sou hăt‿ar‿'n auflăss'n, unt is' va'punt'n wăa'n.

Hăt a' g'săgt: «Prunzwik, maiñ ăañzichi Tăchta' sullst tu hab'm. Maini zwăa Lëinta' schëink' i' tia', wal tu mia' maiñ Lëib'm g'schëinkt hăst».

Mit via' Lëinta' wăa'r‿a' hiatz ta' ea'schti Këinich. Hăt si g'hairat't, saiñ Tăchta'. Sou hăt a' saiñ Văda', saiñ Schwëista' unt a' tëiñ Teturige unta'stitzt.

Sou saiñ s' a Jăa' lăng va'hairat't g'wëin. Sou săgt ta' Prunzwik za saiñ Văda'n: «A Këinich piñ‿i' hiatz, an Hëlm hăw‿i', ăwa' z' g'ring, mia'[1]) sullt' tou' an Lew' ouda' an Ådla' t'rauf hăb'm».

Sou săgt ta' Văda': «Kind, tăs steht in wait'n Fëlt. Wou kauñ tăs in ta' Welt hea' këimma', taß tu an Ådla' ouda' an Lew' a'f taiñ Hëlm trăg'n kauñst? Tăs muißt tu tia' suicha' in ta' Wistung, wou ti wüld'n Tia' saiñ unt tua't'n wia'st tu 's findt'n, ăwa' oup tu z'ruck wia'st këimma', tăs wăaß i' ni't. Unt wëinn tu 's hăst, sou muißt tu 's in tëis Lănt pringa' fia' an iad'n Mëinsch zan‿a‿r‿a Iwa'zaichung, tăß tu 's earouwa't[2]) hăst. Năchtëim kauñst tu 's unt taini Lait am Hëlm trăg'n, friacha' ăwa' ni't».

Ea' lăßt a Kriagsschiff hea'richt'n unt via' hunda't Mănn unt zwăañzich Tinna'schăft, Laipgardi nëib'm eam. Via'hunda't Ouks'n hăt a aiñschiff'n lăss'n, via'hunda't Ëmma' Waiñ und via'hunda't Mëitz'n Frucht[3]), Sauna'[4]) seikshunda't und Schnăps fumfzich Ëmma'. Unt tă hăt a' si' glai' t' Müll'[5]) măcha' lăss'n, taß a' wear'nt[6]) 'n Făa'n 'n Wăaz unt 's Kăa'n hăt kinna' măhl'n lăss'n zan lëib'm.

Ea' pfiat't saiñ aichana' Văda' unt saiñ Schwicha'văda'n unt saiñ Frau unt saiñ Schwëista': as sull eana' guit gaiñ.

«Schëinkt ma' Goutt maiñ Glick, sou kimm‿i', piñ‿i' unglickli', sou kauñ‿i' ni't këimma'».

Sëi făa'n am Mea', am Wăssa' trai Jăa' in ăana' Tua'.[7]) Tăs via'ti Jăa' is' in Wăssa' a grăssa' Pea'ch a'f a‿r‿a Ins'l. Tea' hăt sou g'spiaglt unt g'laicht, taß eana' t' Aug'n va'gănga' saiñ in Schiff trinna'. Tăs wăa' a Machnetpea'ch,[8]) tea' hăt s' traißich Mal'n[9]) hiñzaht zan eam. Sëi hăb'm ăwa' tëis ni't g'wißt, tăs tëis a Machnetpea'ch is'. Sëi făa'n wiad'rum traißich Mal'n wait wëik, hăt a' s' wiad'rum hiñzoug'n. Traib'm s' tăs siem Jăa' lăng, kinnă' ni't waita'. Ti Lëib'msmitt'l wea'n ăwa' schouñ găa', is' niks mea' tă g'wëin van tëin ouda' van ănda'n. Trai Tăch hăb'm s' niks g'gëiss'n unt niks 'trunga' alli via'hunda't mit ta' Tinna'schăft.

Săgt ta' Këinich: «Lait', i' kauñ ni't ănda'scht, 's mëiß'n ălli Tăch zëija' Mănn g'schlăcht't wea'n fia' ti ănda'n zan lëib'm».

Tă hăb'm si si' s' hea'g'stëllt: 'prăt'n, g'soutt'n wia‿r‿an ănd'ri Spais', hăb'm g'lëipt tavouñ, a' ta' Këinich mit saini Lait' unt sou hăbm' s' as ălli va'zea't, pis af t' lëitzt ta' Këinich iwri' plia'm is' unt saiñ Kămma'tinna', tăs wăa' saiñ pëista', saiñ trailichsta' Mëintsch.

[1]) man. [2]) erobert. [3]) Getreide. [4]) Schweine. [5]) Mühle. [6]) während. [7]) Tour. [8]) Magnetberg. [9]) Meilen.

Sou sägt ta' Kēinich: «Wäs wea'n tēin hiatz mia' zwäa mächa'? Ēintweda' gip i' mi' unta' taini Hänt' ouda' tu ti' unta' maini».

Sou fällt ta' Kämma'tinna' nieda' a'f saini Knia unt pitt't um Päa'touñ fia' tēiñ Täch.

Ea' sägt: «I' pitt', Majestät, lēig ma' uns häiñt nou' hummariga' schläffa'».

Ea' gipt saiñ Wüll'n t'raiñ unt lēig'n si' schläffa' nieda'. In ända'n Täch wia't ta' Kämma'tinna' munta', äwa' kränk wäar‿a' schouñ recht, nia' glai' zan va'schaid'n. Ea' schrait: «Majestät, Houchhait!»

Ta' Kēinich springt hiñ za saiñ Pēitt: «Wäs wintsch' tu tia' maiñ Kint?» hät a' g'sägt.

«I' ta'zöll eana' maiñ Tram,» hät a' g'sägt. «Mia' hät 's 'tramt, älli hunda't Jäa' kimmpt an‿Ådla' van truckana' Länt a'f tēiñ Pea'ch, unt wäs a' find't, täs trägt a' fua't. Åañ‿Ouks'nhaut nēimma s', t' ända'n älli wea'fa' s' in 's Wässa'. Unt in tēi äañ nah'n s' eana' aiñ mit Spächät[1]) unt eana'n Sew'l ziag'n s' außa' aus ta' Schäad',[2]) täß s' 'n glai' häb'm zan Wia'n,[3]) wäun s' 'n praucha'.»

Wia‿r‿a tēis g'sägt hät g'häpt, is' a' va'schied'n. Ta' Kēinich hät si' hiñg'lēigt a'f 'n Ruck'n a'f a‿r‿a Ouks'nhaut unt hät si' aiñg'naht unt in Sew'l hät a' si' hiñg'lēigt za saina' recht'n Hänt. In ta' Fria zaitlich kimmpt schouñ tea' Ådla', ta'wischt tēi Ouks'nhaut mit saini Kräll'n unt fliagt mit eam ummi iwa' 's Mea' unt in t'Wistung, in ti tickisti aini mit eam. Tua't wäa' nēib'mea'tich a gräßäa'tichas Nēist unt via' Jungi traiñ. Täs hät a' 'prächt zan a‿r‿a Gant.[4]) Ta' Ålti raißt glai' tēi Haut auf. Tea' hät äwa' schouñ in Sew'l in ta' Hänt unt wia‿r‿a' Luft hät g'häpt, hät a' glai' in Ådla' pa da' Mitt' außa'nänt g'haut. Ti via' Junga' wull'n a Gänt häb'm, äwa' tēi hät a' a' glai' z'sämmg'haut, wäa'n a' schouñ stäa'k. In ält'n Ådla' hät a' äwa' z'sämmg'noumma' unt in saiñ Räastasch'n ainig'stēikt und mitg'noumma'. Sou geht a' tēin Täch in da' Wistung fua't. Wia 's Nächt wäa', hät a' an schaiñ Pam auñkēimma', an puichana',[5]) an pouschat'n.[6]) Ea' kraks'lt[7]) aufi unt oub'm hät a' g'schläffa', wēig'n ti wüld'n Tia', täß 'n ni't z'raiß'n sull'n. In ta' Fria schaut a' awi', liegt unt'n a Lew'nkēinich pan Pam. Ea' ta'schrēickt, wia‿r'‿a‿'n g'siacht, unt fällt äwi in Ångst, pricht si' t'rechti Hänt unt 'n recht'n Fuiß pan Knia ä' in Åwa'fäll'n. Ea' pitt't Goutt um a‿r‿a Hülf, täß ar‿eam hēlf'n kunnt'. Ea' ziagt si' aus unt saiñ Hänt unt saiñ Fuiß wäa' schouñ recht va'schwull'n. Ta' Lew' leckt 'n äwa' saini Wundt'n ä' unt saini Schmea'z'n. In via't'n Täch wäa'n saini Wundt'n guit unt va'halt.

Sou tēinkt a' si': «Ållas wa' guit, wäunst nia' hiatz ni't va'humma'n miaßast!» Sägt täs zan eam selwa'. Ta' Lew' äwa' is' a' hummri' g'wēin. Ea' mächt an Sprung unt in finf Minut'n hät a' schouñ an Hia'sch'n tua't'n g'häpt pan Kēinich. Raißt ti Haut äwa' unt haucht 's Flaisch auñ, unt is' täs Flaisch 'prät'n wäa'n tua'ch 'n Lew'nhauch. Kläanari Täal hät a' z'riss'n unt hät si' 'n Kēinich g'gēib'm, unt tea' hät

---

[1]) Spagat, Bindfaden. [2]) Scheide. [3]) zum Wehren. [4]) Atzung. [5]) buchenen (Buchenbaum). [6]) buschigen. [7]) klettert.

si' sätt g'gëiss'n nächtëim. Ta' Lew' nimmpt 'n Hëlm van Këinich unt springt zan Mea' unt pringt 'n a Wässa' zan tringa'. Sou häb'm s' mit anända' in ta' Wistung g'lëipt, ea unt ta' Lew'. In ta' via't'n Woucha' sëitzt a' si' aufi auf 'n Lew' unt rait't mit eam hiñ zan Mea' wia af a‿r‿an Rouß. Tua't saiñ sou Pam g'wëin, sou wäachi, tëi hät a' si' ä'g'haut mit saiñ Sew'l unt z'kloub'm unt hät si' a Tschinanka'l g'mächt, wou völli' häb'm a sëiksi traiñ sitz'n kinna'. Längi Zeit hät tëis wëig'n tëin nou' praucht, pis a' 's fia'ti' hät prächt tëis Tschinanka'l. Ea' hät si' a' mit tëi Stäaña', tëi tua't saiñ g'wëin, an Päara' g'mächt unt an Hämma', tëi stia'ka' saiñ g'wëin wia‿r‿an Ais'n, täß a' t' Nëigl hät tua'chschläg'n kinna'. Ta' Lew' is' äwa' gänzi Zeit pan eam va'plieb'm, is' ni't fua't. Tea' hät ällwal t' Lëib'msmitt'l zuiträg'n, wäs ea' unt ta' Këinich 'praucht habm'. G'fiacht't hät a' si' äwa' imma', ta' Këinich, väa' 'n Lew', äañ Täch, wia‿r‿älli Täch.

Wia 's Tschinanka'l fia'ti' wäa, sëitzt a' si' aini unt fäa't tavouñ in Lew'. Ta' Lew' mächt g'rät an Sprung unt in‿a‿r‿a Viat'lstunt hät ar‿a Wiltsau. Springt in 's Wässa' aini unt näch eam näch in Tschinanka'l. Unt wia‿r‿a' hiñkëimma'‿r‿is', wia'ft‿ar‿eam t' Wültsau in 's Tschinauka'l aini. Ta' Lew' hät äwa' ni't glai' aini kinna', wal 's Wässa' z' tuif g'wëin is', sou hät a' eam ainig'hulfa' pa di Pratza'l. Traißich Täch saiñ s' g'fäa'n a'f 'n Mea'. Hiatz këimma' s' in ta' Nächt a'f an Wiaff'l,[1]) unt tea' Wiaff'l hät s' unta'ia'disch aini'trat in's Wässa'. Unt wäa' a Kanal, tä wäa' in ta' Heh' Luft und unta'sich is ëippa'[2]) a zwäa Kläfta' häch 's Wässa' g'wëin. Unt tea' Kanal hät g'laicht wia lëidi' Faija'. Unt tä hät a aufg'hält'n unt hät si' zwäa Proucka' äwa'g'haut va' tëiñ Fels'n. Åañ Proucka' wäa' Ëid'lstäañ unt äañ Proucka' wäa' Gränät'nstäañ, wäs a' si' g'noumma' hät. Unt wia ta' Täch auñkëimma'‿r‿is', hät ihn 's Wässa' außig'schupft, is' a' af ta' Fraijan wied'rum g'wëin. Unt äañ Stunt wëik van tua't'n is' a gräßäa'tichi Städt g'ständt'n in Wässa' trin a'f a‿r‿a Ins'l. Ea' fäa't teara' Städt zui.

Wia‿r‿a' hiñkëimma‿r‿is', sou saiñ tua't lauta' va'wuntschani Mëintsch'n g'wëin. Stätt 'n Mal häb'm s' älli sou präati Schnab'l g'hapt wia t' Gëins. Unt wia‿r‿a' ausg'stieg'n is' häb'm s' 'n glai' in G'fänga'schäft g'noumma' mit 'n Lew'. Saini zwäa Stäana' trägt äwa' ta' Lew'. Unt fia'n an fia'n Këinich.

Ea' sägt: «Prunzwik, Prunzwik!» Hät ar 'n schouñ këinnt a'. «Kummst tu aus Nät onda' uns, maini Lait unt mi' z' spoutt'n?»

«Na, i' kimm aus Nät», hät a' g'sägt, «i' wüll nia' Hülf'».

Ea' gipt 'n glai' z' ëiss'n unt z' tringa' mit sämmt saiñ Lew'.

In tritt'n Täch sägt tea' Këinich: «Tu, tu muißt mia' maiñ Tächta' ea'les'n.»

Tëi is' af a‿r‿an G'schlouß g'wëin va' da' Städt a Stunt wëik af a‿r‿a Ins'l.

Ea' sägt: «Tëis wüll i' schouñ täañ, wëinn 's mëigli' is'». In via't'n Täch sitzt a' aiñ in saiñ Tschinanka'l. Saini Stäana', saini guit'n, nimmpt

[1]) Wirbel. — [2]) etwa

a' si' ăwa' mit unt in ăana' Stunt wăar‿a tua't pa tëiñ G'schlouß. Is' ar‿ausg'stieg'n. Tă is' an‿aisanas Găss'ntăa', ăwa' a Găda'n,[1]) tăß ma' tua'chg'seg'n hăt. Tă saiñ trai Tiă' tua't g'wëin wia‿r‿a Kămmel[2]) grăß unt ăañ Kia'n[3]) hăt an iad's Tiă' g'hăpt tëis wăa' klăfta'lăng, păatsait'n a Schnaid wia‿r‿a Pălwia'mëissa' sou schăa'f unt ta' Spitz a' a'sou schăa'f. Ea' traut si' ni't hiñ. Ta' Lew' ăwa' springt văa'wea'ts văa' saina' und ea' ziagt saiñ Sew'l außa'. Ta' Lew' raißt glai' zwăa in Sched'l wëik unt ea' haut 'n in tritt'n mit 'n Sew'l ă'. Pan zwait'n Găss'ntăa' saiñ sëiksi sulchi g'stăndt'n, a mit tëi Kia'n mit tëi schnaidat'n. Tua't 'traut a' si' găa' vŏlli' ni't hiñ, hăt a' si' z'ruckzoug'n. Ta' Lew' springt văa'weat's văa' saina'. A'f tëin hăt a' ăllwal auf'paßt, wăs tea' tuit. Ta' Lew' raißt glai' viari t' Sched'ln ă', unt ea' haut zwăa'n t' Sched'l wëik mit 'n Sew'l. Gëinga' tuach 'n Houf tua'ch unt këimma' zan tritt'n Tăa'. Tua't stëinga' naini a' mit tëiñ ăañzinga' schăa'ff'n Kia'n.

Sou tëiñkt a' si': «Hăst tăs g'măcht, wia't tëis a' nou' glick'n.»

Ta' Lew' măcht wied'rum in Văa'sătz unt ea' ziagt 'n Sew'l außa'. Ta' Lew' raißt sëiksi t' Sched'ln wëik unt ea' hăt trai in Sched'l wëik.

Hiatz kimmpt a' in ti rechti Pua'gt in Houf aini. 's ăndri saiñ nia' Văa'hëif g'wëin. Hiatz kimmpt a' zan a‿r‿a Tia' unt iwa' t' Stiag'n geht a' aufi. Tua't hăt a' a'f 'n Găng a Tia' g'seg'n unt tëi Tia' hăt a' g'ëiffn't. Sou sitzt ti Prinzessin a'f a‿r‿an guldinga' Schlăfstual unt hăt g'schlăff'n unt a'f iara' Schăß is' mit a fumfzich Pfunt a grăßi Krout g'sëiss'n, tăs wăa' ta' pesi Gaist, tea' s' va'wuntsch'n unt in Va'wăa' hăt g'hăpt. Tă hăt ar‿an Schrăa' g'macht unt hăt g'săgt: «Auf!» Sou is' si ea'munta't, unt mit 'n Sew'l hăt a' g'saletia't văa' iara'.

«Prunzwik! wia pist tëin tu aina' këimma' za mia' in maiñ G'schlouß?» hăt s' g'săgt unt hăt 'n a' glai' pan Nauma' g'nănnt. Săgt s': «Schlăffa' tëin maini Tialan pai ta' Tia'?»

«Jă,» săgt a', «si schlăffa', ăwa' munta' wea'n s' saiñ Lëib'm nimma' wea'n.»

«Ăañ's hăst tu nou' z'tăañ. Ti Krout is' ta's Haupt, ta' pesi Gaist a'f maina' Schăß. Za jeda' zwŏlft'n Stunt z' Mittăch ouda' a'f t' Năcht sitzt a' pea'sënlich nëib'm maina'. Tua't hëinkt a Schliß'l, tëin nimmpst ta' unt spia'st tă auf tëis Qua'tia'. Tua't wia't fia' ti' unt taiñ Lew' auf-'tëickt saiñ. Năch'n Ëiss'n nimm ta' tëi zwăa Stial, fia' ti' ăañ unt fia' taiñ Lew' ăañ unt sëitz ti traußt za maina' Tia' hiñ auf 'n Găng, unt um a ëlfi pa da' Năcht wia't ea' ăls Krout munta' unt tă schlutzt a' pa da' Tia' außi ăls a' G'wea'm mit Flich.»[4])

Unt ea' sëitzt si' mit saiñ Lew' außi um a traivia't'l af ëlfi unt lăañt saiñ Sew'l auñ auñ saiñ Fuiß. Ta' Lew' tea' springt van saiñ Sëiss'l ăwa' unt wăat't pa da' Tia'. Ta' pesi Gaist kimmpt außa' pa da' Tia' unt ta' Lew' păckt 'n glai' pan G'nack.[5]) Unt ea' haut glai' mit 'n Sew'l traiñ unt haut 'n pa da' Mitt' ă'. Wăar‿a' va'schwundt'n, unt wăa' s' a'lest 's gănzi G'schlouß unt si a'. Is' a' năcha' aini zan ia' unt hăt mit ia' g'gëiss'n unt trunga' unt hab'm si' unta'hăltn' tëi Năcht năch ta' A'lesung.

[1]) Gitterthor. [2]) Kameel. [3]) Horn. [4]) Werre, Maulwurfsgrille mit Flügeln. [5]) Genick.

In ănda'n Tăch is' ti Berichting ainig'gănga' in t' Stădt, tăß ta' Këinich këimma' sull mit saini Hăch'n.

Wia s' këimma' saiñ, hăt 'n ia' ta' Văda' glai' va'sprouchа'. Unt hairat'n muißt a' s' a', ouw‿a' wüll ouda' ni't. Is' t' Hăchzat glai' ă'g'-hălt'n wăa'n.

Saiñ s' a Jăa' lăng va'hairat't g'wëin. Săgt si amăl zan eam: «Tu, făa' ma' haiñt amăl spăzia'n.»

«Tu kauñst jă,» sagt a', «ăwa' i' ni't. I' hăw' haiñt wăs ănda's z'măcha'.»

Si făa't Nă'mittăch spăzia'n. Wia s' fua't wăa', g'spua't[1]) a' ăll's aus, wou wăs is'. Nimmpt a' si' a Zintmaschiñ mit, wou‿r‿a' Liacht măcha' hăt kinna'. Kimmpt unta'ia'disch in an Kella', tua't wăa' t' Schătzkămma'. Tua't hăt a' nou' ni't ainitea'ffa'. Tua't hëinkt a'f ta' Maua' a recht a va'ruttani Schăad unt 's Schwea't t'rinna'. Tă geht a' hiñ unt ziagt tëiñ Sew'l außa'. Wăar‿a' va' lëidi' Gult unt glänzt schaiñ wia'‿r‿a Spiag'l, ni't va'rutt't g'wëin. Ea' ziagt saiñ aichana' Sew'l aus unt stëickt 'n in t' va'rutti Schăad aini unt tëin guldinga' Sew'l tuit a' in saiñ Schăad aini, hăt just aini 'passt. Ea' spia't ăllas guit zui unt in Schliss'l hëinkt a' ia' wied'rum tua't hiñ.

Wia s' kimmpt, sitz'n s' z'sămm', is' t' Jaus'n.

Si săgt: «I' wăaß ni't, i' hăw' haiñt maiñ Schliss'l z' Haus lăss'n, wăa'st tu in ta Schătzkămma'?»

Săgt ea': «Jă!»

«Wăs hăst tëin g'măcht unt'n?»

«Găa' ni vüll, ăls ăllas auñg'schaut hăw' i' mia'.» Sou hăt a' g'săgt: «Wăs is' tëin tăs fia' a Sew'l, tea' tua't hëinkt? Tea' schaut tou' graußlich aus, vulla' Rutt.»

«Wëig'ntëin is' tou' a guldingas Schwea't traiñ,» săgt si.

«Wëiñ i' tăs g'wißt hătt', hătt' i' ma' 'n auñg'schaut.»

«Unt wëinn ma' trai Jăa' va'hairat saiñ, wiar‿i' tia' 'n iwa'gëib'm, g'hea't taiñ,» hăt s' g'săgt.

«I' prauch' 'n ni't, i' hăw' eh' maiñ guit's Schwea't», hăt a' g'săgt.

«A sulichas ăwa' ni't, wia' tăs is',» hăt s' g'săgt. «Wëinn taus'nt Mănn tă stëinga' unt ziagst tëiñ Sew'l außa' und săgst: Tëinna' ti Këipf ăwa'! sou lieg'n s' ălli tă unt hăt kăana' kăañ Koupf mea'.».

Tă săgt a': «Tăs wa' frali' schaiñ, wëinn tăs souăa'tich wa'.» Sëi hăb'm si' tă unta'hălt'n unt năchtëim hăb'm si si' z' Mittinăcht schlăffa' g'lëigt.

In ta' Fria năch 'n Fruistuck is' a' zan Wăssa' spiazia'n g'gănga', zar Iwa'zaichung, oub's mit tëiñ Sew'l sou is', wia' si g'săgt hăt. Nëib'm in Wăssa' wăa a sou a schaiñ's Grăs unt saicht 's Wăssa', nia' asou a Spauñ hăch, nëib'm in Rănft außa'. Tă wăa'n in ti hunda'ti Frëisch in tëiñ Grăs nëib'm in Wăssa'. Ea' ziagt in Sew'l aus unt săgt: «Tëinna' Frëisch ti Këipf ălli ăwa'!» unt măcht an Străach. Sou hăt kăana' kăañ Koupf ni't g'hăpt unt saiñ ălli hiñ g'wëin. Wia‿r‿a' tëis g'seg'n hăt

---

[1]) spürt.

g'hăpt, hăt a' glai' saini zwăa' Stăañ ă g'hult va' da' Pua'gt. Nimmpt si' Flaisch, Prăt unt lăd'nt 's in saiñ Tschinanka'l unt făa't mit saiñ Lew' tavouñ.

Si tuit glai' hiñpericht'n in t' Stădt, tăß sou unt sou vüll taus'nt Mañ eam năchi sull'n. In tritt'n Tăch hăb'm s' eam am Mea' ăpg'făngt.

Ea' ziagt ăwa' saiñ Sew'l unt săgt: «Tëinna' Lait t'Schedl'n ălli ăwa'!»

Saiñ s' ălli in 's Wăssa' g'făll'n. Traißich Tăch is' a' g'făa'n, is' a' wied'rum af a Ins'l këimma', wou a sou a Stădt wăa'. Wia‿r‿a' hiñkimmpt, hăb'm ihn t' Lait wied'rum g'fănga' unt hăb'm ihn fia'n Këinich 'prăcht.

Wia‿r‿a' fia'n Këinich 'këimma'‿r‿is', hăt ta' Këinich g'săgt: «Prunzwik, aus wăs kimmpst tëin tu, aus Năt ouda' mi' z' spoutt'n?»

«Ti' zan spoutt'n!»

«Sou,» săgt a' «af an gliatinga' Rouß muißt tu rait'n.»

Hăt ta' Schmiet a Rouß g'măcht, tëis is' a'f Rëida' mit Zant[1]) g'rennt unt is gliati' g'măcht wăa'n. Hăt a' finfhunda't Măun hiñg'stëllt zan eam unt Kare g'schlouß'n is' wăa'n, unt hăb'm eam aiñg'făngt mit tëiñ gliatinga' Rouß unt wöll'n ihn t'raufsëitz'n.

Ea' ziagt saiñ Sew'l aus unt săgt: «Tëinna' t'Këipf ălli ăwa' pis a'f 'n Këinich!» Saiñ s' ălli g'lëig'n.

«Prunzwik,» săgt ta' Këinich, i' wüll ti' af taiñ truckanas Lănt fia'n, wou tu in taiñ Lănt unt taiñ Hamat kimmst unt spëintia' tia' an schwa'n Spilant'nstăañ[2]) zan a‿r‿an Auñgetëinka'. Hăt eam a Tinna'schăft mitg'gëib'm, tëi eam in Wëich 'zăagt hăt van Wăssa' außi, unt wia‿r‿a' traußt'n wăa', is‿ar‿ausg'stieg'n unt saini Lait saiñ z'ruckg'făa'n am Schiff. Tua't wăa' a Wăg'n, unt saini trai Stăañ hăt a' in Wăg'n aiñg'lăd'n. Is' ăwa' glickli' z' Haus 'këimma'.

Traißich Jăa' wăar‿ar‿aus. Tă hăt a' si' t' Hăa' unt 'n Păa't ni't kinna' schnaid'n lăss'n, hăt ar‿ausg'schaut wia‿r‿a Wülda' sëlwa'. Wia‿r‿a' z'Haus këimma‿r‿is', hăt 'n saiñ Frau ni't 'këinnt. Sou lăßt a' si' in Friseara' hul'n unt tea' hăt 'n glai' hea'g'stëllt, unt hăt si' g'wăsch'n unt hăt si' ăls Këinich frisch auñzoug'n, wia‿r‿a' friacha' is' g'wëin. Tă hăt s' 'n năchtëim 'këinnt.

Ti Ölta'n saiñ ă'g'stăa'b'm, saiñ Văda' unt ia' Văda'. Saiñ Schwëista' hăt ăwa g'lëipt nou'. Ea' hăt a Tăf'l g'gëib'm unt hăt t'Fraiñtschăft z'sămmg'lăd'n unt ta' Lew' sitz pa da' Tăf'l nëib'm saina'. Unt ea' hăt eana' saiñ Auñlieg'n ăll's ta'zöllt, wăs a' prouwia't hăt iwarăll.

Sou raicht 'n saiñ Frau t' Hănt' unt wal a' nia' nou' pa saiñ Lëib'm këimma'‿r‿is' mit 'n Lew'!

«Tëin Adla' unt tëin Lew' hăw' i' mia' hiatz arouwa't unt maini Lait unt i', mia' trăg'n hiatz in Lew' unt in Adla' in unsa'n Lănt, unt tëis hăst nia' tu a'lëibt unt maiñ Schwëista' unt ti Ölta'n ni't. Hiatz trăg i' tëin Lew' a'f maiñ Hëlm, sou lăng i' lëiw'».

---

[1]) Zähne. — [2]) soll Brillanten-Stein heißen.

II. Kleine Mittheilungen.

Volkskundliches aus der Planer Gegend.

Von Dr. Michael Urban, Plan.

Ein alter, nunmehr verschwundener Hochzeitsbrauch in der Stadt Plan war das «Haubenaufsetzen». Zwei Frauen, zumeist Verwandte, nahmen der Braut nach dem Hauptmahl das «Nest», eine Kopfzierde aus Seidenbändern und Flittergold, vom Kopfe und setzten ihr eine mit weißen Spitzen reich geschmückte weiße Haube, sogenannte «Drahthaube» auf. War dieses geschehen, dann wurde die Braut, die mit der Hand sich die Augen zuhielt, von diesen beiden Frauen im Kreise der Hochzeitsgäste herumgeführt; die eine der Frauen trug einen Teller, um von den männlichen Gästen das «Haubn-göld» einzusammeln, wozu beide sangen:

«'s Weiwrl haut a Häuwrl (= das Weiblein hat ein Häublein),
's is sua schäi(n) weiß (= 's ist so schön weiß),
Nemt's as ja wul in acht (= Nehmt es ja wohl in acht),
Dat's as niat z'reißt (= dass ihr es nicht zerreißt).
Döi Manna san schäi(n) (= die Männer sind schön),
Döia Weiwa san garschti (= diese Weiber sind garstig)».

Hatten die Männer gezahlt, so sangen lachend die Frauen:

«'s is amal as (= 's ist einmal aus),
's wiad wida oa(n)gäih(n) (= 's wird wieder angehen):
Döi Manna san garschti (= die Männer sind garstig),
D' Weiwa san schäi(n) (= D' Weiber sind schön)!»
(u. s. w., wie oben.)

Dann wurden die Weiber von den Männern «g'froa(n)z'lt (= g'frozzelt), wobei die Spassmacher verschiedene Tollheiten aufführten; auch bombardierten sich die Hochzeitsgäste unter einander mit Erbsen und «Zuckerln».

In Plan sangen die Nachtwächter bis zum Jahre 1850 im Winter von 10 Uhr abends bis 4 Uhr morgens, im Sommer von 11 Uhr abends bis 3 Uhr morgens. Von dem alten Nachtwächterliede konnte ich nur mehr folgende drei Strophen eruieren:

«Höret, was ich euch will sagen,
Die Glock' hat elfi g'schlagen!
Und wer noch an der Arbeit sitzt,
Und wer noch bei der Karte sitzt,
Dem biet' ich jetzt zum letztenmal:
's ist hohe Zeit und schlafet wohl.
Lobet Gott und die heilige Jungfrau Maria!

All ihr Herren und Frauen lasst euch sagen,
Der Hammer hat zwölf Uhr geschlagen!
Gebt acht auf Feuer und auf Licht,
Dass ja kein Unglück g'schicht.
Ist der Funke noch so klein,
Er äschert oft ganze Städte ein!
Gelobt sei Jesus Christus!

Höret, was ich euch will sagen,
Die Glock' hat dreie g'schlagen!
Die Morgenstund' am Himmel schwebt,
Es athmet frisch, was auf Erden lebt.
Dank Gott und fasset frohen Muth,
Und geh' ans G'schäft und halt' dich gut!
Lobet Gott und die Jungfrau Maria!

Im Dorf Waschagrün sang der Nachtwächter:

Ihr Herren, lasst euch sagen,
Die Uhr hat zehn geschlagen!
Fromm woll'n wir loben
Gott im Himmel droben.
Gebt acht auf Feuer und Licht,
Dass niemand kein Schaden g'schicht!
Gelobt sei Jesus Christus!

Ihr Herren, lasst euch sagen,
Es hat elf geschlagen.
O du Sanct Florian,
Nimm du dich unser an,
Nimm uns're Häuser in deine Hand
Und schütze sie vor dem Feuerbrand!
Gelobt sei Jesus Christus!

Ihr Herren, lasst euch sagen,
Es hat zwölf geschlagen!
O Maria, Königin rein,
Dich umgibt der Sonnenschein,
Zu dir die Herzen fromm hinzieh'n,
Du bist der ganzen Erde Trösterin.
Gelobt sei Jesus Christus!

Ihr Herren, lasst euch sagen,
Die Uhr hat eins geschlagen!
Die Geistesstunde ist am Ziel,
Jetzt macht der Herr, wie er es will,
Wir sind ja dein in dieser Zeit
Und auch in alle Ewigkeit.
Gelobt sei Jesus Christus!

Ihr Herren, lasst euch sagen,
Es hat zwei geschlagen!
Ihr Christen seid munter und wacht,
Der Tag vertreibt die finst're Nacht.
Ihr Vöglein wollt fliegen über das Meer,
So loben wir Gott und preisen den Herrn:
Gelobt sei Jesus Christus!

Der Getreideabschnitt, vom Volksmunde kurz «da Oschnid» genannt, wurde vor Jahren in den einzelnen Bauernhöfen, besonders aber von dem Gesinde der herrschaftlichen Maierhöfe feierlichst begangen, allgemein aber wurde er durch einen frischfröhlichen Tanz, den «Oschnid-Toa(n)z», gefeiert. Diese separaten «Abschnittfeierlichkeiten» hörten jedoch nach und nach auf, besonders aber, als in den fünfziger Jahren die Herrschaftsbesitzer Westböhmens fast alle ihre Maierhöfe verpachteten; heute findet daher zumeist in jedem Dorfe nur ein gemeinsamer «Oschnid-Toa(n)z» statt. Folgendes Volkslied, das in der Planer Gegend noch hie und da gesungen wird, gibt über die Art und Weise, wie einst der «Oschnid» begangen worden ist, hinlänglichen Aufschluss; es lautet:

«Wenn's letzta Fouda Trai ei(n) künnt,[1])
Dau mou da Oschnid sa(n),[2])
U dös is scho(n) an alta Brauch,[3])
Ma(n) find't nan heint nu aa.[4])

Am schännsten gäiht's wul aa nu heint[5])
In Maiahüafan zou,[6])
Dau wiad mit dera Lustikeit[7])
An annan Togh erst Rouh.[8])

Ümma dra dau kumma d' Schpüllait scho(n)[9])
In Foußsteig zoua-zuagn,[10])
Da G'honas mit seinen Dud'lsook[11])
Schpült schäi(n), 's is niat daluagn.[12])

A Klarineen is aa daba,[13])
Da Gürgh — der schpült s' halt schäi(n);[14])
A lustiga Musi mou heint sa(n),[15])
Dau wiad wul kaina stäih(n).[16])

Mi'n letztan Fouda kumma s' oa(n),[17])
Dös is a Festlikeit,[18])
A Kroa(n)z am Bläss sein Hüa(r)nan leit,[19])
Vua(r)n Taua stänga d' Lait'.[20])

D' Mai ho(b)m heint weißa Hemmat oa(n),[21])
U d' Knecht' ir Sunnta-G'wand;[22])
Ja — wea(r) heint niat reat tanzn koa(n) —[23])
Füa dean — is dös a Schand.[24])

Kam is da Dudlsook am Plooz,[25])
Gäiht d' Tonzarei scho(n) laus,[26])
Da Uafn hinnat wul a weng,[27])
Wal d' Stubn san näiring z'grauß.[28])

Da Knecht tanzt mit da Müa(r)la heint,[29])
U möcht niat oa(n)mal Rast;[30])
Da Dudlsook nu z' langsam gäiht[31])
U schpült niat, wöi's 'n passt.[32])

Dasida d' Pachta öitza scho(n) —[33])
Döi Hüaf all' üwaho(b)m,[34])
Da Dudlsook — dös is scho(n) g'wies —[35])
Koa(n) s' nimma gout vatrogn;[36])

Koa(n) Oschnid niat reat g'feiat wiad,[37])
U d' Schpüllait wäa(r)n niat plaugt;[38])
Wöi's heint za toghs am Hüafan siaht —[39])
's wiad sua 'was kam dafraugt.[40])

---

[1]) Wenn's letzte Fuder Getreide einkommt, [2]) Da muss der Abschnitt sein, [3]) Und dies ist schon ein alter Brauch. [4]) Man findet ihn heute noch auch. [5]) Am schönsten geht's wohl auch noch heute. [6]) In Maierhöfen zu. [7]) Da wird mit dieser Lustigkeit. [8]) Am anderen Tag erst Ruh'. [9]) Um drei (= drei Uhr nachmittags) da kommen d' Spülleut' (= Musikanten) schon· [10]) Im Fußsteig herbei gezogen [11]) Der Johannes (G'honas) mit seinem Dudelsack. [12]) Spielt schön, 's ist nicht erlogen. [13]) Eine Klarinette ist auch dabei. [14]) Der Georg — der spielt sie halt schön. [15]) Eine lustige Musik muss heute sein. [16]) Da wird wohl keine(r) stehen. [17]) Mit 'n letzten Fuder kommen s' an. [18]) Das ist eine Festlichkeit. [19]) Ein Kranz auf des Bläss (Ochs mit weißer Stirne) seinen Hörnern liegt. [20]) Vor'n Thore stehen d' Leut'. [21]) D' Mägde

Fast als Sage wurde erzählt, dass vor vielen Jahren in der Stadt Plan ähnlich, wie neuestens in Ober-Ammergau oder Höritz, Passion gespielt worden ist. Und der Volksmund sprach recht. Vor wenigen Monaten fand ich thatsächlich in den Familienpapieren eines Planer Bürgers die Texte jener Passionsspiele, wie sie in den Jahren 1762, 1763, 1766 und 1770 bestimmt, wahrscheinlich aber auch in den Jahren 1767, 1769, 1771 und 1774 in Plan aufgeführt worden sind. Die Bestätigung enthalten die Rathsprotocolle VI $\frac{A}{7}$, Seite 144; VI $\frac{A}{8}$, Seite 9 und 157, da der Inventor dieser Spiele, der Maler Joh. Andreas Schmied für das Veranstalten derselben seitens des Stadtrathes eine Entlohnung zugesprochen erhielt. Dem Spiele gieng stets eine costümierte Procession voraus.

Es bestehen nach dem gemachten Funde zwei Textbücher, und zwar eins für das Jahr 1766 und eins für das Jahr 1770, wobei feststehend anzunehmen ist, dass diese Texte auch zu den in den anderen Jahren zur Darstellung gelangten Spiele benützt worden sind. Das Verhältnis der Texte zu einander bietet hie und da kleine Abweichungen. Für den Gründonnerstag des Jahres 1770 bringt das zweite Textbuch einen eigenen selbständigen Text, der hie und da matte Anklänge an das von Prof. Amman (Krummau) veröffentlichte Spiel zu Höritz besitzt.[1] Beide Texte geben aber kein vollständiges Passionsspiel. Es dürfte auch am Charmittwoch und Charsamstag gespielt worden sein, nur so wäre ein richtiger Anfang und eine vollständige Abschließung der Spiele festgestellt gewesen.

Die Scenierung ist im Planer Spiele eine wesentlich andere wie im Höritzer Spiele. Was den Text des Planer Spieles betrifft[2], so hat nur das Urtheil des Pilatus in beiden Spielen einen fast gleichen Wortlaut. Das «Schäferspiel», das im Höritzer Spiele als Zwischenspiel vorkommt, ist im Planer Spiele zum Vorspiele geworden. Eine Quelle für das Planer Spiel dürfte: «Das Leben Christi. Von P. Martin Cochem» gewesen sein.

Das Planer Spiel gelangte in der Mitte des städtischen Ringplatzes, und zwar vor der Statue des hl. Johann von Nep. auf öffentlicher Bühne zur Aufführung. Diese Bühne besaß zwei Vorhänge, einen gemalten Hintergrund und auf Rahmen gespannte, verstellbare Bilder als Coulissen. Vor dem Spiele fand um den Ringplatze der inneren Stadt eine kostümierte Procession statt, die vor einzelnen Häusern Ruhepausen machte und wie die vorliegenden Textbücher des Passionsspieles besagen, aus folgenden Gruppen bestand: 1. Schwarzgekleideter Trompeter. 2. Zwei Pilger, die eine schwarze Fahne trugen. Diese Fahne ist noch vorhanden. Sie ist im Dreiecke geschnitten, hat eine Länge von $5\frac{1}{2}$ Meter und eine obere Breite von $1\frac{3}{4}$ Meter. Auf der einen Seite befindet sich ein Gemälde, die fünf Wundmale Christi darstellend, die andere Seite trägt das Antlitz Christi (= das Schweißtuch Veronikas). Die Gemälde sind sehr sauber ausgeführt und die Farben frisch und gut erhalten. 3. Adam und Eva, ein Teufel mit der verbotenen Frucht. 4. Erste Tragbühne (wohl eine Art Festwagen!): Gott redet mit Moses. Im Textbuche für das Jahr 1770 heißt es statt dessen: Erste Tragbühne stellet vor, wie Samson von Dallila fälschlich hintergangen und in die Philisterhände überliefert wird. Dem folgt das Heer der Philister. 5. Moses führt das iraelitische Volk aus der Dienstbarkeit Pharaos. 6. Ein Theil büßender Geißler. Der Volksmund erzählt, dass diese Geißler ganz vermummt waren und dass Büßende aus Plan und Umgebung sich in diese Vermummung steckten und gegenseitig blutig geißelten. 7. Zweite Tragbühne: Abraham legt seinem Sohn Isaak das Holz zum Opfer auf die Schulter. Im Textbuch für das Jahr 1770 heißt es: Andere Tragbühne: Job, voll der Schmerzen, wird von seinem eigenen Weibe und Befreundeten verspottet. 8. Der andere

---

haben heute weiße Hemden an. [22]) Und d' Knecht' ihr Sonntags-G'wand. [23]) Ja — wer heute nicht recht tanzen kann. [24]) Für den ist dies eine Schand. [25]) Kaum ist der Dudelsack auf dem Platz. [26]) Geht d' Tanzerei schon los. [27]) Der Ofen hindert wohl ein wenig. [28]) Weil d' Stuben sind nirgends zu groß. [29]) Der Knecht tanzt mit der Mürl (= Marie) heut. [30]) Und macht nicht einmal Rast. [31]) Der Dudelsack noch zu langsam geht. [32]) Und spielt nicht, wie's ihm passt. [33]) Seitdem d' Pächter jetzt schon. [34]) Die Höfe alle überhaben. [35]) Der Dudelsack — das ist schon gewiss. [36]) Kann niemand gut vertragen. [37]) Kein Abschnitt nicht recht gefeiert wird. [38]) Und d' Spielleut' werden nicht geplagt. [39]) Wie's heut zu tags auf den Höfen (Maierhöfen) sieht. [40]) 's wird so etwas kaum erfragt.

[1]) Mitth. des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen zu Prag. Jahrg. XXX

[2]) Ebendaselbst. Jahrg. XXXVI, Nr. I, S. 48.

Theil der Geißler. 9. Die Engel mit den Passionsinstrumenten. Diese Gruppe fehlte in der Procession 1770. 10. Dritte Trag-Bühne: Moses richtet die eherne Schlange auf. Im Textbuche 1770 heißt es: Dritte Trag-Bühne: Abraham ist bereit, seinen Sohn Isaak zu opfern. 11. Herodes und Pilatus sammt Bedienten. Im Jahre 1770 bildeten diese Gruppe büßende Kreuzschlepper. 12. Annas und Kaiphas. Im J. 1770: Der jüdische Rath nebst Annas und Kaiphas. 13. Jüdischer Rath sammt Lotter-Gesindel. Im J. 1770: Kriegsknechte führen die zwei Schächer. 14. Ein Reiter mit der römischen Fahne. 15. Zwei Schächer. Im J. 1770: Die Kriegsknechte mit den Instrumenten zur Kreuzigung. 16. Veronika. 17. Der kreuztragende Christus. Im Textbuche 1770 ist beigesetzt: Unter Führung der Kriegsknechte. 18. Reitende Kriegsknechte. Im J. 1770: König Herodes, Pilatus nebst seiner Bedienung und übrigen Reiterei. 19. Die büßenden Kreuzschlepper. 20. Longinus. 21. Vierte Trag-Bühne: Kreuzigung Christi. 12. Juden mit Christi Gewand und mit Würfeln. 23. Klagende Frauen. Diese Gruppe bestand in der Procession des J. 1770 nicht. 24. Grab Christi mit den Wächtern. Im Textbuche für das Spiel im J. 1770 heißt es statt dessen: Das Grab Christi in Begleitung der Römerwächter.[1])

Aus der angeführten Gruppierung der Passionsprocession im J. 1766 und jener im J. 1770 geht hervor, dass die Gruppen wechselten, aber auch, dass das Processionsspiel dennoch mit der Kreuzigung und Grablegung Christi geendet haben dürfte.

Die Procession gieng rings um den Ringplatz vor die Spielbühne, wo sich die beim Spiele nicht in Verwendung kommenden Personen vor der Bühne gruppierten, die Spieler aber an den Seiten der Bühne Aufstellung nahmen, von wo sie in die Action traten. Die schwarze Passionsfahne flatterte über der Bühne.

Die beiden Textbücher (1766 und 1770), jetzt in ein Buch zusammengebunden und im Planer Stadtarchive aufbewahrt, besitzen die ganze Bogenlänge und Bogenbreite. Auf dem zweiten Blatte des für das Jahr 1766 bestimmten Buches steht in Frakturschrift: «Zur Erweckung der Andacht dienende Betrachtungen über das LeIDen Vnsers ErLösenDen HeIJLanDes IesV ChrIstI. Ein Trauer-Spiel in sechs Auftritt, Am Grünen Donnerstag Abends auf öffentlichem Platze vorgestellet. Von Einer Löbl: Burgerschafft Sr. Hoch-Reichs-Gräflichen Excellenz-Sintzendorffl-Stadt Plan.» Nun folgt eine Inhaltsangabe des Textes. Am unteren Rande desselben Blattes steht: «Inv: Jo: Andr. Schmidt, pictor.» Daneben stehen links die Buchstaben «O: A: M: D: Gl:», was wohl heißt: «Omnia ad majorem Dei gloriam.» Ob hier Inventor nur als Veranstalter oder als Verfasser zugleich aufzufassen ist, lässt sich nicht feststellen. Andreas Schmidt entstammt einer angesehenen Bürgerfamilie der Stadt Plan. Die Schmidt'sche Familie stellte mehrere tüchtige Maler, von denen Wenzel Schmidt (Schmitt) der hervorragendste ist. Dieser Wenzel Schmitt malte in den Jahren 1725—1731 die herrlichen Fresken in der Walfahrtskirche St. Anna bei Plan.[2]) Von Joh. Andreas Schmidts Pinsel rührte die Sonnenuhr her, die das alte Planer Rathhaus geschmückt; auch Heiligenbilder malte J. A. Schmidt, von denen welche noch im Besitze einzelner Familien sind. Über den Text der Planer Passionsspiele selbst muss ich auf die «Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen zu Prag, Jahrg. XXXVI, Nr. I» verweisen.

Im Hause Nr. C. 53/I in Plan wurden jüngst zwei große Bilder, auf Klapprahmen gespannt, gefunden, die sich nun im städtischen Museum befinden. Sie dürften möglicherweise einen Theil der Seiten- oder Rückwand der für die Passionsspiele errichteten Bühne gebildet oder auch zur Decoration eines Hauses gedient haben, vor dem die Träger die «Tragbühnen» niederstellten und ausruhten. Das eine der Bilder stellt Abraham vor, wie er vor der Zerstörung Sodomas Jehova mit zwei Engeln empfängt, welche seinem Weibe Nachkommenschaft prophezeien

---

[1]) Im vorliegenden Verzeichnisse der in den einzelnen Gruppen thätigen Personen und ihrer Costümierung werden zum J. 1766 nach der «Vierten Trag-Bühne» auch Maria Magdalena, Johannes, ein Genius, der Tod und der Teufel als in der Procession vorkommend aufgezählt.

[2]) Darüber herrschte bis vor kurzer Zeit Zweifel. Im Sommer 1897 wurde das Innere dieser Wallfahrtskirche renoviert und fand man am Rande des ersten Bildes im Presbyterium die Aufschrift: «Wenzeslaus Schmitt natus Planensis.» Begonnen 1725. Das letzte Bild im Kirchenschiffe trägt die Aufschrift: «Wenzeslaus Schmitt, natus Planensis. Vinifet (ein verpfuschtes «Finivit»). Pinxit 1731.» — Der Volksmund nannte den Inventor der Planer Passionsspiele «Maler-Dös». Dieses «Dös» dürfte eine Kürzung für Annarös (= Andreös = Andreas) sein.

(Genesis Cap. 18); das zweite Bild zeigt jene zwei Engel, welche die in Lots Haus eindringenden Sodomiten mit Blindheit schlagen (Genesis Capitel 19). Der größte Theil der sehr sorgfältig gearbeiteten hübschen Bilder sind gut erhalten und zeigen noch frische Farben. Weitere interessante, wahrscheinlich aus dem Pinsel Wenzel Schmidts (Schmitts) stammende Bilder, vierzehn an der Zahl, befinden sich im oberen Geschoße des Hauses Nr. Cons. 147/II. Sie sind auf Leinwand gemalen, an Holzstäben befestigt und dienten als Zierde der Wände eines einstigen «Tanzbodens (= Tanzsaales)». Dieses Haus war zu seiner Bauzeit (1728), an der alten Heeresstraße gelegen, die die Stadt Plan im Halbkreise umgieng, als Wirts- oder Einkehrhaus gebaut worden und enthielt, jedenfalls als Rarität, im ersten Stock einen «Tanzboden». Der Volksmund heißt hievon das genannte Haus heute noch «ban Tonzbua(d)n». Diese vierzehn Bilder sind im oberen Geschoße des genannten Hauses folgendermaßen vertheilt: An der gegen Osten gelegenen Wandseite befinden sich drei Bilder, und zwar: 1. Der Frühling. Ein Gärtner bearbeitet den Garten. 2. Der Morgen. Ein Ehepaar entsteigt bei Sonnenaufgang dem Lager. 3. Vier Musikanten und hiezu folgender Vers:

«Bey Musik fünd man freud,
da ist ein Lustigß Leben,
Wan man zu Jederzeit
nur hat brauf geld darneben.»

An der Südseite sind vier Bilder angebracht, nämlich: 1. Vier Musikanten und folgender Vers:

«Habt acht, ihr Herren, dass hie
kein falscher thon erkling,
auch von der geigen nie
in tantz ein seit abspring.»

2. Der Sommer-Schnitter und Hirten auf dem Felde. 3. Mittag. Schnitter und Hirten halten Mittagmahl. 4. Tanzscene mit folgendem Verse:

«Ich leb hier gantz condent
bei holden Amors Blicken,
wan ich die liebes Händ
kan in dem tantze drücken.»

An der Westseite befinden sich sechs Bilder, und zwar: 1. Eine Tanzscene mit folgendem Vers:

«Auf einen kleinen tantz
schmeckt gut ein Gläßlein Wein,
wo nicht, so thut das Bier
Den Durst auch stillen ein.»

2. Der Herbst. Obsternte. 3. Abend. Hirten treiben die Herde nach Hause, eine Ziege stößt einen Knaben in die Kehrseite. 4. Ein Gastzimmer. Ein Mädchen schenkt Bier ein. 5. Winter und 6. Mitternacht. Die letzten zwei Bilder konnte ich nicht genau beaugenscheinigen, weil der Raum, dessen Wände sie zieren, als «Heuboden» benützt wird.

An der Nordseite, zugleich Aufgangsseite zum oberen Geschoße ist nur ein Bild angebracht, ein Wirt begrüsst Gäste und hiezu folgende Verse:

«Willkommen, mein lieber Gast und Freund, es freuet mich gar sehr,
dass in mein Hauße kommen heint die Gäste gerne her,
Obschon die Neyder hin und her mir solches nicht vergönnen,
so kommen doch der Freunde mehr, die sich aufrichtig nennen.
Ich seh ja alle Gäste gern, sobei mir kehren ein,
Es seien arme oder Herrn, so schenk ich ihnen ein,
Was soll ich also bringen her, ein Glaß wein oder bier,
auch musikanten nach begehr, können sie haben hier.»

«Grüß Gott, Herr wirth, ich komme her, in dieses sommer Hauß,
Wan ich hier einkehr, fliehen mir gleich meine grillen aus,
Es ist zu finden alles hier, dass was mein Herz erfreut,
so will ich hier in süßer ruh, machen meine lustbarkeit;

hier kann ich ja ergötzen mich, bey frischen bier und wein,
Wan ich nur sitz und herumsieh', so kann ich fröhlich sein;
so bringt mir, dass ich ietzt kann, mit einem gläßlein wein.
die Gesundheit trinken jedermann, der bei euch kehret ein.»

Die Bilder zeigen durchwegs künstlerische Figurenführung und haben zum größten Theile heute noch frische Farbe; manches Bild ist freilich durch mechanische und meteorische Einflüsse bereits geschädigt. Alle aber besitzen einen hohen volksthümlichen Wert und verdienen daher einen besseren Aufbewahrungsort.

Ein kleiner Beitrag zur Volksmedicin Nordböhmens.

Von Heinrich Ankert, Leitmeritz.

Vor Kurzem habe in einem größeren Aufsatze (enthalten in den Mittheilungen des Nordböhm. Excursionsclubs XX. Jahrg, pag. 128—34) mehreres über nordböhmische Heil- und Zaubermittel mitgetheilt. In den folgenden Zeilen gebe ich, gewissermaßen als Ergänzung dazu, einige wenige andere Mittel, die ich aus mehrfachen Gründen in dem erwähnten Aufsatze nicht aufgenommen habe. Sämmtliche angeführte Mittel stammen aus der Wernstadt-Algersdorfer Gegend.

Gegen die Auszehrung (Abzehrung-Lungentuberculosis). Der Kranke sauge bei abnehmendem[1]) Monde an den Brüsten eines jungen Weibes, das erst kürzlich einen Knaben geboren hat, esse jedesmal etwas Zucker nach, um das Gerinnen der Milch im Magen zu verhindern.

Gegen die Blattern. Beim Auftreten derselben nimmt man ein Stück Knoblauch in den Mund, um vor denselben bewahrt zu bleiben.

Gegen Fluor albus trinkt man eine Abkochung der Blüten von Lamium album.

Um eine schwere Geburt zu erleichtern, siedet man Wermut (Artemisia absinthium L.) in Wasser und lässt den sich entwickelnden Dampf auf den Körper der Gebärenden einwirken.

Geschwollene Beine und Füße der Wöchnerinnen badet man in einer Abkochung von Wermut, Tausendguldenkraut, Kamille und Schafgarbe.

Gegen das Haar-Ausfallen. Ein altes Männchen befragt, wie so es komme, dass sein Haar trotz seines hohen Alters noch eine so frische Farbe habe, verrieth folgendes Mittel: Wermut zu Asche gebrannt, mit Rosensalbe vermengt und nach dem Waschen den Kopf damit gesalbt.

Zur Behebung der männlichen Impotenz kocht man Anissamen, Blutwurzel in Wein zu dreiviertel Theil ein und trinkt morgens und abends ein Glas davon. — Fenchelsamenpulver in Wein getrunken, schafft Anreizung zu den ehelichen Werken (!).

Um verlorene Menstruation wieder herbeizuführen, nimmt man Wermut- und Myrthenblätter zu gleichen Theilen, stoßt selbe zu Pulver, macht mit Schweinefett eine Salbe daraus, streicht diese auf 2 Tücher, legt das eine über den Nabel, das andere über die Nieren.

Um Muttermale verschwinden zu machen, geht man bei abnehmendem Mond mit dem Behafteten zu einer Kinderleiche, streicht mit der Hand der Leiche einigemal über das Muttermal hin. Dadurch verschwindet dasselbe nach und nach.

Gegen Schlaflosigkeit. Man schlafe in einem Bette, das in der Richtung von Norden nach Süden aufgestellt ist und zwar mit dem Fußende nach Norden. Demjenigen, der Nachts von schrecklichen Träumen geplagt ist, unruhig schläft, schnarcht, oder wohl gar aus dem Bette springt, legt man, ohne dass er es weiß, frisches Dillkraut (Anethum) unter das Kopfpolster.

Gegen weibliche Unfruchtbarkeit. Man füllt römischen Kümmel in ein Säcklein, siedet dies in Wein, und legt dies oftmals, noch warm über die Scham.

---

[1]) Es gilt ganz allgemein im nördlichen Böhmen der Glaube, dass man etwas, was verschwinden soll (Krankheiten, Unkraut etc. vertreiben) bei abnehmendem Monde, was zunehmen soll (säen, Haare schneiden, heiraten) bei zunehmendem Monde machen muss.

Malthusianische Zaubermittel.

Von Juljan Jaworskij, Lemberg.

Bei den Südrussen des Skaler Gebirgsrayons in Galizien habe ich folgende zwei Zauberrecepte, welche von Frauen, die unfruchtbar werden wollen, allgemein gebraucht sind, vorgefunden:

1. «Um Kinder zu verschließen, nimmt das Mädchen, wenn es zum ersten Male menstruirt, einige Tropfen ihres Menstruationsblutes und lässt sie durch ein Loch in das erste Ei einer jungen Henne einfließen. Dann vergräbt es dieses Ei in die Erde neben dem Tische in der Stube. Dort bleibt das Ei durch 9 Tage und 9 Nächte liegen. Hernach nimmt man das Ei heraus — darin sind einige Würmchen mit schwarzen Köpfen. So viele Kinder würde dieses Weib haben. Wenn es das Ei mit sammt den Würmern ins Wasser wirft, so wird es die Kinder haben, wenn aber ins Feuer, so verbrennen sie auf ewig». (Gehört in Holowetzko.)

2. «Oder wieder nehmen die Weiber ihr Menstruationsblut und geben es in die Flachswolle; dann binden sie dies in 10 Knoten auf 10 Ecken, rollen es zusammen und tragen es durch 9 Tage und 9 Nächte bei sich. In der Nacht halten sie es unter dem rechten Arme, am Tage unter dem linken Knie. Nachher vergraben sie es in die Erde in der Hauptecke des Zimmers und sprechen dabei dreimal die Worte: Ich vergrabe dich nicht auf ein Jahr, sondern auf ewig! Dann wird dieses Weib keine Kinder haben». (Gehört dortselbst.)

Obzwar diese sonderbaren Zaubermittel noch immer sehr geachtet und oft verwendet werden, so weichen sie doch immer mehr vor anderen, praktischeren Mitteln zurück. Die bestehen in irgend welchen Pflanzengiften, durch welche im Nothfalle die Frucht abgetrieben wird; ich konnte jedoch über deren Arten und Eigenschaften nichts Näheres erfahren.

Der malthusianische Zauber gilt beim Volke als eine der größten Sünden, die ein Weib begehen kann und für welche die göttliche Vergebung am schwersten zu erlangen ist. Davon berichtet folgende Geschichte, die mir die Bäuerin Tatjana Michajlowics in Holowetzko erzählt hat:

«Ein Weib hatte sich «die Kinder verschlossen» und dann gieng sie zu den Priestern fortwährend zur Beichte. Es wollte ihr aber kein Priester Absolution ertheilen; endlich gab ihr einer die Absolution, jedoch ließ er sie zur Buße drei Nächte in der Kirche nächtigen. — Wenn dir dort nichts geschieht, sagte er, so wird dir deine Sünde vergeben!

Das Weib gieng zum Kirchendiener, damit er ihr die Kirche aufmache, denn sie wollte ihre Buße beginnen. Der Kirchendiener gieng mit ihr, öffnete die Kirche, zündete am Altare zwei Kerzen an, dann gieng er aber fort und sperrte die Kirche zu. So saß dort das Weib die ganze Nacht. In der Früh kam der Diener, öffnete die Kirche und ließ sie heraus. Sie gieng zum Priester und der fragte sie, was mit ihr war? Sie sagte ihm, dass sie gar nichts merkwürdiges gesehen hat.

Es kam der zweite Abend, da gieng sie wieder mit dem Kirchendiener in die Kirche. Er zündete am Altare zwei Kerzen an und gieng weg. So saß sie dort still, da kam unter dem Fußboden eine Gans mit jungen Gänschen heraus, so groß und weiß; die gieng um sie einige Zeit herum, doch that sie ihr nichts und dann verschwand sie. Am Morgen gieng das Weib zum Priester, und der fragte sie, ob sie nichts gesehen hat. Sie erzählte ihm alles, wie es war; dann sagte er: Nun, noch musst du eine Nacht in der Kirche bleiben; wenn dir nichts geschehen wird, so wird dir deine Sünde vergeben!

Es wurde wieder Abend, und sie gieng die dritte Nacht in die Kirche. Der Kirchendiener machte ihr die Kirche auf, zündete am Altare zwei Kerzen an, dann gieng er nach Hause. Sie saß dort, saß, dann kam die Gans mit den jungen Gänschen unter dem Fußboden heraus. Sie giengen alle um sie herum, dann fiengen sie an, mit den Schnäbeln an ihr zu picken. Und dann sprachen die kleinen Gänschen zu ihr eins nach dem andern: Ich hätte gemäht und gedroschen, ich hätte in der Welt gelebt! Ich hätte gesponnen und genäht, ich hätte in der Welt gelebt! Und dann stürzten sie sich alle auf das Weib, bissen und rissen sie, so dass man in der Frühe nur Knochen von ihr gefunden hat.»

Dass dieses schöne Märchen nicht originell südrussisch ist, beweist der Umstand, dass es auch bei den Dänen zu Hause ist. (Vgl. S. Grundtvig, Dänische Volksmärchen, übers. von A. Strodtmann, 2. Sammlung, Leipzig, 1879, S. 258—270.)

Wie es aber den jähen und weiten Sprung von Dänemark nach Galizien gemacht hat, kann ich nicht einmal annähernd bestimmen, da mir seine Wanderwege und Zwischenglieder unbekannt sind. Ich habe nämlich das Märchen in dieser Fassung bei keinem anderen Volke vorgefunden. Vielleicht wird es einem competenteren Forscher gelingen.

Das Windfüttern ('s Windfuatern).

Mitgetheilt von Heinrich Moses, Pottschach.

Als kürzlich hier ein heftiger Wind stürmte, sagte die hiesige Bäuerin Anna Schober (Nr. 17) zu ihren Hausgenossen: «Geb ma eam (dem Winde) wos, dass er stat is». Hierauf gab sie etwas Mehl auf einen flachen Holzteller, gieng damit in den Hof und ließ das Mehl vom Winde wegfegen. Der Wind soll sich bald besänftigt haben.

Von diesem Vorfalle erhielt ich Kenntnis und auf die vielen Umfragen, die ich bei älteren Personen dieser Gegend über diesen interessanten Brauch anstellte, erfuhr ich Folgendes:

Der Bauer Anton Wagner (Pottschach, Nr. 20) erzählte mir, dass seine Mutter den Wind in der Weise zu beruhigen suchte, dass sie etwas Mehl mit Salz gemengt in den Wind streute. Dabei sagte sie:

«Do nimm, mei Wind,
für dei Weib und Kind».

Der Arbeiter Matthias Stojer in Holzweg Nr. 2 theilte mir mit, dass bei seinem Vetter, einem Bauer in Prein, N.-Ö., das «Windfüttern» gebräuchlich war. Dort würde ebenfalls Mehl mit Salz gemengt auf einen Teller gegeben und in das Freie getragen, damit der Wind das Mehl forttrage.

Die Ausnehmerin Theresia Langs in Buchbach Nr. 12 hat, wie sie erzählt, diesen Brauch früher an windigen Tagen immer geübt. Sie füllte ein Simperl (Brotform aus Stroh) mit Mehl und gieng damit ins Freie. Dort machte sie mit einer Handvoll Mehl auf die Erde ein Kreuz und verwischte dieses mit den Füßen. Das übrige Mehl streute sie in den Wind. Diese behauptet, das «Windfüttern» habe nur dann einen Erfolg, wenn es von einem Sonntagskinde (ein Kind, das an einem Sonntage, an welchem Vollmond fiel, geboren wurde) ausgeführt wird.

Der Bauer Michael Teix in Gasteil bei Pottschach No. 16 erzählte mir, dass sein Vater, welcher Wirtschaftsbesitzer in Peisching bei Neunkirchen war, den Wind so fütterte, dass er etwas Heidenmehl (Buchweizenmehl), etwas geweihtes zerriebenes Salz, geweihte geschabte Kreide miteinander mengte, dieses Gemenge auf einen Teller gab und dann auf einen Platz stellte, wo der Wind seinen «Zug» hatte.

Johann Rath, Schneider und Ameisler in Buchbach bei Pottschach kann sich gut erinnern, wie eine Nagelschmiedmeisterin in Gloggnitz auf dem dortigen Hauptplatze den Wind fütterte.

Johann Schober, Bauer in Vöstenhof bei Pottschach, hat reden gehört, dass man den Wind am «Blosntog» (Blasius, 3. Februar) füttern muss.

Nach Dr. Victor Fossl («Volksmedicin und medicinischer Aberglaube in Steiermark» Graz 1885, Seite 61, Fußnote) wird in Steiermark der scharfe Abendwind, die «Windin», gefüttert, indem Heidenmehl und Salz ins Freie geschüttet wird. Dieser Brauch soll auch in vielen Gegenden Deutschlands und in Böhmen üblich sein.

Nach Johann Krainz («Sitten, Bräuche und Meinungen des deutschen Volkes in Steiermark», Zeitschrift für österr. Volkskunde, II. Jahrg., S. 307) wird in Obersteiermark am Blasitage (3. Februar) der Wind mit Mehl und Getreidekörnern, auch mit Milch und Brot gefüttert.

Die im Marburger Hexenprocesse vom Jahre 1546 abgeurtheilte Hexe Starasuetin gab beim Verhöre an, die Latschenbergerin habe aus ihrem Beutel ein Säckchen mit weissem „Stupp" (staub- oder mehlartige Masse, Pulver) genommen und diesen mit einer hohlen Weinrebe nach allen vier Weltgegenden geblasen, da seien Wind und Wolken vergangen. (Prof. Rud. Re'chelt, «Ein Marburger Hexenprocess vom Jahre 154ť» in den Mittheilungen des historischen Vereines f. Steiermark XXVII. Heft, Seite 126.)

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Volkstrachten. Wie lebendig heute in der gebildeten Bevölkerung der Sinn für die malerische Eigenart der Bauerntrachten und der Wunsch, dieselben erhalten zu sehen, erwacht ist, beweisen die zahlreichen festlichen Veranstaltungen in den Städten, bei welchen Gewicht darauf gelegt wird, dass die Theilnehmer in richtigen und vollständigen Bauerntrachten

erscheinen. So hat am 5. Februar d. J., von der alpinen Gesellschaft «D'Schuhplattler» veranstaltet, ein «Volkstrachten-Wettbewerb der deutschen Alpenländer» stattgefunden, bei welchem eine Anzahl namhafter Volksforscher und Volkskenner das Preisrichteramt übernommen hatte. — Ebenso legten die Veranstalter des «Slawischen Costümkränzchens», das am 6. Februar vom Slawischen Gesangverein in Wien unter dem Protectorate des Grafen Johann Harrach arrangirt worden ist, Gewicht auf die Echtheit der slawischen Nationaltrachten bei diesem Feste. In der That ist es Zeit, dem Unfug der sogenannten Alpinen oder Bauerntrachten, wie sie für Carnevalszwecke massenhaft in den Handel gebracht werden, zu steuern. — dt.

Zur Lage der nordmährischen Hausweberei. Die Handels- und Gewerbekammer in Olmütz schildert in einer Zuschrift an den Niederösterreichischen Gewerbeverein die ungemein traurige wirtschaftliche Lage der nordmährischen Hausweber, welche daher rührt, dass die von dieser Gebirgsbevölkerung wegen spärlicher Boden-Production als Hausindustrie betriebene Baumwollweberei in Folge der übermächtigen Concurrenz der mechanischen Weberei in stetem Niedergange begriffen ist. Wie in der Zuschrift über die Verhältnisse dieser «Hausweber» mitgetheilt wird, hat ein Weber, der vor zehn Jahren normal noch 5 fl. wöchentlich verdiente, heute einen Wochenverdienst von kaum 2 bis $2^1/_2$ fl., wovon noch die beträchtliche Regie der Production (Fracht, Heizung, Beleuchtung, Zins etc.) von wöchentlich etwa 1 fl. 10 kr. zu bestreiten und überdies eine mehrköpfige Familie zu erhalten sei, so dass eine förmliche Hungersnoth unter dieser armen Arbeiterbevölkerung ausgebrochen ist. Die genannte Kammer hat beschlossen, bei der Regierung um Unterstützung der nordmährischen Hausindustrie durch Gewährung einer staatlichen Subvention zur Förderung der dortigen Exportbestrebungen, durch Berücksichtigung dieser Industrie bei Vergebung von Militärlieferungen, Errichtung einer staatlichen Webereischule in Mährisch-Rothwasser u. m. A. zu petitionieren. Die Kammer macht schließlich den Gewerbeverein auf das Vorhandensein zahlreicher disponibler Arbeitskräfte, insbesondere in Mährisch-Rothwasser und Deutsch-Hause aufmerksam, und richtet an die Mitglieder das dringende Ersuchen, diesen nothleidenden Gegenden Arbeitsgelegenheit zu bieten.

Hausindustrie-Ausstellung von Deutsch-Südtirol. Die Bozener Handelskammer hat beschlossen anlässlich des Regierungsjubiläums des Kaisers eine Ausstellung kunstgewerblicher und hausindustrieller Erzeugnisse von Deutsch-Südtirol zu veranstalten. Die Ausstellung soll am 1. September beginnen und 6 bis 8 Wochen dauern. Das Bozener Kammergebäude wird für diesen Zweck umgestaltet. Mögen die Veranstalter auch dem volksmäßigen gewerblichen Schaffen aus älterer Zeit, das in Südtirol eine so mannigfaltige und glänzende Entwicklung aufzuweisen hat, ihre besondere Aufmerksamkeit widmen.

Aufführung des Paradeis- und Hirtenspieles im oberen Murthale. Volksmäßige Darstellungen dieser alterthümlichen geistlichen Spiele fanden in der Zeit vom 26. December 1897 bis Lichtmess 1898 zu wiederholten Malen in verschiedenen Ortschaften des oberen Murthales statt. So in St. Georgen ob Murau am 26. December v. J., in St. Lorenzen ob Murau am 27. December, in St. Egydi bei Murau am 31. December, am 1. und 2. Januar in Stadl, Predlitz und St. Ruprecht ob Murau. Der Zuspruch war ein sehr großer. Es liegt uns hierüber durch freundliche Vermittlung des Herrn Schulleiters Carl Reiterer in Weißenbach ein sehr charakteristischer Bericht des Lehrers Josef Kottnig in St. Georgen ob Murau vor, der seinem hauptsächlichen Inhalt nach hiemit zum Abdruck gelangt.

Das **„Paradeis- und Hirtenspiel"** wurde in hiesiger Gegend im Jahre 1879 das letztemal aufgeführt. Bis zu dieser Zeit geschah es alle 4, 5 bis 6 Jahre. Leiter des Spieles war Simon Schaffer, gewesener Tischler, welcher anfangs der Achtziger starb. Wer sich vorher die Aufführung angelegen sein ließ, ist nicht zu erfahren. Sie thaten sich eben zusammen und spielten. Besagtem Simon Schaffer gebürt das Verdienst, die genannte Volkskomödie in die Form gebracht zu haben, in welcher sie heute aufgeführt wird. Er hat dem Spiele die Figuren des Bauers und Bürgers, bei denen Josef und Maria vergeblich um Unterstand flehen, in sehr sinniger Form beigegeben. Auch hat er die Räuberscene in Einigem erweitert.

Seit dem Jahre 1879 wurde diese Volkskomödie nicht mehr aufgeführt, weil angeblich die Behörde ihre Einwilligung versagte.

Am letzten Herbstfasching-Sonntag nun fand über Anregung des Bauers Josef Sandler vlg. Jaunz in Lärchberg eine Besprechung statt, in welcher beschlossen wurde, die Komödie am Stephanitage das erstemal aufzuführen. Hiefür wurden, bis auf 3, lauter neue Kräfte engagiert.

Mit wahrem Heißhunger warfen sich die neuen Kräfte auf das Studium ihrer Rollen, und wenn solche nicht da waren, so wurden neue aus dem Textbuche herausgeschrieben. Jeder nahm die Angelegenheit sehr ernst, und so kam es, dass die Aufführungen, den Verhältnissen entsprechend, sehr gut ausfielen. Ich glaube, es fanden fünf Proben statt. Ich wohnte den Proben bei.

Da erlaubte ich mir, im Vortrage einige Änderungen vorzunehmen. Alle Spieler erinnerten sich an einen gewissen singenden Ton, den die alten Spieler bei der Aufführung in Anwendung brachten. Unwillkürlich wollten die heutigen Komödianten diesen Ton nachahmen. Mir kam es nun vor, wie wenn lauter Evangelienvorleser vor mir wären. Dies war unnatürlich, besonders da ich merkte, dass ihnen der Tonfall und die Tonsteigung zur rechten Zeit Schwierigkeiten bereiteten. Ich rieth nun den Komödianten, so zu sprechen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Sie versuchten es, und siehe da, das Einpauken gieng um die Hälfte schneller vor sich. Das gefiel den Leuten ausnehmend gut. Sogar die Alten, die sonst gerne, am Althergebrachten hängen, fanden Wohlgefallen daran.[1])

Da die Proben und die erste Aufführung am Stephanitage 1897 gut ausgefallen sind, so fanden nachfolgende Vorstellungen statt: Am Johannitag beim Seppenwirt in St. Lorenzen; am Sylvestertag mittags in St. Ägydi bei Murau; am Neujahrstag in Stadl, am 2. Jänner d. J. vormittags in Predlitz, abends in St. Ruprecht. Am Dreikönigstag fand in Bodendorf eine Vorstellung statt. Am 9. d. M. wird beim Schafferwirt in Kaindorf, am Wastltag abermals beim Purgstaller in St. Georgen gespielt werden. Gespielt wird größtentheils abends. Wenn aber schon unter Tags eine Vorstellung stattfindet, so geschieht es doch immer in geschlossenen Räumen bei verhängten Fenstern.

Alle bisherigen Vorstellungen erfreuten sich eines riesigen Besuches. Viele Neugierige konnten oft gar keinen Platz mehr finden.

Während des Schreibens dieser Zeilen bringt mir der Einleger Johann Piber, welcher unter der Leitung des vorbenannten Simon Schaffer auch Komödiant war, ein Verzeichnis von Spielern, die in den fünfziger Jahren und später thätig waren: Zechner in Marbach (lebt); Paulnbauer in Feldern (lebt); Potz in Reichenau (lebt); Kollmann Josef; Mandlthoma Tochter; Stierbauer Hies; Schoader Toni; Wolfram und Jaunz in Lärchberg; Sepp in Purgstall; Taferl Willi; Pfeifenberger Tochter; Auner Sohn; Stoaner in Lorenzen; Sebastian Wallner; Ciller-Messner; Stierbauer; Festl, Steinersohn in Kaindorf; Katzer in Zillberg; Leni, Steinertochter in Kaindorf; Hübler in Lärchberg; Stoanberger in Marbach.

Simon Schaffer war aber schon Spieler und Leiter im Jahre 1846. In diesem Jahre wurde beim vulgo Moar in Dörfl gespielt. Die Spieler bekamen dafür Speckknödeln, Geselchtes und Kraut.

70 und 80 jährige Leute können sich erinnern, dass in ihrer frühesten Jugend auch schon das Hirtenspiel aufgeführt wurde.

Das Paradeis- und Hirtenspiel ist in dieser Gegend wesentlich anders als das des Ennsthales.

Das Paradeisspiel behandelt in 4 Aufritten die Erschaffung des ersten Menschenpaares, dessen Sündenfall und das Gericht. Der letzte Auftritt, ist entschieden der wirkungsvollste. Das Hirtenspiel enthält die Verkündigung Mariä, die Geburt Christi, die Opferung der Hirten und Könige, die Flucht nach Egypten. Eingeflochten sind die Scenen des Kaisers Augustus, die Reise Joseph's und Mariä nach Betlehem u. s. f. Die Verkündigung der Geburt an die Hirten ist recht herzig. Die Hirtenscenen werden singend aufgeführt. Die Melodien sind sehr hübsch. Vor der Geburt wird ein sehr schöner Gesammtchor, «Das Stallied», gesungen. Auch der auftretende Handwerksbursche erzählt singend seine Erlebnisse. Das Räuberlied ist auch ein sehr schönes Lied. Wird von allen Spielern gesungen, da jeder als Räuber auftritt.

Von den Costümen sind die meisten vollständig neu, da die alten ganz zerrissen und unbrauchbar waren. Kronen (3) wurden aus Erfurt bestellt. Bei früheren Aufführungen waren die Kopfbedeckungen wahre Angströhren. Die neuen Kronen sind gepresst aus Papierstoff. Für den Gottsohn, die Barmherzigkeit und den Engel machte ich Stirnreifen, die sich entschieden besser ausnehmen als die alten Ungethüme. Für 2 Könige musste ich Kronen machen. Für den Engel machte ich Flügel, Panzer und Schild aus — Pappendeckel mit Silberpapier überzogen. Auch musste ich die Schlange fabricieren.

---

[1]) Es wäre sehr zu wünschen, dass die Lehrer ohne solchem Rationalismus, wie in oben geschildertem Falle zu huldigen, die angestammte Volksweise pietät- und verständnisvoll unangetastet ließen. Die Red.

Die größeren Costüme will ich beschreiben.

Gottvater: weiße Alba, rother mit Goldspitzen versehener Halbmantel, schneeweißes Haar und Bart (aus Wien) und Krone. In der linken Hand Scepter.

Gottsohn: weiße Alba, rother mit Goldborden versehener Schulterkragen, goldener Stirnreifen und Scepter. Engel: weißes, langes Kleid, mit rother Seidenschärpe um die Mitte, Flügel und Stirnreifen; beim Gericht trägt er das Kreuz Christi, als Cherub hat er zum obigen Costüme noch Panzer, Schild und Schwert; bei der Verkündigung Mariä trägt er eine Lilie.

Barmherzigkeit: weiße Alba, rother Halbmantel, Stirnreif und Lilie.

Gerechtigkeit: kriegerisch; Stiefel, gelbe Hose und Blouse, Helm und Schwert.

Adam: weiße Hose und Blouse, sowie weißes Kapperl.

Eva: nach der Erschaffung: weißes Kleid und Jacke, weißer wallender Schleier mit Kranz (herziges Sinnbild der Unschuld).
nach dem Sündenfall vor Gottesgericht statt des weißen ein langer schwarzer Schleier — (auch sehr sinnig).

Maria: weißes Kleid mit dem bekannten langen blauen Übertuch.

Josef: Langer alter Mantel, breiter uralter Bauernhut,*) Pilgerstab, in einem «Zöger» die kleinen Zimmermannsgeräthe.

Hirten: Lodenhosen, uralte lodene Bauernröcke,*) Spitzhüte mit bunten Bändern und Ringstöcke.

Kaiser Augustus: rothe Hose mit Goldstreifen, gelbe, roth eingenähte Blouse mit großen silbernen Westenknöpfen und einem geblumten Halbmantel; Helm und Schwert.

König Herodes: Bekleidung wie Augustus, statt Helm und Schwert, Krone und Scepter.

3 Könige: weiße Alba, rother, mit Goldborten verzierter Mantel, Krone und Scepter.

Page: schwarze Hose, Schwalbenschwanzrock (aus der Franzosenzeit), Zweispitz und Säbel.

Schriftgelehrte: weiße Alba und die bekannte Kopfbedeckung der Schriftgelehrten aus der Bibel.

Teufel: schwarzes, tricotähnliches Gewand mit schrecklichen Fratzen. Lucifer und Satan haben je 4 Hörner.

Bauer: Altes Original-Bauerncostüm (Murthal).

Wirt: ländliches Sonntagskleid mit weißer Schürze und grünem Hauskapperl.

Bäuerin: Altes Original-Costüm (Murthal).

Xantippe: Graues Kleid, ebensolche, grünausgenähte Jacke und grüner Spitzhut (sehr kleidsam).

Folgende Personen spielen:

Alte Spieler: Johann Schlick vulgo Wolfram als Lucifer, Wirt, Kaiser Augustus, König Herodes. Gabriel Seidl vulgo Zechner als Gerechtigkeit, Bürger, Räuberhauptmann Dismas und Kriegsknecht. Josef Sandler vulgo Jaunz als Gottsohn, Hirt «Hauser», Kriegsknecht und Räuber Gesmas. (Dieser ist der Anreger und Leiter der jetzigen Spiele).

Neue Spieler: Thomas Seidl als Gottvater und Josef.
Peter Purgstaller sen. als Teufel Asruth, Handwerksbursche und Hirt «Riepl».
Peter Purgstaller jun. als Belzebub, Barmherzigkeit, Hofkanzler, König Caspar.
Genovefa Purgstaller als Eva, Maria, Xantippe, Bäuerin Rachel. (Von dieser Eva ließe sich mancher Adam herzlich gerne verführen, und es wundert einen nicht, wenn Joseph Eifersuchtsanwandlungen hatte).
Alois Purgstaller als Engel, Page, Bictor (Herold).
Mathias Seidl als Adam, König Balthasar und Schriftgelehrter.
Jacob Leitner als Satan, König Melchior und Schriftgelehrter.
Josef Wieland als Teufel «Buzzelebuz» und Hirt «Hansal».
Einige müssen noch kleinere Nebenrollen versehen.

Das Textbuch, von Johann Schaffer anfangs der Achtziger (vor seinem Tode) geschrieben, ist erst nach Lichtmess zu haben. Wenn Sie es wünschen, so werde ich es besorgen. —

Die Volkskomödianten sind alle aus der hiesigen Gemeinde und sind mit sehr anerkennenswertem Eifer bei der Sache. —

Andere jüngere Leute haben im Sinn, zu Ostern den «Egyptischen Josef» aufzuführen. Näheres muss ich erst in Erfahrung bringen.

Vor Zeiten wurde auch das «Christi-Leiden» und «Genovefa» aufgeführt. Diesbezügliche Daten fehlen mir, werde sie aber sammeln und sie Ihnen bei Gelegenheit übermitteln.

*) Original.

Vorlesungscyclus über österreichische Volkskunde. In der Wintersaison 1897 hielt Dr. Michael Haberlandt in der Vortragsreihe der erweiterten Universitäts-Vorträge einen Vorlesungscyclus über östereichische Volkskunde ab. Das Programm dieser gut besuchten Vorträge, welche Dr. M. Haberlandt auch heuer abzuhalten gedenkt, war das nachfolgende:

I. Vorlesung. Einleitung. Begriff und Aufgabe der Volkskunde im allgemeinen. — Geschichte der volkskundlichen Bestrebungen in Europa und speciell in Österreich-Ungarn. — Antheil der Bevölkerung an der volkskundlichen Arbeit. — Grundzüge der österreichischen Staatsgeschichte. — Übersicht der ethnographischen Verhältnisse in der österreichischen Reichshälfte mit Berücksichtigung der Grenzgebiete.

II. Vorlesung. Volkskunde der Deutschen in den Alpenländern. Besiedlungsgeschichte der innerösterreichischen Länder. — Die deutsch-österreichischen Kernländer: Salzburg, Oberösterreich, Tirol. — Die Colonisationsländer späterer Zeit: Niederösterreich, Steiermark, Kärnten. — Colonisation in Krain und im Küstenlande. — Volkskunde des deutschen Alpengebietes: Mundarten. Hausbau und Hauscultur. Trachten. Sitte und Bräuche. Volksdichtung, Volksschauspiele. Volkskunst und Volksglaube.

III. Vorlesung. Volkskunde der Deutschen in den Sudetenländern. Besiedlungsgeschichte von Böhmen, Mähren und Schlesien. — Die deutsche Colonisation des Mittelalters. — Geschichte des Verhältnisses der Deutschen und Tschechoslawen. — Die vier deutschböhmischen Volksstämme: der bayrische, oberpfälzische, sächsische und schlesische. — Gebiete mit treuerer Erhaltung der ursprünglichen Volksart: der Böhmerwald, das Egerland, das Riesengebirge Volkskundliche Schilderung nach dem vorigen Schema.

IV. Vorlesung. Volkskunde der Tschechoslawen. Besiedlungsgeschichte von Böhmen, Mähren und Schlesien, mit Rücksicht auf die slawische Bevölkerung. Stammesverschiedenheiten und mundartliche Besonderheiten. — Geschichte der volkskundlichen Arbeit unter den Slawen. — Volkskunde der Tschechoslawen nach dem obigen Schema, mit besonderer Berücksichtigung der mährischen Gebirgsbevölkerung.

V. Vorlesung. Volkskunde der Polen und Rutenen. Geschichte von Galizien und der Bukowina. Die Bevölkerung der verschiedenen Landschaften. — Gegensatz von Gebirgs- und Flachlandbevölkerung: Goralen und Mazuren. — Podolien. — Die Rutenen mit besonderer Berücksichtigung der Huzulen. Volkskunde dieses Gebietes, mit besonderer Rücksichtnahme auf die Hausindustrien. — Die Juden, Armenier und Zigeuner.

VI. Vorlesung. Volkskunde der Südslawen und Romanen. Die Slowenen in Krain, Untersteiermark, Kärnten und dem Küstenlande. — Allmähliche Übergänge zu den Kroaten (Weißkrainer). — Die Tschitschen in Istrien und die übrigen slawischen Bewohner des Küstenlandes. — Die Serben (Morlaken) in Dalmatien. — Die Italiener im Küstenland, in Istrien und Südtirol, insbesonders die Friauler. — Die Ladiner. — Die Rumänen der Bukowina.

Führung durch das Museum für österreichische Volkskunde. (I., Wipplingerstraße 34, I, im Börsengebäude). Erläuterung der Volkstrachten von Österreich. — Die Stickereien. — Die Hauscultur mit besonderer Berücksichtigung von Herdgeräth und Beleuchtungsdingen. — Die Volkskunst: Keramik, Schnitz- und Webekunst. — Volksreligion und Aberglaube.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

1. Deutsche Mundarten, Zeitschrift für Bearbeitung des mundartlichen Materials,

herausgegeben von Johann Willibald Nagl, Wien. Carl Fromme, 1896—97. 8°, Bd. 1, Hefte 1 und 2.

Es ist gewis ein glücklicher und fruchtbarer Gedanke der deutschen Mundartenforschung ein neues Heim zu bereiten in demselben Augenblicke, wo ein älteres, die Zeitschrift «Bayerns Mundarten» wegen Mangel an weiterher zuströmender Theilnahme geschlossen werden musste. Hoffen wir, dass die Absichten, mit welchen diese neue Pflegestätte der wissenschaftlichen Unter-

suchung des mundartlichen Sprachstoffes eröffnet wird, erreicht und dass der Plan, auf welchen Nagl baut, sich als ein richtiger und dauerhafter bewähren werde.

Die beiden vorliegenden Hefte enthalten 2 Aufsätze des Berichterstatters «Pronominale Locative» und «Partikeln und Interjectionen», 2 Arbeiten Nagl's «Der Name Wien» und «Ein drei ein vier», einen Aufsatz von A. Landau «Das Deminutivum der galizisch-jüdischen Mundart», eine Wörtersammlung aus dem Nachlasse von H. Gradl «Zur Bestimmung des Alters der Egerländer Mundart» für den Druck vorbereitet von E. Pistl, eine «Bibliographie der deutschen Mundartenforschung für die Jahre 1890 bis 1895» von F. Mentz nebst einem Anhange «Bibliographie des Jüdisch-Deutschen» von A. Landau, endlich Literatur, Anzeigen und Polemisches von J. W. Nagl.

In seinem ersten Aufsatze suchte der Berichterstatter den Nachweis zu erbringen, dass die deutschen Interjectionen jemir, jemmich, jettich, jemine, jespas, jegerl, jessas u. a. m. syntaktische Zusammensetzungen von Pronomen und anderen Redetheilen mit einem Elemente je seien, das bekanntlich auch allein als Interjectionen gebraucht wird, während man bisher das einfache je für eine Verkürzung aus jesses gehalten hat. Dieses jê, im mhd. und ahd. nicht bezeugt, wird auf die gotische Ausrufspartikel jai zurückgeführt und gemeinsam mit der bayr.-österr. Interjection se ahd. mhd. sê, got. sai, sowie mit der Interjection ahd. lê, ags. lá als Locativ je eines deutschen Pronominalstammes erklärt, dem die ursprüngliche Bedeutung «da» zukommt. Im zweiten Aufsatze erklärt der Berichterstatter die interjectionale Wortgruppe der volksthümlichen Schlafliedchen heia popeia, das ringa ringa reia des Spielreimes und die Schallinterjectionen nach dem Typus bumpadibum. Dazu ist zu bemerken, dass jegerl doch eine einfache Diminution von je sein kann mit eingeschobenem g wie in österr. o meingerl und dass die in Rede stehende Partikel wohl auch im nhd. je nûn erhalten sein dürfte. Die Erklärungen des Verfassers beruhen auf der Erkenntnis, dass die Interjectionen ursprünglich sinngemässe Wörter oder Wortgruppen seien, bei denen auf das Lautmalende ja allerdings zuweilen Rücksicht genommen ist, jedoch nicht so sehr im Sinne einer Neuschöpfung von Lautcomplexen, als vielmehr in dem einer Auswahl aus dem Vorrathe der vorhandenen Sprachmittel, wobei insbesondere die pronominalen Elemente, als die eigentlichen Träger der interjectionalen Function, hervorzutreten scheinen. Die weit verbreitete Meinung, dass viele unserer Interjectionen keinen eigentlichen begrifflichen Ursprung hätten, sondern ein blosses Nachblöcken von Naturlauten seien, soll beseitigt und dem in der geschichtlichen Sprache allein berechtigten Grundsatze «omnis vox ex voce» zum Durchbruche verholfen werden.

Mit den ablehnenden Besprechungen, welche Behaghel in Giessen und Hoffmann-Krayer in Zürich über die erste Arbeit veröffentlichten, sich des weiteren zu befassen hat der Berichterstatter keinen Grund. Beide in diesem Theile höchst oberflächlich geschriebenen Anzeigen bewegen sich lediglich im Rahmen der altklugen Wichtigthuerei eines abgestandenen Schulpedantismus und verdienen, da sie zur Sache nichts beitragen, allerdings Zurückweisung, aber keinerlei Beachtung.

Herr Hoffmann-Krayer sei nur im Vorübergehen bedeutet, dass S. 13 nicht die Thatsache der Umformung geheiligter Namen in Abrede gestellt werden soll, sondern nur das in dem Terminus «Verhüllung» enthaltene Motiv.

Ich wende mich zu dem Aufsatze Nagl's über den Namen Wien. Derselbe bietet insoferne ein nicht unwichtiges Ergebnis, als uns die Vorführung der slowakischen Declination Nom. Vieden̆, Locativ ve Vienni neben jeden, Gen. jenného lehrt, dass in der That die slawische Form des Stadtnamens altčechisch Nom. Wyednye auf der deutschen beruhen kann, wenn, wie es ja wahrscheinlich ist, dieselbe im Locativ Vienni aus Wienne übernommen und zu derselben als einer vermeintlichen Assimilation von dn nach dem Muster der wirklichen in jenného der Nominativ Viedně, Vieden̆ gefolgert worden ist. Auch darin wird Nagl Recht behalten, dass die Slawen den Namen Wienne nur als Stadtnamen, nicht als Flussnamen recipiert haben.

Dagegen ist es nicht zu billigen, dass Nagl im Laufe seiner weitausholenden Erörterungen die einmal gewonnene feste Thatsache, dass Wien der ursprüngliche Name des Flusses sei, wieder verwischt, und auch das, was er selbst für die Erklärung des Namens bieten zu können glaubt, besitzt leider nicht genügende Beweiskraft, um der Tradition und einem obersten toponymischen Grundsatze entgegen den Namen der Wien, statt dem fliessenden Wasser an sich, einem mit demselben allerdings in Beziehung stehenden örtlichen Detail, einem «Graben» primär zuzu-

erkennen. Nirgends und niemals kann ein Bach «Graben» genannt werden; allerdings sein Bett kann in einem Graben liegen, aber dann heisst der Bach, soferne er nach diesem benannt ist eben «Grabenbach», keinesfalls «Graben» schlechtweg. Ausserdem ist auch das Grammatische der Etymologie Nagl's höchst zweifelhaft. Ein e-Ablaut zu got. wans, ahd. wan «leer» ist unbezeugt und durch die dialektischen Composita windächsig, winächsig «verdreht», vom Fuhrwerke gesagt, windhälsig und windhalsen «den Hals verdrehen» nicht zu gewinnen, denn diese Wörter enthalten das noch in unserm wind und weh bewahrte Adjectiv got. inwinds «verdreht, verkehrt». Es ist auch nicht zu erweisen, dass die gelegentliche neben regulärem Wienne vorkommende alte Schreibform Winne eine andere als rein orthographische Bedeutung habe, geschweige, dass sie als Mutterform der ersten betrachtet werden müsse, deren ie sich den schon Weinhold bekannten secundären bayrischen Diphthongierungen vor r, h, e, n (und m) anschlösse. Es ist zu beachten, dass diese secundäre Diphthongierung nur in ursprünglich langen, oder secundär gelängten Vocalen ihre mechanische Bedingung findet, also mhd. iem, ien, ienen, gienen heute eam, eã, eana, gean aus īm, īn, īnen, gīnen, für ursprüngliches ime, in, inen, ginen und es ist im höchsten Grade unwahrscheinlich, dass in alter Zeit, also schon im 11. Jahrh., ein ursprünglich kurzes i vor der sicheren und festen Doppelconsonanz in Winne gelängt worden wäre. Junge Beispiele wie steir. meãschã für menscher, oder ein mir unbekanntes eãk für enk beweisen nichts, und ältere gibt es nicht. Ebenso wenig glaubwürdig sind die angeblichen alten uo aus ū und der von Nagl als Kronzeuge geführte Ortsname Guenplach 1371, Apud Gomplach 1155, ad Gomplarn 1175, heute Geãblã ist schon deshalb nicht geeignet, den behaupteten Process zu bewähren, weil die aufgestellte Etymologie des Namens ahd. *Gumpilaha keineswegs eine anerkannte, sondern nur eine ad hoc construierte, mir völlig unglaubwürdige ist.

Wir danken also Nagl's Bemühungen jedesfalls die Möglichkeit über die slawischen Erklärungen des österreichischen Flussnamens, auch über meine eigene, hinwegzuschreiten, aber wir müssen seine Deutung, die ein Fundamentalgesetz der Ortsnamenbildung verletzt, ablehnen. Umgekehrt ist aber der Name eines Flusses auf die anrainenden Fluren, ja auf ganze Theilstrecken seines Verlaufes ohne Composition und ohne hinzutretendes Suffix übertragbar und damit erledigen sich auch die tastenden Versuche, die Nagl an die Ortsbezeichnungen die dürre Wien und die grotte Wien geknüpft hat. Die dürre Wien ist, wie andere dürre Bäche auch, ein nicht ausdauernder, nur bei starken Niederschlägen Wasser führender Zufluss, ein «torrens» im Wortsinne, und local übertragen auch sein Ufergebiet; die grotte Wien aber, d. i. die gerottete, zu mhd. gerotten swv. «sich sammeln», ist der perennierende Hauptfluss. Was es mit den örtlichen Festsetzungen des Namens Wien außerhalb Wien, der Stadt und des Flussgebietes, für eine Bewantnis habe, erforderte in jedem Falle eine einzelne Untersuchung. So viel ist immerhin klar, dass eine Bezeichnung im Wienner, wo sie allein vorkommt, als Personenname, oder als Ortsappellativ übertragen sein wird, man vgl. den weingarten der da heizzet der Radauner 1344 in einer Urkunde von Heiligenkreuz nach dem Orte Rodaun, dass ferner ideale Übertragung des Stadtnamens, sowie bei Schottwien auch anderwärts stattgefunden haben kann. Im übrigen ist eine mehrfache Ausprägung des Flussnamens Wien von vornherein um so weniger abzulehnen, als wir ja auch 2 Flüsse Traun, 2 Fladnitz, 2 Medelick, 3 Alm u. a. m. im bayr.-österr. Gebiete kennen, und es ist eine sowohl für die ursprüngliche Etymologie, als für die topographische Festlegung unserer notorischen Wien vollständig belanglose Sache, ob sich nun herausstellt, dass bei dem einen Wien kein Wasser fließt, oder bei dem andern das Wasser anders benannt ist, ob sie endlich alle in einem Graben liegen, oder nicht.

Auch in Betreff des zweiten Aufsatzes Nagl's kann ich mich dem Ergebnisse des geschätzten Verfassers nicht anschließen. Nagl erklärt das bayr.-österr. ã in den ungefähr abschätzenden Zahlbestimmungen ã vier; ã fünfö; ã zwoa ã drei; stuck ã söx, ã stuck ã zwoanzg als Genitiv Pluralis des persönlichen Pronomens mhd. ir «eorum, earum». Dabei hat Nagl übersehen, dass eine zureichende Erklärung dieses ã auch in jenen Fällen passen muss, wo das Zahlwort nicht allein, sondern im attributiven Verhältnis mit einem Substantiv verbunden steht z. B. wie lång bleibst denn aus? Antwort: nå ã vier Wochen, oder wie viel håst eam denn göbn? Antwort: ã zöhn Kreuzer, wo mir die Einsetzung von ir recht unverständlich erscheint, dass ferner die Verbindung eines Zahlwortes mit ir, also ir drîzzec

«ihrer dreissig» weit eher eine concise und unzweifelhafte Zahlbestimmung ergäbe, als die in unserm ā gelegene beiläufige Schätzung, dass endlich in vocalischer Nachbarschaft in den älteren Dialekten von Salzburg und Oberösterreich, in denen eine secundäre Restitution falscher Binnenconsonanten, wie sie Nagl's måna, biri, khåri, schaurat für salzbg. måga, bini, kåni, schauat aufweisen, unmöglich ist, eben kein r, sondern ein deutliches n = ān āchtö, ān oalafö, stuck ān āchzg hervortritt, welches der ursprünglichen Gestalt des syncopierten Wortes angehören muss und mit ir unvereinbar, deutlich auf den unbestimmten Artikel ein hinweist. Die Bedenken Nagl's gegen diese einfachste und völlig genügende Erklärung dieses dialektischen ā, ān zerfallen alle in Nichts. Der Plural des Verbums in es san ā drei spricht nicht dagegen, da das pluralische drei doch wohl auch einen Plural des Verbums verlangt und ā = ein' < eine, einiu eben auch im Plural zu denken ist und die Behauptung, dass unser ein, dort wo es echt sei, die präcise Zahl, also ein Tausend Weinstöcke gleich genau 1000, nichts darunter und nichts darüber, bezeichne, ist zwar eine unbestreitbare Wahrheit, kann aber in die Argumente Nagl's nur durch ein Versehen gerathen sein, denn in diesem Falle ist Tausend wie in ā dūzat oar = «12 Eier» eben nicht attributiv oder prädicativ functionierendes Zahlwort, sondern Substantiv mit folgendem partitiven Genitiv. Das ā der beiläufigen Zahlbestimmungen ist in der That nichts anderes, als der von Nagl verworfene Plural des unbestimmten Artikels eine mit der Bedeutung von «quidam», also ā vier Wochen «quaedam quatuor hebdomades» oder «quasdam quatuor hebdomades» henneberg. e wāchener neu quaedam hebdomades novem», und daran ändert auch der Umstand nichts, dass bār ā viern sich wegen des mangelnden n (ān statt ā verlangte der Dialect) nicht auf bî einen vieren zurückleiten lässt, denn dieses Beispiel beruht keineswegs unmittelbar auf einem mhd. Ahnen, sondern ist eine ganz moderne syntaktische Fügung von bā mit dem erstarrten und indeclinablen Pluralis communis ā vier, in welcher Nagl's eigener Dialekt nach dem Muster von ban menschern, ban buamān ein dativisches n restituiert hat, während mein Dialekt bān ā vier vorzieht, und analoges bār ā söxn überhaupt ganz unerhört wäre.

Im weiteren ist zu bemerken, dass stuck ā dreissg auf stücke einin drîzzec «quaedam triginta» beruhen, wobei stücke wahrscheinlich im Genitiv zu denken ist, dass ā zwoa ā drei: eine zwei, eine drî repräsentieren, mit alternativer Doppelsetzung derselben Construction und dass ā stuck ā dreissg lediglich mit mechanischer Wiederholung des ā aus grammatisch richtigerem stuck ā dreissg entstanden sein muss. Die Conjunction oder, welche Hoffmann-Krayer in dem zweiten ā von ā drei ā vier suchen wollte, liegt in demselben nicht. Läge die Conjunction oder vor, so müsste die Zahlbestimmung bayr.-österr. unverkürzt lauten ā drei oda vier beziehungsweise ā drei oder ā vier.

Eine ziemlich reiche Sammlung nicht bloss jüdisch-deutscher Diminutivformen, der nur das grammatische Oberlicht fehlt, hat A. Landau veröffentlicht.

Die deutschen Diminutivsuffixe beruhen im wesentlichen auf den Ableitungen -i und -în, mit welchen ein k- oder ein l-Suffix oder beide in Verbindung treten können, so dass sich mannigfache Secundärformen wie- ili, -ilîn, -iki, -ikîn, -ilki, -ilkîn, -ikli, -inkli ergeben. Dazu kommt noch ein, vermuthlich vom neutralen Plural auf -ir, -er abstrahiertes, dann allgemein productiv gewordenes Diminutivum bayr.-österr. -erle, -erl, das ahd. -irli lauten müsste, so dass also österr. häuserl, weiberl, lamperl ein ideales ahd. *hûsirli, *wîbirli, *lembirli voraussetzen wobei der Singular häuserl aus dem Plural gefolgert erscheint. Dabei ist bemerkenswert, dass dieses combinierte Suffix -erl auch bei Wörtern, die ein nicht diminnierendes, sondern zur ursprünglichen Nominalbildung gehöriges l besitzen, kurzweg an Stelle des letzteren gesetzt wird, wie österr. spiegerl, nagerl, vögerl zu spiegel, nagel, vogel. Ganz gleich verhält sich das salzburg.-oberbayr. -ei aus ahd. -în z. B. megetîn, dass in häusei, lampei organisch angefügt ist, aber in vögei, nagei an Stelle des mit diminnierendem l verwechselten echten und wesentlichen Nominalauslautes gesetzt ist. Endlich gibt es auch eine Combination des pluralischen er mit k-Suffix frankf. Pl. kinnercher, mädercher. Sämmtliche Beispiele der jüdisch-deutschen Diminution, welche Landau nachweist, gehen auf je eine dieser Typen zurück, so kepl (kop) auf -ili, beigali (boign) auf -irli, mīlachn (mīl) auf -ikin; beachtenswert ist, dass die typische Combination lich, lech, lach, als grammatisches Mittel zum Ausdrucke des Plurals von l-Diminutiven verwendet wird, wie galizisch-jüdisch fîslach, kepalach zu fîsl, kepali, in jüdischen Drucken aus Deutschland lemel, Pl.

lemlich 1729; kiniglich «Kaninchen»; kemlich «Kameele», ziklich u. a. aus 1676—9. Den Ursprung dieser grammatischen Function des Suffixes lach, lich, glaubte Landau in den ahd· Collectiven auf -ahi zu finden und meint das Jüdisch-deutsche, sei von der jüngsten Form -lich ausgehend mit seinem -lach wieder beim ahd. Vocalismus angelangt.

Ich kann mich von der Richtigkeit dieser Ansicht nicht überzeugen und glaube vielmehr, dass diese Bildungen auf lich, insoferne sie collectivisch sind wie spätmhd. dinglich Sing. und Pl., schwäb. dinglach Sing. auf ahd. dingo lîh, allero dingo lîh, dingelich d. i. «die Gesammtheit der Dinge, alles und jedes Ding» (dazu strupelich «Gestrüppe», salzbg. laublach «Laub») zurückgehen, insoferne sie aber diminutiv sind = nürnberg. zwey cleine scheibloch wachs, cleine kepplech augsburg. neglachplömlein u. a. auf einer secundären Vocalisierung des Diminutivsuffixes ilki, mhd. elche > eləh beruhen. Zu den letzteren stimmen unsere nhd., allerdings noch um das n-Suffix vermehrten Diminutiva tüpfelchen, zipfelchen, stückelchen.

Insbesondere scheint mir neglach beweisend, das buchstäblich unser nhd. nelke darstellt und die Singulare geldlich, gewändlich, gesindlich bei Hans Sachs, mhd. Pl. diernlech, knehtelech, Sing. gewendelech, vischelech bei Berthold v. Regensburg entsprechen genau unseren österr. reinen Diminutiven geldl, gwandl, gsindl, dirndl, knechtl, fischl und haben keineswegs irgendwelchen collectivischen Nebensinn. Es sind also in dem ganzen Typus wohl zwei suffixale Mittel verschiedener Herkunft zusammengeflossen und wenn wir in einzelnen Dialecten wie eben im jüdisch-deutschen oder in böhm. schönhengst. die Ableitung lich zur Pluralbildung verwendet sehen madle, madlich, annala, annalich, pruschla, pruschlich, so können wir nur schließen, dass die pluralische Function den alten Zusammenrückungen mit lîh «corpus» zu danken ist, welche auf ein formgleiches, aber ursprünglich keineswegs pluralisches, sondern rein diminutives Suffix übertragen ist. Dass es daneben auch noch Nachklänge an das alte collectivische Neutrum -ahi gebe, braucht man deshalb nicht in Abrede zu stellen, aber die pluralische Function des Suffixes -lich konnten diese als principielle Singularia nicht gut bewirken. Es ist nicht zu übersehen, dass die ahi-Collectiva anreihende sind, bei welchen viele gleichartige Individuen zu einem einzigen höheren zusammengefasst werden, die lîh-Collectiva aber individualisierende, bei denen eine Gesammtheit gleichartiger Dinge in ihre Einzelheiten zerlegt wird, so dass sie ebenso notwendig, wenn auch in singularischer Form, pluralisch verstanden werden, wie jene als nichtpluralisch.

Wien, 23. Jänner 1898. Dr. Theodor von Grienberger.

2. Anton Renk: Im obersten Innthal Tirols. Innsbruck. Im Selbstverlage des Verfassers. 1897.

Ein bunter Strauß von Alpensagen ist in diesem Büchlein zusammengebunden. Man möchte ihnen mitunter nur größere Einfachheit der Wiedergabe wünschen. Sehr vermissen wir die Nennung der Gewährsmänner für die einzelnen Mittheilungen. Es sind deren 168. Ihre Einfügung in den empfindsamen poetischen Rahmen ist ein Missgriff, der dem Büchlein, wir fürchten es, manche ernste Leser entfremden wird. Renk's Sammelfleiß verdient dagegen alle Anerkennung. Dr. M. Haberlandt.

2. Übersichten:

Volkskunde der Bukowina 1896.

Von Dr. Johann Polek, Czernowitz.

Dan Demeter. — Volksglauben und Gebräuche der Juden in der Bukowina. In: «Zeitschrift für österr. Volkskunde». II. 1896. S. 81—83.

— Volksglauben der Rumänen in der Bukowina. Ebenda S. 250—252 u. S. 284—286.

Gebiuk Johann. — Krankheitsbeschwörungen bei den Huzulen (rutenisch). In: «Bukow. Wjidamosty». Czernowitz 1896. Nr. 45.

Kaindl Raimund F. — Haus und Hof bei den Huzulen. In: «Mittheilungen der Anthropolog. Gesellschaft in Wien». XXVI. (N. F. XVI.) 1896. S. 147—185.

— Viehzucht und Viehzauber in den Ostkarpathen. In: «Globus». LXIX. Nr. 24. (S. 385—389.)

Kaindl Raimund F. — Das Entstehen und die Entwicklung der Lippowaner-Colonien in der Bukowina. In: «Archiv für österr. Geschichte». Wien 1896. LXXXIII. 2. Hälfte. S. 233 ff.
— Die Volksdichtung der deutschen Ansiedler in der Bukowina. In: «Wissenschaftl. Beilage der Leipziger Zeitung». 1896. Nr. 15.
— Liebeslieder der Deutschen in der Bukowina. Ebenda. Nr. 76.
— Die Deutschen in der Bukowina. Ebenda. Nr. 134.
Kozaryszczuk Basil. — Borys und seine Reiche. Huzulensage, aufgezeichnet in Ploska (rutenisch). In: «Nauka». XXV. Wien 1896. S. 133—139.
— Huzulenlieder, aufgezeichnet in Ploska (rutenisch). Ebenda. S. 139—143.
— Der jugendliche Held Trufynowicz. Huzulensage, aufgezeichnet in Ploska (rutenisch). Ebenda. S. 369—374 und S. 599—606.
— Der stolze Bojare und sein weissagender Sohn. Huzulensage, aufgezeichnet in Seletin (rutenisch). Ebenda. S. 702—712.
— Bukowiner rutenische Beschwörungsformeln (rutenisch). In: «Bukow. Wjidamosty». 1895 Nr. 44 und 1896 Nr. 2, 3, 7, 8 und 23.
— Mein Besuch beim Wölklein. Aufgezeichnet in Ploska (rutenisch). Ebenda. Nr. 28 und 29.
Kupczanko Gregor. — Die Bukowina und ihre russischen Bewohner (rutenisch). Wien 1895. 8°.
Marian S. Fl. — Rumänische Volksüberlieferungen aus der Bukowina (rumänisch). Bukarest 1895. 8°.
Milkowicz Wladimir. — Die Bedeutung der Volksnamen Wlach (Walach) und Lach (der Pole). In: «Bukowiner Nachrichten». Czernowitz 1896. Nr. 2318 und 2319.
Polek Johann. — Die Lippowaner in der Bukowina. In: «Zeitschrift für österr. Volkskunde» 1896. S. 53—66 und S. 105—111.
Roschmann-Hörburg Julius von und Zachar Anton. — Die Bevölkerung der Bukowina nach dem Berufe. In: «Mittheilungen des statistischen Landesamtes des Herzogthums Bukowina». Heft III. Czernowitz 1896.
Syniuk Iwan. — Sokolec (der Falkenfels). Huzulenmärchen (rutenisch). In: «Bukowyna». Czernowitz 1896. Nr. 92.
Veslovschi Ilie. — Prophezeiung über Stefan den Großen. Sage (rumänisch). In: «Sezătoarea» III. Foliceni 1896. Nr. 11.
— Die Heilquelle bei Sereth. Sage (rumänisch). Ebenda. Nr. 12.
Zanner J. A. — Sprichwörter der Rumänen (rumänisch). Bukarest 1895. 8°.

V. Mittheilungen aus dem Museum für österreichische Volkskunde.

Vorerinnerung.

Am 31. Januar 1897 wurden die volkskundlichen Sammlungen des Vereins für österreichische Volkskunde, die in den früheren Räumen des k. k. österr. Handels-Museums im (Börsengebäude I. Wipplingerstraße 34) zu einem «Museum für österreichische Volkskunde» vereinigt worden waren, der Öffentlichkeit übergeben. Der gleichzeitig erschienene ausführliche Katalog der Sammlung (S. VII. 166) wies 3866 Nummern abgesehen von den mehr als 1000 Stück betragenden Objekten in den 9 Bauernstuben aus. Inzwischen ist der Bestand der Sammlung auf 9480 Stücke vermehrt worden. Auf manchen Gebieten der Volkskunst und des Volksfleißes, wie er in den letzten Jahrhunderten bei den verschiedenen Völkerschaften in Österreich geblüht hat, beispielweise auf dem Gebiet der Bauernmajolika, der Stickereien auf Wäsche und Trachtenstücken, den Gürteln in Federkielstickerei und Zinnnietentechnik, der Kerbschnitzarbeit in Holz, der eigenartigen Holzschnitzkunst unter den Südslawen, die sich besonders

an den Spinnstäben und an anderen Spinngeräth zeigt, bietet unser Museum bereits heute so instructive Reihen und Typenvarianten dar, dass es nützlich erscheint, dieselben allmählich bekannt zu machen und damit ein verlässliches Material für das vergleichende Studium dieses noch sehr wenig studierten und beachteten Culturdinge vorzubereiten. Die «Zeitschrift für österreichische Volkskunde» wird daher künftig in einer eigenen durchlaufenden Rubrik «Mittheilungen aus dem Museum für österreichische Volkskunde» bringen, in denen alle Beiträge Platz finden werden, die sich auf unsere Sammlungen beziehen, von ihr Anregung und Material empfangen haben. Sowohl abhandelnde Arbeiten über Gruppen von volkskundlichen Gegenständen oder einzelne Objecte, als kleinere Notizen, wie sie mit den verschiedenen Dingen in jeder Sammlung einlaufen und manchen Nutzen (in anregender, berichtigender und ergänzender Art) gewähren, endlich kurze Berichte über die neuen Einläufe und die äußeren Verhältnisse des Museums sollen hier künftig beisammen zu finden sein und das Interesse an der gegenständlichen Seite unseres Volksthums beleben und vertiefen helfen. Die Illustration, mit der viele unserer Beiträge bisher geschmückt und ermuntert waren, wird sich demgemäß künftig vorwiegend in dieser Rubrik unserer Zeitschrift einfinden, ohne selbstredend von ihren übrigen Theilen ausgeschlosen zu sein.

Dr. M. Haberlandt.

Über eine alte Handarbeit aus den salzburgischen Bergen.

Von Emma Felgel, Fachlehrerin an der k. k. Staatsgewerbeschule in Salzburg.

Im Museum des Vereines für öst. Volkskunde ist unter No. 2061 a eine Bettdecke aus Rauris ausgestellt. Dieselbe wurde dort von M. Eysn in Salzburg aufgefunden und dem Museum mit dem kurzen Berichte übermittelt, dass solche Decken, «Golter» genannt, «Anfang dieses Jahrhunderts noch im Rauriserthal verfertigt wurden und zwar aus den Kettenenden (den sogenannten «Rem») grober Schafwollgewebe, an großen mit Bindfaden bespannten Rahmen.»

Genaues Prüfen und Nachahmen zeigte die Ausführung der Decke in Flechttechnik. Das dazu verwendete Material besteht aus Hanf oder Rebschnur, 15—20 *cm* langen, dicken Schafwollfäden oder Büscheln, welche aus beiläufig 16 der oben erwähnte Kettenenden gebildet werden.

Auf einem der Größe der Decke entsprechenden Holzrahmen werden Hanfschnüre in einer Entfernung von $^3/_4$ *cm* senkrecht gespannt, und mit den Wollfäden oder Büscheln wagrecht in hin und zurückgehenden Reihen durchflochten. (Fig. 1.)

Man beginnt z. B. die Reihe von rechts nach links mit 2 Fadenbüscheln, der eine wird unter der ersten gespannten Schnur von rechts nach links durchgesteckt, der zweite schräg über dieselbe Schnur auch von rechts nach links gelegt, und unter der nächsten links gespannten Schnur herausgeführt, wodurch sich eine Drehung der beiden Wollbüschel ergibt. Dieser Vorgang wiederholt sich bis zur Vollendung der Reihe.

Ohne die Fadenbüschel abzuschneiden wird die zweite Reihe ebenso von links nach rechts gearbeitet, nur in entgegengesetzter Drehung der Fadenbüschel, worauf sich Zopfmusterung ergibt, welches wie rechtseitige Strumpfstrickerei erscheint. Die 3. Reihe wie die 1., die 4. wie die 2. u. s. w.

Die obere fellartige Seite des Geflechtes entsteht durch das oftmalige, stets versetzte Erneuern der kurzen Fadenbüschel, deren 3 *cm* lange Enden unterhalb jeder Flechtreihe hängen bleiben.

Das Ende jedes verarbeiteten Fadenbüschels muss, in den Reihen von rechts nach links, links unter der Schnur durch an die Oberfläche geführt, jeder neueinzulegende Fadenbüschel

unter derselben Schnur von links nach rechts durchgesteckt werden, und das Endchen, rechts von der Schnur an der Oberfläche hängen bleiben.

Nachdem der längere Theil des früheren Fadens oberhalb der 2 kurzen Enden schräg über die Schnur gelegt und unter der nächsten links gespannten durchgesteckt wurde, wird der

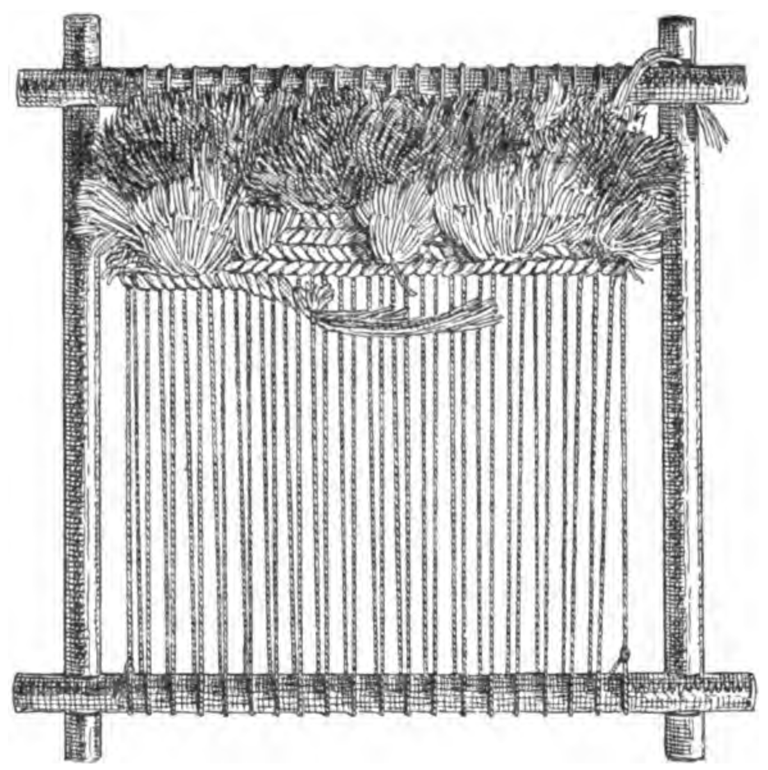


Fig. 1. Flechtrahmen für «Golter».

lange Theil des neu eingelegten Fadenbüschels weiter verflochten bis zum nächsten neuen Faden u. s. f. In den Reihen von links nach rechts wiederholt sich der beschriebene Vorgang in umgekehrter Reihenfolge.

Nach Vollendung der Decke, oder des Teppichs, werden die Schnüre, woran die Arbeit im Rahmen befestigt ist, durchschnitten, und je 2 Schnurenden mit einander verknüpft.

Bericht über die Vermehrung der Sammlungen im Jahre 1897.

a) Ankäufe:

1. Eine Sammlung von 113 Hauben (nebst den nöthigen drei Kasten und Einrichtung), wurde von Herrn Oberbaurath Heinrich Schemfil zu den günstigsten Bedingungen durch Ankauf erstanden.

Unter diesen Hauben sind nur zwei von unbekannter Herkunft. Die übrigen stammen von Wien (2), aus dem Wienerwald (2), von Retz (1), Ybbs (4), Linz (5), Ischl (2), St. Johann im Pongau (1), Steiermark (1), vom Gailthal (1), von Krain (2), Tirol ohne weitere Angabe (1), Lans (1), Villanders (1), Villnöss (1), Kastelruth (1), Schlanders (1), aus dem Wippthal (1), Montafun (1), Bregenzerwald (1), von Böhmen, Egerland (8), Schlesien (1), Bosnien ohne nähere Angabe (7), Travnik (1), von der Herzegowina (1), von Ungarn ohne nähere Angabe (6), Tyrnau (2), Erczi (2), Mezö Czáth (2), Jass Ladany (1), Krassó (1), Petersdorf in Siebenbürgen (1), Bayern ohne nähere Angabe (5), Oberbayern (7), Zinneberg in Oberbayern (2), Immenstadt (1), Kempten aus dem Jahre 1760 (1), Regensburg (1), Dachau (3), Augsburg (3, darunter eine der seltenen

Igelhauben), Oberpfalz (3), Neumarkt in der Oberpfalz (1), Pfalz (1), Grossaurach (2), Nördlingen (1), Frankfurt a. M. (1), Schwaben (1), Ulm (1), aus der Rhön (1), aus dem Ries in Württemberg (1), Schwarzwald (1), Großherzogthum Baden (2), Preussisch-Schlesien (1), Norddeutschland (1), Hannover (5), Pyritz in Pommern (1), Ostfriesland (2).

Wie ersichtlich, stammt ein Theil der Hauben aus nichtösterreichischem Gebiete. Sie sind aber als wertvolles Vergleichsmaterial von der Vereinsleitung miterworben worden.

2. Erworben wurde ferner eine Sammlung von 150 Stickereien und Trachtenstücken aus Böhmen und Mähren, bisher Eigenthum der Frau Francisca Zeyer in Prag, und von der Besitzerin freundlichst zur Ausstellung überlassen, durch Ankauf:

a) Von Böhmen.

5 weißgestickte Tücher, 5 Häubchen, 2 Brauthauben (Pilsener Kreis); 8 weißgestickte Tücher, 2 Tüllschürzen, 2 Tülltücher, 10 Häubchen (Leitmeritzer Kreis); 1 Tuch in schwarzer Seide gestickt, 1 Männerrock, 1 Weste, 1 Frauenanzug, 1 Haube (Taus); 1 Tauftüchlein, 10 Häubchen, 2 Mieder, 1 Brautkopfschmuck, (Prager Kreis); 1 Spenser (Chrudimer Keis); 1 Brautkopfschmuck, 1 Häubchen (Turnau); 1 weißgesticktes Kleid (Marschau); 11 buntgestickte Tücher, 4 Schürzen, 1 Haube (südböhmisches Teichgebiet); 3 Häubchen.

b) Von der Slowakei.

5 Hemden, 5 Schärpen, 32 Schärpenenden, 12 Hauben, 1 Halskrause, 5 Schürzen, 4 Kragen, 1 Wochenbettvorhang, 3 Mieder.

c) Von der Hannakei.

1 Hemd, 1 Hemdbesatz, 1 Mieder.

3. Durch Herrn Dr. W. Hein wurden käuflich erworben:

Zwei Costüme der Altartuxer von Rum bei Hall in Tirol, bestehend aus dem großen, reich mit Federn und Blumen geschmückten Hute sammt Holzlarve, ferner aus Brustlatz, Rock mit Seidentuch am Rücken, Hosen mit Hosenträger, Gürtel mit Federkielen gestickt und Wadenstutzen.

Frauencostüm von Thaur bei Hall in Tirol, bestehend aus Votzlhaube, Hemd, Oberhemd, Rock, 3 Goller, 3 Busentücher, 2 Brustlatze, ein Paar Sammtarmstutzen, 3 Miederleibchen, 2 Schürzen, ein Paar Strümpfe und ein Paar Schuhe.

3 Brautleintücher, ein Fragment eines solchen und 4 Balkentücher von Rum bei Hall in Tirol.

4. Herr k. k. Rittmeister Ladislaus von Benesch überließ eine Sammlung von 90 Objecten zum Selbstkostenpreis:

a) Von Krain.

3 Ofenkacheln, 2 Spiegelzeuge, 1 Haube, 2 Haubenbesätze, 1 Kopftuch, 1 Goldstickerei, 1 Brautkrone, 3 Polsterüberzüge, 1 Altartüchlein, 1 Handtuch, 4 Fragmente von Stickereien, 1 Nagelbinde, 1 Frauengürtel, 3 Hüte, 1 Paar Pantoffel, 1 Ellenmaß, 1 Siegelkapsel, 1 Hobel, 4 Krüge, 1 Krug (Laibach); 10 Lebkuchenmodel aus Holz, 9 Schuhschnallen, 1 Schrotwage.

b) Von Istrien.

1 geklöppelte Spitze, 1 Bergmannskappe (Idria).

c) Von Niederösterreich.

1 mittelalterlicher Krug, 1 Flaschenkeller, 1 Flöte (Muthmannsdorf); 1 schmiedeeiserner Schildhalter, 1 Zither, 1 Weihbrunnkessel aus Zinn, 1 Dutzend Zinnknöpfe (Fischau am Steinfelde); 1 Weihbrunnkessel aus Thon, 1 Dreifuß aus Thon, 2 Krüge (Brunn am Steinfelde); 1 Glas (Emersberg); 1 Schüssel (Eggenburg); 2 Čuturas, 1 Thürbeschlag.

d) Von Oberösterreich.

1 Geldtäschchen (Haslach); 2 Schuhschnallen, 7 Krüge (Kremsmünster).

e) Von Steiermark.

1 Krug (Judenburg); 1 Kastenschloss, 2 Hobel, 1 Centralbohrer (Neuburg).

f) Von Dalmatien.

1 Frauenkappe.

5. Von Herrn pens. Jäger Steger in Senftenberg, Niederösterreich, käuflich erworben eine Sammlung von 24 Objecten.

Lebzeltermodel, Essbesteck aus Bischofshofen, Tabakpfeifen-Kopf aus Wels, Holzkästchen aus Smichow, Löffelkastel und 3 Löffeln aus Fürstenfeld; 3 Klöppel-Garnituren aus Gablonz

Halterpeitsche aus Haindorf, Model, 2 Wachskerzenhalter, Kartenspielblätter, Trompete, Muskatnussreibeisen, Gebetbuch aus Oberösterreich; Vogelfalle aus Budweis, Meerschaumpfeife 1766 aus Kirchberg a. W., 3 Beutel aus Böhmen.

6. Von Herrn Johann Houdek in Leitmeritz, 14 deutsch-böhmische Gegenstände:

Weinglas mit Zinndeckel 17. Jahrh., Thonkrug, Haubenstock, 2 Hauben, Napf mit Deckel, 2 Unruhen, Jacke, 5 Glasbilder.

7. Durch Herrn Heinrich Gasser in Bozen eine Sammlung von 184 Objecten der Hauscultur und Arbeitsgeräthschaften aus Südtirol. Ankauf.

4 Dreifußhafen aus Glockenspeise, 3 Kupferkessel, 2 Brotkrammelmesser, Spinnrad, 9 Schlösser, 5 Schnallen, 2 Thürzieher, Stangenbeschlag 1811, Thorschloss, 2 Truhenhandhaben; 5 Weinmesser, 3 Saltner Runkel, 2 Baummesser, 1 Zappin, 1 Wegverbot, 2 Hellebarden der Meraner Saltner, 1 Hacke, Rübenmesser, 1 Weinkrampen, 1 Fensterkreuz, 1 Sichel, 4 Kuhglocken, 1 Dengelwerkzeug, 2 Kumpfe, 4 Pfannknechte, 4 Leuchter, 1 Speckträger, 7 Weihbrunnen, 1 Kelch, 1 Fahnenspitze, 1 Feuerzeugbüchse, 1 Messkette, 5 Messer, 1 Streicher, 1 Zimmermannsbeil, 1 Paar Steigeisen, 2 Pfannen, 1 Mostkübel, 1 Mörser 1654, 1 Mörser aus Bronze, 4 Wanduhren, Bauernkoffer, 1 Haue, 1 Baummesser, 2 Feuerstahle, 4 Schlüssel, 1 Salzfass, 4 Gürtelschnallen, 5 Kastenbeschläge, 2 Paar silberne Schuhschnallen, 17 Spitzen, 1 Haube, 2 Heiligenbildchen, 4 Brustflecke, 2 Dreifüße, 40 verschiedene Arbeitsgeräthe.

8. Fünfzig Objecte verschiedener Provenienz, gesammelt von Herrn Rittmeister Ladisl. Edl. von Benesch und zwar:

Pfannenständer aus Hallstatt, Bratspieß und Bratmaschine aus Krain, 3 Haken zum Stiefelanziehen, Ess-Besteck aus Krain, 37 Heiligenbildchen, Sterbeandenken u. dgl., 2 Ledermehlsäcke aus Krainburg, 1 Flasche aus Krainburg.

9. Neun Stück Hausrath aus Mauterndorf im Lungau; aufgesammelt durch Herrn Dr. M. Haberlandt:

1 Mangelbrett 1798; 1 Mangelbrett mit Rolle; Kästchen, Würfelbecher, Elle, Pfannknecht, Löffel, Gabel.

10. Neunzehn verschiedene Objecte aus Krain. Gesammelt von Herrn Rittmeister Lad. Edl. v. Benesch:

2 Flaschen Kürbisse aus Krainburg, Brautkrone, Kastanienbrater, Herdeisenbock aus Bischoflack; 7 Lebzeltenmodel aus Bischoflack und Veldes; Falle für Siebenschläfer aus Unterkrain; 2 Klöppelapparate aus Idria; 2 Spitzen aus Idria; 3 Paar Ohrgehänge, 5 Kämme aus Schwarzenberg bei Idria; Essbesteck aus Krain.

11. Zweiundfünfzig Objecte aus der Vichtau bei Traunkirchen; aufgesammelt durch Herrn Dr. Michael Haberlandt:

Butterschüssel, Nockenbüchse der Holzknechte; Buttermodel, 2 bemalte Holzschüsseln; 4 lackierte Holzlöffel, Holzkästchen, 2 Godenbüchsen, 4 Holzschnitzwerke, 4 Firmbreverln; Brille zu einer Larve; 1 Bund Scheitelweih (wurde am Charsamstag an einem Feuer angebrannt, das auf dem Friedhof entzündet wird und in welchem man die Todtenknochen etc. verbrennt); Zinnnietengürtel, Leuchter, Crucifix, Vogelfalle, 15 Gebete, Bilder und dgl.

12. Vier Objecte aus Oberösterreich, durch Vermittlung des Herrn Hugo von Preen erworben:

1 Essbesteck, 1 «Münchener Haube», 2 gestickte Busentücher.

13. Siebenundvierzig kirchliche Gegenstände aus Dorfpfarreien in der Umgebung von Wien. Geschenk des hochw. Stiftes Klosterneuburg.

14. Dreizehn Objecte aus Fladnitz bei Passail in Steiermark. Aufgesammelt durch Herrn Dr. M. Haberlandt:

Uhrkettenanhänger, Holzpfeife; 4 Holzleuchter, Schaufel für Schwarzbeeren, Godenbüchse, Seiher, Kindertaufhäubchen, Leibchen, Filzhut, Strohhut, Maschenhaube, Goldgestickte Haube.

15. 124 Gegenstände aus Krain (68), Steiermark (45), Tirol (3), Niederösterreich (1), Mähren (7), aufgesammelt durch Herrn Rittmeister Lad. Edl. v. Benesch.

16. Spitzen, Stickereien und Webereien vom Haselhof in Stephanshart bei Amstetten. (16 Stück).

17. Einhundertachtundzwanzig Krippenfiguren aus Holz geschnitzt; aus dem Besitz der Familie des Herrn Josef Littmann in Budweis.

18. Vier große Holzlarven zu Volksschauspielen. Salzburg. Durch Herrn A. Zell.

19. Einhundertfünf Hausgeräthe aus dem Haselhof in Stephanshart bei Amstetten, darunter die Figur der «Habergeiß». (Figur. 2.)



Fig. 2. Figur der «Habergeiß» Niederöst.

20. Sechsunddreißig Objecte, Brantweinflaschen aus Glas, Thonkrüge, Schüsseln und Teller durch Frau Marie Kovacs.

21. Fünfunddreißig Objecte aus Krain, Steiermark, Oberösterreich, Niederösterreich und Istrien, aufgesammelt durch Herrn Rittmeister Lad. Edler von Benesch.

22. Einhundertfünfzehn Krippenfiguren aus bemalter Pappe, von Sistrans in Tirol.

23. Eilf Holzschnitzwerke des Schnitzers Joh. Kinninger in Hallstatt:

Crucifix mit dem Gekreuzigten, sehr groß. Crucifix aus Birnholz geschnitzt, kleines Kreuzchen mit Perlmuttereinlage, Baderin mit ihren Geräthschaften, Tambour, bewegliche Schnitzerei, Modell der Hallstätter Kirche vor dem Brande, mit Glocken- und Orgelspiel, Modell einer alpinen Mühle mit vollständigem, functionierendem Mahlwerk; Modell einer alpinen Sägmühle mit beweglichem Mechanismus; Modell einer Hammerschmiede, einer Scheuer mit beweglichen Figuren.

b) Geschenke:

Ovaler Schild für einen Ledergurt, mit Federkielstickerei verziert, von Custos Dr. L. Lorenz von Liburnau; Kinderhäubchen von Schönberg, Scapulier-Amulet, von Wilhelm Grünbaum; 11 Gnadenbilder von Johann Presl; Leuchter aus Eisen von Karl Tagleicht; Modell einer bosnischen Wiege von Dr. Ferd. Freiherr v. Andrian-Werburg; Haubendeckel von Frau Marie Hein; Polsterüberzug von Frau Rosine Böhm; Kaffeemühle, Hohlmaß, Bildrahmen von Robert Lischka; 24 Wallfahrtsbildchen von Johann Presl; 15 Thongefäße aus Mähren vom Pfarrer Ed. Maluschinsky in Strutz; 12 Wallfahrtsbildchen von Frl. Hilda Hein; Henkelkrug, Teller, Spiegel, Lichtputzschere, Schärpe, Körbchen von Fanny von Frimmel; Bundhaube und Miederleibchen aus Krain, von Frau Marianne Rießberger; Burschencostüm (6 Stück) und Mädchencostüm (6 Stück) von Petersdorf in Siebenbürgen, von Oberbaurath Heinrich Schemfil; Instrument zum Wollabwickeln aus Schwaz von Dr. Eugen Frischauf; 3 Bestecke, 1 Uhr und 19 Wallfahrtsbilder von Johann Presl; 12 Heiligenbildchen und Sterbeandenken von Robert Lischka; 14 Heiligenbilder von Rittmeister L. v. Benesch; eiserne Falle für Raubzeug von Eduard Gregor; Spinnrad sammt Rockenständer, 4 Frauenhauben, 1 Kinderhäubchen, Stirnschutzreif für kleine Kinder, Zinnnietengürtel von Fritz Minkus; Schüssel und Thondeckel von Bernhard Wimmer; Stehuhr und Heiligenbild vom Pfarrer P. Jakob Leber; 5 Gratulationskarten von 1820—1830 von Carl Reiterer; 34 Wallfahrtsbilder von Carl Gerlich; 2 Waffeleisen von Carl Tagleicht; 1 Pfanngestell und 1 Kanne von Kirchberg in Tirol, von Frau Maria Frankhauser; Haubenstock aus Schönbach bei Eger, von Frau Sophie Lebeda; 2 Gabeln aus Neuberg, Thürbeschlag aus Eisenerz, Dreifuß aus Fischau, Schlüssel zu einer Tenne aus Wurzen, von L. v. Benesch; Glasbild von Fr. X. Größl; rutenisches Hemd, 6 dalmatinische Costümstücke, Doppelscheide für Essbesteck von Frau Bertha Gräfin Kuenburg; 2 Bildchen, 1 Schale, von Robert Lischka; bosnische Ohrgehänge aus Silber, von M. Eysn; Fassdeckel mit Madonna von Josef Konradt; 5 Pretschleuchter. 1 Kerzenleuchter, 1 Pfannknecht aus Tirol, von Prof. Mayer in Innsbruck; 6 Votivfiguren aus Wachs von Hugo von Preen; 2 Heiligenbildchen vom Chorherrn Jakob Schindler; 1 Denkmünze, Geschenk von Herrn Fr. X. Größl; Crucifix, 17. Jahrh., Ofenkacheln von Gustav Hummler; Holzbrosche, Holzohrringe, Ofengesimsstück, Zinnschüssel, Dangelstock, 1 Säge aus Fischamend, von Ulrich Schuster; Stierstock mit Rasselringen von Herrn A. Zeller; Bratspieß mit Doppelrastel aus Karfreit von Baron A. v. Hohenbruck; 13 Heiligen- und Wallfahrtsbildchen aus Maria Lanzendorf, von Fr. X. Größl; 2 Sterbeandenken von Robert Lischka; 10 Wallfahrtsbilder von Prof. Julius Beneš; 3 Wallfahrtsbildchen von Frau A.

Heitzenberger; 4 Kastenschildchen von Frohsdorf und Senftenberg, von Fr. X. Größl; 7 Ostereier, rutenisch, von Gregor Kupczanko; 14 mährische Ostereier von Carl Gerlich; 2 Schmeckostern-Peitschen aus Gaya, von Frl. Minna Daubal; Brautbecher aus Silber, Grödener Schnitzwerk, das Prager Jesukindlein aus Silber, von Johann Presl; 4 mährische Ostereier von Frl. Minna Daubal; 40 Wallfahrtsbildchen von Johann Presl; 24 Firm- und Wallfahrtsbildchen von Robert Größl; galizisches Pfundgewicht von Frau Aur. Obermeyer; 3 Heiligenbildchen von Joh. Ziskal, Frl. Anna Čermák, Frau Josefa Winkler; 14 Sterbeandenken von Mauthausen, von Frau Josefa Winkler; 48 Heiligen- und Wallfahrtsbildchen von Robert Größl; Costüm eines Pinzgauers, 18. Jahrh., von Seiner kaiserlichen Hoheit Erzherzog Ludwig Victor; Apotheker-Kästchen mit Einrichtung vom Chorherrn Carl Drexler; 7 Sympathiemittel aus dem Semmeringgebiete vom Lehrer Heinrich Moses; Geldtasche mit Federkielstickerei sammt Traggürtel von Kirchberg in Tirol, von Ludwig Frankhauser; 14 Objecte vom Custos Ed. Gerisch; Krippe in Glaskasten von Robert Größl.

Erwerbungen im Jahre 1898.

I. Ethnographische Sammlung:

a) Ankäufe:

1. Sammlung Andreas Reischek aus Oberösterreich, 83 Stück, genau datiert; 4 Godenschalen, 7 Schüsseln, 1 Teller, 13 Krüge, 2 Kannen, 3 Thontintenzeuge, 2 Weihbrunnen aus Thon, 2 Zinnkannen, Salzfass aus Zinn, 2 Weihbrunnen aus Zinn, 1 Salzmodel, Heiligenfigur aus Holz, 2 Brantweinflaschen, 1 Crucifix, 1 bemaltes Glas, 3 Gabeln, Brett zum Tabakschneiden, Aderlassinstrument für Thiere, 6 Leuchter, Wage mit Gewicht, eiserner Krug (aus der Donau gebaggert), 2 Thürbeschläge, Heiligenschrein, 1 Fagot, 2 Krebsengarne, 6 verschiedene Gefäße, 9 Öl-, Blech- und Glasbilder, 1 Pferdekamm, 1 Bauerndegen.

2. Bauerngeschirre aus Neudorf in Mähren, aus dem Hause des Wirtschaftsbesitzers Beer, aufgesammelt von Herrn Fr. X. Größl: 1 alte Flasche, 1 Henkelfläschchen, 8 Bauernteller, 1 Kaffeekanne.

3. Bauernmajolika, im Gebrauch der Heanzen aus Agendorf bei Ödenburg, durch Herrn Lehrer Heinrich Moses: 2 Krüge, 5 Teller.

4. Keramische Sammlung der Frau Francisca Zeyer in Prag, aus Böhmen, Mähren und der ungarischen Slowakei, 53 Stück. Vertreten sind die Kreise, resp. Localitäten: Prag, Eger, Eule, Budweis, Schelten bei Haida, Sagara, Kuttenberg, Chrudim, ungarische Slowakei: 27 Teller, 9 Schüsseln, 14 Krüge, 3 Gläser.

5. Maskenfigur der «Gmoosgoaß», aus Holz, mit beweglichem Unterkiefer; über dem Rücken ein mit färbigen Tupfen bemalter Umhang. Aus Buchbach im Semmeringgebiete. Angekauft durch Vermittlung des Herrn Lehrers Heinrich Moses von Johann Rath. (Fig. 3).

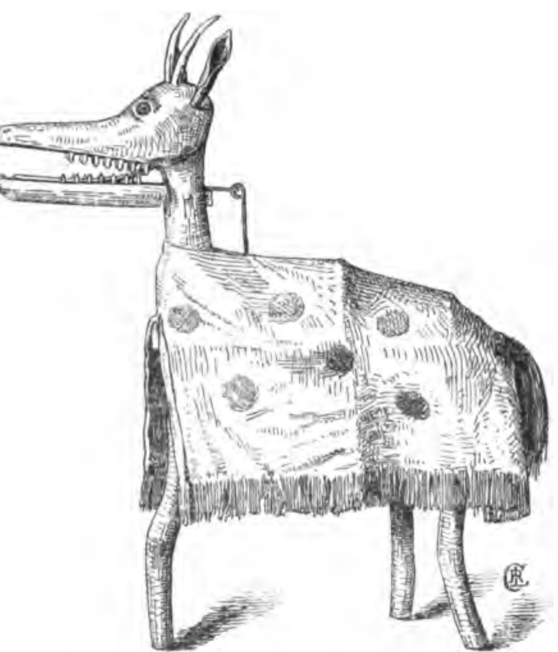


Fig. 3. Figur der «Gmoosgoaß.»

6. Sammlung von Hausgeräthschaften und bäuerlichen Werkzeugen, Südtirol, 39 Stück.

7. 3 Stück Gold- und Silberhauben, 2 Maschenhauben und 1 Kamm aus dem nordböhmischen Flachland.

8. Hausgeräthschaften, ländliches Geschirr, Heiligen- und Wallfahrtsbildchen. Aus der Umgebung von Stephanshart bei Amstetten. 24 Nummern.

9. 14 Schmuckgegenstände, zumeist aus Gold, aus Dalmatien (Boche di Cattaro) und dem Occupationsgebiet.

10. 21 Heiligen- und Wallfahrtsbildchen aus dem Ennsthal. Durch Herrn Schulleiter Karl Reiterer in Weißenbach bei Liezen.

b) Geschenke:

1. 8 Stück Wildererpistolen aus Oberösterreich. Geschenk des Landesmuseums Francisco-Carolinum in Linz durch die Vermittlung des Herrn Ausschussrathes Andreas Reischek in Linz.

2. 9 Stück Wildschützengewehre, zum größten Theil sehr kurz (um leicht versteckt werden zu können). Geschenk des Landesmuseums Francisco-Carolinum in Linz durch freundliche Vermittlung des Herrn Ausschussrathes Andreas Reischek in Linz.

3. Butterform aus Holz geschnitzt. (Diese stammt aus dem Hause Nr. 101 (Familie Kroboth) in Schreibendorf. Noch vor 20 Jahren stand sie im Gebrauche. Sie wurde nicht im Hause und auch nicht im Orte erzeugt, sondern kam durch Ankauf in dieses Haus. Stellt ein ruhendes Schaf dar.) — Kopftuch «tulangr». (Zur Zeit als die Frauen unter den hiesigen Kroaten noch Hauben trugen, wurden die Sonntagshauben, denen der Bänderaufputz (netopýr und gucka) fehlte, mit diesem Tuche (tulangr) bedeckt, dessen Enden unter dem Kinn übereinander gelegt und rückwärts zusammengeheftet. Geschenkgeber ist Josef Raschka Nr. 191 in Oberthemenau, von dessen Mutter dieses Tuch stammt.) — Kopftuch. (Früher trugen unter den hiesigen Kroaten Mädchen und junge Frauen am Kopfe ein Seidentuch, hatten aber die beiden Enden nicht unter das Kinn, sondern über die Ohren nach rückwärts geführt und dortselbst zusammengebunden und nannten eine solche Kopfbedeckung «druda». Darüber kam dieses Tuch (tulangr), dessen rückwärtiges Ende am Rücken tief nach abwärts hieng, während die bei den anderen unter dem Kinn zusammengebunden wurden. Geschenkgeber ist Josef Raschka Nr. 191 in Oberthemenau; stammt aus dem Nachlasse seiner Eltern.) — Gebetbuch. (Dieses Gebetbuch fand ich im Hause Nr. 17 zu Schreibendorf im nördlichen Mähren. Es ist am 5. Juni des Jahres 1794 fertig geschrieben worden. A. C. war der Schreiber, doch war es mir bisher nicht möglich, aus den Anfangsbuchstaben den vollen Namen zu entziffern oder zu erfragen. Soviel ich vernahm, beschäftigten sich in jener Gegend die Lehrer mit dem Schreiben von Gebetbüchern und soll auch dieses von dem Lehrer in Studink unweit von Schildberg geschrieben worden sein. Heute noch gibt es Leute hier, die nur aus geschriebenen Büchern lesen können (Frau Veronika Brauner Nr. 7).) [Die obigen Bemerkungen verdanken wir der Freundlichkeit des Herrn Lehrers B. Kroboth in Oberthemenau.]

Wir sprechen den freundlichen Spendern den herzlichsten Dank für ihre wertvollen Gaben aus, indem wir gleichzeitig an die p. t. Mitglieder die warme Bitte richten, volkskundliche Gegenstände ihres Besitzes, von welchen sie sich unschwer trennen können, dem Museum für österreichische Volkskunde zur Vermehrung seiner Sammlungen freundlichst überlassen zu wollen.

Schluss der Redaction: Ende Feber 1898.

Druck von Gebrüder Stiepel in Reichenberg.

I. Abhandlungen.

Das deutsche Bauernhaus des Elbthales unterhalb Leitmeritz.

Von Johann Haudeck, Leitmeritz.

(Mit 2 Planskizzen.)

Das alte, deutsche Bauernhaus des Elbthales abwärts von Leitmeritz bis nach Aussig besteht fast nicht mehr. Man findet wohl hie und da kleine Häuschen mit Fach- oder Blockwerkbau, aber ein altes Bauernhaus dieser Art ist in diesem Theile des Elbethales kaum mehr anzutreffen. Die meisten Häuser sind nun neu und ganz aus Stein gebaut oder besitzen höchstens noch einen Rest, der an die ehemalige alte Bauart erinnert. Viele dieser Holzhäuser giengen namentlich bei dem größten Hochwasser dieses Jahrhunderts im Jahre 1845 zugrunde, andere mussten bei den Bahnbauten weggerissen werden, dazu kamen Brandunglücke, die mit denselben oft in furchtbarer Weise aufräumten, endlich trachten die meisten Besitzer je nach Möglichkeit ihr gebrechlich und morsch gewordenes Holzhaus durch ein Steingebäude zu ersetzen. Daher will ich es versuchen, von dem alten, deutschen Bauernhause des Elbthales, so weit ich es aus meiner eigenen Erinnerung und jener der ältesten Bewohner kenne, eine Skizze zu entwerfen, um wenigstens das, was nicht mehr besteht, in der Schrift festzuhalten.

Der ehemalige Bauernhof bildete wie noch heute gewöhnlich ein längliches Viereck, dessen schmälere Seiten gegen den Ortsplatz, den Weg, die Gasse, und dessen hintere Seite gegen die freie Flur gerichtet war. Das Bauernhaus selbst stand in der Regel mit der Stirnseite gegen den Ortsplatz und zwar gern so, dass die Stirnseite gegen Osten die Längseite gegen Süden gerichtet war. Der Hauseingang, die Hausthüre, befand sich an der Süd-, also langen Seite desselben. An der Stirn- oder Giebelseite befand sich ein kleines Ziergärtchen, welches gleichzeitig den Zweck hatte, die Fenster der Stirnseite zu schützen. In diesem Gärtchen pflanzte man: Lilien, weiße und rothgelbe Centifolien, Pfingströschen, Nappelrosen, volle Himmelsschlüssel, Nachtschatten, Wermut, Astern, Georginen, Narzissen, Epheu und Immergrün, Lawendel, Dill, vereinzelt stehend Melissen, Krausemünze, Reseda, Nelken, Levkojen, Stiefmütterchen, Schnittlauch zur Eingrenzung mancher Beete, Fingerhut, auch einige Rosmarinstöcke fehlten selten. In einer Ecke stand vielleicht ein Strauch des türkischen Hollunders, während die Hauswände an der Ost- und Südseite mit spalierartig gezogenen Weinreben bedeckt waren. Auf den Fenstern standen Blumentöpfe mit gefüllten Nelken, Veilchen, Fuchsien, Aloe (als Heilmittel bei Wunden) u. a. Neben dem Ziergärtchen oder auch am Pfeiler des Hofthores war eine Steinbank angebracht, auf welcher am Abende die jungen Leute ihre Plauderstündchen hielten.

Das Gemüse für das Haus baute man gewöhnlich in einem größeren Garten, der sich innerhalb des Gehöftes befand. Darin waren zu finden: Kohlrabi, Strünke, rothe Rüben, Gurken, Kürbisse, Häuptelsalat, Petersilie, Sellerie, Knoblauch, Zwiebeln, Thymian, gefleckte Bohnen, auch große Himmelbohnen zum Spielen für die Kinder, nebstdem feinere Obstsorten, namentlich Aprikosen und Pfirsiche, welche im Elbethale ganz vortrefflich gedeihen, edlere Pflaumensorten, Stachel- und Johannisbeeren u. s. w.

In den Hof gelangte man durch das «Hofethürl», welches entweder in der Mitte des großen Hofthores oder auch neben demselben angebracht war. Das große Hofthor, gewöhnlich aus Holz hergestellt und mit großen Querriegeln verschlossen, wurde nur beim Wagenverkehr geöffnet.

Beim Betreten des Hofes machte sich sofort der große Kettenhund, der aus seiner Hütte (Baude) hervorsprang, bemerkbar. Je verdächtiger ihm die unbekannte Person erschien, desto mehr gerieth er in Eifer, während er guten Bekannten freudig entgegensprang. Seitwärts von der Hausthüre stand unter dem langen Gange, vom Regen geschützt, die Schnitzelbank, auch Schnietebank genannt, auf welcher verschiedene Holzarbeiten, Reparaturen, ausgeführt wurden. Der Schnitzer setzte sich rittlings auf die Bank, drückte den Fußtritt eines beweglichen Holzhebels nach rückwärts, dadurch presste sich der oben hervorragende Kopf nach vor- und abwärts und hielt den zu schnitzenden Gegenstand fest. Unter diesem langen, hölzernen Gange fand ich auch noch zuweilen eine Graupenstampe. Dieselbe bestand aus einem langen, hebelartig unterstützten Holztramen, an welchem ein Holzstößel angebracht war, der beim Treten des kürzeren Hebeltheiles nach abwärts in einen gehöhlten Stein fiel. Zuweilen stand vor einer Bank auch ein fester Tisch auf einem Holzstempel, dessen Platte wohl ehedem als Mühlstein gedient haben mag. An der Wand hiengen die Geschirre für die Zugthiere, Maulkörbel, Ketten, Sensen, Sicheln, auch konnte man auf Holzhaken die Ofenkrücke, die Ofengabel, den Kehrwisch, Leitern etc. im «Treig'n» (Trockenen) aufbewahren. Der Hof war zum Theil mit Basalt oder Elbkieselsteinen gepflastert; gehöhlte Steine, mit Wasser gefüllt, dienten Hühnern, Gänsen und Enten als Trinksteine. An der Hauswand hieng der große, hölzerne Taubenkasten, wenn nicht ein eigenes Taubenhaus auf einer Säule im Hofe angebracht war. Auf den hölzernen Gang gelangte man durch eine hölzerne Treppe vom Hofe oder vom Vorhause. Die Thüren waren gewöhnlich ohne Anstrich und sahen vom Alter und Rauch gebräunt aus. Auf denselben standen drei Kreuze, welche man am Hexenabende (letzten April) mit Kreide darauf geschrieben hatte. Auch die Bezeichnung C+ M+ B+ fehlte namentlich an der Stubenthüre auf der Innenseite nicht. Diese Bezeichnung musste mit geweihter Kreide geschrieben sein. An der Hausthür war nicht selten noch ein gedruckter Haussegen zu bemerken. Die Thüren hatten vor etwa 50 Jahren noch häufig kein Schloss, sondern wurden mit einer Holzklinke, die durch eine Schnur von außen in die Höhe gezogen werden konnte, geöffnet. War niemand zu Hause, was höchst selten der Fall war, so verschloss man die Hausthüre durch einen großen, hölzernen

Querriegel, der aus einem Mauerloche hervorgezogen wurde. In solchem Falle musste man das Haus durch den Stall, den man mit Kettel und Vorhängschloss versperrte, verlassen. Der Schlüssel wurde auf einen versteckten Platz gegeben, den nur die Hausbewohner kannten. Diebstähle kamen übrigens meines Wissens selten vor. Der Gang ruhte auf den hervorragenden Holztramen des Hauses, geschnitzte Säulen reichten bis unter das Dach, die Zwischenfelder waren durch Brettchen ausgefüllt.

Das alte Bauernhaus des Elbethales war entweder vollständiger Blockbau oder es saß auf dem Blockwerke des Erdgeschosses das Fachwerk des 1. Stockes mit den weiß getünchten Zwischenfeldern. Solche Kalktünchung kam auch mitunter zwischen den Stämmen des Unterbaues vor, so dass das Haus dadurch ein recht malerisches Aussehen erhielt. Im Gebirge, auch im unteren Elbethale gegen Tetschen, sind solche Bauten noch öfter anzutreffen. Die Giebelseite war mitunter durch geschnitzte Bretter und Einfassungen verziert. Die Fenster des Erdgeschosses waren ein-, höchstens zweiflüglig und hatten ein Guckloch; jene des ersten Stockwerkes waren viel kleiner als die ersteren. Die Fenster konnten meist mit Holzladen, welche vergilbte Verzierungen trugen, verschlossen werden. Im Gebirge traf ich solche Fensterladen, meist weißgrün gestreift, noch häufig an. An den Hausecken und zwischen den Fenstern stützten starke, auch verzierte Holzsäulen das erste Stockwerk. Der ganze Bau ruhte auf steinernen Grundmauern. An den vordern Theil des Wohnhauses war nicht selten ein Anschübling mit ein oder zwei Fenstern, für die größere Bequemlichkeit oder für die Ausgedinger bestimmt, angebaut. Das war das «Auszug-Stübel». Bei größeren Bauernhäusern bestand wohl auch gegenüber dem Wohnhause ein eigenes «Übergebäude», welches auch den Namen «Auszugstübel», oder kurz «Stübel», noch heute führt. Als Anschübling nach der rückwärtigen Längsseite ragte auch ein Theil des Backofens heraus. Der rückwärtige Theil des Bauernhauses, in welchem die Ställe, Kammern etc. untergebracht waren, war häufig noch Fach- und Blockbau, hatte jedoch auch manchmal stückweise bloße Lehmziegel- oder Steinwände, war also oft ein Gemisch von Bauarten, die wahrscheinlich aus verschiedenen Zeiten herrührten. Das Dach war meist mit Schöbeln eingedeckt, hie und da aber mischten sich auch Ziegeln oder Holzschindeln hinein, welche theilweise, jedoch seltener verwendet wurden. Das alte Bauernhaus hatte das Strohdach in der Regel, dessen Schöbeln an den Dachrändern der Giebelseiten häufig eine stufenartige Verzierung aufwiesen. Über dasselbe ragte der Rauchfang, von Holz oder Stein, bedeckt mit einem schiefen Holzdachel oder einem Ziegelhalbbogen, empor. An der Seite gab es Dachgaffer, an der Stirnseite Guck- und Lichtlöcher. Als wichtigster Bestandtheil des alten Bauernhauses ist die Wohnstube zu betrachten. Diese befand sich fast regelmäßig an der Stirn- und Vorderseite des Hauses. Zwei Fenster giengen auf die Gasse, zwei Fenster in den Hofraum. Die Wohnstube war der gewöhnliche Aufenthaltsplatz aller Bewohner des Hauses. Dort fand man sich um den gemeinsamen Tisch zu den Mahlzeiten ein, dort wurde den größten Theil des Jahres über gekocht und sonstige häusliche

Arbeiten verrichtet; dort war die Rockstube, dort wurden die langen Winterabende verbracht. Deshalb wollen wir uns mit ihr etwas eingehender beschäftigen. Vom Vorhause gelangte man durch die Stubenthüre, die im Winter mit einem Strohgeflechte, zuweilen auch mit einem Strohsacke gegen die kalte Winterluft versehen war, in dieselbe. Bei der Thüre war der Fußboden mit Steinplatten oder Ziegeln gepflastert. Der übrige Fußboden war in den ältesten Bauernstuben mit Lehm bedeckt. Auf den ersten Blick fiel uns sofort die Ecke gegenüber der Thür, in welcher der große Esstisch stand, auf. An dieser Wandecke waren mehrere Spiegel- und Glasbilder angebracht, welche schief gestellt und unten mit einer Guirlande aus färbigem und verziertem Papiere begrenzt waren. Am Fensterbrettchen lehnte die kurze Tabakpfeife mit dem gelben Holzkopfe, des bäuerlichen Besitzers steter Begleiter bei der Arbeit, bei allen seinen Gängen, selbst bei dem zur Kirche. Zwischen den Fenstern hieng gleichfalls schief der Spiegel, hinter welchem nebst verschiedenen Schriften, Briefen auch die Ruthe für die unfolgsamen Kinder nicht fehlen durfte.

Seitwärts hieng der Kalender, ein unentbehrliches Buch für jedermann, daneben eine Geige oder sonst ein Musikinstrument, denn Musik und Gesang sind bei unserm Landvolke stets beliebt gewesen. Längs der Wände luden Bänke zum Sitzen ein. Die Decke, durch einen starken Längstramen unterstützt, war glänzend schwarz. Auf diesem Balken lagen allerhand Geräthe, Werkzeuge etc., die im großen Tischkasten keinen Platz mehr fanden. In älterer Zeit fand man in manchen Wohnstuben auch das Himmelbett, einen auf 4 Säulen ruhenden viereckigen Bau mit großen, blumigen Vorhängen versehen, hinter welchen sich die Schlafstellen der Familie befanden. Von diesen Himmelbetten ist heute kaum eine Spur mehr anzutreffen. An der fensterlosen Seite der Stube hieng der Sejger, dessen «Schlenker» vor dem primitiv gezeichneten Zifferblatte geschäftig hin und her pendelte. Hellklingende Glasglockenschläge, wohl auch Kuckucksrufe, verkündeten die Stunde. In manchen Bauernstuben konnte man auch ein Brett von der Wand herab lassen, auf welcher die Wäsche geplättet werden konnte; doch kam auch damals schon die schwere Mangel, die in einer Kammer stand, vor. Der grüne oder braune Kachelofen von bedeutender Größe stand vorn neben dem Eingange.

Der große, eiserne Ofentopf, stets mit Wasser gefüllt und die Bratröhre gehörten zu seinen unentbehrlichen Bestandtheilen. Auf 2, auch 3 Seiten standen Bänke neben demselben. Zu damaliger Zeit kamen schon die Sparherde mit den eisernen Platten in die Mode, doch fand man in den ältesten Häusern auch noch Kachelöfen ohne solche. Die Kochtöpfe mussten bei solchen Öfen durch das Ofenloch vom Vorhause mit der Ofengabel hineingeschoben und wieder hervorgeholt werden. Unter dem Ofen lag der große Stiefelknecht, daneben stand das Trögel für Hund und Katze, die sich's in dem warmen Plätzchen wohl sein ließen und friedlich neben einander schliefen. Über dem Ofen war ein schwaches Stangengerüst angebracht, auf welchem die Wäsche getrocknet wurde. Dort oben lag auch das Brettchen mit dem Reibekäse, und nebst dem war es

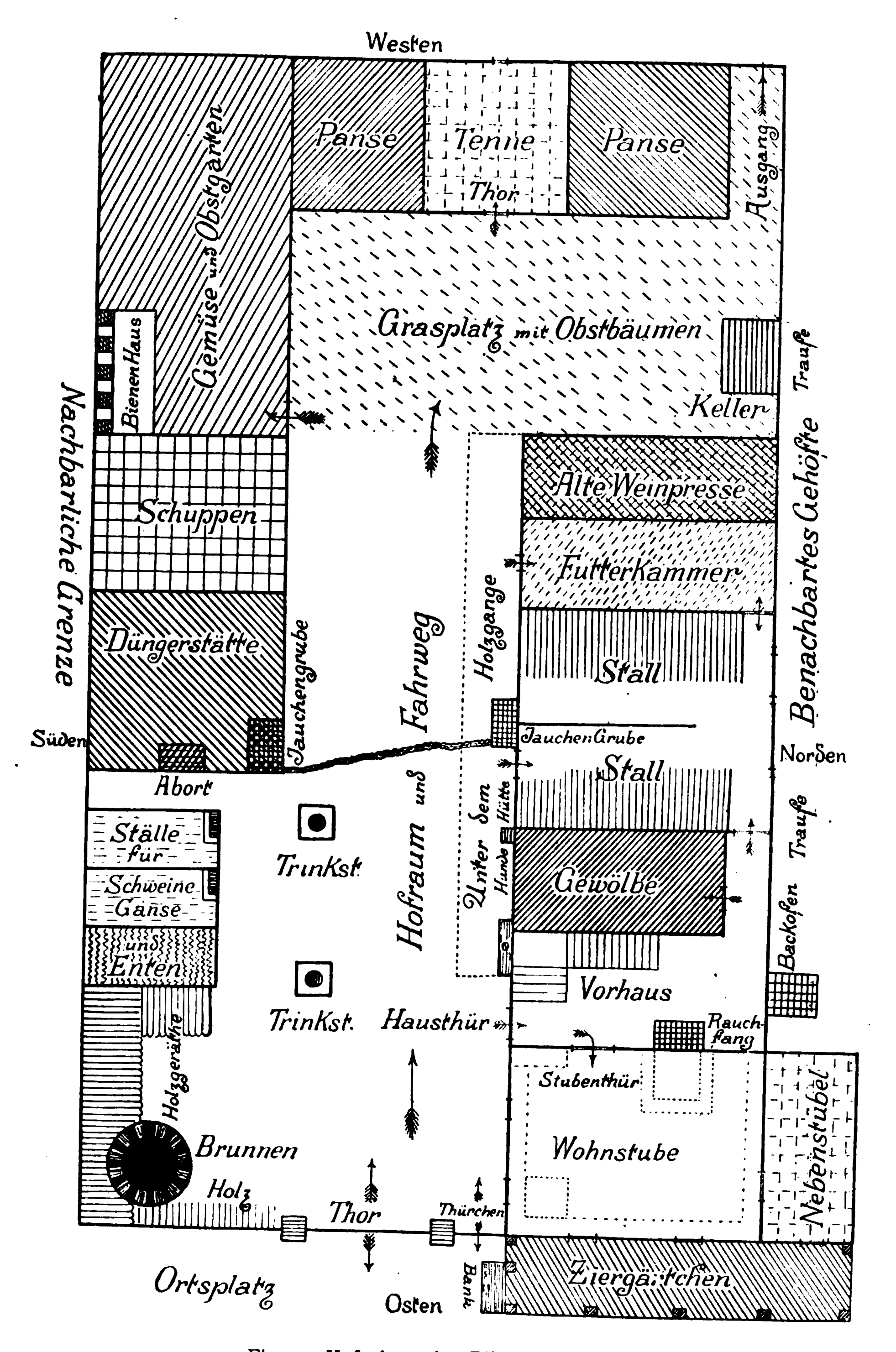


Fig. 5. Hofanlage des Elbethal-Hauses.

der Platz für die Kienspäne, deren man in großer Zahl bedurfte, denn die Beleuchtung der Wohnstube, auch des Stalles und des Vorhauses geschah noch häufig auf diese primitive Weise. In der Wohnstube steckte man den Span an einen Ständer (im Gebirge Gänoffe genannt) im Stalle wurde er einfach in die Wand gesteckt und that seinen Dienst. Daneben bediente man sich aber schon des düsteren Öllämpchens und der Inseltkerzen, die oft im Hause selbst gegossen wurden. Im Stalle und bei Gängen in und außer dem Hause bedurfte man der großen Laterne, die aus einem verglasten Holz oder Blechgestelle bestand. Seitwärts des Ofens — gleich bei der Hand — lagen in einer Mauernische die Schwefelhölzchen, derer man sich damals schon allgemein bediente; doch weiß ich mich auch noch gut zu erinnern, dass die älteren Männer sich ihre Tabakpfeife mit Feuerstein, Stahl und Zunderschwamm «anklemmten». Neben dem großen Kachelofen hiengen die wichtigsten Küchengeräthe. Das wärmste und versteckteste Plätzchen hinter dem Ofen war die «Hölle». Dort saß mit Vorliebe der Großpapa in seiner altväterischen Tracht, die schwarze Zipfelmütze auf dem Kopfe, friedlich sein Pfeifchen schmauchend. Vergnügt lächelnd sah er den kleinen Enkeln zu, die sich lustig um ihn herumtummelten. An der Wand hieng die ganze «Woutniche» (die Wochentagskleider), auch des Vaters großer Schafpelz, mit dem die Mutter die Backdöse zudeckte, um sie vor kalter Zugluft zu schützen. Am Thürstocke rechts hieng der Weihbrunnen. Seitwärts von der Thüre unweit des Ofens stand das Töppbrāt. Das alte Töppbr^a^t (Topfbrett) war ein hölzernes Fachgestelle, in welchem die nothwendigsten Geschirre und Küchengeräthe aufbewahrt wurden. Aus diesem Töppbrāte entwickelte sich später eine Art Geschirrschrank, auf dem oben das Topfbrett mit oder ohne Glasthürenverschluss stand. Zu damaliger Zeit gab es irdenes, unglasiertes, glasiertes, dann Porzellan-, auch noch Zinngeschirr. Porzellan- und Glasgeschirr, nämlich Schüssel, Teller und Gläser hatte man gern bunt bemalt. Am Rande des Tellers war ein Kranz von Blumen und Sternchen angebracht. In der Mitte prangte ein Bildchen, ein sinniger Spruch, gleichfalls umkränzt. Die Gläser waren bunt bemalt oder mit Gravierungen verziert und trugen gleichfalls Aufschriften z. B.: «Zur Erinnerung», «Zum Namenstage», «Zum Andenken», «Aus Liebe» etc. Auf den Kaffeeschalen und auf den «Kaffeetüppeln», die später in die Mode kamen, standen gleichfalls allerlei Reimsprüche, auch Widmungen, Namen der Hausbewohner z. B. «Dem Hausherrn», «Der Hausfrau», «Dem Brautpaare» etc. Zinnerne Schüsseln, Teller, auch andere Trinkgefäße kamen damals noch vor, standen aber weniger im Gebrauche, sondern wurden mehr als «Paradegeschirr» betrachtet. Herumgehende Händler tauschten es gegen das «Neumodische» um. Glasiertes und nicht glasiertes Geschirr benützte man neben billigem Porzellan zum alltäglichen Gebrauche. Steinkrüge mit Zinndeckel waren im Bauernhause und namentlich in der «Schänke» häufig zu finden. Im untersten Schränkel des Töppbrātes standen die großen Milchplätschen, die hölzerne Gelte, die Quarkquetsche, große Töpfe

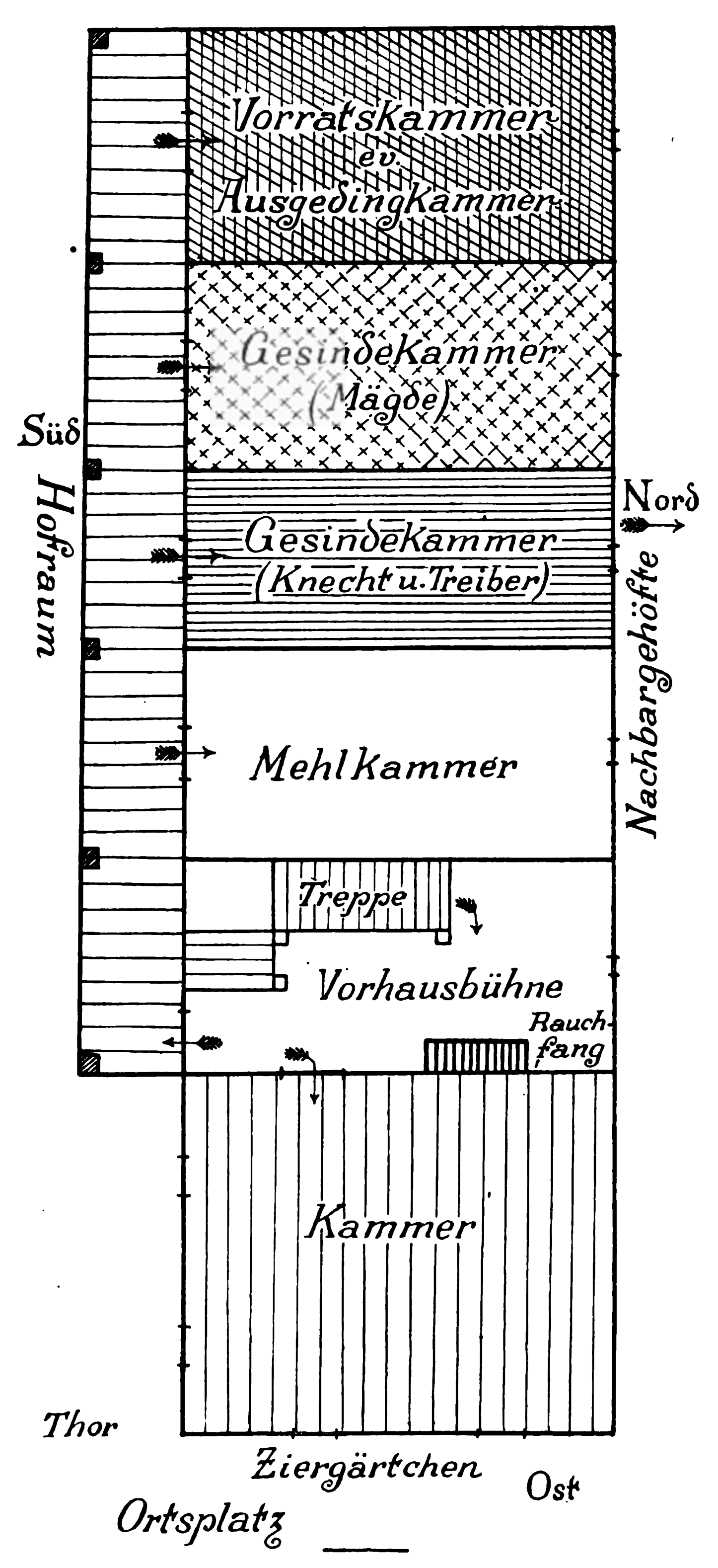


Fig. 4. Bodenräumlichkeiten des Elbthalhauses.

und Krüge. Am Geschirrschranken oder in dessen Nähe hieng auch die große, hölzerne Salzmeste, derer man tagtäglich bedurfte. An der Seite des Töppbrates wohl auch am Thürstocke selbst hieng das Handtuch zum Abtrocknen. Hausfrauen, die sich wegen ihrer Reinlichkeit besonders hervorthun wollten, hiengen wohl auch zweie hin, eins zum Gebrauch, das andere darüber zur Zierde. Hinter dem Topfbrette stacken der Flederwisch und die Fliegenplatsche, ein Werkzeug, dessen sich im Sommer der Großpapa gar oft bedienen musste. Im versteckten Winkel standen Kehrbesen und Borstwisch zum Reinigen der Stube. Als vereinzeltes Küchengeräth trat damals erst hie und da die «Kaffeemühle» auf, die man scherzweise auch die «Bankroutmühle» bezeichnete. Das Kaffeetrinken kam damals erst nach und nach in die Mode. Kaffee gabs anfangs nur am hl. Abende, später an Sonn- und Feiertagen, bei den «Provenden», bis er endlich auch die übrigen Wochentage eroberte. Über die damalige Volksnahrung will ich mir erlauben, ein eigenes Kapitel zu schreiben, da sie sich von der heutigen Kost ganz wesentlich unterscheidet und wie vieles andere kaum geeignet ist den Wohlstand des Landbewohners zu befördern. Seitwärts des Geschirrschrankes führte ein Mauerloch in den Hof hinaus. Dasselbe wurde als Ausguss für schmutziges Wasser benützt. Im Winter verstopfte man es mit Stroh, auf die Fensterbrettl kam Moos, die Stubenthüre erhielt einen Strohkranz, wenn man sie nicht gar ihrer ganzen Höhe nach mit einem Strohsacke bekleidete. So geschützte Stuben trotzten dem kältesten Winter, und die Hausbewohner konnten sich's drin wohl sein lassen. Waren noch kleine Kinder in der Familie, so fehlte natürlich die buntbemalte, hölzerne Wiege nicht. Gieng die Mutter aber selbst am späteren Nachmittage auf das Feld, um mit bei der Arbeit zu helfen, so hängte sie den kleinen Schreihals in einem Tuche, in seine Bettchen weich gelagert, an den ersten besten Baumast, und darin ruhte er stundenlang, ohne sich zu rühren.

In einer Stubenecke fehlte natürlich auch das Nähkörbchen der Mutter nicht. Darin sah's zwar wirr und graus aus, aber sie fand doch gleich, was sie suchte, «sie hatte es schon im Griffe». Darum sah sie es auch nicht gern, wenn ihr ein Unberufener darin herumwühlte. Dort drin lagen neben allerlei Flicken und Flecken eine Nadelbüchse, eine große Schere, schwarzer und weißer Zwirn, Strickwolle und Stricknadeln, ein gelber und weißer Fingerhut, auch ein großes, geschriebenes Gebetbuch mit feinen bunten Bildern fehlte nicht. Daneben lag die große Hornbrille, die sie beim Beten und beim Nähen brauchte. Im Winter standen Spinnrad und Spinnrocken dabei, denn wenn man auch den nothwendigen Flachs nicht immer selber anbaute, so wurde doch alle Leinwand, auch für die Hemden, Bettüberzüge, Tisch- und Handtücher selbst gesponnen. Solche «Hausleimd», die dann von den Webern und Bleichern aus der Tetschner Gegend zurückkam, war nicht umzubringen. Trotzdem hat das Spinnen aufgehört, und die ehemalige «Rockstube» mit all' ihrer Poesie gehört längst der Vergangenheit an. Neben dem Spinnrocken stand der Handkorb mit den «Kratzeln», an der Wand hieng die «Wejfe»,

auf welcher das Garn aufgewickelt, abgezählt und dann in Strähnen für den Leinweber zurecht gelegt wurde. Während alle diese Dinge nur im Winter in die Wohnstube kamen, waren die Waschmulde, das Butterfaß und die Backdöse nebst den Backschüsseln fast alle Wochen darin zu bemerken. In einem Bauernhause wurde längstens in 14 Tagen einmal Brot gebacken, bei welcher Gelegenheit man je nach dem Stande und der Zahl der «Esser» $^1/_2$ oder ein ganzes Strich Mehl verwendete. Aus einer Butte Mehl ($^1/_2$ Strich) erhielt man gewöhnlich 9—10 große Bauernbrote, außerdem wurden noch «Vorbacken» für eine Mahlzeit dabei erzielt. Bevor man die Backdöse wieder aufräumte, wurden in den noch feuchten und mit Sauerteig bestrichenen Boden desselben 3 Kreuze gemacht, auch jedes Laib Brot wurde vor dem Anschneiden auf der unteren Seite mit 3 Kreuzen bezeichnet. Der beste Platz für die Döse war die «Hölle», dort stand auch das Butterfaß, wenn es in Gebrauch kam. Auf einem zuckerhutartigen Holzfassel stack ein Aufsatzfassel und in diesem der «Buttersterller» durch dessen Auf- und Abbewegungen endlich die Butter «zusammengieng». Aus der übrig bleibenden «Buttermilch» bereitete man dann eine wohlschmeckende Suppe. Die Butterwecken wurden wie noch heute von der wirtschaftlichen Hausfrau nebst Käse, Quargeln, mit den allgemeinen Namen «Gemaksel» (vielleicht «Gemarktsel») bezeichnet auf den Markt «in die Stadt» — so bezeichnete man gewöhnlich Leitmeritz — getragen.

Die Waschmulde, welche auch nur im Winter oder bei ungünstigem Wetter in die Stube kam, war aus Pappelholz und aus einem Halbstücke eines Baumstammes herausgeschnitzt worden. Im Sommer wusch man im Vorhause oder auch selbst auf dem Hofe.

Das Vorhaus, in welches man durch die Hausthüre zunächst gelangte, hatte entweder bloß einen Estrichfußboden oder es war mit Basalt oder Elbkieselsteinen wie der Hof gepflastert. Heute findet man Ziegeln oder Steinplatten in den Vorhäusern, und die Stuben sind größtentheils gedielt. Im Vorhause stand der Trinkständer, ein auf 3 Füßen stehendes Fass, ähnlich der Backdöse, zugedeckt mit einem Holzdeckel, auf dem ein Trinkgefäß stand. Zum Wasserholen dienten 2 hölzerne Kannen oder die Wasserbutte. Im Vorhause waren auch allerlei Werkzeuge aufbewahrt: Eine Holzsäge, auch ein Pfropfersägel — denn der Elbethalobstzüchter veredelt seine Bäume selbst — Hammer, Bohrer, Beile, Zange, Schnietemesser u. s. w. Unter dem «Trepphäusel» war entweder ein kleiner Gänsestall, namentlich für die Brutgänse angebracht, oder es lag dort allerlei kleiner Wirtschaftskram, auch ein kleiner Vorrath an Holz und Kohle brauchte einen Platz im Vorhause, während das Scheitholz und die Holzbündel hochaufgeschichtet im Hofe untergebracht waren. Diese Holzvorräthe gewann der Bauer größtentheils aus dürr gewordenen Obstbäumen, auch verfügte er zuweilen selbst über ein Stück Wald. Der Kleinhäusler aber kaufte sich Stöcke und Reisig für einen kleinen Betrag oder für Buschtage und richtete sich dasselbe mit vieler Mühe zum Ge-

brauche zurecht. Aut einem besseren Platze stand die «Olmer», ein Speiseschrank mit Luftlöchern, die durch Blechsiebe verschlossen waren. In der «Olmer» wurden Speisevorräthe, das angeschnittene Brot etc. aufbewahrt. Vor der Stubenthür lag ein großer Strohwisch zum Abputzen des Schuhwerkes. War die Stube schon gedielt, so wurde gewöhnlich vor dem Sonntage «Stube gewaschen», weißer Sand aufgestreut und die Platten oder Ziegel mit Sandfiguren bemalt. Der Hausthüre gegenüber war der Backofen angebracht, dessen Anschübling auf der Rückseite des Hauses hinausragte. Hatte er auch einen Vorbau noch im Vorhause, so benützte man die Decke als Sommerherd, um die Stube kühl zu erhalten. Der Rauch des Backofens und des Herdes musste sich seinen Weg in den allerdings weiten Rauchfang selbst suchen, wodurch das ganze Vorhaus ein russgeschwärztes Aussehen erhielt.[1]) Im Rauchfange hiengen nach dem Schweinschlachten im Winter die «Schrietel». Während dieser Zeit wurde nur mit Holz gefeuert, wodurch das Rauchfleisch einen besseren Geschmack erhielt. Rauchfleisch in Steinkohlenrauch geräuchert, ist nicht jedermanns Speise. Hatte der Rauchfang kein «Dachel», so konnte man frei in des Himmels Bläue hinaufschauen, auch gelangte dann mancher Regentropfen bis in das Vorhaus herab. Vom Vorhause führte eine Holztreppe in das 1. Stockwerk hinauf. Der untere Theil der Treppe bestand nur aus wenigen Holzstufen, dann stand man auf dem «Treppheisel»; von dort führte eine etwas steile und höhere Treppe auf die Vorhausbühne, die mit einem Estrichfußboden versehen war. Die Treppe, welche durch starke, auch verzierte Säulen getragen wurde, hatte ein Geländer mit Brettern eingefasst. Von der Vorhausbühne konnte man durch eine Thüre auf den Gang, durch eine Treppe auf den Boden, oder in die gute Kammer, die sich über der Wohnstube befand, gelangen. Dort stand an bevorzugter Stelle der polierte Commodekasten, das Heiligthum der Hausfrau, worin sie die besten Sachen aufbewahrt hielt. Die «Commode», wie man sie auch kurz nannte, bestand aus einem großen Kasten, auf dem ein zierlicher Glasschrank ruhte. Der untere Kasten hatte gewöhnlich 3 große Schubfächer, die mit großen und verzierten Messinghenkeln aufgezogen werden konnten. In diesen Fächern lag die beste Wäsche, die guten Kleider, namentlich die seidenen Hals- und Kopftücher, die großen Tibettücher, des Vaters großblumige Seidenweste, die seidenen Halstüchel, Flügelhauben mit den großen bunten Seidenmaschen und Bändern, das gestickte, seidene Mieder, Schnupftüchel, das Brautbuch der Mutter, das ihr der Vater als Bräutigam geschenkt hatte. Darin lag noch ein Rosmarinzweig mit rothem Seidenbändchen von der letzten Hochzeit herrührend. In einer besonderen Schachtel lag der Brautschmuck der Mutter, des Vaters gute Uhrkette, außerdem noch gute Bettüberzüge, Vorhemdchen, die feinern Strümpfe u. s. w. Im Aufsatzschränkel standen: Das beste Geschirr, bemalte und

[1]) Unter dem Rauchfange stand auch der große, kupferne Kessel, wenn beim «Schweinschlachten» Würste und Kesselfleisch gekocht wurden, oder wenn aus dem Safte der Birnen Syrup eingekocht wurde.

goldberänderte Kaffeeschalen, Bier- und Weingläser, die bloß bei Gevatterschaften und Hochzeiten oder ganz besonderen Festtagen z. B. dem Kirchenfeste oder der «Kirmst», wenn Freunde sich bei Tische einfanden, zur Verwendung gelangten. Außerdem waren da zu sehen verschiedene weltliche oder auch religiöse Andenken von Festlichkeiten, Wallfahrten, auch ein buntbemalter Wachsstock, sowie eine Wachskerze durften nicht fehlen. In einem gut verschlossenen, kleinen Schubfache lagen die wichtigsten Hausdocumente: der Kauf-, der Ehevertrag, die Geld- und Erbschaftsdocumente, Pathenbriefe, Impfscheine, Fleißzettel aus der Schule, Prämienbilder und Büchel von der Schulprüfung. An der Wand aber hieng unter Glas und Rahmen das Andenken an die erste hl. Communion. In der guten Kammer, die gleichfalls mit besseren Bildern reich verziert war, hieng auch ein großer Spiegel, denn hier legte man auch seine guten Kleider zum Kirchgange oder zu anderen Festlichkeiten an. An der fensterlosen Wandseite stand eine Bettstatt mit hochaufgethürmten Vorrathsbetten zur etwaigen späteren Ausstattung der Töchter des Hauses, denn eine jede Braut musste in ein Bauernhaus für mehrere Bettstellen die nöthigen Betten und Überzüge mitbringen. Daneben stand das «Stodkarbel» (Stadtkörbel), welches aus weißen, auch roth- und grünfärbigen, feineren Weidenruthen nett zusammengeflochten war. Auf Rechen an der Wand oder am Schranke hiengen die übrigen guten Kleider. Außerdem standen noch einige buntbemalte Laden umher, in denen noch allerhand Vorrath aufbewahrt war, ja es kam wohl vor, dass ein jedes Kind seine Lade für seine Sachen hatte. Die Kammer war mit ausgesuchten Holzbrettern gedielt und wurde von einer sorgsamen Hausfrau stets rein und sauber gehalten. Das war aber um so leichter möglich, weil sie ja nur wenig benützt wurde.

Auf einer steilen Holztreppe gelangte man auf den Boden, welcher mit Estrich belegt war. Dort wurde auf Leinenschnüren im Winter die Wäsche getrocknet, dort wurde das Getreide, das gebackene Obst aufbewahrt; dort hiengen Speck und Fleisch und im rückwärtigen Theile gab's noch allerlei unbrauchbar gewordenes Gerümpel. Gucklöcher an den Giebeln, Gaffern an den Dachseiten sorgten für Licht und Luft, übrigens waren die Strohdächer, wie der Landbewohner sagt «gesunde Dächer», denn sie hielten im Winter warm und im Sommer kühl. Durch eine Thüre der Vorhausbühne gelangte man auf den Gang, der nicht selten auch eine Treppe vom Hofe herauf hatte. Vom Gange gelangte man in verschiedene Kammern, deren Anzahl sich nach der Größe des Hauses richtete. Namentlich gab es da eine Mehlkammer und eine oder zwei Gesindekammern. In der ersteren stand ein großer Holzkasten mit mehreren Fächern, in welchen die verschiedenen Sorten des Mehles, dann Erbsen, Bohnen, Linsen, Mohn, Hirse, auch Gries und Reis aufbewahrt wurden. Auf einem Holzgestelle lehnten die noch vorräthigen Brotlaibe, daneben standen die Backschüsseln aus Strohgeflechte, die Mehl- und Getreidebutte, ein Maßel, ein Mehlsiebchen u. a. In den Gesindekammern hatten die Knechte und Mägde ihre Schlafstellen, auch

eine Lade mit ihren Habseligkeiten wurde dort aufbewahrt.[1]) Die Schlafstätten der Familie aber vertheilten sich auf die vorderen Räume des Bauernhauses.

Vom Vorhause zu ebener Erde gelangte man in manchen Häusern in ein mit Steinen gepflastertes Gewölbe, in welchem Milch, Butter, Käse, Quark, Quargeln aufbewahrt wurden. Durch eine Fallthüre stieg man auf Basaltstufen in den Hauskeller, der zu ähnlichem Zwecke diente. War aber der Besitzer gleichzeitig auch ein Weinbauer, so richtete sich nicht nur die Größe dieses Kellers nach diesem Besitze, sondern er musste auch zu diesem Zwecke ausschließlich verwendet werden, denn der Wein leidet nicht gern andere Vorräthe um sich. Jetzt sind bei der bäuerlichen Bevölkerung diesem Zwecke gewiss nur noch wenige Keller dienstbar, denn der Weinbau ist in den letzten 50 Jahren sehr bedeutend zurückgegangen, und das etwaige Erträgnis des Weingartens wird meistens gleich nach der «Presse» an den Großweinhändler oder in einen herrschaftlichen Keller verkauft. Zur Aufbewahrung von Viehrüben, Erdäpfeln, Strünken und andere Gartenerzeugnissen diente noch ein zweiter Keller im Hofe.

In den Stall gelangte man vom Hofe in vielen Häusern auch durch das Vorhaus. Die Ausdehnung des Stalles richtete sich nach dem Besitzstande. Pferde waren im Elbthale nur hie und da anzutreffen, dagegen hatte jeder Bauer wenigstens 1 Paar starke Zugochsen, etliche Melkkühe, 2—3 Ziegen, auch zuweilen 1—2 Lämmer. Pferde fanden namentlich im Winter zu wenig Beschäftigung und konnten auf den mit dichtem Obstbau besetzten Fluren nicht gut verwendet werden. Zudem meint der Bauer: «die Ochsen wachsen ins Geld, und so ein paar Krampen werden alle Tage weniger wert». Der Kleinhäusler aber bestellt «seine paar Stricheln Feld» mit 2 Zugkühen, und die Bergfleckel muss er mühsam mit seinem Weibe mit der Hacke bearbeiten, den Dünger mit der Butte hinaufschleppen, während er Futter und Getreide mit dem schwerbeladenen «Rafe» heimwärts trägt.

Im Elbthale sieht man selten eine Kutsche (Golesse), die einem Bauer gehört, nur bei Taufen und namentlich bei den «großen» Hochzeiten sucht man damit Parade zu machen, obwohl es auch damals nicht selten vorkam, dass die Hochzeitsgäste sich eines großen, mit Weidenkörben versehenen Rüstwagens bedienten. Übrigens ist im Elbthale mehr als vielerorts für ein gutes Fortkommen gesorgt. Zwei Eisenbahnen und zahlreiche Dampfschiffe dienen dem Verkehre von Dorf zu Dorf. — In schneereichen Wintern aber bedient man sich gern wie im angrenzenden Gebirge des Rennschlittens, der bei Taufen und Hochzeiten nicht wenig zur Verherrlichung der ganzen Festlichkeit beiträgt.

---

[1]) War noch Platz, so schloss sich daran eine Vorrathskammer, die erforderlichenfalls auch von dem Ausgedinger benützt wurde. Seine Wohnbestandtheile waren in dem Kaufvertrage genau bezeichnet, und war es nur sein guter Wille, wenn er auf dies oder jenes freiwillig Verzicht leistete.

Treten wir in den Stall, so finden wir einen etwas düsteren, nur mit kleinen, vom Stalldunst trüb gewordenen Halbfenstern erhellten Raum. Auf der frischen Streu stehen die kräftigen und wohlgenährten Hausthiere, der Stolz des bäuerlichen Besitzers, ihr Futter wiederkäuend oder solches von der Raufe holend. Auf den Stallfenstern liegen Bürsten, Striegel, Blechkratzer, ein Kartatsch zum Putzen der Thiere, «denn die Reinlichkeit ist das halbe Futter». — Aus dem Steintroge, an dem wohl auch ein Leckstein angebracht ist, fressen die Thiere ihre Siede (abgebrühte Rüben, Häcksel, Schrot, Kleie untereinander gemischt). Das Grünfutter, das Heu und Stroh bekommen sie auf die Raufe; das nennt man «die Aufstecke» (das Aufgesteckte). An den Wänden hängen Ketten, Geschirre, verziert mit Messingthalern, und Schnallen, Kummte, Stränge, Leitseile, Peitschen, Maulkörbel etc. In einer Ecke stehen Mistgabeln, Stallbesen, Misthacken, auch eine Misttrage lehnt dabei. Auf der Wandleiste stützen Milchgeschirre, die Gelte, der Milchseiher, darunter steht das Melkbänkel, auf welches sich die Magd setzt, wenn sie die Kuh milkt. Was bei einer Mahlzeit an Milch erzielt wird, heißt man ein «Mälstel», welches namentlich bei «neumelken» Kühen besonders ergiebig ist.

Hinter den Ställen befand sich eine dunkle und kühle Kammer zur Aufbewahrung des Grünfutters, welche man Futterkammer nannte. Im Winter wurde dort wohl auch Stroh, Heu, für den nächsten Bedarf zurecht gelegt, auch schnitt der Knecht dort den Häcksel, wenn er es nicht vorzog, dieses Geschäft in der Scheuer selbst, wo er mehr Vorrath «bei der Hand» hatte, zu verrichten.

In einzelnen Häusern stand damals noch eine Weinpresse, wenn sie auch nicht mehr oder doch selten benützt wurde. Hinter dem Hause oder bequem den Ställen gegenüber lag der große Düngerhaufen mit der Jauchengrube.[1]) Dabei stand das hölzerne Aborthäuschen, «Schimphitte» genannt. Daneben standen noch die kleinen Stallungen für die Schweine und Gänse, auf deren Bühne die zahlreichen Hühner ihre Schlaf- und Brutstätte hatten. In größeren Bauernhöfen gab es wohl auch einen kleinen Teich, der dem Geflügel zum Tummelplatz diente. Im Winter belustigten sich die Kinder der Nachbarschaft auf der glattgefrorenen Eisdecke, wenn die Elbe nicht selbst schon dieses Vergnügen gewährte.

Selten fehlte in einem größeren Bauernhause der Brunnen im Hofe, nur die Kleinhäusler, Taglöhner und Inwohner holten das Wasser aus dem Gemeindebrunnen. Der Brunnen im Hofe war entweder ein Ziehbrunnen oder schon eine Pumpe mit Druckhebel. Als die älteste mir bekannte Form sah ich daselbst jene wenig tiefen Brunnen, in welchen man das Wassergefäß mit einem langen Haken auf- und abwärts beförderte.

Eine andere gebräuchlichere Form war der Leier-Brunnen mit Kurbel und Welle, auf welcher ein Seil auf- und abgewickelt wurde. An dem Seile hieng der Wassereimer.

Im Bauernhofe gab es auch einen Wagenschupfen, der eigentlich nur ein Dach war, das auf mehreren Säulen ruhte. Darunter standen und

[1]) Eine solche Grube befand sich gewöhnlich auch direct bei den Ställen.

lagen im Trockenen: Wagen, Pflüge, Eggen, Pflugradel, Pflugschleifen, Hemmketten, Hemmschuhe, Wagenlettern, Wagenkörbe, ein Sägebock, ein Hackklotz; an einer Säule hieng das Pechfassel zum Schmieren der Räder, auch der Obstbäume, Körbchen zum Obstpflücken, überzählige Hühnerkörbe, Vorrathsbretter und Pfosten, Holztramen, trockenes Holz, Reisigbündel, ein Schiebock, ein Rodwer und noch vieles andere. Der Dachboden wurde zur Aufbewahrung von Heu und Stroh benützt, welches durch eine Thüre am Dache mittels Aufzug (Rapper) hinaufgezogen wurde.

Der Platz vor der Scheuer wurde wenig benützt und war daher mit Gras bewachsen, auch Kren wucherte wild herum. Schattige Bäume mit ihren süßen Früchten, von denen jedermann im Hause je nach Wunsch essen konnte, so viel er eben wollte, luden die frohe Kinderschar zu heiterem Spiele ein.

Die dahinter befindliche Scheune war aus jenen Materialien erbaut, die der Bauer größtentheils selbst besaß. Überhaupt suchte der ehemalige Bauer und Kleinhäusler das Geldausgeben thunlichst zu vermeiden; was er sich selbst anfertigen konnte, machte er sich sicher selbst und benützte dabei auch mit Vorliebe das, was er auf dem eigenen Grunde selbst hatte oder erbaute. Diesem Grundsatze entsprach auch der Scheuerbau nach Möglichkeit. Auf den Grundmauern ruhte ein Fachwerkbau von Säulen und Quertramen, dessen Zwischenfelder mit Lehmziegeln ausgemauert oder mit einem Stroh- und Lehmgeflechte. befestigt an Holzsprossen, ausgefüllt waren. Das Dach war in der Regel mit Strohschöbeln eingedeckt. In der Mitte einer großen Scheuer befand sich das Scheunthor, das bei dem Wagenverkehr, beim Einführen, beim Dreschen geöffnet wurde. Dasselbe war mit langen, hölzernen Riegeln verschlossen. In der Mitte befand sich ein kleines Thürchen für den gewöhnlichen Ein- und Ausgang. Beim Dreschen wurde ein breites und langes Brett vorgeschoben, damit keine Körner hinausfielen und das Geflügel keinen Schaden machen konnte. Die ganze Mitte der Scheuer nahm das Tenne ein, das gewöhnlich von Lehm hergestellt war. Daselbst wurde das Getreide gedroschen, gesiebt, geputzt, gewurft, eingemessen und eingesackt. War dem Scheuerthor gegenüber nicht ein zweites zur Durchfahrt anzubringen, so durfte das Mauerloch für die Wagendeichsel nicht fehlen. An den Säulen, rechts und links hiengen Flegel, Siebe, Rechen, Schüttelgabeln. Die Pansen waren rechts und links durch hölzerne Halbwände abgeschlossen. Darin lag hoch aufgeschichtet der Segen der Ernte, ja auch unter dem Dache, «am Balken» war oft alles vollgestopft. Was da noch nicht Platz hatte, kam auf das Dach des Schupfens, oder es wurde auf dem Felde ein Schober aufgestellt. In früherer Zeit beschäftigte sich der Bauer mehr mit der Bienenzucht als heute und man traf kaum ein Bauernhaus an, bei welchem sich nicht einige Bienenstöcke befanden; auch der Kleinhäusler hatte, je nachdem er dazu mehr oder weniger Lust und Glück hatte, mehrere Bienenstöcke. Meistens fand man damals die sogenannten hohen Klotzstöcke, welche in dem Bienenhause untergebracht worden. Dasselbe war eine Art Halbhäuschen, dessen Länge

sich nach der Anzahl der Bienenstöcke richtete und welches entweder an einer passenden Stelle des Hofraumes oder in dem Gemüsegarten untergebracht war, so dass die Bienen ihren Ausflug gegen Osten oder gegen Süden hatten und vor den kalten Luftströmungen geschützt waren. Hatte der Bauernhof noch genügend Platz bei oder hinter der Scheune, so wurde derselbe als Gras- und Obstgärtchen, auch als Obstbaumschule ausgenützt. Ein solcher Garten war gewöhnlich etwas primitiv nach außen geschützt. Er hatte entweder einen Waldsteckenzaun, oder es umgab ihn wohl auch eine Mauer, die aus zusammengeschlichteten Basaltsteinen bestand und aus welcher allerhand Gesträuch hervorwucherte. Da gab es namentlich Hollunder, Stachelbeer- und Haselnussträucher, auch die wilde Dornenrose mit ihren Hagebutten war häufig anzutreffen.

Durch ein kleines Hinterpförtchen, welches sich von selbst schloss, gelangte man in die freie Flur. Dort stand mitten im dichten Obstwalde — so könnte man wirklich hie und da sagen — das kleine «Backhäusel», in welchem zur Herbstzeit Pflaumen, Birnen, auch Äpfel gebacken wurden. Dieses Dörrhäuschen war ebenso einfach gebaut wie die Scheuer, höchstens unterschied es sich von derselben durch das Ziegeldach, welches man zu seinem besseren Schutze gegen Feuersgefahr darauf gegeben hatte. Das ehemalige alte Backhäusel war sehr beschränkt und bestand eigentlich nur aus dem Arbeits- und Aufenthaltsorte des Obstbäckers, der daselbst auch seine «Strapuze» hatte, auf welcher er stundenweise ausruhen konnte und aus dem großen Backofen, auf dem die Züge mit den Obsthorden angebracht waren. Die Zahl dieser Züge war auch in der Regel maßgebend für die Größe des ganzen Häuschens. In dem Vorraume war auch die Feuerungsstelle mit einem tiefen Erdloche; dort musste auch das Abklauben und Ausklauben des fertigen Obstes, das Bespritzen mit Wasser, das Aufschütten des grünen Obstes u. a. geschehen. Vor dem Backhause lagen große Vorrathshaufen von Birnen, Äpfeln und Pflaumen; auch solches Obst, das nicht gebacken wurde, ließ man dort ausreifen, nebstdem gab es Vorräthe an Holz und Kohlen. An Sonntagen aber fand sich dort mit Vorliebe die Kameradschaft ein, um bei dampfender Pfeife die Ereignisse der Woche zu besprechen.

Niederösterreichische Märchen.

Mitgetheilt von Lehrer J. R. Bünker, Ödenburg.

XI.*)

Ti trai Wunda'găb'm.

As wăar‿an‿ăami Witfrau, tëi hăt an añzinga Sun' g'hăpt. Unt si is' ă'gstăab'm năchtëim. Vüll Gëlt hăb'm s' ni't g'hăpt, wal s' ăa'm säiñ g'wëin. Sou răast ea' fua't unt trai Jăa' in ta' Wëlt umanănt'. Ålt wăar‿a' zwölf Jăa'. Sou kimmpt a' in a grăßi Wistung aini. Trai Tăch hăt a'

*) I—X siehe diese Zeitschrift III. S. 20, 123, IV. S. 28.

g'lamentia't unt käañ Mëintsch'n g'seg'n und g'hea't. Sou kimmpt äana', a G'rittana'[1]) tahea' auf a‿r‿an schwäaz'n Rouß.

«Lametia' ni't, i' hülf tia'!» sägt tea'. «Sëitz ti' auf a'f maiñ Rouß!»

Ea' sëitzt si' auf, unt rait'n fua't älli zwäa'. Sou këimma' s' in teara' Wistung zan‿a‿r‿an Haus. Hiatz rait'n s' aini unt saiñ ä'gstieg'n älli zwäa'. Sou hät ea tëis Rouß in Ställ aini, tua't saiñ nou' zwäa' traiñ g'wëin.

«Mea' Åa'wat häst ni't», sägt tea', «äls tëi trai Rouß putz'n unt fiada'n».

In Ställ hät‿ar‿a Pëitt g'häpt, tua't hät a' mëiß'n schläffa'‿r‿a'.

«Unt älli Màhlzait häst tu trai Hëifa'l väa' 'n Täa', tëi wea'n äwa'hëinka' unt wea'n g'füllt saiñ näch taiñ Wuntsch. Mäch taiñ Säch'n», sägt a', «guit, unt in siem Jäa'n wia'st tu mi' seg'n».

Ea' hät saiñ Säch'n fua'tg'mächt, unt ti siem Jäa' saiñ va'gänga'. An Täch, pevaa' saini siem Jäa' aus saiñ g'wëin, säg'n tëi trai Rouß zan ëam: «Tu, Jouhan, tu kauñst uns a'les'n».

Sou sägt a': «Mit wäs?»

«Hinta' da' Tia' hëinkt a Paitsch'n unt wëinnst mit teara' Paitsch'n an Schnälza' mächst, sou stëinga' mia' hinta' taina'. Ea' wia't ta' s' äwa' ni't gea'n gëib'm. Eä wia't ta' vüll Gëlt nida'lëig'n, haufentwais, äwa' tui 's jä ni't nëimma'. Wäun‿a' siacht, täß t' as Gëlt ni't nimmpst, nächtëim wia't‿a' tia' tëi Paitsch'n gëib'm».

Hät eam ti Paitsch'n g'gëib'm unt hät eam vüll Glick g'wuntsch'n.

Ea' geht tëin Täch fua't, täs wäa' in ta' Fria. Kimmpt a' va' teara' Wistung außi unt af‿a‿r‿a schaini Sträß', unt z'päatsait'n is' Wässa' g'wëin. Hiatz geht a' a'f teara' Sträß a Stund wait fua't. Sou liegt a'f amäl a Ries'nschläng' a gräßi a'f ta' Sträß unt hät schauñ a'f eam g'wäa't't. Sou nimmpt a' saiñ Paitsch'n unt mächt rechta' Sait'n an Schnälza', täß ällas g'roud'lt[2]) hät. Sou wäa' t' Schlänga va'schwundt'n, unt käañ Wässa' wäa' a' ni't ta', unt hinta' eam stëinga' trai schneewai'ßi Gaist', schneewaiß auñg'lëigt.

Åana sägt: «Tä häst tu an Sew'l, wauñst 'n ausziagst, häst schouñ äamälhundattaus'nt Männ z'sämmg'haut».

Tä' zwaiti sägt: «Tä häst tu a Hëimat[3]) unt täs lëigst tu auñ. Tä geht käañ G'wea'kug'l tua'ch unt käañ Karnouñkug'l tua'ch unt sai's, wäs imma' ta wöll,[4]) 's wia't ti' niks trëiffa'».

Ta' tritti hät g'sägt: «Tä häst tu a Schnaitztiachl.[5]) Wann ta' ëippa' tau' amäl aäna' sull taiñ Lëib'm peraub'm, sou wia't‿a' taiñ Flaisch unt taiñ Pluit in tëis Tiach'l aiñpint'tn (wia't tëiñ Getänka' kriag'n), unt tä wia'st tu nächtëim väa' tëin, tea' 's aufmächt, wied'rum sou tä staiñ, wia'‿r‿eh'. Tä kauñst tu ti' nächtëim zan äll'n mächa', wäs taiñ Wuntsch is'».

Unt nächtëim saiñ tëi trai Gaista', wia s' ausg'rëit't häb'm, va'schwundt'n.

---

[1]) Berittener. — [2]) gehallt. — [3]) Hemd. — [4]) und sei es, was immer es sein wolle. — [5]) Schnupftuch.

Sou is' a' fua't unt kimmpt‿ar‿in‿a gräßi Krouñstädt. Tă is' ta' Faiñt schouñ siem Jäa' g'lëig'n hearaußt väa' ta' Städt unt hät t'Städt ausg'humma't. Ea' nimmpt saiñ Sewl unt haut traimăl traiñ, tă saiñ schouñ t' mearast'n z'sămmg'haut g'wëin, unt t' Iwa'plieb'ma' saiñ tavouñ-g'rëinnt. Ea' is' năchtëim in t' Städt ainig'gănga'. Sou schaut ta' Këinich pan Fëiñsta' ăwa' unt siacht 'n.

«Åwa' ălli saiñ schouñ ta'humma't in ta' Städt, unt tu lëipst tou' nou'?» săgt ta' Këinich zan eam.

«Jă», săgt a', «in Faiñt hăw'‿i tet't, i' piñ jă ea'scht auñkëimma'».

«Kimm aufa' za mia'!» hạt ta' Këinich g'săgt.

Ea' ta'zöllt eam ăllas, wia‿ăa'tich ea' is' sou stăa'k g'wëin mit 'n Faiñt.

«Zwăa Prinzessina' hăw'‿i», săgt ta' Këinich, «unt ti jingsti kauñst ta' nëimma'.»

Ea' hăt'n glai' zan‿a‿r‿an Këinich g'măcht iwa'[1]) saiñ Stăa'kigkait. Ea' hăt Lait pringa' lăssa', täß 'n Faiñt wëikrama' trausst auf'n Fëlt, wăs ea' ta'haut hăt. Wia tëis ăll's g'scheg'n is' g'wëin, hăt si' t' Städt wied'rum aiñg'wănda't, täß wied'rum ăll's is' vull g'wăadt'n.

Hăt ar‿a Jäa' lăng g'lëipt ăls Këinich. Sou hăt'n t' Këinichin, saiñ Frau, amăl g'frăgt, wiasou ea' sou stăa'k is'.

«Tëis kauñ‿i' tia' ni't săg'n».

Unt trai Tăch hăt s' eam kăañ Rui lăss'n, sou hăt a' 's ia' ouff'npăa't.

Săgt: «I' hăw an Sew'l, unt wëinn i' 'n ausziach, saiñ ăamălhunda't-taus'nt Mănn schouñ z'sămmg'haut. Unt i' hăw' a Hëimat, wou kăañ Schuß, a schwara' ouda' g'ringa', ni't tua'chgaiñ kauñ».

Unt si hăt ăwa' nëib'mpăi, nëib'm eam, nou' schouñ‿an‿ănda'n Këinich g'liapt.

Tëis Hëimat hăt ar‿ăwa' ă'zoug'n ălli Tăch pa da' Năcht unt hăt 's taunig'hëinkt. Ti Këinichin lăsst ăwa' in ana' Năcht an sou an Sew'l măcha' unt sou a Hëimat, täß unkëinnpăar‿is' g'wëin. Tëis, wăs s' măcha' hăt lăss'n, hăt s' a'f saiñ Plätz hiñg'hëinkt unt sain's glai' va'păckt unt in ănda'n Këinich hiñg'schickt. Sou hăt tăs 'taua't sou a Jäa' lăng.

Sou schraipt tea' fremti Këinich eam, ea' sull hiñkëimma' mit saina Frau zan eam, hăt 'n aiñg'lăd'nt.

Sou hăt a' aiñspănna' lăss'n unt hăt saiñ Tinna'schăft mitg'nomma' unt saiñ Raitpfea't a' mit. Unt wia s' hiñkëimma', wăa' tua't pa tëin Këinich ti Tăf'l schouñ fia'tich. Pan Houf hăt a' s' schouñ g'wăa't't, wie s' saiñ ainig'făa'n. Ea' raicht 'n glai' saiñ Hănt unt fia't'n aufi za da' Tăf'l glai'. Sëi hăb'm g'gëiss'n unt trunga' gănzi Năcht, hăb'm si unta'hălt'n. Aufg'lëigt wăa'n s' in ta' Fria recht guit.

Săgt tea' Këinich zan eam: «Tu, Jouhan, wou hăst tëin tu taiñ Krăft hea'?»

«Tëis kauñ‿i' an‿iad'n ni't săg'n, unt praucht's a' an‿iada' ni't z'wiss'n».

Săgt tea' Këinich: «Gëim‿ma', Jouhan, i' unt tu fecht'n.»

«Åwa'», săgt a', «wăs sull tëin i' tia' taiñ Lëib'm nëimma', i' piñ jă ăls guita' za tia' këimma'».

[1]) Über = wegen.

«I' wüll ăwa'», săgt ta' ăndri, «mit tia' prouwia'n».

Hăt ni't năchlăssa'. Wea'n glai eanari Rouß g'sătt'lt tua'ch ta' Tinna'schăft. Unta'dëiß'n hăt nou' ta' ăndari Këinich t' Kurasch va'lăa'n. In saiñ Houf hăt ar‿an Laidinănt g'hăpt, tea' hăt eam glaich g'seg'n.[1])

Ta' Këinich săgt za tëiñ Laidinănt: «Ziag'n s' eanar‿auñ fia' mi' ăls Këinich unt sëitz'n s' eanar‿a'f maiñ Rouß unt rait'n s' mit tëiñ Këinich a'f t' Fecht. Hăt 'n tëin Sew'l g'gëib'm, 's wăa' ăllas fia'tich, tă is' ta' Këinich Jouhan a' schouñ ăwa'këimma' unt ta' ăndri hăt si' va'stëickt. Si rait'n ălli zwăa a'f 's Fëlt außi unt wia s' traußt saiñ, hăb'm si si' gëig'n ăañ tëiñ‿ănda'n g'stöllt. Ta' Laidinănt ziagt saiñ Schwea't, sou hăt‿ar‿'n schouñ ăwa'g'haut g'hăpt tëin Këinich. Sticklwais is'‿ar‿a'f tar‿Ea't g'lëig'n. Tăsselwichi Schnaitztiach'l is' ăwa' van Sëick'l außa'g'făll'n unt a'f t' Ea't niada'. Sou springt ta' Laidinănt van Rouß ă' unt pind't tëiñ saiñ Flaisch unt saiñ Săcha' ăllas in tëis Tiach'l aiñ unt hëinkt 's saiñ Rouß um in Hăls um. Tăs Rouß is' fua'tg'rëinnt unt is' in an grăß-ăa'tinga Wălt këimma'. Ta' Laidinănt is' ăwa' zan Këinich g'ritt'n unt hăt eam g'săgt, ea' is' schouñ ea'tet't. Sou măcht a' taiñ Laidinănt glai' zan an Genaral'n.

Unt tëi Këinichin hăt a' nachtëim g'hairat, wal a' nou' kăañ Frau g'hăpt hăt.

Tăs Rouß is' in Wălt umg'rëinnt a gănzas vullas Jăa' mit tëiñ Flaisch in Tiachl. Tă kimmpt amăl a Mauñ tahea'. Tăs Flaisch schrait ăwa' in tëiñ Tiach'l in ăañfua't: «Hëlft's ma'! hëlft's ma'! hëlft's ma'!» Tăs Rouß va'hëinkt si' in mea'chari Stau'nan unt kauñ ni't văa'wea'ts unt ni't ruckwea'ts. Tea' geht hiñ unt lest tëis Tiach'l auf unt wia'‿r‿a' 's auflest, steht a Këinich văa' saina', sou wia'‿r‿a'‿eh' wăa'. Tea' Mauñ is' glai' ta'këimma', tea' 'n aufg'lest hăt, pitt't glai' um Păa'touñ.

«Fiacht' ti' ni't», săgt ta' Këinich, «tăs is' taiñ Glick. Tëis Rouß kauñst tu va'kaffa', tëis schëink' i' tia', ăwa' schlăffa' tui‿r‿i' haiñt pai tia' in taiñ Qua'tia'. Unt in ănda'n Tăch in ta' Fria' măch' i' mi' zan‿a‿r‿an Schimm'l unt tëin fia'st tëin Këinich hiñ. Tëis wia't ăwa' a Rouß saiñ, a'f ta' gănz'n Wëlt wia't kaañ's saiñ, tăs sou schaiñ is', wia tëis saiñ wia't. Unt ta' wia't ar‿ăwa'schauñ pan Fëiñsta', waunst hiñkimmpst. Tă wia't a' ti' frăg'n, wăs tëis Rouß koust't. Muißt tu săg'n, tëis is' eana' jă z'taija'. Tëis koust't ăamălhunda'ttaus'nt Guld'n. Wia't a' săg'n: «Jă fraili' is' taija'. Muißt săg'n: «I' hăw' trai Haisa' g'hăpt, ăwa' tă is' ăll's tëis Va'mëig'n a'f tëis Rouß aufg'gănga'. Fia' tëis Rouß muiß ma' 's schaiñsti Stamma'l Hai ausklaub'm[2]) unt tăs schaiñsti Kendl Hăwa'n[3]) unt nia' aus an raina' g'schliffana' Glăs trinkt si 's Wăssa'».

Sou wunda't si ta' Këinich iwa' tëi Rëid'n unt kaf't 'n 's Rouß ă'. Hăt a' traizëija Raitknecht'n g'hăpt unt wüll eana' tëis Rouß iwa'gëib'm Kăana' hăt si' 's ni't auñz'nëimma' traut. Sou hăt si' tou' ăana' g'wăgt triwa'. Unt fia't tëis Rouß in a schaiñ's Qua'tia', hăb'm s' as zan‿a‿r‿an Stăll g'măcht.

---

[1]) Der sah ihm ähnlich. — [2]) das schönste Stämmchen Heu muss ausgesucht werden. — [3]) das schönste Körnchen Hafer.

Teă' Mauñ ăwa' is' mit Fraid'n mit tëiñ Gëlt z' Haus unt hat guit g'lëipt mit tëiñ Gëlt.

Ta' Raitknecht nimmpt si' a Pia't'l Hai[1]) unt an Săck Hăwa'n unt g'recht'lt tëis g'schliffani' Glăs mit an frisch'n Wăssa'. Ea' hëipt schouñ zan ăa'wat'n auñ, wüll ti schaiñst'n Kend'l ausklaub'm aus'n Hăwa'n.

Săgt 's Rouß in Stăll: «Wăs măkst[2]) tëin tu?»

Ea' springt auf unt wüll tavauñrëinna'.

«Fia'cht ti' ni't, plai' dă!» hăt 's Rouß g'săgt. «Geh' aufi zan Këinich unt săg' 'n Këinich, tëis Rouß frißt kăañ aus'klaupt'n Hăwa'n ni't. Si frißt a' kăañ aus'klaupt's Hai ni't unt aus kăañ g'schliffana' Glăs trinkt 's a' kăañ Wăssa' ni't».

Ea' geht zan Këinich unt săgt, tăß tăs Rouß tăs g'săgt hăt.

Sou săgt ta' Këinich: «Tu pist jă schouñ a Năa'. wăa'n. Tă muiß i'», săgt a', «sëlwa' ăwi in Stăll.

Săgt ăwa' saiñ Frau: «Tu, ni't geh', tăs is' maiñ ea'schta' Mauñ, tea' kauñ vüll kinst'ln.»

«Wëinnst glaupst», săgt a', «fulg' i' da'. I' lăß 'n Schintta'[3]) hull'n unt lăß' tăs Rouß a'f t' Fraijan außi fia'n. Tua't mëiß'n s' as z'sămmhăcka' unt z'sămmstëicha', tăß t' wüld'n Vëig'l freiß'n kinna' 's Flaisch».

Tăs wăa' ăwa' Nămmittăch, gëig'n in Åb'nt, tă wăa' 's schouñ z'spăt, is' in ta' Fria ausg'fia't wăa'n.

Tă wăa' ta' Këinichin ia' Schwëista' a'f Pesuch tua't'n unt hăt tăs g'hea't, tăß tăs ta' Këinichin ia' Mauñ sull saiñ, tëis Rouß.

Wia in ta' Năcht ăll's ruiwich wăa', schlutzt[4]) s' in Stăll aini, ia' Schwëista'.

Săgt s': «Jouhan, pist tu 's?»

Săgt 's: «Jă!» tëis Rouß.

«Tu wia'st măaring ta'stoucha' wea'n unt za Kraiñflaisch[5]) z'haut wea'n.»

«Hülf tu mia'», săgt a', «i' hülf tia'. Wëinn s' mi' ta'stëicha', sou stöll tu ti' hiñ, tă wea'n tia' ti trai ea'scht'n Troupf'n Pluit a'f taiñ Schia'zal făll'n, unt tă grapst tu tëis Schiazal mit ti trai Pluitstroupf'n unta'n Këinich saiñ Fëiñsta' in Tăchtraupf'n[6]) aiñ».

Si hăt tăs 'tauñ, unt tă is' aus tëin in ta' Fria pis in zwait'n Stouck, pis za saiñ Fëiñsta' a grăssa' Faig'npam g'wëin unt ti zaitinga'[7]) Faig'n saiñ schouñ auñg'hëinkt ăn 's Fëiñsta'glăs.

In ta' Fria steht ta' Këinich auf unt siacht tëiñ schaina' Pam văa'n Fëiñsta'. Săgt a' zan eam glai' selwa': «Åwa' wunda'păa', wunda'păa'!»

Ea' săgt za saina' Frau: «Tu mia' meiß'n tou' ăañ ëiß'n tavouñ».

«Tu», săgt si wied'rum, «ni't, tăs is' maiñ ea'schta' Mauñ, tea' kauñ vüll kinst'ln».

«Wëinnst glaupst, wull i' tia' fulg'n. Lăß' ma'», săgt a', «ti Zimma'lait hul'n unt t' Åa'watslait. Mëiß'n tëiñ Pam ausg'rab'm aus alli Wia'zal'n

---

[1]) Ein Bürdel (Bündel) Heu. — [2]) Was machst. — [3]) Schinder, Wasenmeister. — [4]) schleicht — [5]) Krenfleisch, eigentlich eine Speise, bestehend aus kleingehacktem, gesottenem Rindfleisch mit Meerrettich (Kren). — [6]) Dachtraufe. — [7]) zeitig, reif.

unt z'sămm'hăcka' za‿r‿an klăañ Hulz unt wia't va'prunna' unt 'n Asch'n wea'n ma' in Wint außi stran.»

Unt tĕijeinichi, wăs ta' Kĕinichin ia' Schwĕista' wăa', is' pa da' Năcht wied'rum ăwi. Tĕi hăt 'n schouñ ălliwal liaw g'hăpt.

«Jouhan,» săgt s', «pist tu 's?»

Săgt ta' Pam: «Jă!»

«Es kĕimma' t' Åa'watslait unt t' Zimma'lait unt grăb'm ti' aus taini Wia'zal'n aus unt hăcka' ti' z'sămm unt wia'st va'prĕinnt wea'n. Unt taiñ‿Åsch'n lăß'n s' in Wint außi.»

Săgt ta' Pam: «Hülf tu mia', i' hülf tia'! A'f t' ea'scht'n trai Hăcka',[1]) wea'n trai klăani Prĕickal in taiñ Sĕick'l făll'n, unt tĕi trai Schăa'tt'n[2]) nimmpst unt gehst pa da' Năcht hintri unt wiafst as in Kĕinich saiñ Găa't'n in Taicht aini.»

Si nimmpt tĕi trai Schăa'tt'n unt wia'ft s' in Taicht aini. Sou wea'n tĕi trai Schăa'tt'n trai schaini guldichi Ant'n.[3])

In ănda'n Tăch lĕigt ta' Kĕinich tĕis Hĕimat auñ unt pint't saiñ Sew'l um unt geht in Găa't'n spazia'n. Wia‿r‿a' hintrikimmpt, siacht‿a tĕi trai schaina' guldich'n Ant'n. Tĕi saiñ ăllwal pan Wăs'n[4]) sou umg'schwumma', nia' glai' zan g'lănga'.[5]) Ea' hătt' s' gea'n mĕig'n hăb'm, ăwa' 's wăa' ni't mĕigli'. Ea' ziacht si' năckat aus unt staigt in 's Wăssa' aini. Ti Ant'n măch'n an Făara' unta' 's Wăssa' unt traußt steht ta' Jouhan ăls Kĕinich. Sou nimmpt tea' glai' saiñ Hĕimat unt pind't sain Sew'l um wia‿r‿eh'.

Hiatz săgt tea' Kĕinich in Wăssa': «Hiatz wăaß i' ni't, sull i' in Wăssa' ta'sauf'n ouda' sull i' außi.»

«Kimm' außa' za mia', si' g'schiacht ta' niks.»

Ea' is' außa'g'gănga' unt hăt saiñ G'wăndt auñg'lĕigt, ăwa' 's Hĕimat unt in Sew'l hăt a' hălt ni't mea'.

Ta' Kĕinichin ia' Schwĕista' hăt s' schouñ va' wait'n viara'gĕiñ g'seg'n. Hiatz is' s' eam glai' ĕintgĕig'nt, unt ea' hăt s' pa da Hănt g'noumma' unt g'griaßt. Hĕinkt si' in eam aiñ[6]) unt gĕinga' za da' Wăcht fiari in ta' Aiñfăa't.

Ea' săgt za da Tinna'schăft glai: «Ti Kĕinichin sull ăwa'kĕimma'!»

Sou hăt a' s' g'frăgt, wia s' hearunt' wăa', ouw s' 'n kĕinnt.

Sou săgt s': «Jă, tu pist jă maiñ Mauñ.»

«Unt wea' is' tĕin tea'?»

«Is' a' maiñ Mauñ,» hăt s' g'săgt.

«Sou?» hăt a' g'săgt. «Mia' hăst maiñ Guit peraupt unt tĕiñ g'gĕib'm. Via'măl hăst tu mia' maiñ Lĕib'm peraupt, ăamăl perauw i' 's tia' unt taiñ Mauñ, ăwa' lewĕintich wea't 's ni't mea' wia r i'.»

A'f ta' Fraijan, wou s' eam z'sămmg'schlăg'n hăb'm, hăt a' s' hiñfia'n lăss'n. Hăt s' za Krĕiñflaisch z'sămmg'haut mit saiñ Sew'l unt hăt s' aiñgrăb'm lăss'n. Hăt a Kraiz hiñstöll'n lăss'n nou', wou‿r‿a'‿s' z'sămmg'haut hăt g'hăpt.

---

[1]) Auf die ersten drei Hackenstreiche. — [2]) Scharten, Späne. — [3]) Enten. — [4]) Rasen. — [5]) langen, erhaschen. — [6]) Sie nimmt seinen Arm.

Tĕi hăt a' năchtĕim g'hairat unt is' saiñ Waiw 'plieb'm. Unt tea' tĕis Rouß aufg'făngt hăt, tea' Paua', wăs eam za saiñ Lĕib'm va'hulf'n hăt, tĕiñ hăt a' za‿r‿an Genaral'n g'măcht. Kăan‿ăndara' Kĕinich hăt eam niks auñhăb'm kinna', sou is' a Kĕinich va'plieb'm.[1])

XII.

Ti schwåa'zi Prinzessin.

Tă wăa' amăl an‿ăama' Paua' unt tea' hăt an Sun g'hăpt mit achzĕija' Jăa'n. Schlecht is' eana' ăwa' g'gănga'. Is' a' in Wălt văa' Humma' spăzia'n g'gănga', niks z' ĕiss'n g'hăpt. Unt nĕib'm in Wălt wăa' 's hăchi Mea'. Sou kimmpt in Wălt ăana' zan eam.

Ea' săgt: «I' wăaß eh', tăß ta' schlecht geht. Taiñ Pua'sch sull măaring in ta' Fria za mia' kĕimma', zan hăch'n Mea'. In ta' Fria wia't a Karnouñschuß g'scheg'n unt tă muss ă schouñ ta' staiñ. Unt tă hăst an Pait'l mit Gĕlt, unt tea' wia't ni't la'», hăt ă' g'săgt.

Ea' kimmpt z' Haus unt la't tĕiñ Paitl aus, sou wăa' Gĕlt ungehaija'. Wăa' z'glaich wied'rum vull a' g'wĕin.

Sou săgt a' za saiñ Puib'm: «Tu, Sepp'l, tu muiss măaring in ta' Fria mit mia', wănn ta' Karnouñschuß g'schiacht.»

Săgt a': «Jă, Văda' eana z'liaw' unt tĕiñ Gĕlt».

In ănda'n Tăch in ta' Fria hăb'm si si' zaitli' z'sămmg'măcht unt saiñ hin za tĕiñ Mea'. Sou ʂpricht ta' Schuß unt glai' wăa' a Schiff tă a grăß's. Unt tea' Hea', tea' wăs eam 's Gelt g'gĕib'm hăt, tea' is' schwăa'z auñzoug'n g'wĕin unt tea' is' traiñ g'sĕiss'n. Sou is' a' aiñg'stieg'n, unt sou saiñ s' fua'tg'făa'n unt saiñ g'făa'n pis af t' Năcht. Saiñ af teiñ Mea' a'f‿a‿r‿a Ins'l kĕimma, unt a'f tera' Ins'l is' a hăcha' Pea'ch. Tua't saiñ s' ausg'stieg'n unt saiñ iwa' tĕiñ Pea'ch aufig'gănga'. Oub'm wăa' a prăat's Louch unt tă is' a Stiag'n ăwig'gănga'. Tă nimmpt ar 'n pa da' Hănt unt fia't 'n in a Zimma', tea' Hea'.

Săgt a': «Tă hăst a schaiñ's Pĕitt unt an Stual uñt an Tisch unt jedi Măhlzait, wănnst hummrig pist, wia't si' tĕis Tisch'l tĕick'n mit taina' Spais'. Seg'n wia'st tu ăwa' niks. Gănz Jăa' muisst tu in ta' Finsta' ĕiss'n unt schlăffa' unt wănn tar‿a Wuntsch netich‿is', sou muisst a'f mi tĕinka', wal i' ni't kimm' mea'.»

Trai Tăch hăt a' nou' g'hăpt, wea' 's Jăa' aus g'wĕin. Sou graift a' in Pĕitt tonni, strĕickt saiñ Hănt aus, sou hăt a' wĕin g'riffa' in saiñ Pĕitt. Ea' hăt si' g'fiăcht glai' tavăa'. Sou tĕinkt a' in ănda'n Tăch glai' a'f tĕiñ Hea'n, a'f tĕiñ schwăaz'n. Ea' is' kĕimma' unt hăt 'n g'frăgt, wăs a' wüll.

«Hea' i' mĕicht za maini Ŏlta'n z' Haus.»

Si staig'n glai' aiñ in's Schiff unt făa'n glai' hiñ.

---

[1]) Zur Erklärung des Märchens sagte mir Tobias Kern noch Folgendes: Die drei Pferde, die der Held des Märchens zu bewachen hatte, waren verwunschene «gute» Seelen, die durch irgend ein Missgeschick in die Gewalt des Bösen kamen und von der Riesenschlange, die im Dienste des Bösen stand, bewacht wurden. Die Erlösung der drei Verwunschenen war nur möglich geworden dadurch, dass Johann für seinen siebenjährigen Dienst nur eine geringfügige Gabe verlangte und den reichen Lohn, der ihm angeboten wurde, ausschlug.

Wia' s' tuă't wăa'n, săgt tea' Hea': «Trai Stund hăst tu Aufenthălt, muisst tu pa mia' saiñ wied'rum.»

Ea' kimmpt z' Haus unt hăt saini Ölta'n g'griaßt unt săgt: «Văda' unt Muida', z'ëiss'n hăw' i' wull g'mui, ăwa' seg'n tui i' niks; in ta' Finsta' piñ‿i'. Gëista'n rëick' i' maiñ Hănt aus unt graif' wëin nëib'm maina'.»

Săgt saiñ Muida: «I' gip tar‿a Zintmaschiñ, unt wëinn tăs fia'-kimmpt, zindst tar‿a Liacht auñ.»

Unt tëi Zintmaschiñ hăt s' 'n in saiñ Sëick'l unsichtpăa' măcha' kinna'. Unt ea' hăt si' pfiat unt is' hiñ za saiñ Hea'n. Hiatz is' a' aiñ-g'stieg'n unt saiñ a sou a Stunt lăng g'făa'n.

Hălt'n s' auf unt săgt tea' Hea': «Tu, wăs in tëin Sëick'l hăst, wia'f in's Wăssa'.»

Ea' graift ăwa' aini in saini Sëick'l, is' ăwa' niks traiñ unt außa' g'făll'n is' a' niks, hăt s' umg'kea't. Sou saiñ s' z' Haus 'këimma'.

Sou săgt a' wiedrum, tea' Schwăa'zi: «Wăs in taiñ Sëick'l hăst, is' taiñ Unglick!»

Ea' graift wied'rum in saini Sëickl, săgt: «Hea', as is' niks traiñ.» Hăt a' s' wied'rum umg'kea't.

Ea' hăt wied'rum g'gëiss'n unt trunga' unt hăt si' schlăffa' g'lëigt. Um Mittinăcht graift a' wied'rum tonni in saiñ Pëitt, hăt a' wied'rum wëin g'griffa'. Ea' springt a'f unt zind't si'‿richti' tëi Maschiñ auñ. Sou liegt a schwăa'zi Prinzessin in saiñ Bëitt. Wëinn a' stüll g'schwieg'n hett' unt hett' kăañ Liacht ni't g'măcht, sou hett' ă' s' ta'les'n kinna'. Ea' măcht ăwa' iwa' tăs an Schrăa, wal a' si' g'fia'cht hăt văa' iara.

Sou kimmpt tea' schwăa'zi Hea' tahea' unt hăt g'săgt: «Hăw'‿i' ta' 's ni't g'săgt, taß tu wăs va'păa'g'n pa tia' hăst?»

Nimmpt 'n unt wia'ft 'n in tăs Mea' aini pa da' Năcht. Unt is' a Stua'mwint 'këimma', unt t' Wăll'n hăb'm ihn umi'trăg'n iwa' 's Mea'. Is' ni't ta'souffa'.

Wia'‿r‿a'‿r‿außi këimmar‿is', is' ta' Wălt a' glai' nëib'm g'wëin, nëib'm tëiñ hăch'n Mea'. Is' ar‿ainig'gănga'. Năcht wăa' 's. Tă hăt a' si' nieda'g'lëigt in Gepisch. In ta' Fria is' a' auf unt in tëin Wălt fua't g'gănga'. Sou siacht a' an Lew' unt tea' hăt a graßi Wültsau g'hăpt unt in ta' Heh' fliagt a Gaija' um unt nëib'mpai is' a'f ta' Ea't a klăani Maus umg'rëinnt.

Ea' geht hiñ unt săgt: «Tu, Lew', i' transchia' ta' s'».

Mit saiñ schăaf'n Tăsch'nmeissa' hăt a' s' eam z'transchia't.

Sou hăt ta' Pui' za tëin Lew' g'săgt: «'s In'wăa[1]) gëib'm‿ma' tëiñ Gaija', ta' Maus gëib'm‿ma' va' ti Păana' 's Măa'ch.»

Wia ăllas auf'zea't is' gwëin, săgt ta' Lew': «Raiß' tar‿aus a Pea'scht'l![2]) Waunst tëi Pea'scht'n in 's Mal nimmpst, pist a Lew'.»

Ta' Gaija' hăt g'săgt: Raiß' tar‿aus a Stift'l![3]) Wannst as in's Mal nimmpst, pist a Gaija'.»

---

[1]) Eingeweihe. — [2]) Borste. — [3]) Stiftchen, Federchen.

T' Maus hăt g'săgt: «Răiß' tar‿aus a Pea'scht'l! Wănnst as in 's Mal nimmpst, pist a Maus. Waunst hummri pist unt sĕi lăss'n ti' ni't aini, măchst ti' zan‿ar‿a Maus, kauñst paij‿an‿id'n klăañ Lĕicha'l aini.»

Iwa' tăs saiñ tĕi trĕi va'schwundt'n. Ea' nimmpt glai' tĕi Gaija'-fĕida'n in 's Mal unt fluigt iwa' tĕiñ Wălt fuăt. Sou kimmpt ar‿a grăßi Stădt auñ. Hearaußt văa' ta' Stădt wăa' a grăßa' Măa'houf unt tea' wăa' in ta' Năcht schouñ va'spia't unt g'schlăffa' hăt ăwa' a' ăllas schoun in tĕin Haus.

Tă nimmpt a' tĕis Pea'schtal va' da' Maus in 's Mal unt schliaft ăls Măus paij‿an Lĕichal aini in 's Haus unt tă kimmpt a' in a Spais[1]) unt tua't is' zan ĕiss'n g'wĕin unt ăll's. Trinna' nimmpt a' tĕis Pea'schtal wied'rum außa', măcht si' zan‿a‿r‿an Mĕintsch'n unt hăt si' auñg'gĕiss'n guit. Aiñwĕintich hăt a' 's Schlouß z'ruckg'schoub'm, unt wăs a' trăg'n hăt kinna', hăt a' si' mitg'noumma': Prăt unt Flaisch. Ea' măcht si' zan an Gaija unt fluigt mit tĕiñ Săcha' fua't. In tritt'n Tăch kimmpt a' in t' Krouñstădt, wou ta' Kĕinich wăa'.

Tua't hăt a' si' pan Kĕinich g'meld't ăls Schoufhălta'. Ea' hăt 'n aufg'nomma za traitaus'nt Schouf. In ănda'n Tăch hăt a' austrieb'm. Hiatz, z' Mittăch is' a' sou năch 'n Wălt viarig'găñga'. Tă is' an‿ungehaija' ticka' Pam g'wĕin unt tă wăa' an ălta' Gaist traiñ.

Tă săgt tea' ălti Gaist zan eam: «Tă gehst tu viari, unt tă kimmpt a Gaist unt tea' hăt an Schliß'l unt tĕiñ nimmpst tu eam wĕik.»

Tĕiñ Tăch hăt a' năcha' hăamtrieb'm. In ănda'n Tăch is' ă wied'-rum viarig'gănga' za tĕiñ Gaist. Hăt'n wiedrum hiñp'stimmpt. Wia‿r‿a' hiñ kĕimma‿r‿is' a'f tĕiñ sĕlwing Platz, wou‿r‿a' in ănda'n Tăch is' g'wĕin, is' wied'rum ăana' tua't g'standt'n hăt 'n wied'rum umprăcht unt 'n Schliß'l wĕikg'noumma'.

In tritt'n Tăch hăt a' 'n tritt'n Gaist ta'mua't unt wied'rum in Schliß'l wĕikg'noumma'.

In via't'n Tăch geht a' schauñ unt in Wălt spazia'n. Sou kimmpt a' zan‿a‿r‿an schaiñ G'schlouß in Wălt. Ea' nimmpt 'n Schliß'l, an aisanas Tăa' wăa', unt spia't auf unt is' ainig'gănga' unt iwar‿a Stiag'n aufi. Sou kimmpt a' zan‿a‿r‿a Tia', nimmpt in zwait'n Schliß'l unt spia't auf. Wăa'‿ar‿in an schaiñ Săl. Wia‿r‿a aini kimmpt, wăa'n traiñ stăana'ni Pĕitta', stăana'ni Sĕiss'l, stăana'ni Tisch. Ea' sĕitzt si' hiñ za tĕiñ Tisch, unt tă wăa' a Lad'l, tăs wăa' zuig'spia't. Ea' nimmpt in tritt'n Schliß'l, spia't 's auf. Ea' ziagt außa'. Sou wăa'n Schrift'n traiñ unt unta' ti Schrift'n find't ar‿a klăañ's păana'nas Pfaifal. Sou prouwia't‿a' tĕis Pfaifal, ouw's geht. Gănga'‿r‿is', tăß ăll's groud'lt hăt. Kĕimma' sĕiks stăa'ki kuhlrăb'mschwăa'zi Gaista' aina'. Sĕi frăg'n ihn, wăs sĕiñ Va'-lănga' unt saiñ Pegea'n is'.

«I' mĕicht tou' wăs seg'n in tĕiñ G'schlouß.»

Nĕimma'‿r‿ihn unt fia'n ihn ăwi unt in‿a‿r‿an Stăll. Tă wăara Schimm'l unt a Fuks unt a Răpp. Tăs g'hea't saiñ, hăb'm s' g'săgt. Ea' nimmpt si' z'sămm unt geht fua't. Wia'‿r‿a' zan Tăa' kimmt, siacht

[1]) Speisekammer.

ar‿an schaiñ guldichi Rous'n, raißt si' s' ăwa' unt hăt s' af saiñ Huit ausg'stĕickt. Hăt zuig'spia't unt hăt z' Haus trieb'm. Unt ta' Kĕinich hăt trai Techta' g'hăpt. Tĕi seg'n ăwa' tĕi guldichi Rous'n a'f 'n Huit. An iadi hăt s' hăb'm wull'n. Ta' ĕlta'n hăt a' s' ăwa' g'schĕinkt.

In zwait'n Tăch is' a' wied'rum in s' G'schlouß g'gănga'. Geht wied'rum iwa' t' Stiag'n aufi unt wied'rum in tĕin Săl, wou‿r‿ar‿in eă'scht'n Tăch wăa'. Ea' sĕitzt si' wied'rum za teiñ Tisch unt ziagt 's Lad'l außa'. Sou wăa' a silwanas Pfaifal trinna'. Prouwia't a' unt măcht wied'rum an Pfiff, tăß ăll's g'hĕllt unt g'roud'lt hăt. Sou kĕimma' zwölfi tahea' sou Schwăa'zi. Frăg'n ihn, wăs saiñ Va'lănga' unt Wuntsch is'.

Nĕimma'‿r‿ihn unt fia'n ihn in‿a‿r‿a Ritta'stub'm. A'f ta' Maua' is' tăs Schwea't g'hĕinkt, 's Ritta'schwea't unt 's Ritta'g'wăndt. Tĕis g'hea't saiñ, hăb'm s' g'săgt. Ea' is' wiedrum fua'tg'gănga' unt pan Tăa' is' a schaina' Nag'lstouck ăwa'g'hĕinkt, a guldicha'. Ea' raißt a Nagal ă' unt staickt 's in Huit aini. Spia't zui unt traipt z' Haus. Sou hăb'm ihn tĕi wied'rum g'seg'n ălli trai, tĕi Prinzessina'. Sou hăt 'n an iadi wied'rum hăb'm wull'n, tĕin Nag'l.

«Kăani kriagt 'n, wia t' Mittari», unt hăt 'n teara' g'schĕinkt.

In tritt'n Tăch hăt a' wiedrum austrieb'm unt is' wied'rum ainig'-gănga' in tĕiñ Wălt. Ea' spia't wied'rum saiñ Găss'ntăa' auf unt geht aini unt iwa' t' Stiag'n aufi. Ea' sĕitzt si' wied'rum za tĕin Tisch hiñ ziagt s' Lad'l wied'rum außa', is' a guldig's Pfaifal trinna' g'wĕin. Ea' pfaift wiedrum traiñ' tăß ăll's g'roud'lt hăt. Kĕimma' achzĕini tahea', sou Schwăa'zi. Sĕi săg'n: «Aija' Kĕinich-Hăchhait, wăs wintsch'n sĕi?»

«Nou», săgt a', «i' mĕicht hălt a pis'l wăs seg'n.»

Fia'n ih'n ĕib'mea'tich in a‿r‿a Schătzkămma', wou 's Gĕlt g'schlăg'n is' wăa'n. Tua't wăa' a Poutting vull Kupfa'gĕlt unt a Poutting vull Silwa' unt a Poutting vull Dukat'n-Gult.

«Unt tăs g'hea't eana'!» hăbm s' g'săgt, «unt mia' wea'n eanari Tinna' wea'n. Ålli Tăch, năch eana' Va'lănga' kinna' s' mit an Rouß ausrait'n.»

Hăb'm si' va'naigt unt hăt s' nimma'mea' g'seg'n, saiñ va'schwundt'n. Ea' kimmpt zan Găss'ntăa', sou hĕinkt a guldicha' Ritta'spăa'n awa'. Ea' raißt 'n ă' unt stĕickt 'n in saiñ Huit. Hăt zuig'spia't unt is' z' Haus mit t' Schouf. Wia‿r‿a' z' Haus kimmpt, hăt 's wiedrum an iadi hăb'm wull'n.

Săgt a': «Tea' g'hea't ta' Jingst'n.»

In ăcht Tăg'n gipt ti öltari Prinzessin aus, tăß Fia'scht'n, Grăf'n, Prinz'n kĕimma' mĕiß'n. Sĕi kĕimma' ălli mit eanari aichana' Rouß.

Sou săgt si: «Tea' mia' tĕi Rous'n aus ta' Hănt nimmpt, tea' wia't Kĕinich wea'n.» Åwa' oub'm is' g'standt'n a'f ta' Åltona'.

Ta' Hălta' is' va' da' Hălt wĕik in saiñ G'schlouß g'gănga' in Wălt. Ea' spia't auf unt geht aini in Houf. Ti trai Pfaifal hăt a' schouñ ălliwal pan eam g'hăpt. Sou măcht a' mit tĕiñ păana'na' Pfaifal an Pfiff in Houf. Sou kĕimma' tĕi sĕiksi tahea', tĕi Schwăa'z'n.

«Wăs is' eana' Wintsch'n?» săgt ta' ăañ.

Săgt a': «A Rouß wüll i' hăb'm.»

Trai sätt'ln eam glai' 'n Räpp'm unt trai springa' schnëll aufi in Säl unt hul'n 's G'wändt unt ziag'n ihn äls Ritta' auñ. Sëi sëitz'n ihn aufi auf 's Rouß unt untar‿an Getänka' wäar‿a' schouñ tua't pa da' Prinzessin.

«Rait'n s' hea'vua'!» hät s' glai' g'schria'n.

«I' piñ a'f t' lëitzt këimma', i' wiar‿a' a'f t' lëitzt rait'n.»

Mëigli' wäa' 's eh' ni't fia' t' Ånda'n, sou is' a' auñg'ritt'n. Ea' hät g'sägt: «Häpp, Räpp!» Hät a' schouñ t' Rous'n g'häpt. Unt g'seg'n unt nimma', wäar‿a' schouñ in Wält a' traiñ. Tua't häb'm s' 'n auszoug'n unt häb'm ihn wied'rum äls Hälta' auñg'lëigt. Hät wied'rum zuig'spia't unt hät häam'trieb'm.

Wia'‿r‿a' z' Haus këimma'‿r‿is', hät tëi schouñ ñia'chtalich g'wäañt, taß a' tavouñ is' unt hät 'n ni't këinnt.

Sou sägt a': «Wäs wäañt tëin tëi?»

Säg'n s': «Wëig'n an schaiñ Ritta'.»

Sägt a': «Mäaring kimmpt nou' a schainara'».

In zwait'n Täch läßt ti Mittari tëi Auñraiting mächa'. Ea' geht wied'rum in saiñ G'schlouß, spia't auf unt geht aini wied'rum. Mächt mit tëin silwarana' Pfaifal an Pfiff. Këimma' tëi zwölfi tahea' tëi Schwäaz'n. Säg'n s', wäs a' si' wintscht unt va'längt.

Sägt a': «Hiñrait'n mecht' i'.»

Sëiksi hol'n g'schwindt saiñ Ritta'gwändt äwa', häb'm ihn auñg'lëigt unt sëiksi glai' in Schimm'l außa', häb'm ihn g'sätt'lt unt 'n aufg'sëitzt. A'f an Getänka' wäar a' schouñ tua't a'. Sou schrait si glai' a' sull auñrait'n.

«I' piñ a'f t' lëitzt këimma', i' wiar‿a' a'f t' lëitzt auñrait'n.»

Nou, ea' sägt: «Häpp, Schimml, häpp!» Hät a' ia' schouñ in Nag'l außa'grißa' g'häpt aus ta' Hänt unt g'seg'n häb'm s' 'n g'häpt unt neamma'. In 's G'schlouß ainig'ritt'n, tëi häb'm schouñ g'wäat't af eam unt häb'm ihn auszoug'n unt häb'm ihn äls Hälta' auñg'lëigt.

Wia‿r‿a' z' Haus këimma'‿r‿is' mit t' Schouf, hät ti zwaiti g'wäañ't.

Wëig'n wäs si wäañt, hät a' g'frägt.

«Åwa' sou a schaina' Ritta'», sägt s', «is' ma' tavouñg'ritt'n mit maiñ Nag'l.»

Ti Tritti' hät si' in tritt'n Täch ti Auñraiting mächa' läss'n. Za da Pua'gt hät s' sëikshunda't Männ mit ti G'wea', g'läd'n, hiñstëll'n läss'n. Traußa' ta' Städt hät s' zwölfhunda't Männ hiñstëll'n läss'n mit sëiks Käarnouñ.

«Wänn‿a' kimmpt unt ea' sullt' ma' tavouñ,» sägt s', «sou mëiß'n ea'scht'ns tëi Sëikshunda't in ta' Städt af eam lästrucka' waun ihn tëi ni't trëiffa', sou mëiß'n tëi zwölfhunda't Mann mit ti sëiks Käarnouñ lässchuiß'n a'f eam.»

Ea' geht in 's G'schlouß, spia't auf unt geht aini wied'rum, mächt an Pfiff mit 'n guldinga' Pfaifal, sou këimma' tëi ächzëini tahea': «Wäs pefëll'n sëi, aija' Majestät-Hächhait?»

«Za da' Pua'cht mëicht i' rait'n.»

A'f saiñ Getănka' wăar‿a' schouñ am Pfea't a', sou schnëll hăb'm s' 'n ă'g'fia'tigt, unt a'f an Getănka' wăar a' schouñ trinn g'stăndt'n in ta' Stădt. Ti ănda'n hăb'm ihn glai' ălli gratelia't unt ea' is' glai' auñgritt'n.

Ea' săgt: »Hăpp, Fuks, hăpp!» Hăt a' schouñ in Ritta'spăa'n in ta' Hănt g'hăpt. Wia‿r‿a' fua't wüll, hăb'm schouñ tëi sëikshunda't Mănn năchig'schouß'n năch eam' ălli sëikshunda't Mănn z' glaich. Is' eam a G'wea'kug'l in Fuiß tua'ch 's Flaisch tua'chg'floug'n. Ea' fällt van Rouß ăwa'. Plaipt ăwa' nëib'm eam staiñ 's Rouß. Ti Toukta' saiñ eam glai' zuig'laff'n unt ti Tinna'schăft unt hăb'm ia' 'n in t' Pua'gt 'prăcht unt zan‿ia' in ia' aichanes Zimma'. Sëi hăb'm ihn glai' ă'maskia't,[1]) ăwa' këinnt hăt s' n' ni't, wal a' sou vüll faiñ auñg'schmuckt is' g'wëin mit Gult. Unt saiñ Rouß glai' in an extra schaiñ Stăll' këimma'.

Sëiks Woucha' hăt 's 'praucht, pis a' g'sunt is' wăa'n mit saiñ Fuiß. Tă wăa' a' ăllwal ia' Schlăf[2]) pan ia' in ia'n Zimma' unt hăt g'gëiss'n unt trunga' a' mit ia'. Wia‿r‿a' g'sunt wăa', tă săgt a' zan ia': «Tu, i' mëicht maiñ Rouß seg'n.»

Sou graift s' auñ ti Tull'n[3]) unt lait't auñ, tăß glai' hăbm' hunda't Mănn këimma' mëiß'n. Si nimmpt 'n pa da' Hănt unt fia't 'n iwa' t' Stiag'n awi unt in t' Mitt' aini in's Müllitea'. 's hăt Kare g'măcht g'hăpt. Sëi këimma' zan Stăll unt fia'n eam saiñ Rouß außa'. Sou hăt a' 's sou ă'tatsch'lt[4]) unt petaua't unt springt auf unt g'seg'n hăb'm s' 'n unt nimma'. Ea' is' in saiñ G'schlouß außi unt tua't hăb'm s' 'n ă'maskia't unt ăls a Hălta' hăt a' wiedrum hăamtrieb'm.

Sëiks Woucha' hăt a' ni't austrieb'm unt ni't hăamtrieb'm, unt sëi hăb'm nou' ni't g'wißt, taß a' fahlt, wal s' nia' ăllwal Frait' hăb'm g'hăpt, tăß si tëiñ Prinz'n hăt g'hăpt', ti Prinzessin. Unt tëi trai Pleamal hăt a' a' in saiñ Gepanek[5]) g'hăpt. Ti Tritti hăt ăwa' nou mea' g'rea't[6]) ăls ti ănda'n.

Săgt a', wia‿r‿a' hăamkëimma'‿r‿is': «Wăs‿wăañt tëin tëi?»

«Wëig'n an schaiñ Ritta'.»

«Tea' is' in Haus,» săgt a', «is' ni't va'lăa'n.»

Ea' kea't saini Schouf in Stăll, ziagt si' aus, nimmpt si' z'sămm unt geht in 's Wia'tshaus. Ti trai Prinzessina' gengan‿in Stăll unt visantia'n saiñ Gepanek unt findt'n alli trai eanari Pleamal. Sëi hëib'm glai' ălli trai hëllauf zan lăcha'‿r‿auñ unt săg'n 's eana'n Vătta'n.

«Voda',» săg'n s', «tea' Schoufhălta' hăt uns alli trai fiar‿an Năa'n g'hălt'n.»

Ea' lăßt via' Rouß aiñspănna' unt lăßt 'n van Wia'tshaus z' Haus fia'n. Wia‿r‿a' via' 'n Këinich kimmpt, schămma' ti trai Prinzessina' si' wëig'n eam.

Săgt ta' Këinich: «Wouhea' hăst tëin tu tëis?»

«In Wălt hăw' i' a G'schlouß, unt tă piñ i' ta' Hea' triwa'. Gult unt G'schmuck g'mui is' traiñ.»

[1]) Abmaskieren, den Harnisch abgenommen. — [2]) Schlafgenosse. — [3]) Quaste (am Glockenzug). — [4]) getätschelt, geliebkost. — [5]) Aus dem Ungarischen köpenyeg=Mantel. — [6]) geweint.

Sou hät a' eam glai' ti Jingsti g'gëib'm, tëi hät 'n am liapst'n g'häpt, wal s' 'n aufischuiß'n hät läss'n. Tëi is' 'n glai' um in Häls g'fäll'n. Ta' älti Këinich tritt't ä' unt gipt 'n glai' saiñ Trouñ iwa'. Wia t' Hächzat va'pai wäa', in tritt'n Täch häb'm si si' aufg'seitzt unt saiñ in tëis G'schlouß. Tä fäa'n s' äwa' fia' tëiñ Pam, wou tea' älti Gaist in ea'scht'n Täch mit eam g'reid't hät. Tua't häb'm s' aufg'hält'n unt is' ar ä'g'stieg'n za tëiñ ält'n Gaist.

Ea' sägt: «Hea' täs mainichi Täal häw' i', i' piñ Këinich.»

Ea' geht van Pam außa' unt sëitz si' zan eam in Wäg'n aini. Wia s' ainig'fäa'n saiñ in 's G'schlouß, sämm'ln si' älli, ta' Këinich unt saini Minista' in Houf in Kräas um tëin ält'n Gaist.

Unt tea' sägt' si sull'n tëiñ junga' Këinich äls an Ritta' aufiziag'n unt täs uarälti Schwea't äwa'pringa'. Saiñ s' in Gäa't'n g'gänga', unt in Gäa't'n hät ta' jungi Këinich mit 'n Ritta'schwea't a Kraiz mächa' mëiß'n a'f tar‿Ea't. Tä hät si' ta' älti Gaist a'f tëis Kraiz traufg'stëllt unt hät g'sägt: «Mit taiñ Schwea't haust tu mia' hiatz maiñ Koupf wëik.»

«Hea»', sägt a', «tëis kauñ‿i ni't täañ fia' eana' Guittetichkait».

«Wäñnst as ni't tuist», sägt ta' Gaist, «wea't 's älli ni't außi këimma' aus tëiñ G'schlouß unt a'f ewich wea't 's va'wuntsch'n saiñ.»

Ea' ziagt äwa' saiñ Sew'l unt haut 'n richti' saiñ Kopf awa'. As fluigt a waißi Taub'm van eam wëik unt ta' Laiw wäa' va'schwundt'n.

Wia s' fiara'këimma' wäa' schouñ 's gänzi G'schlouß ta'lest unt häb'm ihn schouñ gratalia't: «Këinich-Houchhait sull lëib'm!»

Ea' is' tua't a Jäa' t'rauf 'plieb'm a'f 'n G'schlouß in tëiñ Wält. Wia' 's Jäa' umma' 'këimma' is', sägt a' za saina' Frau: «Tu mi' g'frait's ni't. I' traiw' mäaring äls Hälta' aus.»

«Åwa' sai ni't sou hälwat,[1]) tu äls Këinich wia'st tou' käañ Hälta' ni't wea'n!»

Ea' traibt richti' äls Hälta' aus mit saini Schouf. A'f ta' Hält traußt studia't a' unt tëinkt si', wäs kauñ tëin mit teara' schwäa'z'n Prinzessin g'scheg'n saiñ, wou‿r‿i' a Jäa' läng pan‿ia' g'lëig'n piñ. Hät a' tua'thiñ tëinkt.

Ea' schraipt si' traußt'n an Priaf fia' saiñ Frau, wia‿r‿a' a'f ta' Hält wäa': «I va'schraiw' tia' äll's, wäs maiñ g'hea't pis a'f tëi Poutting vull Kupfa'gëlt. Tëis g'hea't fia' t' Kia'ch'n, za da' Schual unt fia' t' äama' Lait'. Sou gea'n äls i' ti' häw', sou muiß i' ti' va'läß'n.»

Mittäch hät s' aiñspänna' läss'n, unt hät eam 's Ëiss'n nächig'fia't a'f t' Hält. Ea' präat't saiñ Gepanek aus unt lëig'n si' päadi t'rauf unt häb'm g'ëiss'n z' Mittäch. Sou hät a' ia', wia s' g'gëiss'n häb'm g'häpt, tëiñ Priaf g'gëib'm a'f t' Schäß. Hät g'sägt: «Lëib' wuhl, mia' seg'n uns nimma'mea'.»

Nimmpt tëi Fëida'n in 's Mal unt fluigt äls a Gaija' tavouñ.

---

[1]) halb, halb bei Sinnen, dumm.

Sou is' z' Haus g'gänga' unt hät ia'n Väda' tëis 'klägt, täß ar äls Gaija' tavouñg'floug'n is'.

Ta' Väda' sägt: «Kränk' ti' ni't, 's wia't schouñ um ti' an‿ändara' këimma'.»

Ea' fluigt a'f tëis hächi Mea', a'f tëi Fëls'n, wou‿r‿a' g'schläffa' in da' Finsta' hät. Wia‿r‿a' hiñk'ëimma‿r‿is', geht nia' a kläan's Louch va' da' Heh' äwi, ni't gressa' wia‿r‿a Mauslouch. Nimmpt a' t' Pea'schta' va' da' Maus in 's Mal unt schliaft äwi äls a Maus. Unt wäar‿a‿rechta' schaina' Gäa't'n. Tua't sëitzt a' si' a'f a‿r‿a Pänk zan‿a‿r‿an Tisch hiñ. Hiatz hea't a' rëid'n a'f ta' Sait'n. Täs wäar‿äwa' in da' Nächt.

Sou sägt tëi schwäa'zi Prinzessin za tëin schwäa'z'n Hea'n (wäar‿ia' Väda'): «Åwa' kunnt'n mia', Väda', maiñ Lëib'm ni't ta'lest wean?»

«Tea' Pua'sch,» sägt a', «hät g'falt. Wëinn‿a' tëis Liacht ni't auñzind't, sou saiñ mia' in tritt'n Täch af‿a‿r‿an truckana' Länt unt saiñ ea'lest. Wëim‿ma' hiatz wull'n a'lest wea'n, muiß a Guita' këimma'. Unt as is' enta' tëiñ Mea' a gräßäatichas Fëlt unt tua't rëinnt a fairicha' Haas um t'rauf unt wëinn tea' tëin fairicht'n Häs'n jägt, mächt a' si' zan‿a‿r‿a Taub'm unt wëiñ tea' tëi Taub'm jägt, läßt tëi Taub'm an Aija' fäll'n, unt wëinn‿i' munta' wia' unt i' geh' pa da' Tia' außi unt schlägt mia' tea' mit tëiñ Aija' a'f maiñ Koupf, sou saiñ ma' ta'lest unt wia‿r‿eh'. Åwa' wia kauñ tëiñ tä äana' aina' pa tëiñ Mauslouch? Täs is' jä an Unmeiglichkait.»

Tea' mächt si' z'sämm, mächt si'‿zan‿a‿r‿a Maus unt schluift außi. Traußt nimmpt a saiñ Fëida'n in 's Mal, mächt si' zan‿a‿r‿an Gaija' unt fluigt a'f tëis gräßi Fëlt. Tua't sëitzt a' si' unt nimmpt tëi Leb'mpea'scht'n in 's Mal, sou is'‿ar‿a Lew' g'wëin unt laft tëin fairinga' Häs'n äls Lew' näch. Ta' fairigi Häs' wäa' vulla' Ångst. Ea' läßt si' ni't ta'wisch'n, ea' mächt si' schnëll zan‿a‿r‿a Taub'm. Ta' Lew' mächt si' g'schwindt zan‿an Gaija' unt fliagt ta' Taub'm näch. Va' lauta' Ångst läßt ti Taub'm an‿Aija' fäll'n. Ea' nimmpt tëis Aija in saini Krall'n unt fluigt a'f tëiñ Pea'ch tua't hiñ, wou tëis Mauslouch is'. Tua't mächt a' si' zan‿a‿r‿a Maus unt stëllt 's Aija' a'f saiñ Koupf unt sou is' a' äls Maus längsäm tua'ch 's Louch äwi g'rutscht unt 's Aija' a'f saiñ Koupf stat[1]) nächi. Täs wäa' in ta' Nächt. Sou stëllt a' si' za saina' Tia' hiñ mit tëiñ Aija'.

Um ëlfi in ta' Nächt geht ti Tia' auf unt tea' schwäazi Hea' geht sou ricklisch außa', unt ea' schlägt eam 's Aija' glai' trauf a'f saiñ Koupf. Sou mächt tëis a sou an Rumäara' unt an Krächa' unt wäa' tea' Pea'ch a wunda'schaiñ's G'schlouß, in Mia' trinna' äwa' wäa' 's truckani Länt.

Näch tëiñ Krächa' fäll'n s' älli zwäa', ta' Hälta' unt tea' schwäa'zi Hea' sou hiñ an‿iada' a'f an Sëissl unt hab'm sou g'schlumma't pis in ta' Fria. In ta' Fria hät si' tea' Këinich a'f 's äll'aschaiñsti pan eam petänkt unt hät eam 's Länt glai' iwa'gëib'm, unt tëi schwäa'zi Prinzessin, tëi wäs pan eam g'lëig'n is', tëi hät a' g'hairat't nächtëim.

---

[1]) stetig, langsam.

XIII.
Ti zwölf Priada'.

As wäa' a Tischla'mäasta', tea' hät zwölf Sin g'häpt. Ålli Suntäch hät a' an ia'd'n zwölf Grousch'n Woucha'louñ g'gëib'm. Sou sägt äana' zan ända'n: «Zwölf Grousch'n wea'n uns z'wëinich saiñ.» As kimmpt ta' zwaiti Suntäch, va'länga' s' viarazwäañzich van Väda'n.

Ta' Väda' sägt: «I' kauñ ëink 's ni't gëib'm, i' muiß schauñ, taß 's Mäasta' kinnt 's wea'n ålli zwölfi.»

Sëi säg'n: «Väda', wëinn ma' 's ni't kriag'n, trëit'n ma' van ëinkara' Wea'kstätt aus ålli zwölfi.

Ta' Väda' sägt: «Suicht 's ëink as waita'.»

Sëi nëima' si ålli zwölfi z'sämm unt räas'n in ända'n Täch wëik. Sëi gëib'm äañ in äanda'n t' Hänt, in Väda'n unt t' Muida'n unt wintsch'n vüll Glick. Sou räas'n s' sou läng, pis in an ända'n Länt saiñ 'këimma' Tä wia't eana' 's Gelt gäa', hiatz häb'm s' äwa' g'sägt, si stëinga' ni't ända'scht aiñ, äls ålli zan äañ Mäasta', tea' ålli zwölfi praucht. Åañ Mäasta' wäa, tea' hät ëlfi 'praucht, äwa' ni't ålli zwölfi, saiñ s' ni't aiñ-g'ständt'n.

Sägt ta' öltari: «'s pëisti is', mia' läss'n uns pa t' Husa'n auñga-schia'n, tä saiñ ma' tou' ålli paij‿äañ Hea'n.»

Unt trai Jäa' häb'm s' 'tinnt pa tëin Këinich äls Husa'n. Sou wia't ta' öltari in tëi trai Jäa' Käparäl unt ta' jingsti wäa' Wächtmäasta' wäa'n, t' ända'n ålli sain G'maini 'plieb'm.

Sou wia't 's via'ti Jäa' tëiñ Këinich Kriach auñ'kindtigt. Tä kimmpt ta' Pefëll van Genaral'n: Tea', wäs näch 'n Zäpf'nsträach kimmpt' kriagt Stoucksträach, tea', wäs näch Mittinächt kimmpt, wia't mit Pulva' unt Plai g'sträft.

Traußt väa' da' Städt af‿a‿r‿a hälwi Stunt wäa a Wia'tshaus. Tä wäa'n ëlf Priada' in tëiñ Wia'tshaus unt häb'm si' unta'hält'n. Ta' zwölfti Pruida' wäa' in ta' Kassea'n Wächtkumatant in ta' Nächt. Ti ëlf Priada, këimma' äwa' ea'scht um hälwa' äañs in t' Kassea'n. Wia s' këimma', sägt ta' Käparäl: «Priada', i muiß ëink in Va'häft nëimma'.» Ea' nimmpt saini Schliß'ln unt sägt: «Këimmt's in 's Arest!»

Tëi springa' äwa' in Ställ aini unt sätt'ln eanari Pfea't unt lädna' eanari Karäbin glai' nëib'mpai unt in Sew'l häb'm s' a' umg'hëinkt. Säg'n zan eana'n Pruida'n, zan zwölft'n, wëinn a' ni't mitrait't, sou ta'schuiß'n s' 'n glai'. Peväar‿a' si' hät tä'schuiß'n läss'n, sätt'lt a' saiñ Pfea't unt rait't mit sëi mit.

Za da' Wächt sägt ta' Wächtmäasta': «Wëinn wea' frägt, mia' rait'n a'f Sträafpatrull,» täß käan‿Auñständt häb'm g'häpt.

Wia s' traußa' ta' Städt saiñ am Fëlt, sägt ta' Wächtmäasta': «Läßt 's ëinkari Rouß rëinna', wäs rëinna' kinna'.»

In ta' tritt'n Stunt këimma' s' nou' in ta' Nächt in an gräß'n Wält. A Stunt saiñ s' nou' g'ritt'n, häb'm s' Stüllständt g'mächt. Häb'm si' eanari Pfea't auñg'hëinkt in ti Pama'. unt sëi häin si' nieda'g'lëigt a'f ta'

Ea't, a'f 'n Wăs'n. In ta' Fria' saiñ s' wied'rum fua't. Hăb'm s' as trai Tăch sou fua'tg'măcht. Sëi hăb'm ăwa' niks g'hăpt zan lëib'm, humrig unt tua'schtich wăa'n s', hăm s' schouñ g'jamat.

In via't'n Tăch këimma' s' in ta' Fria um naini af a G'schlouß in Wălt. Aini hă'm s' ni't kinna', wăa' ăllas va'schlouß'n. Săgt ta' Wăchtmăasta': «Rait'ma' fua't, lăß' ma' 's gëiñ.» A'f tëis Wăa't springt tăs Tăa' auf, hăt si' 's g'ëiffn't. Sou rait'n s' glai' aini unt wăa' a schaina' Houf tă. Sou wăa' a Stăll tă fia' zwölf Rouß. Fia' an iad's Rouß wăa' a Schippal[1]) Hai aufg'stëickt unt a Mass'l[2]) Hăwa' aiñg'schitt't g'wëin in Păd'n,[3]) in zwölf Pitt'l[4]) is' a Wăssa' g'wëin. Si hëinkn' eanari Rouß auñ unt lăssa' s' freißa'. Sëi nëimma' si' ălli zwölfi z'sămm unt gëinga' iwa' t' Stiag'n aufi in tëiñ G'schlouß. Sëi ëiffna' glai' ti ea'schti Tia', tă saiñ s' in an grăß'n Săl g'wëin, a Spaissăl wăa' 's. Pa da' Tăf'l stainga' ăwa' viarazwăañzich Stial, viarazwăanzich Tëlla' unt Mëissa' unt Găppl'n unt a la's Glăs unt a Salfet[5]) zan Mal ă'wisch'n unt in da' Mitt' via' grăßi Schiß'ln, wou ma' auñricht't.

Săgt ta' Wăchtmăasta,' tea' wăa' tă jingsti: «Priada', ta' saiñ viarazwăañzich Sëiss'l. Weañ a' sou vüll këimma'. Mia' saiñ ăwa' nia' zwölfi. Lăd'nt 's ëinkari Karawina' unt t' Pistul'n unt ziagt's ëinkari Sew'l z'glaich aus unt a'f zwölf Sëiss'l sëitzn mă' uns unt zwisch'n unsa' lăss'm‿ma' zwölfi lā'. Kimmpt wăs g'feä'lichs: schuiß'n unt hauñ! Wëinn nia' zwölfi këimma' fia'cht' ma' uns ounehiñ ni't.»

Um ëlfi z'Mittăch măcht 's G'schlouß an Krăcha', këimma' zwölf Tama' aina' kuhlrăb'mschwăa'z, unt hăb'm si' g'naigt unt ti Husa'n stëinga‿auf unt naiga' si a' gëig'n sëija. Unt stëick'n glai' in Sew'l in t' Schăad‿aini. Sëi sëitz'n si', tëi Schwăaz'n' in tëi zwölf Sess'l aini, wăs lā' hă'm lăss'n inzwisch'n. A'f ăañ Getănka' is' ăll's auñg'richt g'wëin a'f ta' Tăf'l, ăllas hăaß. Ti Glëisa' wăa'n ălli vulla' Waiñ unt z'ëiss'n unt tringa' ăllas g'mui tă g'wëin. Ta' Jingsti nimmpt si' saiñ Văa'lëiff'l unt schëipft si' saiñ Tëlla' auñ unt gipt 'n Lëiff'l ta' Schwăa'z'n nëib'm saina'. Si gipt n' Lëiff'l waita' unt hăt niks g'gëiss'n. Kăani hăt wăs g'gëiss'n. Hăb'm s' g'mui g'gëss'n unt 'trunga' g'hăbt, saiñ t'Schwăa'z'n aufg'stăndt'n. Ëlfi saiñ fua't unt va'schwundt'n g'wëin unt ăani, t' Jingsti, is' pa da' Tia' staiñ' 'plieb'm unt tait't[6]) a sou mit 'n Finga', ea' sull këimma', ta' Jingsti. G'rëid't is' niks wăa'n. Sou steht ta' Wăchtmăasta' auf unt tait't a'f saiñ Prust. Sou naigt si mit 'n Koupf: jă, ea' sull hiñkëimma' zan ia'. Nimmpt 'n pa da' Hănt unt fia't 'n in a Zimma' aini. Tă wăa'n zwölf Pëitta' zan schlăffa' unt an‿Ua' a'f ta' Wănt, tëi is' g'gănga'.

Tă hăt s' s' ea'schti Wăa't g'reid't unt hăt g'săgt: «In's lëitzti Pëitt, tă lëigst tu di' aini. Um via't'l a'f ëlfi mëißt 's ălli in ëinkari Peitta' schouñ lieg'n. Tă këimma' um ëlfi viarazwăañzich pes'i Gaista'. Tă wia't ăll's pelaicht saiñ unt tă wea'n s' aiñziag'n unt ëissa' unt tringa' wea'n s'. Tă wea'n s' ëink auñreid'n, ëis sullts aufstaiñ, ăwa' jă kăana' niks z'ruckrëid'n unt kăañ Saifza' a' nit măcha'. Tă wea'n s' an‿iad'n

[1]) Bündel. — [2]) kleines Hohlmaß. — [3]) Barren. — [4]) Butte. — [5]) Serviette. — [6]) deutet.

van Pëitt außa'nëimma' unt wea'n eam in Koupf ă'schnaid'n unt tăni weaf'n. A'f ti' ăwa'», săgt 's, «kimmpt niks, walst in lëitz'n Pëitt pist. Sou is' ti zwölfti Stunt aus, wëinn's a'f ti' sull këimma'. In Găat'n, tă hăpt's a Këig'lstătt, tă kinnt's ëink unta'hălt'n. Ti Kug'l wia't allăañ aina'rëinna' unt ti Këig'l wea'n si' allăañ aufsëitz'n. Ta' Waiñ tea' plaipt ëink, s'ănd'ri Ëissn geht ăwa' wëik pis za da' Măhlzait wied'rum. Ëinkari Rouß wea'n ălli Tăch g'fi'ada't, g'wăssa't unt' putzt saiñ, unt măaring um tëi Zait seg'n ma' uns wied'rum um ëlfi z'Mittăch. Unt tăs săch' i' tia', mia' saiñ zwölf Schwëista'n unt ëis kinnt's uns a'les'n.» Unt is' va'schwundt'n.

Ea' is' za' saini ëlf Priada' g'gănga' unt hăt g'săgt: «Këimmt's hiatzat mit mia'. Nëimmt's ëinka'n Waiñ mit ('s Glăs is' ni't lā' wăa'n gănz'n Tăch), mia' gëinga' hiatz in an ănda's Qua'tia.» Fia'ts' tua't aini unt săgt: «Tăs is' hiatz unsa' Schlăfzimma'». Hëipt glai' pan ëlta'n, pan Kapral'n auñ unt săgt: «Tëis Pëitt is' taiñ's» unt sou fua't: «unt s'lëitzti g'heat maiñ.»

«Um ëlfi in ta' Năcht,» săgt a', «këimma' viarazwăañzich pesi Gaista', tă wia't ăllas pelaicht saiñ unt wea'n ëink vüll Gëlt via'schmaiß'n, wea'n ëink aufhëitz'n zan rëid'n, ăwa' kăañ Wăa't aus'n Mal außa', niks z'ruckrëid'n unt kăana' tea'f kăañ Saifza' ni't măcha'. Tă wea'n s' ăan năch in ănda'n in Koupf ă'schnaid'n. Priada', hălt's ëinka'n Schwua', wăs i' ëink g'săgt hăw' hiatzt'n, sunst wea'n mia' mit sămmt sëi va'wuntsch'n a'f ewich saiñ.».

Sëi hăm tëin Schwua' auñgnomma' unt hă'm‿eam va'sproucha': «Jă!»

As wăa' schouñ viari, tă săgt a': «Këimmt's zan Jausnan.» Sou hăb'm s' alli Kaffe g'gëissn unt nachträglich saiñ s' in Găa't'n g'gănga' unt hăb'm si' unta'hălt'n.

A'f t'Năcht saiñ s' fiara'g'gănga' unt hăb'm glai' Năchtmăhl g'gëiss'n unt hăb'm si' năchtëim zan Schlăf'n g'lëigt. Um Mittinăcht măcht's an Getimmla' unt wăa' ăll's pelaicht unt an‿iada' is' munta' wăan' tua'ch tăs.

Sou săg'n ti Pes'n: «Tă' hă'm‿ma' jă Zwölfi in Schlăf!» Sëi gëinga' hiñ za ti Pëitt'n unt rëid'n, ti Priada' tăañ‿ăwa' niks ta'glaicha'. Nimmpt ăana' a grăß's Mëissa' unt hëib'm glai' pan ea'scht'n auñ unt schnaid'n eam in Koupf wëik unt hăb'm in glai' taunig'schmiß'n. Wia s'n in ëlft'n hăb'm ă'g'schnitt'n, hăt's zwölfi g'schlăg'n, wăa's aus.

In ta' Fria wea'n s' munta' unt an‿iada' graift a'f saiñ Koupf, ouw ar'n nou' hăt. Săg'n s' ălli tuar'anaunt: «Gëista'n hăb'm s' uns in Koupf wëikg'schnitt'n, ăwa' weig'ntëin saiñ ma' tou' nou' tă.»

Hăb'm s' g'fruistuckt năcha' unt saiñ năchtëim ăwig'gănga' in Houf eanari Rouß auñschauñ. Sou wăa'n s' schauñ 'putzt unt hă'm‿eana' Hai unt Hăwa'n g'hăpt und Wăssa'.

Va' tua't saiñ s' in Găa't'n g'gănga' unt hăb'm si' unta'hălt'n unt um zëini hăb'm si si' wied'rum in tëiñ Săl g'sëitzt. Hăb'm wied'rum tëi zwölf Sëiss'ln lā' lăss'n zwisch'n eanari, wia in ea'scht'n Tăch. Um ëlfi saiñ tëi wied'rum 'këimma', tëi schwăa'z'n Tama'. Tă saiñ s'ăwa' schouñ schneewaiß g'wëin pis a'f t'Mitt'. Sëi plaib'm staiñ unt naig'n

si' wied'rum văa' t' Husa'n, wia' in ea'scht'n Tăch. T' Husa'n gĕig'n sĕija' a' a sou. Is' wied'rum ăllas auñg'richt g'wĕin, wia in ea'scht'n Tăch. Sĕi făss'n si' wiedrum sou außa' unt gĕib'm in Lĕiff'l waita', wia in ea'scht'n Tăch. G'rĕid't is' ăwa' niks wăa'n. Wia s' g'gĕiss'n unt trunga' hăb'm g'hăpt, saiñ s' wied'rum aufg'stăndt'n. Ĕlfi saiñ wied'rum va'schwundt'n, unt ti Jingsti is' wied'rum pa' da' Tiă' staiñ plieb'm. Ta' winkt s' in Wă'chtmăsta' wied'rum und geht mit eam wied'rum in's Schlăfzimma'.

«T' ea'schti Năcht,» săgt s', «hăpt's vullprăcht. Ti zwaiti Năcht wea'n s' ĕink in Ĕil suid'n, wea'n ĕink ăls‿a‿r‿a tăta' a'f an Hauf'n z'sămmwea'f'n. Åwa' kăañ Saifza' măcha' unt niks rĕid'n. Unt măaring seg'n ma' uns wied'rum um tĕi Zait.»

Si is' va'schwundt'n văa' eam, unt ea' hăt năchtĕim saini Priada' g'hullt. Hăt g'săgt za saini Priada': «Priada', haiñt g'schiacht ĕink ni't mea', ăls in Ĕil wea't 's g'soutt'n. Sou wia‿r‿in ea'scht'n Tăch: niks rĕid'n unt kăañ Saifza' măcha'!»

Um viari hăb'm 's wied'rum eana' Jaus'n g'gĕiss'n unt nachtĕim hăb'm si si' in Găa't'n wied'rum unta'hălt'n. A'f t'Năcht hăb'm s' wied'rum eana' Năchtmăhl g'gĕiss'n unt hăb'm si' schlăf'n g'lĕigt năchtĕim. Um an ĕlfi măcht 's gănzi G'schlouß wie'drum an Getimmla', unt wăa' ăls pelaicht unt kĕimma' tĕi Viarazwănzich wiedrum aina'.

Sou săg'n a păa': «Åwa' mia' hăb'm haiñt a' wiedrum tĕi Schlăf, wăs ma' gĕista'n g'hăpt hăb'm.»

Sĕi wea't'n eana' Gelt via' uns sĕi rĕid'n, ăwa' t'ănda'n hăb'm niks z'ruckg'rĕid't. Sou măcha' s' a Faija' unt stĕll'n an Kĕiss'l Ĕil hiñ a'f tĕis Faija'. Nĕimma' glai' in ea'scht'n pa t' Fiaß unt stĕick'n in glai' mit'n Koupf aini, wia 's g'soutt'n hăt und wea'f'n in wĕik. Wia‿r‿in ĕlft'n tăs g'scheg'n wăa', hăt ti Stunt năchtĕim ausg'schlăg'n, wăa's zwölfi.

In ta' Fria schaut an‿iada', ouw‿a' kăani Wundt'n ni't hăt. Hăt kăana' niks g'fundt'n.

Săgt ăana' zan ăndan': «Nou, g'scheg'n is' uns tou' nou' niks.»

Hăb'm si' auñg'lĕigt unt hăb'm g'fruistuckt unt năch'n Fruistuck saiñ s' in Stăll g'gănga' unt hă'm eanari Rouß auñg'schaut. 'putzt wăa'n s' wied'rum unt hăb'm eana' Hai, Hăwa'n unt Wăssa' g'hăpt. Saiñ năchtĕim in Găat'n g'gănga', hăb'm si' unta'hălt'n pis năch zĕini. Hăb'm si' wied'rum tua't'n g'sĕitzt in Săl, sou wia‿r‿in ea'scht'n Tăch. Um ĕlfi kĕimma' tĕi zwölf Schwĕista'n pis a'f t' Knia schneewaiß. Sĕi plaib'm staiñ, naign' si' wied'rum unt t' Husa'n gĕig'n sĕija. Tă wăa' wied'rum ăllas auñg'richt wia‿r‿in ea'scht'n Tăch. Unt hăb'm wied'rum ăañ tĕiñ ănda'n in Lĕiff'l g'gĕib'm, pis a' runtumatum wăa'. G'rĕid't is' wied'rum niks wăa'n. Năch'n Ĕiss'n staiñga' s' wied'rum auf, t'ănda'n ĕlfi va'schwindt'n unt t' Jingsti plaipt pa da' Tia' wied'rum staiñ. Ta' Wăchtmăasta' geht wied'rum in s' Schlafzimma'.

Săgt s': «Ti zwaiti Năcht hăpt's vullprăcht. As wia't ĕink ti tritti Năcht ni't mea g'scheg'n, ăls ĕis wea't's prăt'n in Faija' unt wea'n ĕink a'f‿a‿r‿an Hauf'n z'sămmwea'f'n. Tăs săch' i' tia': ăana' is' t'runta', tea'

si' fia'cht unt fia' uns viarazwăañzich is' g'fahlt năchtĕim. Va'lăa'n mĕiß‿ma' a'f ewich saiñ. Mea' kauñ‿i' tia' ni't săg'n. Măaring wea'n ma' uns seg'n.»

Si is' va'schwundt'n nĕib'm saina'. Ea' riaft saini Priada' wied-'rum in's Schlăfzimma', săgt: «Haiñt g'schiacht uns ni't mea', ăls wia' in Faija' wea'm‿ma' prăt'n. Wĕlcha' fia'cht si' tĕinn van ĕink găa' sou stăa'k?» Nimmpt saiñ Karawina' va da' Wănt unt săgt: «Tĕiñ ta'-schuiß i' glai'!»

An‿iada' săgt: «Pruida' i' ni't!»

Sou wăar‿a' z'fried'n tamit.

In tritt'n Tăch hăt 's kăañ ni't g'frait, hă'm si' in Schlăfzimma' unta'hălt'n. Waiñ hăb'm s' g'mui g'hăpt. Um zĕini lĕig'n si si' schlăffa' in ta' Năcht. Um ĕlfi măcht 's wied'rum an Getimmla', ziag'n s' wied'rum aina', wăa' allas wied'rum glaich.

Săg'n tĕi pes'n Gaista': «Tĕi saiñ wied'rum tă!»

Hăb'm si' ăwa' ni't waita' aufg'hălt'n, hăaz'n glai' a Faija, hĕib'm pan ea'scht'n auñ, wea'f'n in aini. Wia s' zan ĕlft'n kĕimma', tea' hăt si' g'fia'cht, hăt si z'sămmg'schmuckt[1]) g'hăpt.

Hăb'm g'săgt: «Ti kriag' ma' sou wia t' ănda'n.»

Hă'm‿in glai' 'packt. Ea' măcht an Saifza'. Wăa ălles finsta' unt aus. Wăa'n s' ălli fua't.

Ta' Wăchtmăasta' lauscht. Hiatz schlăgt 's zwŏlfi. Sou tĕinkt a si': «Wăs, zwŏlfi is' hiatz aus, sou kauñ ma' hiatz niks g'scheg'n mea'.» Ea' riaft 'n ea'scht'n, pis zan lĕitzt'n, as ria't si' niks. Sou is' a' auf unt visantia't ti Pĕitta', wăa ninda'scht niks traiñ. Sou hăt ar‿a Zintmaschiñ unt măcht si' a Liacht. Hiatz schaut a', hiatz lieg'n saini Priada' va' lĕidich Kitzlingstăana' tă. Ea' fällt pa saini stăana'na' Priada' niedă unt pitt', za Goutt: wia' wiat 's am Ĕint eam nou' gaiñ! Schlăffa' hăt a' niks mea' kinna' va' lauta' Schroucka'. In ta' Fria wăar‿a' ni't hummri' unt ni't tua'schti. 's ea'schti is' a' in Stăll g'gănga' unt hăt g'schaut, ouw t' Rouß ni't va'lăa'n saiñ g'gănga'. Sĕi wăa'n ăwa' 'putzt unt hăb'm eana' Hai, Hăwa'n unt Wăssa' g'hăpt. Sou geht a' in Găa't'n spăzia'n. In Găa't'n siacht ar‿an tia'n Pam, tea' wăa' gănz tia'. Ea' wunda't si', tăß a' tĕin Pam nou' ni't g'seg'n hăt, wăa' tou' gănz nĕib'm, wou si si' unta'hălt'n hăb'm. Ea' kea't si' um unt sĕitzt si' in Săl a'f tĕiñ Plătz, wou‿r‿a' van ea'scht is' g'sĕiss'n. Um ĕlfi kĕimma' ti zwölf Schwĕista'n, ăwa' wied'rum gănz schwăa'z, wia‿r‿in ea'scht'n Tăch. G'gĕiss'n hăt a' niks pan Tisch, ea' hăt 's staiñ lăss'n.

Ea' frăgt: «Wăs wia't hiatz mit mia' g'scheg'n?»

Săgt ti Jingsti: «Tu allăañ kauñst uns nou' a'les'n. Tă hăst an Schliß'l, unt nĕib'm in Stăll, tă hăst tu a Qua'tia': ăañ Pĕitt, ăañ Tischt ăañ Stual. A'f ta' Maua' hăst a Touppl'g'wea' unt a Jăchttăsch'n mit Pulva' unt Plai. Wauñst ta' niks ta'jăgst, hăst niks z'ĕiss'n, pist schouñ va'lăa'n. A Stunt wait wĕik paut a Voug'l a Nĕist. Wauñst za rechta' Zait ni't kimmpst, wauñ 's Åal vanănda' fällt unt făngst es ni't, wauñ s

[1]) in Angst zusammengezogen, geduckt.

Junge tavouñfluig'n wüll, pist va'läa'n. In Gäat'n tea' tiari Pam wia't trai Ëipf'l träg'n. Wauñst za rechta' Zait ni't tua't pist, wëinn s' ăwa'-făll'n, pist va'läa'n. Wauñst a'f t' Jăgt gehst, va'fahhlst taiñ Wëich, kimmpst nimma' z'ruck, pist va'läa'n. A hălwi Stunt wëik is' a finf-hunda'tjearicha' Pam, tea' is fumpfzich Klăfta' hăch unt kăañ‿Åst is' pis a'f t' Heh. Oub'm is' a Pült, ta' is' Goutt, ta' Ållmechtichi, t'rauf. Tă muißt tu aufistaig'n, muißt 's in taiñ Wouhnung träg'n. Kauñst as ni't, sou pist va'läa'n. Hiatz a Jăa' wea'm‿ma' uns seg'n, wauñ 's vullend't is', unt is' ni't, sou plaib'm ma' a'f ewich va'wuntsch'n.»

Ea' nimmpt si' z'sămm unt geht in saiñ Qua'tia' unt nimmpt saiñ G'wea' unt saiñ Tăsch'n. Ea' kimmpt za tëiñ Pam, wou Goutt t'rauf wăa'. Ea' wăa' unmăchti' tick unt sou hăch. Ea' hăt si' 'n nia' auñg'-schaut sou, ăwa' tăs hăt a' glai' g'seg'n, tăß unmëigli' is' aufiz'këimma'. Ea' nimmpt saiñ G'wea' unt kniat si' nieda' unt kniat si' af tëis G'wea' t'rauf. Pitt't tëin liaw'n Goutt zan‿a‿r‿a Hülf. Hăt saiñ Koupf sinka' lăss'n. Unt wia‿r‿a saiñ Koupf sinka' lăsst, is' tăs Pült van oub'm schouñ herunt'n g'wëñ. Ea' schaut auf, sou nimmpt a' glai' mit Fraid'n tëis Pült, nimmpt 's in Åa'm unt geht z' Haus. 's Pült măcht a' si' pa saiñ Pëitt auf unt lëigt si' glai', wia‿r‿a' auñg'lëigt is' g'wëin, in 's Pëitt aini. Schlăft trai Tăch unt trai Nächt. Is' ni't munta' wăa'n unt hăt niks g'gëiss'n unt niks 'trunga'. In via't'n Tăch wăcht a' auf, nimmpt saiñ G'wea' unt geht in Wălt a'f t' Jăgt, tă wăar a' hummrich wăa'dt'n. In Wălt siacht ar‿an schaiñ Hia'sch'n. Ea' lëigt auñ, wüll lăstrucka', wăa' ta' Hia'sch va'-schwundt'n. Hiatz va'fahlt a' ăwa' in Wëich, find't van Wălt ni't außi, muiß in Wălt schlăffa'. In ta' Fria wia't a' munta', hiatz hăt ar‿a trai Schritt nëib'm sainar‿a schaini Wies'n unt gëista'n hăt a' ni't außig'fundt'n van Wălt. Ea' geht fua't pis Mittăch. Tă is' a Lew' unt a Tătzpea' unt a Păpăgaija', tea' is' in ta' Heh' umg'floug'n iwa' tëi zwăa Tia'. Tă laft a Rouß tahea' unt tëi zwăa rais'n si' 's nieda', ta' Tătzpea' unt ta' Lew'. Hiatz hă'm s' mit anănda' raffa' wöll'n. Tea' hăt tëis Stick'l wöll'n hăb'm unt tea' hăt tëis Stick'l wöll'n hăb'm. Ea' siacht tëis, ziagt saiñ Hia'sch-fănga' unt săgt: «I' wiar‿ëink as zatal'n.» Tëi trëit'n z'ruck unt ea' hăckt tëis Rouß pa da' Mitt' vanănda'.

Săgt a': «Tu, Lew', hăst tăs hintarichi Tăal unt tu, Tătzpea', tu hăst tăs vă'darichi Tăal unt tu, Păpăgaija', hăst tăs Inwăa'.»

Tă wăar‿an‿jada' z'fried'n. Saiñ văar‿eam ălli va'schwundt'n. Ea' is' fua'tg'gănga' năchtëim, unt 's wia't Năcht. Ea' lëigt si' tua't af tëiñ Fëlt nieda' schlăffa'. In ănda'n Tăch in ta' Fria is' ar‿aufg'stăndt'n. Ea' răast pis ëlfi z' Mittăch. Ta Wălt is' ăwa' ăllwal nëib'm tëiñ Fëlt fua't-g'gănga' rechta' Sait'n. Tă hăt a' si' ăwa' ni't aini'traut. Sou schrait ăana' van Wălt außa: «Hălt!»

Plaipt a' fëist staiñ, is' ta'schroucka'. Kimmpt ta' Lew' außa'. «Maiñ liawa' Prinz, raiß' tu tia' a Pea'scht'n vam‿mia' aus.»

Ea' raißt si' s' aus unt ta' Lew' săgt: «Wauñ 's ta' schlecht geht, sou tëinkst a'f mi'.» Va'schwundt'n wăar‿a' unt nimma' g'seg'n.

Ea' räast a hälwi Stunt waita' a'f têiñ Fêlt imma'fua't. As schrait wied'rum äana': «Hält!» van Wält außa'.

Kimmpt ta' Tätzpea' außa', sägt: «Maiñ liawa' Prinz, raiß tar‿a Pea'scht'n aus; wauñ 's ta' schlecht geht, têink a'f mi'.»

Ea' geht wied'rum a hälwi Stunt fua't. As schrait wied'rum wea': «Hält!» van Wält außa'.

Kimmpt ta' Päpägaija' außa'. Sägt: «Maiñ liawa' Prinz, raiß' tar‿a Stift'l aus, wauñ 's ta' schlecht geht, têink' a'f mi'.»

As wia't Nächt. Ea' lêigt si' wied'rum nêib'm in Wälträmpft[1]) nieda'. In ända'n Täch steht a' auf unt geht fua't. Sou mächt ar‿an Saifza' a'f saiñ G'schlouß. Sou kimmpt glai' ta' Lew' tahea'.

«Maiñ liawa' Prinz», sägt a' «wintsch tä.»

«Näch maiñ G'schlouß, pitt' i',» hät a' g'sägt.

«Sêitz ti auf a'f mi'. Wou wüllst têinn, a'f tar‿Ea't' ouda' in ta' Lift'n?»

«I' wüll in ta' Lift'n, täß tia' ni't häa't g'schiacht unt mia' ni't,» hät a' g'sägt. Hätt'‿a' g'sägt a'f t'r Ea't', sou hätt'‿ar 'n tua'ch äll' Tarn'n[2]) tua'ch, unt têi hätt'‿n‿an z'riss'n a'f taus'nt Stick'l.

Ea' hät 'n a'f t' Hälwschait Wêich 'träg'n, tua't hät a' 'n ä'g'stêllt. «Gim‿ma' maiñ Pea'scht'n,» sägt a', «hiatz prauchst mi' nimma'».

Tea' gipt 'n s' unt g'seg'n unt nimma' hät ar 'n. Ea' mächt an Saifza', kimmpt ta' Tätzpea': «Wäs wintsch ta' têinn, maiñ liawa' Prinz,» sägt a'.

«Å,» sägt a', «a'f têiñ Pea'ch, wou tea' Voug'l a Nêist paut, mêicht i' hiñ!»

«Sêitz ti' a'f mi'. Wou wüllst têinn a'f t'r Ea't ouda' in ta' Lift'n?»

«In ta' Lift'n,» sägt a', «täß tia' ni't häa't g'schiacht unt mia' a' ni't.»

Wia s' tua't wäa'n, sägt a': «Hiatz gim‿ma' maiñ Pea'scht'n, hiatz prauchst mi' nimma'.»

Ea' schaut nia' va' wait'n in têis Nêist aini, sou fluigt schouñ tê' Taub'm tavouñ.

«Päpägaija', kimm' ma' z' Hülf unt fäng' ma' têi Taub'm!» A'f äañs, zwäa wäar‿a' schouñ tä unt fängt eam têi Taub'm.

«Gimm‿a' maiñ Fêida'n,» sägt a', «hiatz prauchst mi' mea' nimma'.» Ea' hät eam t' Fêida'n g'gêib'm unt g'seg'n unt nimma' hät a' 'n.

Näch a‿r‿a Via't'lstunt wäar‿a' schouñ in saiñ Quatia'. Hêingt a' saiñ Gwea' tänni unt ti Täsch'n unt ti Taub'm sêitzt si' auf 'n Tisch. Sou geht a' in Gäa't'n za têiñ tia'n Pam unt hät a Tiach'l, a waiss's. Wia‿r‿a' hiñkimmpt hêinga' tua't trai Ëipf'l än‿a‿r‿an Häa'grañd'l[3]) unt ea' rêinnt viari unt si fäll'n eam glai' in Åa'm aini. In saiñ Quatia' tuit a' 's Tiach'l außa'nända' wäa'n 's trai Taub'm, têi Ëipf'l. Ea' mächt si' saiñ Fêiñsta' auf unt wüll si' saiñ Qua'tia' a piß'l auslift'n unt têi via' Taub'm außi pan Fêiñsta'. Hea'zli' hä'm s' 'n äwa' 'tänkt. Unt g'seg'n unt nimma', wou s' hiñ kêimma' saiñ. Ea' mächt saiñ Fêiñsta' zui unt lêigt si' schläffa'. Têi Nächt wäa' t' lêitzti, wou‿r‿a' niks g'gêiss'n unt trunga' hät g'häpt.

[1]) Waldrand. — [2]) Dornen. — [3]) Haargranne, ein einzelnes Haar.

In ta' Fria' wia't a' munta', hea't ar‿a schaini gră̈ßi Musi' unt Kă̈arnouñschuß tuzui. Sou schaut a' pan Fëiñsta' außi, sou sicht a' sou vüll Müllitea'. Ea' sëitzt si' z'ruck a'f saiñ Sëiss'l za saiñ Tisch. Sou kloupft a Tinna' in ta' Tia' unt pringt tëiñ Këinigsstual unt ti Krouñ. Ziag'n an ă̈ls Jecha' aus unt lëig'n an ă̈ls Këinich auñ unt sëitz'n in a'f tëiñ Këinigsstual trauf.

Sëi să̈g'n: «Ia' Majestät muiß sitz'n plaib'm, pis wea' kimmpt.»

Këimma' tëi zwölf Prinzessina' unt kloupf'n auñ pan eam.

Ea' să̈gt: «Hearaiñ!»

Sëi gëinga' alli zwölfi aini zan eam unt făll'n auf eanari Knia nieda' unt kiss'n eam t' Fiaß.

Sëi rëid'n: «Ia' Majestät, wie hă̈b'm s' t' lëitzti Nă̈cht g'schlă̈ffa'?»

Sou să̈gt ea': «Hea'zlich unt sa'nftich unt temiatlich hă̈w' i' g'schlă̈ffa'.»

Să̈gt ti Jingsti: «Hiatz wintsch tu tia' tëi, wă̈s tu wüllst zan‿a‿r‿a Praut.»

«I' hă̈w' mit tia' friachä' schouñ g'sproucha' unt hiatz liaw' i' ti' a'.»

Hă̈t s' pehă̈lt'n zan‿a‿r‿a Këinichin'.

Să̈gt a': «Wă̈s is' tëinn mit maini Priada'? Wou saiñ s' tëinn?»

«Tëi saiñ nou' va' Stă̈añ,» hă̈t si' g'să̈gt, t' Jingsti. Fia't 'n in t' Schă̈tzkă̈mma'. Tua't wă̈a' a guldichas Stawal. «Tëis nimm hiatz unt hau' an‿iad'n af 'n Åa'sch aufi, nă̈cha' wea'n s' aufstaiñ.»

An‿iad'n hă̈t a' nia' a piss'l aufig'haut unt tëiñ hă̈t a' ă̈wa' trai fëisti Stră̈ach g'gëib'm, tea' in Să̈itza' hă̈t g'mă̈cht.

Tea' hă̈t g'să̈gt: «Å, Pruida', maiñ‿Åa'sch,» wia‿r‿ar‿eam trai fëisti hă̈t aufig'haut.

Să̈gt a': «I' hă̈w' a Jă̈a' lă̈ng meiß'n ră̈as'n unt ă̈ll's mitmă̈cha', tă̈ß i' ëink tales'n hauñ kinna'.»

Sou hă̈t si' an iada' ă̈ani g'nomma' va' tëi Prinzessina' unt hă̈b'm s' g'hairat. Tëi saiñ Genaral'n va'plieb'm unt ea', ta' Jingsti, ă̈ls Këinich.

Ta' Wă̈lt wă̈a' vulla' Fëls'n, tëis wă̈a'n t' Haisa' unt ta' Wă̈lt wă̈a' va'schwundt'n unt is' a gră̈ßi Stă̈dt tă̈ g'wëin unt a schaiñ's Lă̈nt tazui. Hă̈b'm guit rechia't. Eanari Ölta'n hă̈b'm s' ă̈wa' ni't ea'grind't, wou tëi saiñ. Hă̈'m ni't mea' z'ruckg'fundt'n.

Ein Nikolaus-Spiel.

Mitgetheilt von Dr. M. Haberlandt.

(Mit 1 Abbildung.)

Vorbemerkung. Herr Carl Reiterer in Weißenbach bei Liezen hat im April 1896 die Handschrift eines Niklospieles erhalten, die nach einer handschriftlichen Schlussbemerkung zum Gebrauche von Volksspielern in Donnersbach im Jahre 1861 niedergeschrieben wurde. Von ihm hat sie im Jahre 1897 das «Museum für österreichische Volkskunde» erworben. Ich theile im Nachfolgenden die kleine Handschrift wortgetreu bis auf die mangelhafte Orthographie des Originals mit, indem ich es den Literarhistorikern überlasse, ihr Verhältnis zu andern Versionen

des weitverbreiteten Nikolaus-Spieles zu untersuchen und festzustellen. Die Scherzspiele, die als dritter und vierter Auftritt verzeichnet scheinen, sind, wie man bemerken wird, nicht ausgeführt, sondern nur angedeutet — offenbar als Gedächtnisbehelf für wirkliche, in allen Einzelnheiten gewiss stets improvisierte Aufführungen. Herr C. Reiterer, dem wir den Text verdanken, hat eine Reihe von Bemerkungen über die Aufführung des Spiels geliefert, welcher er in den siebziger Jahren zu wiederholten Malen in Donnersbachwald — seinem damaligen Aufenthalt — beigewohnt hat. Zum letzten Male wurde das Niklospiel 1892 in Donnersbach aufgeführt. Lucifer, schreibt er, war Simon Egger, Caplan: Ägyd Luidold, Bischof: Anton Huber (vergl. diese Zeitschrift III., S. 63.) Alle seine Bemerkungen, die irgendwie Thatsächliches enthielten, habe ich an den entsprechenden Stellen in Anmerkungen verwertet.



Fig. 6. Nikolaus-Spieler im Ennsthale.

Das Niklo-Spiel.

Erster Auftritt.

Der Jäger tritt ein und Spricht:[1])

Ich tritt herrein schön Knittelfest,
ich Grüße den Hausherrn und alle seine Gäst,
ich bin der Jägersmann von Nikolaus,
ich bin da wegen einer kleinen Frage,
ob der Hausherr Spielen lässt oder nicht.
so Sprechet bald Ja, dann sprechet bald Ja,
Dann werd ich mich nicht lang besinnen,
und werde es meinen Kameraden auch unterbringen.

[1]) Gewöhnlich zogen die Nikolaus-Spieler von Gasthaus zu Gasthaus, der Jäger betrat die Wirtstube und begann zum Wirte gewendet.

Kameraden kommt herein,
Da werden wir lustig und Fröhlich sein.

Dann treten die zwei Tambor herein und Tromeln.
Dann komt der Ehteufel[1]) und Spricht.

Ich bin der Ehteufel genannt,
mit den Ehleuten bin Ich gar wohl bekannt,
der Mann soll sich Henken,
das Weib soll sich Tränken,
und wenn sich der Mann Henkt,
und das Weib Trenkt,
so werden sie beide mit mir in die Hölle versenkt.

Dann Springt der Ehteufel wieder hinaus.
Dann tritt der Engel[2]) auf und Spricht:

Ich tritt herein ohne allen Spott
einen guten Abend gebe Euch Gott,
Einen guten Abend und eine Fröhliche Zeit,
Gleichwie uns Gott von Himmel geit.

Wir wollen nun ein Geistliches Spiel fangen an: Nemlich: Es betreffet Eich Hausvätter und Hausmütter bieget und pf(l)anzet eire Bäume, da sie noch Jung und Zart sind.

Dann kommt der Kaplan[3]) herein und Spricht:

Ihr Kinder aber beobachtet genau das Vierte Geboth, Du sollst Vater und Mutter Ehren, auf das du lange lebest und es dir wohl gehe auf Erden.

Dann tritt der Bischof[4]) ein und Spricht:

Ich tritt herein und wieder hinaus,
Ich bin der heilige Mann Nikolaus.
Hausvätter und Hausmütter, lasset Euer Kinder herfür Ruffen,
auf das Ich kann die Jungen Kristen heimsuchen.

Dann tritt der Kaplan zum Tisch, wo die kleinen Kinder versammelt sind und Spricht:

Meine lieben Kinder, Ich bitte, Ihr wollet mir einige Fragen aus den Kathechismus beantworten.

Dann werden die Kinder aus den Kathechismus ausgefragt.
Wie das zu Ende ist, dan mus der Kaplan den Bischof den Stock halten, und dan wird den Kindern ausgetheilt: Nemlich: Apfel, Nüssen u. s. w.

---

[1]) Der Eheteufel erschien als vermummte Gestalt, am ganzen Leibe mit Schellen behangen.

[2]) Der Engel erschien angethan mit einem weißen Hemd, mit Flügeln und einer goldenen Papierkrone, in der Hand ein Scepter.

[3]) Der Kaplan trägt einen Chorrock mit der Stola, ein Barett auf dem Haupt, ein rothes Bändchen um den Hals und einen Spazierstock oder Bergstock.

[4]) Nikolaus ist mit dem Vespermantel bekleidet, hat die Bischofmütze auf dem Haupt und den Krummstab in der Hand.

Wie die Betheilung zu Ende dan macht der Bischof seine Predigt wie folgt:

Du sollst Vatter und Mutter Ehrrn, auf das du lange lebest, und es dir wohl gehe auf Erden. Die Kinder sind nach den Austrüklichen Gebohte Gottes Verpflichtet Erstens ihre Eltern zu lieben, Zweitens sie zu Ehren und Drittens Ihnen zu Gehorsamen; und um diese Drei Punkte etwas kurz auseinander zu setzen schenkt mir Ruhe und Aufmerksamkeit.

Wenn du mein Sohn oder Tochter vermöge des Göttlichen Gesetzes jeden Menschen, ja sogar deine Feinde zu liebe verbunden bist, um wie viel gröser mus diese Liebe nicht gegen deine Eltern sein, da diese mit aller Sorgfalt dich zuerst geliebt haben, wie die heilige schrift sagt das du Fleisch und Blut von Ihnen Empfangen hast. Welches Opfer schreibt der heilige Ambrosius, brachte nicht die Mutter schon bei deiner Geburt, wie Sorgfältig trug sie dich in ihren Schoße, welche Schlaflosigkeit zur Nachtzeit, welche Unruhe den Tag hindurch hatte sie nich deinetwegen zu erdulden, ja deinetwegen hat sie oft bitter geweint, dir zu lieb hat sie oft manchen Bissen, manche Speis und Trank entsagen müssen. Du schlummertest ruhig in der Wiege, werend dein Vater im schweiße seines Angesichtes dir die Nahrung erwarb, und du Raubtest ihm dennoch oft durch dein Weinen die Nächtliche Ruhe deren er so sehr bedurfte. Deine Eltern unterrichteten dich zuerst in den Lehren des Christkatholischen Glaubens, sie liesen dich durch den besuch der Schule und der Christenlehre zu einen Christen heranbilden, ja sie gaben dir so manche Freude und Erholung, damit du auf Erden nach Ihren Tode noch Glücklich sein möchtest, welch ein Barbarisches Herz müste ein Kind nich haben, eine solche nicht mit der zartesten gegenliebe zu vergelten.

Dan zu Zweiten.

Gott der Herr ermanet dich; Ehre deinen Vater von ganzen Herzen, und vergis nicht das Euch zu deiner Mutter, und ferner Gott will und bestettigt das ansehen der Eltern über ihre Kinder daselbst. Und was ist schöner, als wen Kinder Ihre Eltern in Ehren halten; das sehen wir an Sem, Jafet Tobias und Samuel, und besonders an den Egiptischen Josef. Hingegen wie schröklich fielen nicht die Söhne Heli, wie grausam war nicht der Tod des Absalon welche sich gegen ihre Eltern Empörten.

Und dan zum Dritten:

Deine Eltern sin also deine Erste und Natürlichste Obrigkeit, welcher du Gehorsamen must; Ihr Kinder, so lautet des Apostel Befehl, seid doch Eiren Eltern Unterthan und in allen Gehorsam, den das ist dem Herrn Wohlgefälig; den wer sich weigert, der gehört unter die jenigen die man meiden, ja mit denen man sogar keinen Umgang haben soll, wie derselbe Apostel lehrt. Und du magst dieser Sünde schuldig, wenn du in Häulichen Angelegenheiten nicht Ihren Willen, sondern nur deinen Eigensinn folgest. Strafen sie bisweilen, so sihe es nur als eine Wohlthat an, den sie Züchtigen dich ja nur deswegen, weil sie dich lieben. den sie müsten es einst schwer vor Gott verantworten wen sie deine Fehler Ungestraft liesen. Und gesetzt auch, deine Eltern betragen sich nicht so, wie es in Ihrer Pflicht liegt, so sind sie ungeachtet dessen dennoch deine Eltern welche du Hochschätzen must, den du must sie Ja wegen Gott lieben, der einer unendlichen Liebe und Ehre würdig ist, und der dich in dieser, und besonders in der andern Welt dafür belohnen wird. Amen.

Zweiter Auftritt.

Der Jäger Spricht:

Tambor schlag ein. Dann wird ein gesetzel Getrommelt.

Dan Spricht der Jäger:

Tambor halt ein.
Lucifär herein.

Dan kommen die 3 Teufel. Der Luzifär[1]) Spricht:

Nun bin Ich berufen, und nun bin Ich da,
Als Oberster Teufel, und als Lucifar.
Ihr habt mich heit noch nie gesehen,

[1]) Lucifer wird von 2 Teufeln, an eine Kette geschmiedet, hereingeführt, ist am ganzen Leibe berusst, hat Bockshörner auf dem Kopfe, eine Feuerzange in den Händen, und rumort fürchterlich in der Stube.

weil ich so tief in der Höll bin gwesen.
Gott der Herr, der Allmächtige hat mich heraus genomen.
darum bin ich gekommen,
Die Bösen zu bestraffen und nicht die Frommen.
Den weil Ich mus vollziehen meine Pflicht,
Weil Ihr Eich die Zeit her habt gebessert nicht,
Weil Ihr in Sünden und Lastern dahin gelebt,
Und Ihr dan immer Schlechter werdet.
Auf Ihr Teufel, begebt euch zum Trohn.

Dan sitzt er auf den Thron und Spricht:

Hausvätter und Hausmütter!
Wieder Eich hab Ich wohl gar viele und große Klagen,
wie mir der Heilige Mann Nikolaus hat vorgetragen,
das Ihr über Eire Kinder eine so schlechte Zucht solt haben,
Ihr last sie herum lauffen auf der Gassen,
Sie stehen auf ohne Waschen und Beten,
Sie gehen zum Tisch wie das Vieh zum Futter,
o du Hölisches Lutter.
Ihr Eltern, Ihr Fragt gar nicht mer
wo sie gewesen sind, bei der Predig oder bei der Christenlehr
oder auf der Gassen, oder was sie von der Predig wissen,
hiermit ist das eine schöne Zucht für Eure
so lieben Kinder. Dan wird es heisen
Du Vater du verdammter Höllenbrand,
wegen deiner bin Ich so tief in die Höll verdammt,
Und du Mutter, du hast auch nur alles zugesagt,
Das Ich bin in Sünden und Lastern herumgetascht.
Ach Ich ein armer Teufel, hab begangen eine einzige Sünd,
die mich so tief in die Höll hinein bringt,
Und Ihr begeht so viele Tausend und Tausend Sünden,
und wolt noch den Weg zum Himmel finden.
Ach weh, ach Blut, ach Eitelkeit:
Sie verscherzen hier die so Edle Zeit,
mit Freid und Wollustleben,
und damit der Höll zugehen.
Christus hat vergossen für Euch sein letzten tropfen Blut,
den Ihr noch mit Füsen treten thut.
Ja es kommt die Stund und Zeit,
wo Eure Seel von Leib abscheid,
da werde Ich meinen Fleis wol gwis nicht Sparen,
bis Ich (Eich) hab in meine Klauen,
da bin Ich Tag und Nacht dabei,
wo das Unglück vorhanden sei,
da werde Ich Euch die Hölle tapfer Hitzen,
das Ihr mit mir musset Schwitzen,
da blas Ich Euch von hinten und von Vorne zu,

und in alle Ewigkeit habt Ihr von mir keine Ruh.
Und wenn Ihr Euren Kindern nicht lehrnet Beten,
so kommt Ihr dann in die Teufelsketten,
welcher schröken und Jammer wird es nicht sein,
wann du wirst Reisen in die Höll hinein.
O wie viele haben es nicht schon erfahren,
Und Ihr wolt es mir doch nich Glauben.
Wenn Ihr Eure Kinder nicht in die Kirche gehen last
Mess und Predig anzuhören, so müsst
Ihr dann in der Höll Leiden immer und ohne End',
wo Euchs der Gerechte Gott in alle Ewigkeit nicht mehr wend',
Der Heilige Mann Nikolaus ist ein Heiliger Mann,
der Euch etwas Gutes Lehrnen kann,
Und wollt Ihr den Heiligen Mann noch fexirn,
so werdet Ihr bei Gott die Gnad verlihrn,
ich führe Euch ein in das Höllische Feuer,
da wird das Lachen wol theuer,
ich führ Euch ein in mein Reich,
da könnt Ihr Brinnen und B(r)aten mit mir zugleich
in Ewigkeit.
Auf Ihr Teufel last mich von Thron
Ich komm herein als ein schwein,
und führe Euch tief in die Höll hinein;
ich tritt herein als ein schwarzer Hund,
und führe Euch thief in den Hölischen Grund
Nun mus Ich meine Predig schlißen und mus es lassen,
weil mir der Heilige Mann Nikolaus nicht mehr Zeit hat gelassen,
und wenn ich Euch wollte die Wahrheit sagen,
so würde meine Predig immer und Ewig kein Ende haben.

Dan wirft er eine Rute auf den Tisch. Und Spricht:

Diese Rute ist gewachsen auf einen Weissen Baum,
damit der gute Vater halte seine Kinder recht im Zaum.
Auf auf Ihr Theufel und bakt euch in die Hölle hinden.
Jetzt werd ich noch was brobirn
Und werde die Alten Weiber verführn!
Die Kochen gar viel in den Kessel,
und bringen gar wenig in die Schüssel,
Solche werde Ich noch etliche Tausend in die Höll hinein zisteln.

Der Jeger Spricht: Tambor schlag ein. Dan folgt der Austritt der 3 Teufel.

Dritter Auftritt.

Der Jäger Spricht:

Tambor halt ein: Schmiedmeister herrein.

Dan kommt der Schmiedmeister, und sein Gesell. Der Meister hat einen Gepolsterten Bukl und einen Kropf, beide Hammern auf den Boden, dann kommt der Pferdeknecht mit einer

Peitsche und fahrt mit dem Schimmel[1]) herrein, und will ihm beschlagen lassen, aber der Schmiedmeister stelt sich ganz Taub, da schreit ihm der Pferdknecht ins Ohr und Spricht: Schmied, Schmied Schimmel Nogeln, was sagt er Stiefelnogeln, dan schlagt er ihm mit den Peitschenstok auf den Bukl. Wenn Er genug Schläge hat dann wirds doch zum Schimmelnogeln. Aber das Vieh ist Unbändig, Schlagt aus das alle drei auf den boden herumpurzeln. Dann kriechen sie wieder in die Höhe. Dann wird es zum Kristirn, aber der Schmiedmeister macht das verkehrte, Er schaut den Schimmel ins Maul. Dan gibt es wieder Schläge genug. Dann soll Er bei den Zähnen schauen, dann geht Er zum Orsch und fängt an zum Feuerschlagen. Dann wird der Pferdknecht Zornig und schneidet unsern Meister den Kropf auf, der mit einem Blut gefüllt ist. Dann gibt es viel Gelächter, unter dem Volke, dann verlangt unser Meister Zahlung für Pferdbeschlagen, und Kropfschmerzen, dann wirds zum Auszahlen. Und werrend das vorüber geht, hat der gute Schmied Gesell schon heimlich Etliche Zuschauer an Bänken und Sesseln Angenagelt, aber der Schimmel ist auch längst verschwunden.

Vierter Auftritt.

Der Jäger Ruft: Tambor schlag ein, dann wird wieder Getrommelt, dann Schreit der Jäger Tambor halt ein. Altes Weib komm herein. Dann komt ein Altes Häßliches Weib mit eine Rute in der Hand, und treibt ein Abscheiliches Gespenst herein, die sogenannte Hafergeis[2]). Und wen jemand das Vieh antasten will, Haut ihm das Weib mit der Ruthe auf die Hand. Werend dem hat sich auch ein Schneiderlein Eingeschlichen, der hat Nadel und starken Zwirn genug, und hat schon sehr viele zuschauer zusammen Genäht. Werend es das gebalg gibt, mit dem Weibi und der Geis, können die Leite nicht mehr auseinander. Dann springt die Geis hinaus, dan kommen 2 Teufel herein, mit einer Kette, und Fesseln damit das Weib. Dann kommt der Tod herein, und spricht:

Altes Weib bist bereit
must mit mir in die Ewigkeit
der Teufel hat dich schon im Band,
must mit mir in ein Fremdes Land,
must Reißen in die Höll hinein,
dort wirst du haben grosse Pein.

Dann fahren sie mit Ihr fort. Dann haben wir noch öfters andere Spiele gemacht. Zum Beispiele, das Sommer- und Winterspiel, Jud und Pastor, oder auch die Unterhaltungs Predig. Wenn alles vorüber war dann Ruft der Jäger oder Waidman zu(m) Abmar(sch). Auch mus ich noch bemerken, wenn unter dem Spiele Unruhe geschiedt, so mus der Jäger Ruhe machen, damit alles Ordentlich zugeht.

Eines mus Ich noch bekant geben, wen das ganze Spiel vorüber ist, dann kommt noch der schächer Jud, der alles Kauffen will, Nemlich: Kupfer, Messing, Eisen, alle Kleider, und alle abscheilichen Sachen. Alte Weiber, Junge Madeln aber zahlt er viel Theurer wenn sie schön Fett sind, aber Schweinspek kauft er nicht. Wenn also die Niklon Abmaschiren, schreit der Jäger: Tambor schlag ein. Dann geht es wieder fort zu einem andern Hauße. Der Ehteufel weit voraus, dann kommen die 2 Tambor, dann der Engel und der Kaplan, dann der Bischof, dann die 3 Teufeln, dann der Pferdknecht mit dem Schimmel, unter Peitschenknallen, das ist ein Furchtbarer Lerm, aber der Schacherer ist immer der letzte, weill er vor laute Madeln Handeln nicht fertig werden kann. Geschriben hab ichs den 15. bis 20. Oktober im Jahre 1861. Meinen Nahmen weis ich eich nicht zu sagen, wenn Ihr Fragt wie Ich heiße, werde Ich sagen Ich heiße wie mein Vater, und mein Vater wie Ich, und alle beide einer wie der andere.

---

[1]) Der Schimmel wird von zwei Männern dargestellt, die mit einem weißen Zeuge bedeckt sind.

[2]) Wird von einem Manne dargestellt, der mit einem Bockfell umhüllt, auf allen Vieren zur Thür hereinkriecht und das Gemecker einer Ziege nachahmt. «Das Thier sieht ganz abscheulich aus; die Weiber fürchten sich sogar davor und springen auf Tisch und Bänke.» Im Volksglauben geht die «Habergeiß» mit der Percht um. Einige Leute behaupten, sie schon im glühenden Zustande gesehen zu haben; in ihr stecke der Teufel, daher sie sich klein und groß machen könne.

Die Kindergräber von Ottensheim.

Von Dr. Arthur Petak, Linz.

Von Oberösterreichs Hauptstadt zwei Wegstunden an der Donau hinauf liegt Ottensheim. Die Häuser des ziemlich alten Marktes stehen hart am Ufer und hinter ihnen steigt ein fast steiler Hügel auf, dessen Spitze gekrönt ist durch das weithin sichtbare Wahrzeichen von Ottensheim, ein ansehnliches Schloss. Und da droben hinter dem Schlossgarten liegt dann der Friedhof von Ottensheim, nach schlechter alter Sitte höher als der ganze Ort und so das Trinkwasser verseuchend.

Auf diesem Friedhof ist der Kinderwelt ein besonderer Bezirk zugewiesen. Doch nicht nur örtlich, auch formell sind die Kindergräber von den übrigen Ruhestätten unterschieden; sie allein nämlich tragen Grabinschriften. Ganz vereinzelt zeigen wohl auch andere Gräber eine Inschrift; so das Grab einer alten Frau:

Soll ich heute noch abscheiden
Und verlassen diese Welt,
Herr, das überlass ich Dir;
Wie Du willst, geschehe mir,
Dein bin ich mit Leib und Seele,
Dir, o Herr, ich mich befehle.[1])

oder ein anderes Grab den inhaltsschweren Spruch:

Klagt um die Trauernden,
Nicht um die Todten.

Die Kindergräber hingegen zeigen fast ohne Ausnahme Grabverse. Die Art und Weise, wie diese Verse angebracht sind, weicht wesentlich von der salzburgischen Eigenthümlichkeit ab. (Vgl. Band I dieser Zeitschrift 1895, Seite 138). Bretter am Grabhügel, welche mit Inschriften versehen wären, sind ganz fremd; alles, Daten und Verse, steht auf dem Grabkreuz.

Dieses selbst hat eine typische Form — zum Theil auch bei anderen Gräbern im Gebrauche – ein Holzkreuz am Kopfende des Grabes mit einem Christusbild auf der dem Grabe zugewendeten Seite, das Bild durchbohrt von zwei Pfeilen; darüber dann eine Art Dach, gebildet aus zwei die Spitzen des Kreuzes verbindenden Brettchen.

Auf der Aversseite, also gewissermaßen versteckt, ist an dem Schnittpunkte der Kreuzesarme und der Pfeile ein ovales Täfelchen aus Blech angebracht. Durch zwei Striche wird dasselbe in drei Rubriken getheilt; in der obersten steht mit usueller Einleitung der Name des Kindes; die mittlere enthält die Geburts- und Todesdaten, die untere sodann den Grabvers.

---

[1]) Wo nicht volksthümliche Sprache oder Dialekteigenthümlichkeiten, sondern sinnfällige Irrthümer vorlagen, habe ich hier wie im Folgenden meist auf eine Wiedergabe der entstellten Formen verzichtet, ebenso oft Interpunctionen hinzugesetzt, die man nicht immer auf den Originaltafeln vermuthen darf. Auch die Abtheilung der Verse ist oft schlecht, sei es aus Missverständnis des Handwerkers, sei es wegen räumlicher Verhältnisse; auch da waren Correcturen selbstverständlich.

Was nun den Inhalt und die Sprache dieser Inschriften anbelangt, sind nur wenige Gruppen zu unterscheiden; die Mehrzahl der Inschriften bewegt sich in ein und demselben engen Ideenkreise, dass das Kind nun bei den Engeln sei und dort für die Eltern und Freunde bete. Dabei wird das Kind entweder von den Hinterbliebenen apostrophiert, z. B.

Liebes gutes Kind,
Du bist dort, wo die Engel sind,
Beim lieben Gottes Sohn,
Bitt dort für uns an seinem Thron.

oder:

Ruhe sanft, Du zartes Kind,
Dort wo ewig Freuden sind,
Am Himmelsthron.
Bitt für uns, Jesu Gottessohn.

oder aber selbst redend eingeführt; vgl.

Weinet nicht, dass ich gestorben,
Ich bin zum Engel auserkoren,[1])
Zu beten dort für euch vereint
Bei Jesu, den göttlichen Kinderfreund.

und:

Geliebte Mutter, weine nicht,
Ich bitte ja dort für Dich
Am hohen Himmelsthron
Zu Jesu, Gottes Sohn,
Dass wir nach diesem Leben
Uns einstens wieder sehen.

Bisweilen begnügt man sich mit dem ersten der beiden genannten Motive; vgl.

Ruhe sanft, Du gutes Kind,
Bist nun dort, wo Engel sind.

auch mit besonderer Betonung des frühen Todes:

Du bist viel zu früh geschieden,
Vielgeliebtes gutes Kind,
Giengst ein ins Land des Frieden,
Dorthin, wo nur Engel sind.

Ähnlich, doch etwas individueller ist der Vers:

Leiden war Deine kurze Lebenszeit,
Ohne Lust, ohne Freud;
Doch dafür zum Lohn
Bist ein Engel jetzt am Gottesthron.

Ein anderermal wird dieser Gedanke, dass das Kind in den Schoß der Engel gelangt, auf dem Grabe eines kleinen Mädchens in folgendem epigrammartigen Spruche ausgedrückt:

Des Kindes zärtlich Sehnen,
Des Vaters tiefer Schmerz,
Der Mutter heiße Thränen,
Der Freunde trauernd Herz.

---

[1]) Man beachte die Paarung der Verse durch Assonanz.

Oder es werden wohl beide Motive, der Aufenthalt bei den Engeln und die Fürbitte bei Gott, jedoch in kürzerer Form angeführt, z. B.

Liebes Kind, als Engel am höchsten Thron
Bitt für uns bei Jesu, dem Gottessohn.

aber auch mit einer Ausschmückung:

Liebes Kind, als Engel
Bitt für uns an Gottes Thron,
Für uns im Thal der Mängel,
Bei Jesu seinem Sohn.

oder mit einer individuellen Einleitung:

Mich rief die Schwester nach
Ins ruhig kühle Grab,[1])
Um als Engel dort zu beten
Für unsre lieben Eltern.

Ein weiteres, immer und immer wiederkehrendes, bereits in zwei früher angeführten Inschriften enthaltenes Motiv ist jenes, dass das Kind das Wort ergreift und die Eltern bittet nicht zu weinen; vgl.

Geliebte Eltern, weinet nicht
Und kränket Euch nicht ab,
Der (unleserlich) war es, der
Mich rief so früh ins Grab.

Dagegen etwas gekünstelt:

O Vater, hemme Deine Thränen,
Geliebte Mutter, weine nicht,
Die Hoffnung stille Euer Sehnen,
Bis euer Aug im Tod einst bricht.

oder der häufig wiederkehrende Vers:

Stillet, Eltern, eure Thränen,
Denket, dass alles vergeht,
Dass auch das viele Sehnen
Selbst dem Tod nicht widersteht.

Dasselbe Motiv findet sich auch in breiterer Ausführung mit stimmungsvollem Hintergrund:

Gute Nacht, ihr liebsten Eltern und Geschwister
Und ihr alle, die ihr um mich weint;
Lasst euch nicht betrüben diesen Abschied,
Den ich thue in die Erde wieder;
Schaut, die Sonn', geht sie zur Ruh,
Kommt doch morgen wieder.

auch mit einem beliebten volksthümlichen Anfang:

Rosen und Vergissmeinnicht
Sollen hier am Grabe blühen,
Vater, Mutter, weine nicht,
Mir geht es besser beim lieben Gott drüben.

[1]) Auch hier wieder wie so oft Reim durch Assonanz hergestellt. Man beachte ferner die Vermischung zweier Bilder in dieser Inschrift, da das Kind nach dem typischen Motiv im Himmel betet.

und auch sonst finden sich Vergleiche mit Blumen:

Ruhe sanft in Gottes Schoße,
Du so früh verblichne Rose,
Blüh aufs neue dort
Am Himmelfriedensort.

Noch schöner und sinniger in den folgenden Worten:

Blümchen so schnell verblüht,
Im Grabe ist Ruh, ist Fried,
Blühst jetzt dort oben,
Um den Himmelsgärtner zu loben.

Manche Inschriften klagen im allgemeinen über den frühen Tod z. B.

Kurz war die Zeit des Lebens,
Schnell die Reise zur Gruft;
Alles ist vergebens,
Wenn die Stimme Gottes ruft.

oder das Kind spricht:

Im Frühling meiner Jahre
Nahm mich die Sense des Tods,
Führt mich zur Todtenbahre,
Hinauf zum Throne meines Gotts.

wo also mehrere Gedankenreihen naiv ineinander geflochten sind.

Daneben trifft man auch auf weniger wertvolle Verse, deren Echtheit anrüchig scheint, z. B.

An meiner Gruft stärkt euren Glauben,
Ihr Eltern, die ihr mich geliebt;
Der Tod kann mich nicht rauben,
Da Gott mich Euch einst wiedergibt.

aber auch Perlen von Volkspoesie, wie das oft sich findende, in seiner Schönheit vielleicht der Kunstpoesie angehörige:

Du kamst und giengst mit leiser Spur,
Woher, wohin — wir wissen nur:
Aus Gottes Reich, aus Gottes Hand,
Hinauf ins Vaterland.

oder das wunderbare, durch Handhabung des Metrums und durch hochpoetische Bilder und Gedanken gleich nennenswerte:

Thränen fließen und begießen,
Was der Tod gesät,
Elternherzen, reich an Schmerzen,
Sind sein Blumenbeet.

II. Kleine Mittheilungen.

Zu den älteren Hochzeitsbräuchen im Egerlande.

Ein Beitrag zur Volkskunde des Egerlandes von Dr. Michael Urban, Plan.

Trefflich hat Dr. Georg Habermann in seinem Buche: «Aus dem Volksleben des Egerlandes. Eger 1886. Druck und Verlag von Kobetsch & Gschihay» — die Hochzeit, wie sie vor wenigen Jahren noch im Egerlande begangen worden ist, geschildert. Anders ist es bereits heute, und viel — viel andere Gebräuche umsäumten und durchtränkten gleichsam vor hundert Jahren eine egerländer Hochzeit. In alten Aufzeichnungen fand ich eine Schilderung der «Hochzeitsgebräuche der Böhmen in der Gegend von Eger», wie sie vor Ende des vorigen Jahrhundertes gang und gäbe waren. Ich glaube der deutschen, zugleich auch der österreichischen Volkskunde einen kleinen Dienst zu erweisen, wenn ich diese höchst interessante und zugleich wertvolle Schilderung der egerländer Hochzeitsgebräuche im vorigen Jahrhunderte der weiteren Öffentlichkeit in die Hände lege. Diese Aufzeichnungen lauten: Am Tage der Hochzeit darf kein Bräutigam das Haus seiner Braut betreten; er muss zwar mit allen seinen Verwandten kommen, doch dürfen sie nicht weiter als bis zur Scheuer oder Schupfen des Hauses gehen; dort müssen sie harren, bis die Braut freiwillig aus dem Hause heraus und ihnen entgegenkommt, wo sie sich die Zeit mit Bierkrügen und Bergen von Kuchen vertreiben, welch letztere gemeiniglich von der Braut selbst gebacken wurden. Der Anzug der Braut ist ganz altdeutsch, und bei Reicheren ist ihre Hüfte mit einem breiten silbernen Gürtel (dem «Glocken-Bändl») geziert, ferner trägt sie ein Gebetbuch und Rosenkranz in der Hand, wovon oft ersteres stark mit Silber beschlagen ist und an letzterem ein großes silbernes Crucifix hängt, welches gewöhnlich Geschenke des Bräutigams sind. Bei der Braut sind ihre Eltern, einige Brautjungfern und die übrigen Geschwister und Anverwandte versammelt. Bevor man Abschied nimmt, erbittet sich der Brautvater eine allgemeine Stille, die Braut nähert sich dem Ofen und ihre Mutter stellt ein Weihwassergefäß auf die Bank hin. Einer aus den versammelten Freunden (auch der «Procurator [Hochzeitsbitter])» tritt nun hervor, stellt sich in die Mitte des Zimmers und beginnt im Namen des Bräutigams eine lange Anrede an sämmtliche tugendsame und ehrenfeste Anwesende. Er fordert im Verlaufe dieser Rede die Tochter vom Vater und von der Mutter, die Schwester vom Bruder, die Base von der Muhme und dem Vetter, die Pathe von ihrem Pathen und bittet am Ende den Brautvater, dass er der Braut einen «Führer» geben möge, welcher diese auf allen Wegen und Stegen, auf offener Heer- und Landstraße, nach dem Gotteshause sicher geleiten und führen möge. Hierauf geht der Vater mit langsamen und feierlichen Schritten zu seiner Tochter, besprengt sie mit Weihwasser und gibt ihr gute Lehren. Diese Abschiedsrede des Vaters lautete zumeist folgendermaßen: «Gott segne Dich, Gott geleite Dich auf allen Deinen Wegen. Du warst immer ein liebes Kind, folgsam und gut, sei es auch als Weib (Frau) Deinem künftigen Manne, hänge an ihm fest in Noth und Trübsal, aber vergiss nicht ganz Deines alten Vaters, der sich Deines Glückes immer freuen und Dich noch auf seinem Todtenbette segnen wird.» Nun kniet die Braut auf einen mit einem weißen Tuch überdeckten Schemel. Die Eltern besprengen sie mit Weihwasser, wozu drei zusammengebundene Kornähren benützt werden, machen ihr das Kreuzeszeichen auf Stirne, Mund und Brust und küssen sie hierauf.

Wenn der Hochzeitszug nach der kirchlichen Einsegnung am Hause des Bräutigams ankommt, so ist die Thür desselben verschlossen. Der Bräutigam, welcher nun neben seiner Braut geht, klopft an und seine Mutter oder nächste Anverwandte tritt mit einem Glas Wasser in der Hand heraus. «Was bringst Du, mein Sohn?» spricht die Mutter. «Euch eine neue Tochter und mir eine Hauswirtin, sie wird Euch ehren und lieben und mir die Last der Arbeit tragen helfen», entgegnet der Sohn. Die Mutter tritt nun vor, küsst die Braut und reicht ihr mit den Worten: «Sei mir willkommen und nimm dies zum Willkommstrunke!» — das mit Wasser gefüllte Glas, welches die Braut mit einem Zuge leert und dann so kräftig hinter sich wirft, dass die Scherben umher fliegen. Dies Glas Wasser, welches die Braut rasch leert, bedeutet ihre Bereitwilligkeit, auch bei schlechter Kost und Trank im Hause ihres Mannes verlieb zu nehmen und nicht zu murren, wenn sie nicht immer Fleisch kochen und Bier trinken kann. Der Eifer aber, mit welchem sie das Glas hinter sich wirft, beweiset den Vorsatz, mit welchem sie alle ehemaligen Bande vernichtet, um nun ganz an ihrem Manne zu hängen, und für seinen Vortheil zu arbeiten.

Hierauf tritt die Braut in die Rechte der Hauswirtin, und als solche wartet sie den Freunden und Verwandten beim Ehrenmahle auf. Nach dem Mahle werden Anstalten zum Tanze gemacht, doch darf die Braut ihr Pelzwams dabei nicht ablegen, damit sie ohne Vorwurf und Makel unter die Haube komme. Der Brautführer eröffnet mit der Braut den Reigen, und alle folgen — Paar und Paar. Wenn die jungen Burschen an den Musikanten vorüberziehen, so singen sie immer ein Liedchen, zu welchen die letzteren sogleich die Melodie spielen. Um Mitternacht, wenn die Braut nach der Schlafkammer geführt werden soll, stellen sich die Jungfern und Frauen, Junggesellen und Männer in vier Haufen. Die Jungfrauen haben die Braut, die Junggesellen den Bräutigam in ihrer Mitte; die Musik beginnt, und alle tanzen solange, bis es den Weibern mit List und Gewalt gelungen ist, Braut und Bräutigam dem Gegenpart zu entreißen und diese dann im Triumphe nach dem Schlafgemach zu führen; oft wird der Streit ernsthaft und ihre Folgen sind dann wohl Schläge.

So die Aufzeichnungen über Hochzeitsbräuche im deutschen Egerlande vor 100 Jahren; sie sind wohl lückenhaft, aber dennoch ein sehr wertvoller Beitrag zur Volkskunde dieses Theiles Deutschböhmens.

Krankheitsbeschwörungen.

Mitgetheilt vom Lehrer Benj. Kroboth, Oberthemenau.

Bei meiner Suche nach Volksthümlichem kam mir auch ein geschriebenes Büchlein in die Hände, dessen erste Seite folgendermaßen beschrieben war «Antags Buch — Im Jahre 1855 — Anton Wiesmann». Ich will nun den Inhalt desselben mit Beibehaltung der darin gebrauchten Schreibweise wiedergeben. Auffallend war mir der Name Wiesmann, der in den kroatischen Ortschaften Niederösterreichs nicht vorkommt. Soweit erfragt werden konnte, kommt heute dieser Name in Feldsberg vor, und dürfte von dorther dieses Büchlein nach Oberthemenau gekommen sein. Für die Volkskunde wurde dieses Buch insofern von Wert, als es mich auf den Gedanken brachte, ob nicht unter hiesiger Bevölkerung Beschwörungen vorgenommen werden, was thatsächlich auch der Fall ist, wie die Leser dieser Zeitschrift bereits in der Abhandlung «Die kroatischen Bewohner von Themenau in Niederösterreich» gesehen haben, da ich einige derselben dort angeführt habe. Wie ich mir habe erzählen lassen, wirken diese Beschwörungen sicher, und sind durch dieselben viele von ihren Krankheiten aus der Behandlung des † Bartholomäus Malinkowič geheilt entlassen worden. Ein weiterer Vortheil derselben ist auch der, dass sie für alle Krankheiten angewendet werden können, sie lauten:

† † † Ich Beschwäre Dich, Befeucht und Vergift, bey der Sonn und Mond, und bei der Heuligen Wandlung, und bey den Heuligen Wunden Unsers Herrn Jesu Kristi, und bey dem heuligen Blut, das Gott aus Seinen Heiligen Henden und Füßen hat flißen Laßen, und bei dem Ersten Menschen, den Gott auf Erden Erschaffen und Besucht hat.

† † † Ich Beschwäre Dich, Geschicht und Vergift, bey dem Jügsten Gericht und Jügsten Urtheil, das Gott über mich und über alle Sünder Geben wird, das Du mir nicht Schadest an meinen Glüdern des Leibes Amen.

† † † Das Bitte dir auf, Geschicht und Vergift, bey den Heuligen drey Nägeln, die Gott durch Seune Heulige Hand und Füß sind durch Geschlagen worden.

† † † Das Bitte dir auf, Geschicht und Vergift, bey aller Lieb, die Gott zu Seiner lieben Mutter gehabt hat.

† † † Das Bitte dir auf, Geschicht und Vergift, bey den vür Heiligen Jesus und Maria, Elißabet und Johannes der Teifer, das ihr Mir Entziehet von der Geschicht und Vergift.

† † † Ich bitte dir auf bey der Lib Jeßu Kristi, der gefangen, Gebunden, Gegeißelt, Gekrönet, Am Stame des Heiligen Kreitzes Gestorben vür mich und alle Sinder.

† † † Das bitte dir auf bey der Gätlichen Kraft, die im Himel ist, das du mir nicht Schadest an Haupt, an Hals, an Armen, und Seiten, an Henden und Schultern, an Rippen und Lunge und Läber, an keinem Gehär, an meinen Leib.

† † † Ich Glaube, das kein Mann oder Weib Sey, die das Geschicht und das vergift Läsen kann. Jeßus Kristus ist der Einzige Man, der einen helfen kann; Himel und Erde Bewahren mich Gesund. Amen.

† † † Mitt der hilf Gottes, des Allmechtigen Nahmen ist mein anfang.

† † † Ich weiß vergift, wie dir war, als Gott, der Heilige Streiter Kristus gebohren war. Unsere Libe Frau fürte Jesus, ihr Liebes Kind, bey der Hand, da begegnete ihr das Vergift, das Guttes vergift, das Schennes vergift, das Schwindel vergift, das Gestirn vergift, das Ohren vergift, das Geher vergift, das Wahng vergift, das Zähn vergift, das Lungen vergift, das Leben vergift, das Halß vergift, das Brust vergift, das Schulder vergift, das Nabel vergift, das Bauch vergift, das Seuten vergift, das Gnie vergift, das Elbogen vergift, das Sollen vergift, das Zehen vergift, das Fleisch vergift, das Margst vergift, das Ater vergift, das Wunden vergift, das Man vergift, das Frau vergift, das Monschein vergift, das Sonn vergift, ... (unleserlich.) Wir wohlen gehen auf die großen Wolken .... (unleserlich.)

† † † Ge fern wildes Vergift, wo kein Mensch wohnet, kein Wind Wehet, kein Han Krähet, dort, wo Jesus Kristus dich altes vergift Ein Gefangen hält.

† † † Ich bitte dir auf bey dem Herrn, ich bitte dir auf bey dem Gestirn, ich bitte dir auf bey der Gottes Kraft däs Vaters, des Sonnes und des Heiligen Geistes Amen.

Ein vater Unser und Ein Glauben, 7 Vaterunser, 7 Ave Maria und Ein Glauben 3 Tag Zu Ehren des Bittern Leidens und Sterbens, 5 Vatterunser, 5 Ave Maria und Ein Glauben zu Ehren der Heiligen 5 Wunden Jesu Kristi Alle Tage zu Betten.

Zur „Tatzelwurm-Sage."

In den Mittheilungen der «Geschichte für Salzburger Landeskunde», Jahrgang XXXVII (Vereinsjahr 1897), II. Heft, bringt Herr Stefan Ecker, Schulleiter in Lofer, «Sagen aus der Umgegend von Lofer.» Auf Pag. 178, (II. Sagen verschiedenen Inhaltes) erscheint Nr. 12 «Sage vom Bergstutzen» (Tatzelwurm). Hier wird in einer Anmerkung des Aufsatzes in der Zeitschrift für österr. Volkskunde, Jahrg. 1895 (5. und 6. Heft), gedacht und hiezu bemerkt: «Dieses als äußerst giftig und gefährlich geschilderte Thier lebt noch im Volksglauben fort.»

«Wird man eines «Birgstutzens» ansichtig, so kann man ihm nur selten entkommen, weil man von dem Blick des Thieres gebannt und sich oft nicht von der Stelle rühren kann, und dann weil das Thier den Menschen an Schnelligkeit übertrifft. Für solche Fälle gilt als Regel, nicht geraden Laufes, sondern seitwärts und im Zickzack zu fliehen, weil der Bergstutzen nur geradeaus zu springen imstande ist.»

«Dass es noch wirklich Bergstutzen gibt, zeigt eine Votivtafel im Unkenthal, auf welcher dieses Thier leibhaftig abgebildet ist.» — (Folgt nun die Schilderung der Tafel eine Viertelstunde unter dem Fuchslehen in Unken [siehe auch Manuscript aus dem Museum zu Salzburg], erwähnt in der Zeitschrift für österr. Volkskunde 1895, 5. und 6. Heft, 1. Aufsatz «Altes und neues vom Tatzelwurm»). «Der Bauer,» heißt es bei Ecker, «vergass aber in seiner Bestürzung die obige Regel und wurde in seinem Laufe noch im Vorhause des Fuchslehens von seinem Verfolger eingeholt und getödtet.»

Eine Erinnerungstafel an ein gleiches Ereignis war vor wenigen Jahren noch an einer Felswand bei der Dürnberg-Mühle am Eingang in den Schidergraben zum Gedächtnis eines Verunglückten angebracht. v. D.

Kerbholz.

Von Dr. Hans Schukowitz, Graz.

Armin Tille bringt in der Zeitschrift für Culturgeschichte, herausgegeben von Steinhausen, Weimar, 1897, S. 452 f. etliche geschichtliche Belege für die wirtschaftliche Verwendung des Kerbholzes im 15. und 16. Jahrhundert Es ist aber nicht solange her, dass noch unter den slowakischen Bauern der östlichen Marchebene das Kerbholz im Gebrauche stand. Es ist ein ungefähr 20 *cm* langes und 3 *cm* breites, oben abgekantetes Buchenstäbchen, mit der eingebrannten Hausmarke oder dem eingeritzten Namenszug des Schuldners. Durch die Anzahl der eingeschnittenen Kerben wurden nun die rechtlichen Verpflichtungen zwischen Gläubiger und Schuldner vermerkt, sei es, dass diese in Geld-, Frucht- oder sonstigen Lebensmittelleistungen bestanden haben. Das sogenannte «Schmied-, Lehrer- und Pfarrerkörnde» wurde noch bis in die dreißiger Jahre unserer Zeitrechnung in vielen Ortschaften des Marchfeldes nach obiger Abrechnungsart eingeheimst.

Heute verwenden wohl noch hie und da Fuhrleute das Kerbholz; seine rechtliche Bedeutung hat es längst eingebüßt. Wir dürfen es aber immerhin als untrüglichen Gradmesser elementarer Volksbildung ansehen.

Das Leichen- oder Traueressen im deutschböhmischen Mittelgebirge.

Von Wenzel Peiter, Wellemin.

In den deutschen Ortschaften auf der Südseite des böhmischen Mittelgebirges ist noch heute die alte Sitte gang und gäbe, am Abende des Begräbnistages eines Angehörigen einen sogenannten Leichenschmaus oder ein Traueressen zu geben.

Man versteht aber die Bedeutung der alten Sitte nicht mehr und die wenigsten wissen, dass das Leichenmahl einstens das öffentliche Zeichen war, dass die Erben ihr Erbe antraten, und dass man damit öffentlich documentieren wollte, dass der Todesfall die Gemeinschaft der Verwandten nicht gelockert, sondern vielmehr befestigt habe. Heutzutage ist das Leichenmahl zur bloßen Gedächtnisfeier herabgesunken, gerade wie die Verpflichtung der Verwandten, das Grab des Verstorbenen mit eigener Hand zu graben, noch kümmerlich in der Sitte fortlebt, «drei Handvoll Erde» dem Verstorbenen ins Grab nachzuwerfen.

Zu den Traueressen im deutschböhmischen Mittelgebirge ergehen besondere Einladungen, gewöhnlich an die Verwandten und Freunde des Verstorbenen, an die Nachbarn, an die Geistlichkeit und an die Lehrerschaft. Großer Wert wird darauf gelegt, dass die Träger des Sarges, der Geistliche, der den Leichenconduct geführt, und der Lehrer, der das Kirchenchor leitet, bei dem Traueressen nicht fehlen.

Die Tische im Trauerhause sind weiß gedeckt; zwischen den unaufgeschnittenen Brotlaiben stehen Teller mit Butterstücken und Käsen. Meistens hat man auch für einen Trunk gesorgt, indem man ein Fässchen Bier einschrotete und Brantwein oder Wein mit dazu gehörigen Gläschen in die aufgestellten Sachen einreihte. In besser situierten Häusern wird öfters auch Suppe, Rindfleisch und Braten aufgetragen und Punsch, Grog oder schwarzer Kaffee verabreicht.

Um die Mitternachtsstunde, oder wenn einzelne Trauergäste schon aufbrechen wollen auch früher, erhebt sich gewöhnlich der älteste Gast der Tischgesellchaft und spricht: «Nun haben wir zu Ehren des Verstorbenen gegessen und getrunken, lasset uns auch für sein Seelenheil ein Vaterunser beten». Laut betet er drei Vaterunser und den Glauben vor, alle anderen beten laut mit. Das Gebet wird mit folgenden Worten geschlossen: «Gott gebe ihm die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihm und und lasse ihn ruhen in Frieden. Amen.»

Nach diesem Gebete leert sich nach und nach die Stube, bis endlich nur noch die nächsten Angehörigen, die im Hause wohnen, zurück bleiben. In aller Eile wird aufgeräumt und in kurzer Zeit nach dem Aufbruche des letzten auswärtigen Gastes verlöschen die Lichter im Trauerhause.

Das Todtenköpflein.

Ein Beitrag zur Osteologia sacralis et culinaris von Dr. M. Höfler, Tölz.

Durch die ganze süddeutsche Volksmedicin geht der Glaube, dass das sogenannte Sau-Gehör oder der Knochen, der das Gehör-Organ des Schweines birgt, ein gutes Mittel gegen Fraisen (Vergicht) und Zahnschmerzen sei.

V. Fossel (Volksmedicin und medicinischer Aberglaube in Steiermark. 1885 S. 72): «Ebenso verfährt man (G. hängt als Frais-Beterl um den Hals des zahnenden Kindes) mit den Felsenbeinen des Schweinsschädels, welche als Fraisbeindle zum gleichen Zwecke (Amulet) gegen Freisen stehen.»

Nach V. Fossel ist dieser Glaube auch in Oberösterreich gegeben. (A. Baumgarten: Aus der volksthümlichen Überlieferung der Heimat. Musealbericht, Linz, 1862. S. 84.

A. Heyl (Volkssagen. Bräuche und Meinungen aus Tirol 1897, S. 788) «Stoss die Todtenköpflein, die im Kopfe der Spanferkeln sind, zu Pulver, das hilft gegen die Fraisen.»

G. Lammert (Volksheilgebräuche und medicinischer Aberglaube in Süddeutschland, 1886. S. 125): «Man hängt dem Kinde den Felsenknochen vom Gehörorgane eines Schweines (Fraisknochen) an.»

In Tölz (O. Bayern) heißt der Knochen Sau-Gehör, wer davon 3 in der Tasche bei sich trägt, ist gesichert vor Ohren- und Zahnweh.

Warum dieser Knochen auch «Todtenköpflein» heißt, ergibt sich aus der Zeichnung, welche den betreffenden Innenraum an der Pars petrosa des Schläfenbeins beim jungen Schweine wiedergibt. Dieses Tegmentum tympani, welches die hiesigen Metzger durch einen raschen Handgriff als isolierten Knochen aus dem Schweinskopfe herauszuschälen pflegen, zeigt eine rundovale Form und sticht sowohl durch seine auffallende Weiße von dem Dunkelblau der umgebenden Hirnblutleiter ab, als durch 2 Vertiefungen, die wegen ihrer Runde und wegen einer hakenförmigen Knochennase dazwischen eine entfernte Ähnlichkeit mit hohlen Augen von Todtenschädeln haben; es sind sogenannte Nervenlöcher d. h. Eingangsöffnungen, für Gehirn-Nerven, die durch die Knochenschale, auf der die harte Hirnhaut aufliegt, hindurch gehen. Der vom Metzger abgeschälte Knochen enthält das Mittelohr (Schnecke, Steigbügel etc.); es ist das äußerst harte, beim Schweine und anderen Säugethieren einen selbständigen Knochen bildende Felsenbein (Pars petrosa), das nach anderen auch einem Kopfe mit Judennase gleichen soll, weshalb es auch das «Judenknöchlein» hieß oder heißt; man wird wohl auch von den jüdischen Ärzten, die im Mittelalter im Verdachte der Zauberei standen, diesen Namen abgeleitet haben. Wegen der Härte des betreffenden menschlichen Knochens galt er als unverbrennbar und sollte darum ein sogenannter Auferstehungsknochen sein, der bis an die Auferstehung der Todten unverändert bleibe. Dieser Knochen ist nicht zu verwechseln mit dem anderen Judenknochen, der auch Luz, Luza, Jungfer im Bade genannt wird und über welchen bereits in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde von Weinhold 1895, S. 101, eingehender berichtet wurde.

Es ist vielleicht am Platze, daran zu erinnern, dass die Germanen durch ihren Opferkult eine gewisse Osteologia sacralis hatten. Knochengalgen, Beinhäuser (Ossuarien), Wertschätzung der Sequesterknochen in den alemanischen, friesischen und longobardischen Gesetzbüchern, die große Anzahl von althochdeutschen mit Bein verbundenen Wörtern, das germanische Knochen-Opfer (Zahn, Deutsch. Opfergabe 1884, 41) etc. sprechen hiefür. Das an Cultzeiten gebundene Schweinskopf-Essen, das in Siechenhäusern erst spät durch Geldspenden abgelöst wurde, war jedenfalls ein Überrest vom früheren kulturellen Schweinsopfer; dass dieses blutige Opfer noch im Rudimente in der Volksmedicin andauern musste, ist ganz erklärlich, da diese die meisten Cultmittel aus heidnischer Zeit bewahrt hat.

Kindestaufen im Hocherzgebirge.

Von Wenzel Peiter, Wellemin.

Im Hocherzgebirge wird jede Kindestaufe als ein sehr häufig alle Jahre wiederkehrendes Familienfest angesehen und dementsprechend mit größerem Gepränge als anderwärts gefeiert. Ist der Vater des neugeborenen Kindes mit der Kindesmutter, in manchen Fällen mit der Schwiegermutter oder dem Schwiegervater über den zu nehmenden Pathen einig geworden, so wird der «Gevatterbrief» abgefasst, und entweder durch die Hebamme oder durch den Kindesvater selbst dem erwählten Pathen überbracht. In früheren Zeiten schrieb den Gevatterbrief gewöhnlich der «Schulmaster» (Lehrer) und erhielt je nach den Vermögensverhältnissen hiefür eine bestimmte Entlohnung. Das Gevatterbriefschreiben war ja eine der einträglichsten Nebenbeschäftigungen der Lehrer und «Kanter» (Kantors des Hocherzgebirges). Heutzutage schreibt denselben entweder die Hebamme oder der Kindesvater.

Am Tage der Kindestaufe kommt der Pathe ins Haus der Wöchnerin, wird hier bewirtet und begibt sich dann in Begleitung der Hebamme, die das Kind trägt, öfters auch in Gemeinschaft des Kindesvaters zur Kirche. Beim Weggange frägt der Pathe die Wöchnerin, welchen Namen das Kind bei der Taufe erhalten soll, und spricht nach Bekanntgabe desselben (gewöhnlich erhält das Kind den gleichen Vornamen wie der Pathe): «Einen Heiden tragen wir fort, einen Christen bringen wir zurück!» Von der Zeit des Weggehens aus dem Hause der Wöchnerin bis zum Wiedereintreffen und zur Zurückgabe des Kindes an die Mutter, also solange der Pathe den Pathenbrief nicht übergeben hat, darf er keine Nothdurft verrichten, denn sonst könnte das Kleine das Wasser nicht halten und würde ein Bettnässer. Die Zurückgabe des Kindes an die Wöchnerin erfolgt mit den Worten: «Einen Heiden trugen wir fort, einen frommen Christen bringen wir zurück!» Der Pathenbrief, in welchem auch das Pathengeschenk hinterlegt wird, wird gewöhnlich in das Bettchen, in welches das Kind eingewickelt ist, geschoben. Während der Abwesenheit des Kindes beim Taufgange legt man in den Kindeskorb ein Mangelholz, denn dadurch soll es einstens reich werden. In jedem Falle, ob der Pathe zu Fuß geht oder zur

Kirche fährt, muss er auf demselben Wege die Rückreise antreten, denn nur dann wird sich der Täufling einstens auf keinem Wege verirren. Um zu zeigen, dass man als Pathe nicht «pfengfuchsig» ist, wird in einem Gasthause des Kirchortes, sowie auch in den Schenken, die etwa am Wege liegen, eingekehrt und dabei oft des Guten zu viel gethan.

In besseren Familien nimmt man meistens zwei bis vier Pathen. Diese Sitte hat sich aber vom Nachbarlande Sachsen herübergepflanzt, und da die Pathengeschenke fast immer in Geld gegeben werden, so erklärt sich von selbst, warum jetzt auch arme Leute die Sitte nachäffen. Die Übernahme einer Pathenstelle schlägt niemand ab. «Jedes Kind muss einen Pathen haben», und man würde es «als eine Sünde» betrachten, wenn man einen Gevatterbrief zurückschicken würde.

Wird eine ledige Person als Pathe genommen, so nimmt man auch immer ihren «Schatz» — selbstverständlich, wenn selbe einen hat – dazu. Da heutzutage nur auf die Pathengeschenke gesehen wird, so übergeht man oft die ganze «Freundschaft» (Verwandtschaft) und nimmt nur als Gevattern solche Personen, von denen man ein entsprechendes Pathengeschenk erhoffen kann. Auch Protestanten werden hiezu auserwählt, nur muss dann ein Christkatholik als erster Pathe stehen. Sind mehrere Pathen, so hält jeder derselben den Täufling während des Taufactes eine Zeitlang. Der Geistliche, wie der Kirchendiener erhält von jedem Pathen gewöhnlich einen Silbergulden oder ein Markstück. Jeder Pathe ist aber auch verpflichtet, ein solches Geldstück in das Badewasser des Kindes zu legen. Dies ist die Entschädigung für die Hebamme, weil sie das Kind auf dem Taufgange trägt.

Mit der Zurückgabe des Kindes an die Wöchnerin ist aber das Familienfest noch nicht zu Ende. Es dauert oft vielmehr bis in die Nacht hinein, indem sich die Pathen, wie die nächsten Verwandten zu einem «Plausch» beim gedeckten Tische zusammensetzen.

Wie wir also sehen, ist eine Gevatterschaft im Hocherzgebirge mit Kosten verbunden, und der Ausspruch eines alten Junggesellen: «Gott beschütze mich nur vor Gevatterschaft, vor Hochzeit und Kindestaufe werd' ich mich selber beschützen», hatte für ihn eine gewisse Berechtigung.

Während man im Flachlande nur die Namen Wenzel, Franz, Karl, Josef, Anna, Marie, Johanna und Elisabeth findet, hat das hocherzgebirgische Namenregister eine Auswahl von sehr vielen und meistens auch sehr hübschen Vornamen, als Richard, Cölestin, Eduard, Wilhelm, Helene, Melanie, Camilla, Olga, Oliva, Melitta, Litti u. s. w.

Einige Tage nach der Taufe bringen die Pathen und auch die Freundinnen und Nachbarinnen der Wöchnerin derselben die sogenannte «Wochensuppe» (kräftige, leicht verdauliche Speisen), indem sie gleichzeitig auch damit die «Wochenbettbesuche» abstatten. «Wochensuppe» zu tragen oder zu schicken ist durch die Volkssitte der Pathe dreimal verpflichtet, ebenso auch dreimal dem Pathenkinde ein «Christkindl» zu geben. Da letzteres nicht allein in Spielsachen, sondern auch in Kleidern u. s. w. besteht, so hat ein Pathe, der viele Pathenkinder hat, zu Weihnachten oft nicht unbedeutende Sorgen.

Bis zur kirchlichen Einsegnung und in besseren Familien auch noch längere Zeit kommt alltäglich die Hebamme, um das Kind zu baden. Nach verrichteter Arbeit bekommt sie gewöhnlich Kaffee mit Semmeln aufgetragen. Bevor die Wöchnerin nicht kirchlich eingesegnet ist, lässt man sie Tag und Nacht niemals allein und auch nicht vor die Stubenthür treten. Allein lässt man sie nicht, denn sonst könnte es leicht geschehen, dass sie einschlummert und während ihres Schlummers die «Wechselbutte», ein sagenhaftes Wesen, das «kleine Wesen» forttrage und dafür einen Wechselbalg in die Wiege lege.

Die Ruinen der Kapelle von Sct. Leonhard ob Nabresina.

Von Prof. Dr. Karl Moser, Triest.

Von Nabresina aus gelangt man auf guter Fahrstraße nach der Ortschaft S. Polaj mit weithin sichtbarer Kirche. Hat man den ersten Höhenrücken erreicht, wende man sich nach rechts über ein verkarstetes Terrain, sodann über Wiesen auf ein Plateau, das im N. vom Sct. Leonhardsberg abgegrenzt wird. Am Fuße des Berges liegt die kleine aus 28 Nrn. bestehende Ortschaft Samatorca (die Alleinstehende). Rechts davon, also in östl. Richtung steht die Kirche des h. Ulrich, die den Altar der zerstörten Kapelle von Sct. Leonhard birgt. Von hier besteigt man auf sehr steinigem Wege den genannten Berg, auf den beiderseits liegenden Wiesenflächen finden

sich überall charakteristische rohe Gefäßreste. In der Mitte des Weges gelangt man auf ein kleines Plateau mit einem künstlichen Grottengange und dann nach kurzem Steigen über steiniges Gehänge auf den Gipfel, dessen höchsten Punkt die Ruinen der alten Kapelle von Sct. Leonhard krönen. Von dieser Kapelle sind nur 2 Eckmauern erhalten. An der einen Wandfläche erblickt man in Fresco den Kopf Marias mit Heiligenschein in Holbein-Manier. Der rechteckige Bau wird von einer hohen Steinmauer umgeben. Einer der mich begleitenden Ortskundigen erzählte mir, dass in frühester Zeit hier oben die Heiden gehaust hätten, und mit der Einführung des Christenthums sei die Kapelle des h. Leonhard erbaut und in den Franzosenkriegen zerstört worden. Sie soll auch den vom Sturmwinde verschlagenen Seefahrern als Leitstern gedient haben, und der Sage nach soll diese Kapelle ein einem Sterne vergleichbares, strahlendes Licht (Johannesfeuer?) ausgesendet und so den Seefahrern gleichsam Hilfe gespendet haben. Vor ungefähr 14 Jahren hätten hier italienische Arbeiter unter Anführung eines Priesters nach Schätzen gegraben, welche Stellen mir auch gezeigt wurden. Der Bauer, Namens Doliek aus Samatorca erzählte mir, dass die Schatzgräber nach einer «Calamita» hier gefahndet hatten. Das Wort bezeichnet bekanntlich einen Magnet, Anreizung, Lockung — Magnetnadel, figürlich die Schiffskunst, Begriffe, die sich recht gut mit den gemachten Andeutungen vertragen. Der Bauer meinte, die Schatzgräber hätten nichts gefunden und dann ihre Wanderung nach Sa. Croce angetreten, wo sie durch zwei Tage auf den Höhen von S. Primus gegraben hätten. — Auch hier befinden sich die Ruinen einer Kapelle mit dahinter befindlichem Erdhügel, der Gefäßreste in großer Zahl enthält. In dem Besitzwechsel des Patriarchates von Aquileja werden S. Leonhard und S. Primus ob Sa. Croce mehrfach erwähnt. Beide Orte sind eminente Höhenpunkte von weitreichender Rundsicht und verdienen in archäologischer Hinsicht die vollste Beachtung. — Erzählungen und Sagen, wie die von Sct. Leonhard erwähnten, begegnet man im österr. Litorale häufig. So erzählte mir Seine k. Hoheit der Erzherzog Stefan im Frühlinge 1883 in Gravosa, gelegenlich eines Besuches der «Pelagosa», des k. k. Regierungsdampfers, dass in den Ruinen des Uskoken-Kloster auf Giupana in Dalmatien Mönche vom Berge Athos kommend, dort nach Schätzen suchten, von denen sie durch schriftliche Aufzeichnungen im Kloster des Berges Athos Kunde erhielten. Desgleichen sollen Griechen bei Blatta auf Veglia in Istrien viele Münzen gefunden haben, und nach Erzählungen des Pfarrers H. Suptjna von Vermo in Istrien haben wiederholt Griechen die Bauquadern aus den Mauern der dortselbst befindlichen einsamen Kirche Sct. Madonna im Walde herausgerissen, um in den Nischen nach Schätzen zu suchen. Ich kenne selbst diese Beschädigung aus eigener Anschauung. Es wird befremden, wenn ich bemerke, dass diese fremden Griechen durch die Gensdarmen von weiteren Zerstörungsschritten abgehalten werden mussten.

Nördlich von der Sct. Leonhards-Kapelle befindet sich eine schöne, gut gepflegte Wiese mit tiefschwarzer Erde. Vier alte Juniperus-Bäume zieren diese üppige Wiesenfläche, vermuthlich ein sehr alter Begräbnisplatz, der nach N. von einem noch deutlich sichtbaren, ganz bemoosten Wall und von einer Steinmauer abgegrenzt ist. Hier fällt der Berg steil und mit zahllosen Felstobeln gegen N. ab, im Volksmunde «Na Hribach» benannt. Hier findet man Bruchstücke von rohen aus freier Hand gefertigten Gefäßen mit Fingernagel-Eindrücken — Bruchstücke von Tassellostein und solche von sandigem Aussehen mit eingeschlossenen Nummuliten, ein Conglomerat, mitten im Kreidekalk. Herr Bednarz aus Triest, ein eifriger Nimrod, will auch hier ein Steinbeil aus grauer Steinart gesehen haben. Die ganze Kuppe des Sct. Leonhardsberges ist von einem mächtigen Steinwall umgürtet, wie er sich an den beim Volke mit der Bezeichnung Gradisce benannten isolierten Bergkuppen so häufig im Litorale und in Krain vorfindet. Die Aussicht auch von diesem Höhenpunkte über das blauende Meer, die wogenden Alpenketten und die schön geschwungenen Küstenlinien ist eine überraschende. —

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Forschungen über die Kunstlieder im Volksmunde.

Mit einer Untersuchung über die Veränderungen der Kunstlieder im Volksmunde beschäftigt, hat Herr Privatdocent Dr. John Meier in Halle a. S., um das nöthige Material nach Möglichkeit zu beschaffen, ein Verzeichnis der als Volkslieder verbreiteten Kunstproducte zusammen-

gestellt. Darin hat er die Verfasser, soweit ihre Ermittlung Anderen oder ihm geglückt ist, und die verschiedenen Volksversionen, die ihm bekannt geworden sind, aufgeführt. Es liegt auf der Hand, dass ein solches Verzeichnis, das von einem Einzelnen herrührt, unvollständig sein muss, da die gestellte Aufgabe voraussetzt, dass der betreffende Bearbeiter die gesammte deutsche Kunstlyrik und alle Volksliedersammlungen gelesen und im Kopf hat und weiter der verwandten Züge sich im entscheidenden Augenblicke erinnert. Deshalb wünscht Herr Dr. John Meier, dass zur Förderung der Sache möglichst viele Interessenten das beifolgende Verzeichnis durchsehen und aufstoßende Unrichtigkeiten und Ergänzungen ihm gütigst mittheilen wollen.

Die Anlage des Verzeichnisses ist folgende: unter **A** sind die Kunstlieder aufgeführt, bei denen es gelungen ist, die Verfasser zu ermitteln, unter **B** die Gedichte, die wir als Kunstproducte anzusprechen haben, deren Verfasser jedoch unbekannt geblieben sind. In der ersten Abtheilung ist Vollständigkeit angestrebt, in der zweiten aus leicht verständlichen Gründen nur eine Auswahl gegeben.

Herr Dr. John Meier wäre nun äußerst dankbar für Berichtigungen jeder Art und für Nachträge, die sich besonders auf folgende Punkte beziehen:

1. Ermittlung der Verfasser, soweit sie ihm unbekannt geblieben sind.
2. Nachweise von Drucken der Kunstlieder, wo ihm keine solche bekannt geworden sind.
3. Mittheilungen von weiteren aus dem Volksmunde aufgezeichneten Gestalten der angeführten Kunstlieder, sei es, dass es sich um Verweise auf ihm unbekannte Wiedergaben in Druckwerken, sei es, dass es sich um handschriftlich vorliegenden Fassungen handelt. Herr Dr. Meier wäre für eine Übersendung derartiger Liederabschriften oder auch nur für leihweise Überlassung, zum Zwecke der Entnahme von Copien, sehr dankbar.
4. Mittheilung von Kunstliedern, die in dem Verzeichnisse nicht angeführt sind und ihrer volksmäßigen Reflexe.

Jede, auch die kleinste Notiz wird seinerzeit unter Angabe der Quelle verwertet werden

A. Kunstlieder bekannter Verfasser im Volksmunde.

1. A Bleaml was schön blüahn soll. Verf. Anton Freih. v. Klesheim.
2. A Buss'l is a g'schboaßigs Ding. Verf. J. F. Castelli.
3. A Deanderl geht um Holz in Wald. Verf. Anton Freih. von Klesheim.
4. A Schlosser haut an G'sell'n g'hat. Verf. J. K. Grübel.
5. Abendroth, Abendroth, leuchtest Manchem nun zum Tod. Verf. Emil Otto.
6. Ach ach ich armes Klosterfräulein. Verf. Justinus Kerner.
7. Ach Gott, das druckt das Herz mir ab. Verf. O. Roquette.

* Ach Mädchen, hast du schon erfahren siehe Habt ihr nie in meinen Jahren.

8. Ach wenn du wärst mein eigen. Verf. Ida Gräfin Hahn-Hahn 1835.

* Ach wie bald, ach wie bald schwindet Schönheit und Gestalt siehe Wie gedacht vor geliebt, itzt ausgelacht.

9. Ach wie ist's möglich dann. Verf. Hel. von Chézy? Wo?
10. Alles eilt zum Untergange, nur mein hart Verhängnis nicht. Verf. J. Chr. Günther.
11. Als Gretchen einst zu Markte gieng. Verf. Daniel Schiebeler.
12. Als ich auf meiner Bleiche. Verf. Chr. F. Weiße 1770.

* Als Reservist geh ich nach Haus siehe Bemooster Bursche zieh ich aus.

13. An der Saale hellem Strande. Verf. Franz Kugler 1826.
14. An einem Fluss, der rauschend schoss. Verf. K. Fr. Lossius 1781.
15. An eines Bächleins Rande. Verf. Fr. Förster.
16. Andreas, lieber Schutzpatron. Verf. J. W. von Beust 1772.
17. Arm und klein ist meine Hütte. Verf. Chr. J. Wagenseil 1778.
18. Auf, auf zum fröhlichen Jagen. Verf. Gottfr. Benj. Hancke 1724.
19. Auf, Matrosen, die Anker gelichtet. Verf. W. Gerhard 1817.
20. Auf und an, spannt den Hahn. Verf. F. Förster.

* Aus der Fremde kehrt' ich einst zurück siehe Müde kehrt ein Wanderer zurück.

21. Bald bist du nah, bald bist du fern. Verf. E. Geibel.
22. Bemooster Bursche zieh ich aus. Verf. Gustav Schwab 1814.

23. **Bergleut zu Hauf rufen Glück auf.** Verf. Ad. Schievenbusch.
24. **Beschattet von der Pappelweide.** Verf. J. H. Voß 1780.
25. **Blühe, liebes Veilchen.** Verf. Chr. A. Overbeck 1778.
26. **Da lieg ich auf Rosen mit Veilchen gestickt.** Verf. Klamer Schmidt 1781.
27. **Da streiten sich die Leut herum.** Verf. F. Raimund 1833.
28. **Das ganze Dorf versammelt sich.** Verf. J. M. Miller 1772.
29. **Das Glöcklein klingt, der Morgen graut.** Verf. M. Döring.
30. **Das Leben ist ein Würfelspiel.** Verf. K. F. Hensler 1797.
31. **Das Schiff streicht durch die Wellen.** Verf. J. von Brassier.
32. **Das waren mir selige Tage.** Verf. Chr. A. Overbeck.
33. **Dein gedenk' ich und ein sanft Entzücken.** Verf. J. J. Eschenburg 1771.
34. **Der König rief, und alle, alle kamen, die Waffen muthig in der Hand.** Verf. H. Clauren (K. G. S. Heun) 1813.
35. **Der Mensch soll nicht stolz sein.** Verf. Karl Elmar 1856.
36. **Der reinste Ton, der durch das Weltall dringt.** Verf. Ferd. Stolle.
37. **Des Morgens wann die Hähne krähn, dann müssen die Soldaten marschieren.** Verf. Hoffmann v. Fallersleben 1825.
38. **Des Morgens zwischen dreyen und vieren, da müssen wir Soldaten marschieren.** Verf. die Herausgeber des Wunderhorns.
39. **Die Blüamal, i sags Enk.** Verf. Stelzhamer.
40. **Die Mädchen in Deutschland sind blühend und fein.** Verf. W. Gerhard 1818.
41. **Die Rosen und die Nelken und Flieder und Jasmin.** Verf. O. Fr. Gruppe ca. 1840.
42. **Dir folgen meine Thränen.** Verf. J. T. Hermes.
43. **Dort wo die klaren Bächlein rinnen.** Verf. Ernst Schulze 1813.
44. **Drauß ist Alles so prächtig.** Verf. Fr. Richter.
45. **Drunten im Unterland.** Verf. Gottfr. Weigle 1836.
46. **Du hast Diamanten und Perlen.** Verf. Heinrich Heine.
47. **Du Mädchen vom Lande, wie bist du so schön.** Verf. J. W. L. Gleim 1794.
48. **Dunkel sind nun alle Gassen.** Verf. (Just.?) Kerner.

* **Eh dass wir scheiden müssen** siehe Weh dass wir scheiden müssen.

49. **Ein armer Fischer bin ich zwar.** Verf. Joh. Bürkli 1780.
50. **Ein artig Bauermädchen kam oft auf ein gräflich Schloss.** Verf. Chr. F. Weiße 1771.
51. **Ein Heller und ein Batzen.** Verf. Albert Graf Schlippenbach 1830.
52. **Ein Jäger zog zu Walde.** Verf. Frz. von Kobell 1843.
53. **Ein Lämmlein trank vom Frischen.** Verf. Miehl 1784 (?).
54. **Ein Mädchen holder Mienen.** Verf. H. W. von Stamford 1780;
55. **Ein niedliches Mädel, ein junges Blut.** Verf. August Langbein 1806.
56. **Ein Pilgermädel jung und schön.** Verf. Bürger 1777.
57. **Ein schöner junger Rittersmann.** Verf. J. M. Miller 1774.
58. **Ein Sträußchen am Hute, den Stab in der Hand.** Verf. C. Rotter 1825.
59. **Ein trotziger Ritter im fränkischen Land.** Verf. J. Frz. Ratschky 1779.
60. **Eine Heldin wohl erzogen.** Verf. G. K. Pfeffel 1779.
61. **Es blies ein Jäger wohl in sein Horn.** Verf. W. Gerhard 1817.
62. **Es fuhr gen Acker ein grober Bawr.** Verf. Procopius.

* **Es gieng ein Mädchen in den Garten spazieren** siehe Vom Schwarm der Weste verbuhlt umweht.

63. **Es ist bestimmt in Gottes Rath.** Verf. E. Freih. von Feuchtersleben.
64. **Es ist die Mode so.** Verf. Chr. F. Weiße 1767.
65. **Es kann schon nicht Alles so bleiben.** Verf. von A. Kotzebue 1802.
66. **Es lebe was auf Erden stolziert in grüner Tracht.** Verf. Wilh. Müller 1822.
67. **Es leben die Soldaten! der Bauer gibt den Braten.** Verf. Goethe und Schiller.
68. **Es leben die Soldaten so recht von Gottes Gnaden.** Verf. Cl. Brentano 1813.

* **Es scheinen die Sternlein so hell** siehe Wie schienen die Sternlein so hell.

69. **Es war ein junges Mädchen von reizender Gestalt.** Verf. J. J. Eschenburg 1768.

70. Es war einmal ein Gärtner. Verf. J. M. Miller 1775.
71. Es wollte ein Küferle wandern. Verf. des zu Grunde liegenden, aus dem 13. Jahrhundert stammenden Liedes ist Gottfried von Neisen.
72. Es ziehn nach fernen Landen die lieben Vögelein. Verf. K. Enslin(?).
73. Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein. Verf. L. Uhland 1809.
74. Fahr mich hinüber, schöner Schiffer. Verf. E. Geibel.
75. Fern im Süd das schöne Spanien. Verf. E. Geibel 1834.
76. Förster bin ich hier. Verf. Louis Angely 1828.
77. Freiheit, die ich meine. Verf. Max von Schenkendorf.
78. Freund, ich bin zufrieden. Verf. J. H. W. Witschel.
79. Frischauf von dem Bette, wo ruhig ich lag. Verf. Fr. Kapf.
* Frisch auf zum fröhlichen Jagen siehe Auf, auf zum fröhlichen Jagen.
* Ganz Europa wundert sich nicht wenig siehe Sind wir nicht zur Herrlichkeit geboren.
* Geht, geht, ihr Winde siehe Sind wir geschieden.
80. Genug für heut, es dunkelt schon, komm Weibchen, gib mir meinen Lohn. Verf. J. H. W. Witschel.
81. Geschärft sind schon die Sicheln. Verf. J. G. Freih. von Salis-Sewis.
82. Gestern hört ich, recht in stiller Ruh. Verf. J. Chr. Rost (?) 1743.
83. Gesundheit, Herr Nachbar, mein Gläschen ist leer. Verf. Chr. A. Vulpius.
84. Gib, blanke Schwester, gib mir Wein. Verf. J. L. Gericke.
85. Gib mir die Blume, gib mir den Kranz. Verf. Chr. A. Vulpius.
86. Glück auf! Glück auf in der ewigen Nacht. Verf. Th. Körner.
87. Gott grüß euch Alter, schmeckt das Pfeifchen? Verf. G. K. Pfeffel 1782.
* Gut gedacht, gut gedacht siehe Wie gedacht, wie gedacht.
88. Gute Nacht! Allen Müden sei's gebracht! Verf. Th. Körner.
89. Haber, Bohnen, Gersten, Gricken. Verf. Caspar Heling ((1656—1701).
90. Habt ihr nie in meinen Jahren, liebe Mutter, selbst erfahren. Verf. Chr. F. Weiße 1771.
91. Hans war des alten Hansen Sohn. Verf. Joh. Chr. Bock.
92. Hänselein, willst du tanzen? Verf. Hoffmann von Fallersleben 1842.
93. Hatt' ein schweres Leid zu tragen, und ich glaubt, ich trüg' es nie. Verf. H. Heine.
94. Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten. Verf. J. Fr. A. Kazner.
95. Herbey! Herbey zu meinem Sang! Verf. S. Fr. Sautter.
96. Herr Amtmann, ich muss klagen! Verf. August Langbein.
97. Herr Olaf reitet spät und weit. Verf. Herder nach einem skand. Lied.
98. Herz, mys Herz, warum so trurig? Verf. J. R. Wyss der Jüngere 1811.
99. Heute scheid' ich, heute wandr' ich. Verf. Maler Müller 1776.
100. Hiefür, hiefür! vor eines frommen Breutgams Thür. Verf. Nic. Hermann nach volksthüml. Ansingliedern.
* Hier sitz ich auf Rosen siehe Da lieg ich auf Rosen.
101. Hier stehen wir, auf unsre Krücken gelehnt, an Vater Friedrichs Grab. Verf. C. Ph. Conz.
102. Hoah iech's nich lang gesoat: doass kee Mensche noach mir froat. Verf. Sperontes (J. S. Scholze).
103. I, i bin der Krämermichel aus dem Schwabenland. Verf. S. Fr. Sautter vor 1799.
104. I woaß a kloans Häuserl am Roan. Verf. J. Frz. Castelli 1822.
105. I wollt, i war's Fischerl in fludraten See. Verf. Alex. Baumann.
* Ich armes Klosterfräulein siehe Ach, ach, ich armes Klosterfräulein.
106. Ich bin der Böttcher, ich binde das Fass. Verf. Fr. W. A. Schmidt von Werneuchen.
107. Ich bin ein guter welscher Mann, der Deutsche sieht mir's an der Nasen an. Verf. Klamer Schmidt 1795.
108. Ich denk an euch, ihr himmlisch schönen Tage. Verf. Aug. Mahlmann 1801.
109. Ich gieng in meinen Stall, da sah ich ei, ei. Verf. Fr. L. W. Meyer 1789.

110. Ich hab ein kleines Hüttchen nur. Verf. J. W. L. Gleim 1775.
111. Ich hab ein Wort geredt, mein Kind, ich liebe dich. Verf. Chr. Weise 1679.
112. Ich hatt' einen Kameraden. Verf. L. Uhland 1809.
113. Ich lobe mir das Bergmannsleben. Verf. K. Chr. W. Kolbe 1792.
114. Ich möchte wohl die Schildwach sein. Verf. Franz Dingelstedt.
115. Ich wäre wohl fröhlich so gerne. Verf. Fr. W. A. Schmidt von Werneuchen 1790.
* Ich weiß ein kleines Mädchen an einem Spinneädchen siehe Ein Mädchen holder Mienen.
116. Ich weiß mir etwas Liebes auf Gottes weiter Welt. Verf. Fr. Gumbert.
117. Ich weiß nicht, was soll es bedeuten. Verf. H. Heine 1823.
118. Jetzt schwingen wir den Hut. Verf. P. Hebel.
119. Jetzund kömpt die Nacht herbey. Verf. Martin Opitz 1619 oder 1620(?).
120. Ihr Mädgen, habt ihr meinetwegen. Verf. Chr. Weise.
121. Im Garten zu Schönbrunnen. Verf. M. G. Saphir 1832.
122. Im kühlen Keller sitz ich hier. Verf. Karl Müchler 1802.
123. Im Wald und auf der Haide. Verf. W. Bornemann 1816.
124. Im weiten deutschen Lande zieht mancher Strom dahin. Verf. Theodor Reck.
125. In der Heimat ist es schön. Verf. Karl Miedke.
126. In des Waldes tiefsten Gründen. Verf. Chr. A. Vulpius 1798.
127. In einem kühlen Grunde. Verf. J. Freih. von Eichendorff 1809.
128. In einem Thal bei armen Hirten. Verf. Schiller 1796.
129. In Myrtills zerfall'ner Hütte. Verf. J. Fr. Schlotterbeck.
130. Juchhey Hochtied! Hochtied is hüt! Verf. W. Bornemann.
131. Kain Tag ahne Sunn und kain Nacht ahne Stern. Verf. Stelzhammer.
132. Kimmt a Vogerl geflogen. Verf. Ad. Bäuerle(?).
133. Kleine Blumen, kleine Blätter. Verf. Goethe 1771.
134. Komm, feins Liebchen, komm ans Fenster. Verf. A. von Kotzebue 1794.
135. Kommt die Nacht mit ihren Schatten. Verf. E. Fr. Diez. Wo gedruckt?
136. Lass dich schneiden, lass dich schneiden. Verf. J. L. Am Bühl 1780.
137. Laue Lüfte fühl' ich wehen, goldner Frühling thaut herab. Verf. Agnes Franz. Wo gedruckt?
138. Leb' wohl, — leb' ewig wohl, Belide! Verf. J. F. Castelli.
* Liebchen, öffne mir dein Fenster siehe Komm, feins Liebchen, komm ans Fenster.
* Liebchen, willst du mirs gestehen siehe Mädchen, willst du mirs gestehen.
139. Liebstes Seelgen, sey zufrieden. Verf. Chr. Weise 1674.
140. Lustig ist Matrosenleben. Verf. W. Gerhard.
141. Macht man ins Leben kaum den ersten Schritt. Verf. K. Hafner.
142. Mädchen meiner Seele, bald verlass ich dich. Verf. K. Chr. W. Kolbe.
143. Mädchen willst du mirs gestehen? Verf. Chr. F. Weiße.
144. Mädel mit dem blauen Auge. Verf. Karl Reinhard 1785.(?)
145. Mädel, s'ist Winter. Verf. Schubart 1783.
146. Mag auch heiß das Scheiden brennen. Verf. E. Geibel.
147. Mama! ach! sehn sie doch den Knaben. Verf. J. S. Patzke.
148. Man sagt mir zwar, ich soll dich hassen. Verf. Chasmindo (S. Dach) 1640.
149. Mər sell sich niemols mit dər Lieb abgam. Verf. Veit Räumschüssel 1706.
150. Mariechen saß am Rocken, im Grase schlummert ihr Kind. Verf. J. Chr. Freih. von Zedlitz.
151. Marlbruck zieht aus zum Kriege. Französisches Volkslied.
152. Mei Mädche hot e Gsichtche. Verf. Frz. von Kobell.
153. Mei Nahndl hat g'sagt, i denk's no' wie heunt. Verf. Stelzhamer.
154. Mein Herr Maler, wollt' er wohl. Verf. B. A. Dunker 1782.
155. Mein Lieb ist eine Alpnerin. Verf. E. M. Öttinger.
156. Mein lieber Michel liebet mich. Verf. Tr. B. Berger 1776.
157. Mein Schatz hat mich verlassen, ist jahrelang schon fort. Verf. August Gathy 1843.

* Meine Schuhe sind zerrissen siehe Ein Heller und ein Batzen.
158. Mir ist doch nie so wohl zu Muth, als wenn du bei mir bist. Verf. J. M. Miller 1776.
159. Mit Hörnerschall und Lustgesang. Verf. G. A. Bürger 1794.
160. Mit jammervollem Blicke. Verf. Schubart 1781.
* Morgen muss ich fort von hier siehe Liebstes Seelgen, sey zufrieden.
161. Morgenroth, Morgenroth. Verf. W. Hauff 1824 nach einem Volksliede.
* M.r sell sich niemols mit d.r Lieb abgam siehe Mer sell sich u. s. w.
162. Müde kehrt ein Wandersmann zurück. Verf. Lebrecht Dreves 1836.
163. Muss i denn, muss i denn zum Städtle hinaus. Verf. Heinr. Wagner, gen. Wergan. 1824.
164. Nach der Heimat möcht' ich wieder, in der Heimat möcht' ich sein. Verf. Carl Beils. Wo gedruckt?
165. Nach Frankreich zogen zwei Grenadier. Verf. H. Heine 1816.
166. Nach Kreuz und ausgestandnen Leiden. Verf. Nic. Sturm.
167. Nicht weit von Württemberg und Baden. Verf. Konstantin Killmaier.
168. Nimmer kann ich mich bequemen, mir ein Weib an Hals zu nehmen. Verf. Sperontes (J. S. Scholze).
169. Noch einmal Heinrich, eh wir scheiden. Verf. Fr. Voigt 1798.
170. Nun leb wohl, du kleine Gasse. Verf. A. Graf von Schlippenbach.
* Nun so reis' ich weg von hier siehe Liebstes Seelgen, sey zufrieden
171. O du Deutschland, ich muss marschieren. Verf. E. M. Arndt 1815 nach einem Volksliede.
172. O seyd doch zufrieden und grämet euch nimmer. Verf. S. Fr. Sautter.
173. O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie treu sind deine Blätter. Verf. J. A. Chr. Zarnack 1819.
* O wie glücklich ist der Jüngling, der von keiner Liebe weiß, siehe Dein gedenk ich und ein sanft Entzücken.
174. O wie ist es kalt geworden. Verf. Hoffmann von Fallersleben 1835.
175. O wunderbares Glück! denk nur einmal zurück. Verf. Schubart vor 1782.
176. Pfui Junker! seyn sie doch bescheiden. Verf. J. F. Ratscky 1787.
177. Rädchen, Rädchen gehe. Verf. A. Wall.
178. Rosen und Violen. Verf. H. von Hoffmannswaldau. (?)
179. 's gibt kein schönres Leben, als das Räuberleben. Verf. W. Cornelius. (?) Wo zuerst gedruckt?
180. Sah ein Knab ein Röslein stehn. Verf. J. W. von Goethe 1773.
181. Schatzerl, wann liabst mi? Verf. W. Gerhard.
182. Schön ist Bergmannsleben, herrlich ist sein Lohn! Verf. Wahlert.
* Schöner Frühling, komm doch wieder siehe O wie ist es kalt geworden.
183. Schweiget mir vom Frawen nehmen. Verf. Georg Grefflinger.
184. Seht den Himmel wie heiter. Verf. J. H. Voß 1781.
185. Sie gieng zum Sonntagstanze. Verf. Tiedge 1815.
186. Sie haben mich geheißen nach Heidelbeeren geh'n. Verf. A. von Chamisso 1829.
187. Sind das nicht Narrenspossen. Verf. B. Neukirch.
188. Sind wir geschieden und leb ich sonder dich. Verf. Picander (Chr. Fr. Henrici) 1725.
189. Sind wir nicht zur Herrlichkeit geboren. Verf. H. Wollheim 1835.
190. So alleine wandelst du? Schon ist Mitternacht vorüber. Verf L. Schubart 1791 (?).
191. So herzig wie mein Liesel. Verf. Chr. Fr. D. Schubart 1782.
192. So leb denn wohl, du stilles Haus. Verf. F. Raimund 1828.
193. So oft ich meine Tobacks-Pfeiffe. Verf. des zu Grunde liegenden französischen Gedichtes «Doux charme de ma solitude» ist nach Spitta, Musikgeschichtl. Aufsätze S. 212 der Pfarrer Lombard aus Middelburg.
194. Soll ich meine Doris missen? Verf. Freih. von Canitz 1695.
195. Steh ich in finstrer Mitternacht. Verf. W. Hauff 1824.
196. Still ruht der See. Verf. Heinr. Pfeil.

197. Stürmt, reißt und rast, ihr Unglückswinde. Verf. J. Chr. Günther.
* Taback ist mein Leben siehe Rosen und Violen.
198. Tyroler sind aftn so lustig und froh. Verf. Schikaneder 1795.
199. Üb' immer Treu' und Redlichkeit. Verf. L. Hölty 1775.
200. Übers Jahr, mein Schatz, übers Jahr. Verf. Dorothea Böttcher.
201. Und wüßtens die Blumen, die kleinen. Verf. H. Heine.
202. Unter den Akazien wandeln gern die Grazien. Verf. Fr. H. Bothe 1808.
203. Vaer wel, vaer wel mijn soete lief. Verf. Hoffmann von Fallersleben.
204. Vater, Mutter, Schwester, Bruder hab ich auf der Welt nicht mehr. Verf. A. Lortzing.
205. Vom Schwarm der Weste verbuhlt umweht. Verf. G. K. Pfeffel.
206. Von der Wanderschaft a Bua geht sein Dörfl freudi zua. Verf. Anton Frhr. von Klesheim.
* Wann kommt die frohe Stunde siehe Wann werd ich dann dahin gelangen.
207. Wann werd ich dahin gelangen. Verf. G. Greflinger.
208. Was brucht me i der Schwytz. Verf. J. B. Häffliger 1796.
* Was ich schon seit vielen Jahren siehe Habt ihr nie in meinen Jahren.
209. Was soll ich in der Fremde thun? Verf. J. V. Adrian 1823.
210. Weh dass wir scheiden müssen! Verf. Gottfr. Kinkel.
211. Weint, ach! weint, ihr süßen Herrchen! Ritter Marcipan ist todt. Verf. J. Frz. Ratschky 1779.
212. Weint mit mir, ihr nächtlich stillen Haine. Verf. J. Frz. Ratschky.
213. Weißt du, wie viel Sternlein stehen. Verf. W. Hey 1837.
214. Welch Thierchen auf dem Erdenrund. Verf. S. Fr. Sautter.
215. Wenn der Frühling kommt und von den Bergen schaut. Verf. J. G. Keil.
216. Wenn die Nacht mit süßer Ruh. Verf. H. W. von Stamford 1776.
217. Wenn die Schwalben heimwärts ziehn. Verf. C. Herloßsohn.
218. Wenn heim die Heerden sind von ihren Weiden. Verf. C. A. Tiedge.
219. Wenn ich die Blümlein schau. Verf. J. Frz. Castelli.
220. Wenn ich mich nach der Heimat sehn. Verf. J. F. Nesmüller.
221. Wenn schwarze Kittel schaarenweis. Verf. Dr. Seeburg.
222. Wenns immer, wenns immer, wenns immer so wär. Verf. C. A. Vulpius 1790.
223. Wer niemals einen Rausch gehabt. Verf. J. Perinet vor 1794.
224. Wer wollte nicht sein Blut und Leben. Verf. Chr. F. Weiße 1770.
225. Wie die Blümle draußen zittern. Verf. C. O. Sternau (C. O. Inkermann).
* Wie edel ist das Bergmannsleben siehe Ich lobe mir das Bergmannsleben.
226. Wie gedacht, vor geliebt, itzt ausgelacht. Verf. J. Chr. Günther 1715.
227. Wie i bin verwichen zu mein Diendl g'schlichen Verf. C. O. Sternau.
228. Wie schienen die Sternlein so hell. Verf. S. Kapper.
229. Will sie nicht, so mag sie's lassen. Verf. Paul Flemming.
230. Willkommen, lieber Mondenschein. Verf. J. L. Am Bühl 1778.
231. Willkommen, o seliger Abend! Verf. Fr. von Ludwig 1801.
* Willst du dein Herz mir schenken siehe Ich hab ein Wort geredt, mein Kind, ich liebe dich.
* Willst du wissen, lieber Christ siehe Welch Thierchen auf dem Erdenrund.
232. Winter ade! Scheiden thut weh. Verf. Hoffmann von Fallersleben 1835.
* Wir g'nießen die himmlischen Freuden siehe Nach Kreuz und ausgestandnen Leiden.
233. Wir sind die Könige der Welt. Verf. G. W. Chr. Starke 1794.
* Wir sitzen so fröhlich beisammen siehe Es kann ja nicht immer so bleiben.
234. Wo i geh und steh thuat mir 's Herz so weh, um mein Steiermark, das glaubt's mir g'wiss. Verf. Anton Schosser.
235. Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein. Verf. Just. Kerner 1812.
236. Zerdrück die Thräne nicht in deinem Auge. Verf. C. Herloßsohn.
237. Zu dir ziagt's mi hin. Verf. Alex. Baumann.
238. Zu Straßburg auf der langen Brück. Verf. Sal. Herm. Mosenthal.

B. Kunstlieder unbekannter Verfasser im Volksmunde.

239. Ach ich arme Magd! mein Unglück mich heftig plagt.
240. Ach ich fühl, es ist verschwunden, nimmer kehrt der Liebe Glück.
241. Ach ich muss von dem Liebchen scheiden
242. Ach Karl, ach Karl, was zürnest du.
243. «Ach Mädchen, du bist schöne», so sprach er.
244. Alle Berg und Hügelen fallen über mir.
245. Als ich, als ich, als ich noch Jüngling war.
246. Als ich an einem Sommertag im grünen Wald im Schatten lag.
247. Als ich dich zum ersten Mal erblickte, diesen Abend, ach, vergess ich nie!
248. Als ich in Frankreich Posten stand, mein Auge oft zur Heimat wandt'.
249. Als im jüngst verflossnen Jahr Leipziger Ostermesse war.
250. Am Rosenhügel hob ich mich empor, wo ich in süßen Träumen mich verlor.
251. Amor gieng und wollte sich erquicken.
252. An der Weichsel gegen Osten.
* Auf dem Berg da steht ein Bu siehe Des Morgens, wenn ich früh aufsteh.
* Aus dem Himmel droben siehe Hoch vom Himmel droben.
253. Auf dem Meer bin ich geboren.
254. Aus deinem blauen Auge strahlet Liebe.
255. Bald ist wieder Nacht, mein Bettlein ist gemacht.
256. Bald sind wir auf ewig geschieden, und wir sehn uns im Leben nicht mehr.
257. Beste Freundin, mein Vergnügen, meine Seele, meine Lust.
258. Braut, wo ist dein Kränzchen hin, das dir stand so niedlich grün?
259. Cupido, ich schwöre dir.
260. Das Kanapee ist mein Vergnügen.
261. Das schönste Land auf Deutschlands Auen, ist wohl mein Sachsenland.
262. Das schüchterne Reh, ein harmloses Wild, verfolget der Jäger durch Wald und Gefild.
263. Dein gedenk ich, wenn ich erwache, Du bist mein Stern in dunkler Nacht.
264. Der Hansel ist mein einzigs Leben, das weiß der Hansel wohl.
265. Der Himmel ist blau und das Thal ist so grün.
266. Der Nachbars Franz, der gute Knab, hat mich so oft geküsst.
267. Der Tag ist hin und seht, die Augenlider sind matt und fallen zu.
268. Des Morgens, wenn ich früh aufsteh und zu meiner Arbeit geh.
269. Des Nachts bei hellem Mondenschimmer sah ich von fern ein Mädchen stehn.
270. Die Erde braucht Regen, die Sonne braucht Licht.
271. Die Gedanken sind frei, wer kann sie errathen.
272. Die gute Mutter Eva spann, wir spinnen auch, ich und mein Mann.
273. Die Hochzeit ist bei meiner Treu ein pudelnärrisch Ding.
274. Die Mutter spricht: Ich will's nicht leiden, dass Nachbars Fritz dich immer küsst.
* Die Schäferin Philippine siehe Hört zu ihr lieben Mädchen.
275. Dort an jenem Berge, wo die drei Horden stehn.
276. Drum hütet euch, ihr lieben Mädchen, vor allen Männern groß und klein.
277. Du, du liegst mir im Herzen.
278. Durch die Straßen musicierend zog das Militär daher.
* Ein Bauernmädchen aus der Stadt siehe Es gieng ein Mädchen in die Stadt.
279. Ein Dörfchen, nicht weit ists von hier, da lagen wir jüngst im Quartier.
280. Ein Harfenmädchen hab ich geliebet summ, summ, ein Harfenmädchen aus der Stadt summ, summ.
281. Ein Herz, das sich mit Sorgen quält.
282. Ein König hatt' eine Krone, die war vom feinsten Gold.
283. Ein lustiger Bruder weiß immer noch Rath.
284. Ein Postknecht ist ein armer Wicht.
285. Ein preußischer Husar fiel in Franzosen Hände.

286. Ein Schäfermädchen saß im Grünen.
287. Ein Schäfermädchen weidete zwei Lämmer an der Hand.
288. Ein Traum ist Alles nur auf Erden, ja selbst das Dasein ist nicht mehr.
289. Eine alte Burg mit Mauern fest, hier in diesem grünen Wald.
290. Einst gieng ich am Ufer der Donau und fand ein schlafendes Mädchen im weißen Gewand.
291. Einst gieng ich am Ufer der Donau entlang, ich wollte gern wissen, ob Wilhelm noch da stand.
292. Einst lebt ich so glücklich, einst lebt ich so froh.
293. Einstmals saß ich vor meiner Hütte an einem schönen Sommertag.
294. Erlauben's Sie, o Schönste [Amena], in den Garten zu gehn.
295. Es gieng ein Mädchen in die Stadt, das Äpfel zu verkaufen hat.
296. Es lag ein Weib, Gott wollte es so haben, an einer Krankheit schon ein ganzes Jahr.
297. Es pocht so gräßlich an die Thür.
298. Es segelt dort im Winde ein Schifflein auf dem Meer.
299. Es stand auf Frankreichs Felde dicht bei der Festung Metz.
300. Es stand auf hohen Bergen eine alte Burg am Rhein.
301. Es stehn zwei Freunde Hand in Hand.
302. Es trifft mich ein Schicksal, wem soll ich es klagen? O Jammer, o Elend! was steht mir dann vor?
* Es wollt' ein Jäger jagen, so sagt er siehe «Ach Mädchen, du bist schöne», so sprach er.
303. Es zog ein Matrose wohl über das Meer.
304. Fahret hin, fahret hin.
305. Freien ist kein Pferdekauf; wer sich hier nicht will bedenken.
306. Gäih du rauthbackats Bauanmaidl, gäih a weng affa in mein Schloss.
307. Geduldig trag ich alle meine Leiden.
308. Genießt das Leben bei frohen Reisen.
309. Gestern Abend war Vetter Michel da.
* Gott grüß dich, Reiter, hübsch und fein, so sprach sie siehe Ach Mädchen, bist du schöne, so sprach er.
310. Guter Mond, du gehst so stille in den Abendwolken hin.
311. Helle Sonnen, helle Strahlen, helle Sterne, helles Licht.
312. Hin, ach hin sind alle meine Freuden.
313. Hoch vom Himmel droben fällt ein goldner Schnee.
314. Holder Jüngling, willst du fliehen.
315. Holdes Grün, wie lieb ich dich, du bist der einz'ge Trost für mich.
316. Höre Gretchen nur zwei Worte, stille meine Neubegier.
317. Höret zu, ihr Weideleut.
318. Höret zu, ihr lieben Mädchen, was ich euch sagen will.
319. Ich bin der Doctor Eisenbart.
320. Ich bin der große Öconom.
321. Ich bin halt so und bleib halt so: Ich liebe meine Freunde und achte nicht die Feinde.
* Ich gehe meinen Schlendrian siehe Jetzt führe ich meinen Schlendergang.
* Ich gieng bei nächtlich stillem Hain siehe Des Nachts bei hellem Mondenschimmer.
322. Ich hab dir ins Auge geschauet, ich hab in dein Herz dir geblickt.
323. Ich hab im Leben keine Freud: Ich hab ein'n Bandelwurm im Leib.
324. Ich jagte einst nach einem Wilde im Walde und verirrte mich.
325. Ich kannte ein junges hübsches Mädchen.
326. Ich klage hier, o Echo, dir die Leiden meiner Brust.
327. Ich küsse dich oft in Gedanken und schaue dich im Geiste an.
328. Ich lebe als Landmann zufrieden und lache die Städter es aus.
329. Ich lebte einst im deutschen Vaterlande.

330. Ich lebte sonst so froh und frei und wußte Nichts von Sorgen.
331. Ich liebe dich, so lang ich leb' auf Erden, so lang ein Herz in meiner Brust noch schlägt.
332. Ich liebt ein Mädchen, jung von Jahren, schön von Gestalt und blond von Haaren.
333. Ich sah im Garten hold und schön die rothe Rose vor mir stehn.
334. Ich wand einst einen Veilchenkranz bei Mondenschein und Sternenglanz.
335. Ich war ein Jüngling jung von Jahren.
336. Ich war ein rechter Faselhans in meiner Jugendzeit.
337. Ich weiß nicht, ob ich trauen darf Michel meinem großen Knecht.
338. Ich weiß nicht, wo ich geboren, mein' Sprach' hab' ich verloren.
339. Ich weiß nit, wie mir ist.
340. Ich werd dich ewig lieben müssen, wenn dich mein Auge nicht mehr sieht.
341. Jetzt führ ich meinen Schlendergang.
342. Ihr Diener, meine Herren, ich bin der Postillon.
343. Ihren Hirten zu erwarten schlich sich Phyllis in den Garten.
344. Im Dörfchen, wo ich leb', wo hoch die Wonne schwebt.
345. Im Himmel sitzt der alte Fritz mit seinen Generälen.
346. Im Ural da bin ich geboren.
* In des Gartens dunkle Haine siehe Des Nachts bei hellem Mondenschimmer.
347. In des Gartens dunkler Laube saßen Abends Hand in Hand.
348. In meines Vaters Garten, da wars noch gestern grün.
349. In stillen Abendstunden, wenn ich so ganz allein.
350. In Trauern muss ich leben, mein Schatz ist weit von hier.
351. In Trauern und Unruh bring ich mein Leben zu.
352. Ist das nicht ein großer Schmerz, wenn der Kater in dem März.
353. Ist denn Lieben ein Verbrechen?
354. Kaum funfzehn Jahre war ich alt, da pflügt ich schon das Feld.
355. Klippen, Felsen, hohe Berge, finstre Wälder, tiefes Thal.
* Komme doch, ich schwöre dir, keine andre nehm ich mir.
356. Leb wohl, mein Bräutchen schön! Muss nun zum Schlachtkampf gehn.
357. Leise über sanften Wogen, zieht ein Schifflein seinen Lauf.
358. Mein gut Gewissen schwebet oben, wie sehr ich auch jetzt leiden muss.
359. Mein Liebchen gleicht dem Röslein roth.
360. Mein Unglück währt nicht ewiglich, durch dunkle Wolken scheint ein Licht.
* Mein Vaterland, mein Sachsenland siehe O Regiment, mein Vaterland.
361. Meine kleine Gartenlaube ist mein größtes Heiligthum.
362. Mir blühet kein Frühling, mir lacht keine Sonne.
363. Muss ich mich getäuschet wissen, Heißgeliebter, denn in dir?
364. Nach Sibirien musst ich' einst reisen.
* Nicht weit von dem Städtchen allhier siehe Ein Dörfchen, nicht weit ist's von hier.
365. Nun so sei's, so lass uns scheiden, ohne Kuss und ohne Druck der Hand.
366. Nur noch einmal in meinem ganzen Leben.
367. O du lieber Augustin.
* O ihr Berg und Hügel siche Alle Berg und Hügelen.
368. O könnt' ich in mein Heimatland zurück, ins Land Tirol.
369. O Regiment mein Vaterland, die Mutter hab ich nie gekannt.
* O Ruhe, du wohnst auf dem Lande siehe Ich lebe als Landmann zufrieden.
370. Ob ich gleich ein Schäfer bin, hab ich doch ein frohen Sinn.
371. Pfeifchen, wer hat dich erfunden?
372. Schöne Augen, schöne Strahlen, schöner rother Wangen Prahlen.
373. Schöne Schäferin, wo eilest du hin? Dort hinunter in die Wiese, ins Grün.
374. Schönste, willst du mich mordieren.
375. Schönstes Kind, vor deinen Füßen lieg ich hier, wein bitterlich.

376. Schreib du an jenem Orte mit eigner Hand die Worte: Die ewig ich liebe, sie ruhet allhier.
377. Seht wie die Sonne dort sinket hinter dem nächtlichen Wald.
378. So viel Stern am Himmel stehen.
379. Soll ich dir mein Liebchen nennen, Röschen heißt das schöne Kind.
380. Sollt ich denn zu Asche brennen, so gedenket meiner Pein.
381. Sonnenlicht, Sonnenschein, strahlest mir ins Herz hinein.
382. Steh ich an meinem Fensterlein, schau in die dunkle Nacht hinein.
383. Stiefel muss sterben.
384. Theurer du, du brachst den Schwur der Treue.
385. Thut mir's weh im Herzen, hör ich das Geklinge.
386. Und wenn auch der Säbel bricht, so verlass ich Hannchen nicht.
387. Vater, ist denn nicht erschaffen.
388. Von der Alm ragt ein Haus still und schön in's Thal hinaus.
389. Von der Alpen steilen Höhen.
390. Von dir geschieden, bin ich bei dir, wo du nur weilest, weil' ich bei dir.
391. Von dir muss ich sche iden, prächtiges Berlin.
392. Von mein' Berg'n muass i scheid'n, wo's so liebli is und schön.
393. Waldeslust, Waldeslust, o wie einsam schlägt die Brust.
394. Wann man in der Fruh vor Tags auf d' Alma geht, und man sieht die schöne goldne Morgenröth.
395. Warum blickt doch so verstohlen mich des Nachbars Töffel an.
396. Was fang ich an, ihr lieben Leute, was fang ich armes Mädchen an.
397. Was fehlet dir mein Herz, dass du so in mir schlägest.
398. Was kann einen mehr ergötzen, als ein schöner grüner Wald.
399. Was nützet mir das Adelleben, was hilfet mich der Fräuleinstand.
400. Weine nicht, es ist vergebens! Alle Freuden dieses Lebens.
401. Wenn ich ans Heiraten denke.
* Wenn ich gleich ein Schäfer bin siehe Ob ich gleich ein Schäfer bin.
402. Wenn ich unter kühlem Moose ruhen werd' im Grab alleine.
403. Wenn mein Pfeifchen dampft und glüht und der Rauch von Blättern.
404. Wenn wir es recht betrachten mit Lust und mit Freud, wir jungen Fischergesellen wohl auf der grünen Haid.
* Wie schön ist das ländliche Leben siehe Ich lebe als Landmann zufrieden.
405. Wie wird mir so bang, dass ich scheiden muss, wie wird mir's im Herzen so weh!
406. Wir haben den Frühling gesehen, wir haben die Blumen gepflückt.
* Wo reit' der rothe Reiter hin? so sagte sie siehe 'Ach Mädchen du bist schöne', so sprach er.
407. Wo warst du Hannchen also lange? Kind, warum bleibst du nicht bei mir?
408. Zufriedenheit ist mein Vergnügen, das andre lass ich alles liegen.
409. Zur großen Hauptstadt schüchtern ein schritt eine junge Maid.
410. Zwei Farben hat mein Vaterland, die sind uns Allen wohl bekannt.

Sammlung volksthümlicher Überlieferungen in Deutsch-Böhmen. Von Dr. M. Haberlandt.

Der von Prof. Dr. Adolf Hauffen soeben veröffentlichte vierte Bericht über den Fortgang seiner im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen eröffneten Sammlung volksthümlicher Überlieferungen (siehe darüber diese Zeitschrift I S. 85; III S. 122) constatiert eine außerordentliche Steigerung der Antworteneinlaufe auf den in den Jahren 1894—1896 in ganz Deutsch-Böhmen zur Vertheilung gelangten Fragebogen. Gegenüber 70 Beiträgen, die der III. Bericht auswies und zum Theil besprach, sind es im verflossenen Jahre 160 zum Theil sehr wertvolle und umfangreiche Beiträge aus allen Theilen des Landes geworden, so dass die Sammlung für mehrere Gebiete bereits als abgeschlossen gelten kann, während nur von höchst wenigen Bezirken Deutsch-Böhmens bisher kein Beitrag eingelangt

ist. Der Berichterstatter hegt die Hoffnung, dass der Einlauf aller erwarteten Beiträge aus Deutsch-Böhmen im Laufe dieses Jahres beendigt werden dürfte. Dann wird sofort die Verarbeitung der gesammelten Überlieferungen durch den verdienten Berichterstatter erfolgen, der wie kein Anderer berufen ist, den Deutschen in Böhmen das erste umfassende Handbuch ihrer Volkskunde zu schenken.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

3. Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde. Gesammelt, wissenschaftlich untersucht und herausgegeben von J. J. Amman. I. Theil. Prag 1898. J. G. Calve'sche k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung (Josef Koch).

Im Jahre 1892 hat der Herausgeber mit der Veröffentlichung von Volksschauspielen des Böhmerwaldes begonnen, indem er in den Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, XXX. Bd., den Text des Passionsspieles des Böhmerwaldes veröffentlichte. Nun folgen fünf geistliche Spiele und zwar sind dies: I. Passionsspiel mit einem Paradeisspiele als Vorspiel und mit «Pilger und Schäfer» als Zwischenspiel. II. Christkindl-Spiel. III. Vorspiel und Leiden Christi-Spiel. IV. Der ägyptische Josef. V. Johann von Nepomuk. Nr. I erscheint in Paul Gröllhesls zweiter Fassung vom Jahre 1848, die er für eine bäuerliche Spielgesellschaft im Dorfe Tisch bei Kalsching auf Bestellung geschrieben hatte. Nr. II ist bekannter unter dem Namen eines Heil. Drei-König-Spiels und geht auf eine Fassung aus dem Jahre 1837 zurück. III. Das Leiden Christi-Spiel stammt aus Friedberg und wurde in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts von herumziehenden Spielergesellschaften im Krummauer und Kaplitzer Bezirke aufgeführt. IV. Der ägyptische Josef ist in einer erweiterten Version mitgetheilt, die im Böhmerwalde üblich ist. V. Das Johann von Nepomuk-Spiel endlich, welches ebenfalls im Böhmerwalde sehr beliebt ist, geht auf eine gedruckte Quelle aus dem 18. Jahrhundert, welche vom Verfasser namhaft gemacht wird, zurück.

Dr. M. Haberlandt.

4. Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XXXVI. Jahrgang, Nr. I—III. Nebst der literarischen Beilage, redigiert von Dr. G. Biermann und Dr. A. Horčička.

In den Schriften dieser um die Geschichte Deutschböhmens so hochverdienten Gesellschaft, aus deren Schoße wir dereinst eine umfassende Geschichte Deutschböhmens hervorgehen zu sehen hoffen, sind seit jeher auch größere und kleinere, zumeist recht belangreiche Beiträge zur Volkskunde der deutsch-böhmischen Bevölkerung enthalten. So bespricht der verdiente Egerländer Volksforscher Dr. Michael Urban das Passionsspiel in der Stadt Plan. Im Besitze des Planer Bürgers Dörfler haben sich noch zwei Texte von Passionsspielen vorgefunden, die in den Jahren 1766 und 1770 durch Planer Bürgerssöhne und Bürger zur öffentlichen Darstellung gelangt sind. Der Berichterstatter stellt fest, dass die Inscenirung der Planer Passion eine ganz andere wie im Höritzer Spiel gewesen ist. Der Text bietet manche Eigenthümlichkeiten. Eine Quelle des Planer Spieles dürfte nach Urban das Leben Jesu Christi von P. Martin von Cochem gewesen sein. Ein anderes Volksspiel aus der Saazer Gegend, das am «Todtensonntage» d. i. an dem dem Palmsonntage und der Charwoche vorausgehenden fünften Sonntage in der Fasten aufgeführt zu werden pflegte, bespricht Prof. Franz Mach auf S. 253 ff. Endlich verweisen wir unsere Leser auch noch auf einen Aufsatz des Dr. Val. Schmidt: «Beiträge zur Agrar- und Colonisationsgeschichte der Deutschen in Südböhmen» (S. 369 ff), welcher für ein engbegrenztes Gebiet die Arbeit vollbringt, welche für ganz Deutschböhmen als Grundlage einer Volksgeschichte zu leisten sein wird.

Dr. M. Haberlandt.

Schluss der Redaction: Ende April 1898.

Druck von Gebrüder Stiepel in Reichenberg.

I. Abhandlungen.

Bauernkost im Elbthale bei Leitmeritz.

Von Joh. Haudeck, Leitmeritz.

Schon bei meiner Besprechung des Bauernhauses im Elbethale unterhalb Leitmeritz [1]) erwähnte ich, dass die Beschreibung der bäuerlichen Kost ein eigenes Kapitel beanspruchen werde, da sie sich nicht nur wesentlich von der Kost der Stadtbewohner, sondern auch von der heutigen ländlichen Kost in Vielem unterscheidet und so eingerichtet war, das Geldausgeben möglichst einzuschränken. Im Vorhinein aber muss ich mich gegen den Vorwurf unberechtigter Einmischung in weibliche Angelegenheiten verwahren, denn die «Kocherei» betrachten die Frauen in der Stadt und auch auf dem Lande als ihr ureigenstes Gebiet, in welches sich ein Mann nicht hineinzumischen habe. Thut's einer doch, so kann er wohl gar mit einem wenig schmeichelhaften Namen bedacht werden.

Ich will nur aufzählen, was man im alten Bauernhause als Speise und Trank auf den Tisch brachte und was man hiezu benützte, um zu zeigen, wie man in der sogenannten «guten, alten Zeit» lebte.

Bevor ich mich mit der bäuerlichen Kost selbst beschäftige, will ich zunächst bemerken und darüber berichten, wo und womit früher gekocht wurde. — Eine eigentliche Küche, wie sie die Stadthäuser seit jeher und jetzt auch viele größere Bauernhäuser besitzen, gab es im alten Bauernhause nicht. Die älteste und ursprünglichste Küche scheint das «Haus», auch Vorhaus genannt, gewesen zu sein. In diesem Hause oder «Vorhause» unterschied man hauptsächlich zwei Räume und zwar 1. den Platz zwischen Hausthüre und Stubenthüre, 2. den rückwärtigen, vom Ruß geschwärzten Platz, welcher noch heute als Sommerküche da und dort benützt wird. In diesem Vorhause war der Herd, zu welchem mitunter auch die Decke des Backofens benützt werden konnte. Auf diesen Herd wurde ein Dreifuß gestellt und Feuer unter das daraufgestellte Gefäß, den Kochtopf, das «Reinl», das «Kasteroul» auch das «Libanzenblech» gemacht. Auf letzteres goß man den flüssigen Teig aus Gerstenmehl, nachdem man das Blech zuvor mit Butter bestrichen hatte. Es dauerte nicht lange, konnte ein Gebäck nach dem anderen gewendet werden, und bald waren ihrer in großer Menge fertig gebacken. Neben dem Herde befand sich nicht selten auch damals schon ein Sparofen (Sparherd), auf welchem ebenfalls im Sommer gekocht wurde, damit es in der Wohnstube kühl bleibe. Die ältesten Öfen, die ich noch kannte, hatten gar keine Eisenplatten wie der Sparofen, sondern es musste das Feuer weit hinten im großen Ofen, der in der Stube stand, vom Vorhause aus gemacht werden.

[1]) Siehe diese Zeitschrift IV, S. 65 ff.

Das war recht umständlich, denn man musste schon das nöthige Brennholz mit einer zweizinkigen, eisernen Ofengabel, die an einer langen Holzstange befestigt war, hineinschieben und dann mit einem brennenden Kienspan anzünden. Um rascher zum Ziele zu kommen, wurde gewöhnlich auch eine Partie Reisig namentlich von Kiefern hiebei benützt, das «luderte» geschwind in die Höhe und brachte das übrige Holz rasch zum Brennen. Nun wurde ein Topf nach dem andern beim Henkel gefasst und mit der Ofengabel sorgfältig «hintergeschargt». Dazu gehörte eine besondere Geschicklichkeit, namentlich, da der wirtschaftlichen Hausfrau zu der ganzen Kocherei nicht viel Zeit übrig blieb, und gewiss war es für sie recht ärgerlich, wenn einmal ein Henkel abbrach oder gar der ganze Topf mit seinem Inhalt ins Feuer fiel. Das hielt auf und machte obendrein rechten Schaden. Zudem kam manchmal, dass das Feuer nicht recht brannte, oder dass man auf das Wenden der Töpfe vergass, so dass festere Speisen nur auf einer Seite des Topfes weich gekocht waren; endlich war auch nicht immer zu verhüten, dass die Speisen nach Rauch schmeckten. Alle diese Nachtheile hatten zur Folge, dass die Sparöfen schneller in die Mode kamen, als dies sonst mit andern Dingen am Lande der Fall ist; denn, wenn es auf den «Plotten» auch gerade nicht immer schneller kochte, so war es doch viel bequemer, auch konnte das Geschirr nicht so bald zerbrochen werden, nebstdem litten die Speisen nicht durch rauchigen Geschmack.

Im Vorhause des Bauernhauses treffen wir auch die Einheize und das Backofenloch des unentbehrlichen Backofens an, welcher meist als Anschübling über die rückwärtige Mauer des Hauses hinausragte oder in einzelnen Fällen auch in die Stube hineingebaut war. Man benützte ihn nicht bloß zum Brotbacken, sondern zu allen «hehren Zeiten» wurde er auch geheizt, damit darin die Kuchen, die Osterlabel, die Striezel gebacken werden konnten. Außer den großen Bauernbroten schob man auch noch ein kleines Brot aus dem zusammengescharrten Teige, «Tejgscharring», nebstdem «Vorbacken» mit Quark, Pflaumtunke (den tschechischen Namen Povidel kannte man damals im Elbthale gar nicht), Zucker und Zimmet, Kümmel und Salz auf denselben, hinein. Endlich kam es wohl auch vor, dass man einige ganz niedrige, quadratisch gekerbte «Platzk'n», die aus Teig ohne Hefe, mitunter auch mit Erdäpfelbrei untermischt (Erdäpfelplatzk'n) bestanden, dabei fertig machte.

Der Backofen war gewöhnlich der Hausthüre gegenüber, so dass das Licht durch dieselbe bei allen Verrichtungen wesentlich zustatten kam.

Im Vorhause konnte man auch ein gewiss sehr altes Küchengeräth, den kupfernen Kessel, finden. Derselbe war entweder gleich eingemauert, so dass man unter ihm im Bedarfsfalle Feuer machen konnte, oder man hieng ihn, wenn er nicht selber Füße hatte, in ein eisernes Fußgestell. Erforderlich war derselbe beim «Schweinschlachten», denn darin wurden die Leber- und Blutwürste, auch die Presswurst nebst dem Kesselfleisch gekocht. Das dabei erzielte fette Wasser, in welches sich von zersprungenen Würsten «Füllsel» gemischt hatte, wurde als «Wurstsuppe» mit Brot und

darin aufgekochten Graupen, auch etwas Reis gern gegessen. Da man im Hause selbst aber so viele Wurstsuppe vor dem Sauerwerden nicht verzehren konnte, so wurde sie auch nebst etlichen Würsten und Kesselfleisch an die Nachbarn als «Provende» vertheilt, und gelegentlich erhielt man beim Schweinschlachten der Nachbarn wieder eine solche Provende zurück. Der Kessel wurde aber auch namentlich im Herbste zur Bereitung des «Syrup», der als «Schmiere» auf Kuchen und Dalken, besonders Libanzen, dann auf Brotschnitten, zum Süßen des Kaffees, endlich zur süß-sauren Tunke verwendet wurde, nothwendig gebraucht. Diesen Syrup bereitete man größtentheils selbst aus saftigen Birnen. An einem bestimmten Abende kamen die Nachbarinnen mit ihren Töchtern zum «Birnereiben». Bei gemüthlichem Plausch und fröhlichem Gesang waren in kurzer Zeit ein Paar Butten süßer Birnen gerieben. Der Saft wurde ausgequetscht und kam nun in den Kessel, um dick und braun gesotten zu werden. Hierauf wurde er in großen Töpfen und Krügen aufbewahrt. Bei den Krämern am Lande wurde wohl auch Syrup verkauft, allein man sagte ihm nach, er habe keinen so guten Geschmack, auch könne man nicht wissen, ob sich nicht dieses oder jenes Thierchen hinein verirrt habe, deshalb stand der Selbsterzeugte in höherem Ansehen, und nebstdem kostete er auch nichts. So wurde auch die Pflaumentunke im Herbste eingekocht. Aus den Pflaumen machte man die Kerne heraus und sott nun diese so lange unter stetem Rühren, bis die Tunke hinreichend dick geworden war. Sodann kam sie in große Töpfe und wurde oben mit einer Schichte brauner Butter oder Schmalz übergossen, damit keine Luft hinzu konnte und sich kein Schimmel bilde. Heute gießt man auch hie und da eine Zuckerkruste darauf, ähnlich wie auf das Eingesottene. War diese Tunke aus frischen Pflaumen verbraucht, so bereitete man sie aus den gedörrten. Diese wurden zunächst abgewaschen, dann mit Wasser übergossen und gekocht. Waren sie genügend weich geworden, so drückte man sie durch den Durchschlagtopf, so dass die Kerne in demselben zurückblieben. Endlich wurde im Herbste auch der Hollunder eingesotten, welcher für die schwarze Fleischtunke gebraucht wurde, auch als Hausarzneimittel, besonders bei verdorbenem Magen, in Ansehen stand.

Sobald im Sommer die Gurken eine genügende Größe erreicht hatten, legte man sie in einem Fasse zum Sauerwerden ein. Nachdem sie gesäubert waren, gab man sie in ein Fass und gleichfalls kamen dazwischen: Weinrebenspitzen mit Blättern, Pfefferkraut, Dille, Blätter von Sauerkirschen oder Weichseln, endlich gekochtes und abgekühltes Salzwasser; sollte das Sauerwerden rascher vor sich gehen, kam auch etwas Essig dazu, und oben kamen Brettchen, welche man mit Steinen beschwerte, darauf.

Weiters wurde im Herbste ein ganzes Fass mit Sauerkraut aus Strünken oder aus Wasserrüben eingehobelt und mit Salz und Kümmel vermengt; oben darauf kamen ebenfalls mit Steinen beschwerte Brettchen. Hatte das Kraut seine Gährung durchgemacht, so konnte man es zu den Speckknödeln, zu den Würsten oder zu dem Schweinefleische, welche

ohne Sauerkraut nicht gut denkbar waren, genießen. Im Bauernhause hatte man selbstverständlich auch Mehl, Milch, Eier, Butter, Quark, Käse, Reibkäse, Quargeln, Mohn, so dass man z. B. zum Kuchenbacken eigentlich nur Zucker, etwas Gewürze, dann Salz und Hefe zu kaufen brauchte. Die «Hefen» («Hejfen») brachte so ziemlich jede Woche das Hefenweib in einer Butte aus dem Bräuhause, doch wurde gar oft damit das Gebäck verschwärzt und verbittert; deshalb kamen die Presshefen rascher in die Mode, und das Hefenweib ist größtentheils sammt ihren jederzeit vorräthigen Neuigkeiten verschwunden. In manchen Häusern machte man sich auch die Graupen, Grapp'n genannt, in der eigenen Graupenstampe selbst. Den Mohn baute man überall an, denn man hatte ihn gern als Schmiere oder «Draufthue» auf den Kuchen, Dalken, Libanzen, gab ihn in die Pfannbuchte und in den Gugelhupf. Mehl wurde wenig und selten gekauft, denn in den Bauerhäusern benützte man zumeist das selbsterbaute und gemahlene; größere Besitzer säeten ja auch selbst ihren Weizen, auch wurden Gerstenmehl und das bessere Kornmehl nicht bloß zum Brotbacken benützt. Erdäpfel, Bohnen, Linsen, Erbsen, Hirse, Pflaumen, Äpfel, Birnen, Kirschen, und Nüsse, auch Pfirsiche und Aprikosen baute man selbst. Wurde Fleisch gebraucht, so waren ja Gänse, Hühner, Enten und Tauben da, von denen nöthigenfalls einige zum Opfer fallen konnten. Doch geschah dies nur in seltenen Fällen, denn eine wirtschaftliche Hausfrau «machte das alles lieber zu Gelde», als dass sie es auf den Tisch gebracht hätte. Nur die «hehren Zeiten», Ostern, Pfingsten, Weihnachten, das Kirchenfest, die Kirmst, Taufe oder Hochzeit machten eine Ausnahme. Jährlich wurde gewöhnlich zu Weihnachten ein Schwein geschlachtet. Da gab es Fett und Fleischvorrath bis in den späten Sommer hinein, denn die «Schrietel» und der Speck wurden geräuchert und dann aufbewahrt. In größeren Bauernhäusern kam wohl auch noch ein zweites Schweinschlachten vor. Butter, Quark, Käsel und Quargel wurden, namentlich, wenn neumelke Kühe im Stalle standen, viel mehr erzeugt, als das Haus selbst brauchte; deshalb gieng die Hausfrau oder ihre Tochter damit «zu Markte» und kaufte dann für den Erlös Verschiedenes für die Küche, auch wurde noch manches andere an Kleidungstücken dafür angeschafft, so dass des Vaters Kasse nicht immer in Anspruch genommen werden musste.

Doch kehren wir zu unseren Küchenräumen zurück. Mit dem Sparofen, der seine Platte in der Stube hatte, musste nothwendiger Weise der Küchenraum mehr und mehr in die Wohnstube hineinrücken, denn nun wurde ja den größten Theil des Jahres in derselben gekocht, wenn auch die Feuerungsstelle immer noch im Vorhause verblieb. Dadurch ist es auch erklärlich, dass in der Nähe des Ofens die Küchengeräthe, die sehr einfach waren, dort ihren Platz finden mussten. Am Ofen selbst aber befand sich der Ofentopf, zur Hälfte herausschauend und mit einem hölzernen Deckel zugedeckt. Im Ofen stak die Bratröhre, die bei diesen alten Kachelöfen bloß von Thon war und mit einem hölzernen Schieber verschlossen wurde.

Nicht weit vom Ofen, gewöhnlich seitwärts von der Stubenthüre stand das große «Teppbrāt», von welchem ich bereits ausführlich berichtet habe. Darin wurde das meiste Geschirre und Geräthe aufbewahrt. Darin standen Pfannen, Töpfe und Krüge, Pletschen, Reinl, ein Durchschlagtopf, das Kasteroul, die Gugelhupfform (richtiger mundartl. «Kug'lup»). Darin war auch der große «Moureibetoup» mit der hölzernen «Moukeile», der eiserne «Mersch'l» (Mörser). In diesem Topfbrette stak auch das «Warkebratel» (Wirkebrett), die «Nudelkeile», ein Mehlsieb, Milchseiher und die «Quorkquetsche». Neben dem Ofen hiengen auf einer Schnur die Stürzen und in einem Brettchen staken blecherne Esslöffel, Rühr- und Schöpflöffel, auch ein hölzerner Quirl, den man sich selbst aus Tannenholz verfertigt hatte. An bevorzugtem Platze hieng die große, hölzerne Salzmeste, dann mehrere «Seiger», ein «Riebeisel», eine «Gurkenhub'l», während das Salznappel oder der Salzstamper neben einem Laibe Brot auf dem eichenen Esstische in der vordersten Ecke sich befanden.[1] Zum Küchengeräthe gehörte natürlich auch alles das, was man beim Brot- oder Kuchenbacken herbeiholen musste, namentlich: die große Backdöse, die Backschüsseln aus Strohgeflechte, die Schusse, die Ofengabel, der Kehrwisch, die Krücke, die Kuchenbretter. Das alles war in verschiedenen Hausräumen untergebracht, theils in einer Kammer, unter dem Gange, am Boden, auch wohl unter dem Dache eines Anschüblings. Ferner zählen auch hieher die Geräthe, welche bei der Milchwirtschaft gebraucht wurden, nämlich: das Butterfass, die Butterbrettel, eine große Quarkquetsche, mehrere Kasenappel, der Käsekorb, mehrere Käsebrettel, die Milchpletschen, der Milchseiher, die Gelte, nebstdem mehrere große Milch-, Käse- und Quargeltöpfe.

Nach all dem Vorausgeschickten will ich mich nun mit den Speisen, die in den 50er Jahren auf den Bauerntisch kamen, näher beschäftigen. Der Kaffee kam damals in den ländlichen Kreisen erst nach und nach in die Mode. Am Morgen gab es damals größtentheils noch eine warme und kräftige Suppe. Wurde ausnahmsweise Kaffee auf den Tisch gebracht, so aß man ihn wie die Suppe aus einer großen, gemeinsamen Schüssel, damit man zum Aufwaschen nicht viel Zeit brauchte. Da der Kaffee mit ungewohnten Geldauslagen verbunden war, so war man mit seiner allgemeinen Einführung lange nicht einverstanden und die Kaffeemühle nannte man deshalb auch die «Bankroutmühle», ja man sagte solchen Häusern, in denen er öfter schon gekocht wurde, nach: «Wu' Kaffej gekucht ward, dort verfrass'n se de Heiser». Deshalb kam die Kaffeemühle damals nur sehr selten vor, und wenn doch einmal Kaffee gekocht wurde, so zerstampfte und zerrieb man die Bohnen entweder in dem Mörser, oder im Mohnreibetopfe, was übrigens noch heute hie und da bräuchlich sein soll. Auch die Erdäpfel für die Fauke wurden in diesem Reibetopfe zerstampft und zerrieben. Um den Kaffee billiger herstellen zu können, benützte man auch nicht selten «geriste Garschte», «geriste

[1] Pfeffer, Zimmet, Ingwer, Nelken, Safran etc. waren in einer Gewürzschachtel zu finden.

Ejcheln», that viel «Cikori», den man gemeinhin «Tschinkel»[1]) nannte hinein. Außerdem benützte man zum «Süßen» den selbsterzeugten Syrup, auch Bienenhonig. — Die Suppe war damals, wie schon erwähnt, die eigentliche Frühstücksspeise, auch ein wesentlicher Bestandtheil des Mittagessens, wie dies noch heute der Fall ist. Ausgenommen waren nur jene Tage, wo man doch schon den Kaffee mit Mehlspeise als Hauptmahlzeit gab. Deshalb gab es eine große Anzahl verschiedener Suppen und manche Hausfrau wusste eine sonst ungewöhnliche Abwechselung in die Kost zu bringen, so dass jeden Tag eine andere Suppe auf den Tisch kam. Zu den einfachsten Suppen zählte zunächst die «Wassersuppe» und die Milchsuppe, auch «Blouhous'nsuppe» oder «Drongießesuppe» genannt. In die Wassersuppe kamen Brotschnittchen, Butter oder Fett und Salz, in die Milchsuppe, die aus einem Gemisch von warmem Wasser und warmer Milch bestand, kamen Brotschnittchen und Salz hinein. Hierher zählt auch die «Einbrennsuppe», welche ihren Namen von dem gerösteten Mehle «der Einbrenne» erhielt. Sehr gebräuchlich war auch die «geriebene Teigsuppe», deren mundartliche Bezeichnung ungefähr wie «grimme» oder «krimme Tejgsuppe» (Krümmelteigsuppe) klang. Obwohl auch diese Bezeichnung recht zutreffend ist, glaube ich doch, dass das erstere Wort das richtigere sein wird. Nach dem «Buttern» gab es in der Regel «Buttermilchsuppe», in welche Brotwürfel hineinkamen. Seltener war die Biersuppe zu treffen, dagegen scheint es üblich gewesen zu sein, sie bei dem Tauressen vorzusetzen, denn man nannte ja dieses auch häufig nur die «Biersuppe» oder das «Essen mit dem großen Löffel». Wer selbst Wein baute, konnte natürlich leicht öfter eine Weinsuppe haben, und an kalten Herbstmorgen schmeckte auch die Batjeskensuppe, die aus den Weinhülsen bereitet wurde, nicht nur ganz vortrefflich, sondern wirkte auch erwärmend und stärkend. Eine sehr gebräuchliche Suppe war auch die Knoblauchsuppe, welche sich von der Wassersuppe nur dadurch unterschied, dass man in das kochende Wasser ein zerschnittenes Knoblauchzinnel hineingab. Eine sehr gebräuchliche und beliebte Suppe war auch die Erdäpfelsuppe, die in verschiedener Zurichtung auf den Tisch kam. Namentlich kam verschiedenes «Grinzeig» hinein, das sie sehr schmackhaft machte. Außerdem gab es noch Kümmelsuppe, Imfersuppe (Ingwer), Linsen oder Tschotschkensuppe, Erbsen- und Bohnensuppe, Knödelsuppe, Schwammsuppe, Tropfteigsuppe, Hirsesuppe, Nudelsuppe. Gries-, Reis- und Graupen-, auch Nudelsuppe, wurde meist als Fleischsuppe auf den Tisch gebracht und das geschah nur «zu hehren Zeiten».[2]) Die Fischsuppe aber wurde in manchen Häusern fast nur einmal im Jahre, nämlich am hl. Abende gegessen.

Nach der Frühsuppe konnte sich jeder noch Brot und «Zubrute», darunter verstand man Butter, Fett, Quark etc. und Salz, nehmen, so

[1]) Die Gebrüder Franz und Anton Tschinkel besaßen in Lobositz eine Cichorienfabrik, die sie nebst andern in Schönfeld etc. ins Leben riefen.

[2]) Bei diesen Fleischsuppen durfte als Gewürz namentlich auch der Sofron (Safran) nicht fehlen.

viel er bedurfte. Das Brot war überhaupt nicht verschlossen, und konnte sich jeder davon über Tags abschneiden, wenn er Hunger hatte.

Bei dem Mittagstische kamen nach der Suppe entweder Linsen (Tschotschken), Erbsen, Bohnen mit Butter oder Fett abgeschmalzen, auf den Tisch. Nach dem Schweinschlachten gab es Schweinefleisch gekocht mit süßsaurer oder schwarzer Tunke, Blut- und Leberwürste mit Kraut und Erdäpfeln, gebratenes Schweinefleisch mit derselben Zuspeise. Die Erdäpfel (Areppel) waren bei der bäuerlichen Kost nicht nur eine stets beliebte Zuspeise, sondern wurden auch überhaupt als Mahlzeit in Schalen «mit Mundur» auf den Tisch gebracht, von den Essern selbst geschält und dann mit Fett, Butter, Quark und Salz genossen. Namentlich waren und sind die neuen Erdäpfel in dieser Form ein einfaches und beliebtes Nahrungsmittel. Außerdem wurden aus den gekochten Erdäpfeln noch eine Menge Gerichte bereitet:

Erdäpfelkasch und Erdäpfelklöße, Erdäpfel mit Kümmeltunke, Erdäpfelknödel, Erdäpfelsterz, Erdäpfel abgeschmalzen, Erdäpfel mit Schweinsgriefen, Erdäpfelfauke, Mohnfauke (Erdäpfelfauke mit Mohn), Erdäpfelplatzken u. s. w. Außerdem gab es Gries-, Reis- und Hirsekasche, Griesknödel, Hirsebuchten, gedünsteten Reis, welche mit Fett oder Butter abgeschmalzen und mit Zimmt und Zucker bestreut oder auch mit Syrup und Butter übergossen wurden. Ferner gab es Pfannbuchten mit hineingebackenem Quark, Mohn, Pflaumentunke, welche wie die Dalken meist nur an Sonntagen oder zur Schnittzeit auch an Wochentagen auf den Tisch kamen. Auf die letzteren gab man Mohn, Zimmt und Zucker, Pflaumtunke, Pfefferkuchen mit Butter übergossen, Reibkäse mit Butter, Syrup, Käse und Schmetten. Libanzen aus Gerstenmehl, die meist im Vorhause auf einem Bleche gebacken wurden, waren auch an Wochentagen eine gern gesehene Mittagskost. Damit wechselten weiter ab: Speckknödel mit Kraut, Slejschk'n aus schwarzem Mehl geschnitten nach Art der Gänsestopferln, gekocht, abgeschmalzen, mit geriebenem Mohn (Mouslejschk'n) mit Käse überstreut oder Syrup übergossen, auch mit Butter abgeschmalzen; Nudeln mit Butter abgeschmalzen, auch «treige Nudeln» genannt, Nudeln mit Mohn, Nudeln mit Milch (Milchnudeln), Graupen (Grapp'n) mit Milch, Hirsebuchten, wie schon erwähnt, mit Syrup und Butter übergossen oder nur abgeschmalzen. Im Sommer gab es ferner noch Salat in Hülle und Fülle, und zwar Blätter- und Gurkensalat, beide entweder mit Essig und Pfeffer oder mit saurem Schmetten hergerichtet. Diese Salate genoss man entweder allein, oder es kam auch noch eine Eierspeise, z. B. Eierkuchen hinzu. Zum Blättersalat richteten auch manche besonders gute Köchinnen die Käsekaulen aus Quark, Mehl und Hollunderblüten her, worauf sie in Butter gebacken wurden. Auch verstanden manche das äußerst schmackhafte «Griesfranzel» gut zu backen, worauf eine «sänderliche» (säuerliche) Tunke gegossen wurde. Das waren zum Theil Speisen, die wenn gut und recht hergerichtet, auch mancher Feinschmecker dem besten Braten vorziehen würde, und doch kosteten sie eigentlich gar nichts, denn was man dazu brauchte, hatte man selbst im Hause. —

Fleisch vom Fleischhauer kam nur selten an Sonn- und Feiertagen meist nur «zu hehren Zeiten» auf den Tisch. Deshalb konnte man auch am Lande nur in vereinzelten, größeren Dörfern einen Fleischhauer antreffen. In Hinsicht auf die «Soos» gewöhnlich «Tunke» genannt, gab es deshalb auch nicht viel Abwechslung, nämlich:

Krentunke, sogenannter «Suppenkrin», Milchkrentunke, süß-saure oder schwarze Tunke, Knoblauchtunke, Zwiebeltunke,[1]) allenfalls noch eine Dilltunke war so ziemlich alles, was in dieser Hinsicht zu treffen war.[2]) Zum Schweinebraten gab man Erdäpfel oder Sauerkraut, auch gebackene und gekochte Pflaumen. Wurde er am Abend kalt genossen, kam Essigkren dazu. An hehren Zeiten ersetzten das Brot die Kuchen, welche in großer Menge gebacken wurden. An den Faschingstagen (zu der Fosching, Fostnocht) gab es in den reicheren Häusern Krapfen, zu Ostern kamen zu den Kuchen die Osterlabel, zu Weihnachten Striezel hinzu, wie dies in den Städten hiesiger Gegend gleichfalls Sitte ist. War Hochzeit, wurden außer den Kuchen noch «Pokrauten» gebacken; das waren sehr große Kuchen aus weissem Mehl und mit verschiedenen Schmieren bestrichen. Im Herbste waren die allgemein bekannten und beliebten Pflaumenknödel öfter anzutreffen. Weniger bekannt aber dürften die «saueren Flake» (saure Fleckeln) sein, welche mit einer säuerlichen Schmettentunke übergossen wurden und gar nicht übel schmeckten, Mehr als Nebenspeise oder als Näscherei galt die «kalte Schale», welche aus abgekochten gebackenen Pflaumen, Birnen (Petschinken), Äpfeln (Eppelschnitzeln) auch Hanbutten bestand und kalt genossen wurde. Desgleichen wurde die «Ginkule», welche man aus gedünstetem Hollunder (beeren) mit Pflaumen, aus welchen die Kerne entfernt waren, bereitete, nur als solche betrachtet. Doch wurde mir auch mitgetheilt, dass man sie zuweilen mit geschälten Erdäpfeln als Speise zur Mahlzeit auf den Tisch brachte. Dabei war es unvermeidlich und leicht erklärlich, dass die Esser alle mit schwarzen Lippen vom Tische giengen, was zu allerhand Scherz Veranlassung gab. Eine besondere Abwechslung in die gewöhnliche «Hausmannskost» brachte der hl. Abend. Tags über wurde gefastet. Nachdem am Abende ein Gebet verrichtet war, wurden bessere Kerzen angezündet und kamen ihrer sogar zweie auf den festlich gedeckten Tisch. Nun begann das, ich möchte sagen, feierliche Nachtmahl. In reicheren Häusern gab es zunächst Bier-, Wein- oder Fischsuppe, dann schwarzen Fisch mit Knödeln, vielleicht auch gebackenen Fisch mit Pflaumen, hierauf den beliebten Äpfelstrudel in Gugelhupfform, Kaffee und Striezeln, auch Bier event. Wein, zuletzt auch heißen Punsch. Zum Schlusse wurde eine große Schüssel mit gut ausgelesenen Äpfeln, Birnen, nebst den unvermeidlichen Nüssen, vielleicht auch noch einigen frisch erhaltenen Weintrauben auf den Tisch gebracht. In ärmeren Familien blieb der «Fisch» meistens weg, wenn ihn nicht etwa der sehr gebräuchliche und billigere

[1]) Zwippeltunke.

[2]) Zum Rindfleisch gab es als Zuspeise entweder Knödel oder Erdäpfel; zum Schöpsenfleisch hatte man gern Möhren mit Strünken gemischt.

«Stockfisch» ersetzte, sonst gab es nebst einer Suppe noch Butternudeln, Hirsekasch, auch selbst bloß Kaffee mit Kuchen, Semmelbabe, saure Schwämme oder anderes. Von letzteren behauptete der Volksmund: «Mädchen, die keine sauere Schwämme essen, stehen die Kleider nicht schön».

Einen Nachmittagkaffee, wie er jetzt häufig Sitte ist, gab es damals nicht. Nachmittag wurde überhaupt nichts Warmes gegessen. Wer Hunger hatte, konnte sich ein «Ranftel» Brot abschneiden und sich darauf Quark (mit der Butter wurde gespart, und man trug sie lieber zu Markte) Käsel oder Quargel darauf nehmen. War das alles einmal ausgegangen, «standen die Ki treige», so half man sich mit Syrup, Pflaumtunke, Fetten aus. Im Frühjahre, namentlich aber zum Gründonnerstage gab es «Honigschnieten». Der Honig stand auch als Hausmittel in Ehren und sollte besonders im Frühjahre, «wenn sich der Körper des Menschen verändert», etlichemale genossen werden. Kam es aber doch einmal vor, dass alle Vorräthe ausgegangen oder der Schlüssel zur «Olmer» oder zum Gewölbe nicht zu finden war, dann schmeckte auch eine Salzschniete gut, denn «Salz und Brot macht ja auch Wangen roth». Freilich wurde manchmal scherzweise hinzugesetzt «zu der Letzt a gor tud».[1]) Am Abende gab es ebenfalls Brot, an kälteren Tagen eine warme Suppe, im Herbste und Winter gern Erdäpfel mit Mundur, welche in großer Menge auf den Tisch geschüttet wurden, oder in einer großen Schüssel vorgesetzt wurden. Dazu kam natürlich eine Schmiere, und am Tische stand auch eine große hölzerne Nappe mit Salz gefüllt. Zuletzt konnte sich jeder noch Brot nehmen, so viel er wollte. Im heißen Sommer kam häufig eine Schüssel voll kalter, abgeschöpfter Milch, in welche Brot eingebrockt war, auf den Tisch und jeder aß mit seinem blechernen Löffel aus der Schüssel mit, so lange es ihm schmeckte. Zum Spinnen brachte die Mutter frisches oder gebackenes Obst, getrocknete Kirschen, Schlehen (Schling'n) auf den Tisch, damit es nicht an Speichel fehle.

Geistige Getränke, Bier, Wein oder Branntwein kamen weder an Wochen- noch an Sonntagen auf den Tisch. Wer trinken wollte, für den stand der große Trinkständer im «Hause», auf dessen Deckel ein «Tippel» stand, denn wer Wasser trinkt, sagte man immer zum Troste, «der bleibt bei Verstande». Bier und Wein kamen nur zu «hehren Zeiten», zur Kirmst, zum Kirchenfeste, zum Schweinschlachten, wenn ein Gast da war, namentlich aber bei den Gevatterschaften, Hochzeiten und Begräbnissen, bei letzteren Anlässen aber auch in Hülle und Fülle auf den Tisch. Für alle übrige Zeit galt hinsichtlich Speise und Trank der Grundsatz: «Benütze hauptsächlich nur das, was du selbst in der Wirtschaft erzeugest und vermeide nach Thunlichkeit alles, was Geldauslagen verursachen könnte». Denn die Einnahme des Landmannes war nicht groß, und wer etwas «vor sich bringen wollte», der musste sparen und wirtschaften. Deshalb fiel es einem solchen wirtschaftlichen Bauer oder gar Häusler

[1]) Hierher gehören auch die «Bejschniten». Brot wurde auf beiden Seiten schwach geröstet «gebählt», dann mit Butter oder Fett bestrichen und mit Salz bestreut.

auch gar nicht ein, alle Tage «zu Biere» zu gehen. Solchen Luxus gestattete er sich höchstens zuweilen an einem Sonn- oder Feiertage und dann, wenn es besondere Umstände gerade nöthig machten. Auch wusste er nur zu gut, wie weit es jene brachten, die Tage lang nicht aus dem Wirtshause heraus kamen. Kam dazu noch ein Weib, die nicht zu wirtschaften verstand, so giengs bergab, und der Ruin der ganzen Wirtschaft war unvermeidlich. Nach dem Gesagten, wird man mir gewiss zugeben, dass die ehemalige Bauernkost sicher eine nahrhafte, gesunde, billige und gewiss auch gar keine schlechte gewesen ist; ja manche von den Speisen, gut und recht hergerichtet, würden auch einen verwöhnten Gaumen befriedigen. Vieles davon ist sogar manchem Gerichte der Stadtbewohnerkost vorzuziehen; ich erinnere da nur an eines der wichtigsten ländlichen Nahrungsmittel, an das hausbackene Bauernbrot, nach welchem sich der Städter förmlich sehnt. Keinesfalls habe ich beabsichtigt, in Hinsicht auf Kost «Früher und Jetzt» in eine Parallele zu bringen. Doch will ich mir zum Schlusse nur noch einige Worte erlauben, die eben nur wieder Ansichten der Landbewohner selbst zum Ausdrucke bringen. — Seit jener Zeit, in welche ich den freundlichen Leser zurück zu versetzen suchte, sind Jahrzehnte ins Land gegangen. Viel hat sich geändert, vieles ist besser geworden, vieles ist ganz verschwunden, auch die bäuerliche Kost ist nicht ganz dieselbe geblieben wie ehedem, sie ist, ich möchte sagen, eine feinere geworden, doch gewiss nicht zum Nutzen des Landbewohners. Der Dienstbote, der Taglöhner von heute würde mit der ehemaligen Kost keinesfalls mehr zufrieden sein, er verlangt und bekommt nicht nur viel größeren Lohn, sondern auch eine gute Kost, sonst bleibt er nicht. Darum macht auch die Rechnung für die Dienstlöhne und für die Kost in einem Bauernhause weit mehr aus, als früher; die ganze Lebensweise kostet viel mehr Geld, denn man begnügt sich mit dem nicht allein, was das Haus selbst erzeugt. Und deshalb kann man, einzelne günstige Fälle ausgenommen, im allgemeinen sagen, sind jene kleineren Besitzer fast noch am besten daran, welche ihre Grundstücke mit ihren eigenen zur Familie gehörigen Leuten bestellen können und die ihre Kost nicht nach dem Willen der Dienstleute, sondern nach ihrem Wirtschaftserträgnisse, nach ihrem Einkommen einrichten können.

Zur Geschichte des Wortes Bais'l und Bahöll.

Von Prof. Dr. Val. Hintner in Wien.

Handelte es sich bloß um die Etymologie dieser beiden Wörter, so wäre die Sache mit zwei Zeilen abgethan. Auch dürfte unsere Zeitschrift nicht die geeignete Stelle hiefür sein. Allein *Bais'l* ist ein recht sprechendes Beispiel, wie auch Wörter gleich falschen Münzen in unheimlichen, lichtscheuen Räumen geprägt werden, wie sie sich anfangs schüchtern in die Öffentlichkeit wagen, dann, wenn das gemeine Volk die lauchduftende Prägestätte nicht wittert, als gute Münze ausgegeben werden und dann

von Hand zu Hand wandern. Kommen sie dann auf der Wanderung in bessere Kreise, so werden sie mit etwas Culturseife gewaschen und mit Duft durchräuchert, so dass auch das Ausland keinen Anstand nimmt, diese Münzen als allgemein gangbar zuzulassen. So ist es mit dem Worte *Bais'l* gegangen. Die Geschichte, wie dies gekommen ist, gehört gewiss in den Bereich einer Zeitschrift für Volkskunde, und da die Heimat unseres Wortes Wien ist, worauf sich freilich die Stadt an der blauen Donau nicht viel einbilden darf, in die Zeitschrift für österreichische Volkskunde.

Wollte man unter den Gebildeten, ja selbst unter den Gelehrten, eine Umfrage halten, ob sie vom Worte *Bais'l* und seiner Geschichte etwas wüssten, ich bin überzeugt, es würde unter hundert kaum einer sein, der in der Lage wäre, eine verlässliche Auskunft zu geben, selbst mit Hilfe der ihm zu Gebote stehenden Mittel. Wie kommt das? Die Schuld daran tragen die Wörterbuchmacher. Wenn ein Gebildeter oder ein Gelehrter über ein Wort sich Bescheid holen will, so greift er natürlich zunächst zu den landläufigen Wörterbüchern, zum sog. Grimm'schen, zu den Sanders'schen, zu Weigand, Heyne, Kluge, Paul, im günstigsten Falle verfügt er noch über Schmellers bayr. Wb. Allein er wird durch alle diese Wörterbücher, insoweit unser Wort daselbst überhaupt verzeichnet ist, nicht klüger werden: was *Bais'l* bedeutet, weiß er ja, mehr erfragt er nicht. Das einzige Buch, das ihm einen richtigen Wink geben könnte, darf man doch nur bei einem Mundartenforscher voraussetzen, deren es in Österreich dermalen leider sehr wenige gibt. Dieses Buch ist das «Wörterbuch der Mundart in Österreich unter der Enns von Castelli (1847)». In diesem Werke ist das Wort *Bais'l*, soweit meine Forschungen reichen, überhaupt das erste Mal[1]) gebucht. Die früheren, Österreich oder Wien betreffenden Wörtersammlungen und Wörterbücher z. B. Lorinser (1800), Adelung (1801), Ziska (1819; 1824), Höfer (1815), [Sonnleithner] Id. Austr. (1824), Loritza (1847) verzeichnen es noch nicht. Der emsige Forscher Schmeller kannte das Wort bei der Bearbeitung der 1. Auflage seines bayr. Wb. (1827—1837) auch nicht, in der zweiten, von Frommann besorgten Auflage (I, 1872) heißt es

[1]) In der Zeitschrift für deutsche Philologie von Zacher (XVII, 237) führt Birlinger einen *Beiselwagen* an: «An Sonn- und Feiertagen fahren gemeine Leute auf den sogenannten *Beiselwagen*, wo Sitz an Sitz gemacht wird, nach Schönbrunn. H. Sander, Reisen II (1784), 551». Von einem *Beiselwagen* hat man in Wien meines Wissens nie etwas gehört. Es wird demnach die Vermuthung gestattet sein, dass es sich bei dieser Angabe um einen Druckfehler (Schreibfehler?) oder wahrscheinlicher um einen «Hörfehler» handelt für *Zeiselwagen*. So sagt Höfer (Etymol. Wb. der in Oberdeutschl., vorzüglich aber in Österreich üblichen Mundart, 1815, III, S. 319); «Der *Zeisel-* oder *Zeisselwagen*; eine vorzüglich zu Wien bekannte Art Wägen, mit einem geflochtenen Obdach, inwendig aber mit Stroh belegt, worauf die Leute nach der Länge bequem liegen, und gewöhnlich sehr geschwind in die Provinzen abfahren können u. s. w.» Ähnlich Castelli (S. 269): «*Zais'lwagn*, ein offener, mit vielen Sitzen versehener Leiterwagen, welcher in die Umgegenden von Wien fährt». Ähnlich das Id. Austr. (S. 128): «*Zeiselwagen*, ein offener, mit vielen Sitzen versehener Wagen, worauf viele Menschen zusammensitzen, und gegen geringen Fuhrlohn geführet werden». Vgl. auch Lorinser (S. 146) und Schmeller II², 1156.

(I, S. 291): «Das „*Beisl*", so nannte mir Kaltenbäck 1839 in Wiens Vorstädten diese und jene Kneipe. Castelli Wb. 279». Diese Angabe fand Frommann offenbar im Handexemplare Schmeller's vor.

Dass die Brüder Grimm das Wort in ihr Wörterbuch nicht aufnahmen, findet man begreiflich. Aber auch der eifrige Sammler Sanders hat es in sein Hauptwerk nicht aufgenommen, erst im Ergänzungswörterbuch (1885, S. 66c) verzeichnet er es, aber ohne etymologische Bemerkung, obwohl ihm als Juden die Etymologie nicht entgangen sein konnte. Auch er schreibt, wie Schmeller, irreführend: *Beisel* (öst.) Wirtshaus. Ebenso Hügel (der Wiener Dialect 1873, S. 38): «*Beis'l* eine gemeine Kneipe». Die übrigen Wörterbücher (Weigand, Heyne, Kluge, Paul) haben es gar nicht.

Kehren wir zu Castelli zurück. Castelli führt in einem Anhange: Jenische Ausdrücke (S. 279) auf: «*Bais* (das), ein Haus; *Baisl*, eine schlechte Schenke; *Galachbais*, die Kirche; *Contrafusbais*, das Theater». Was sind nun jenische Ausdrücke? Castelli sagt darüber in der Vorrede (S. VII f.) folgendes: «Am Schlusse meines Wörterbuches habe ich noch einige sogenannte jenische Ausdrücke angehängt, wie ich mich deren aus meiner Jugend noch zu erinnern wusste. Es hat hiermit eine ganz eigene Bewandtniss:

Es existierten nämlich vor vielen Jahren viele schlechte Wirtshäuser in Wien, in welchen man leichtfertige Dirnen hielt, um junge Burschen anzuziehen, in welchen auch getanzt wurde. In diesen Kneipen herrschte eine eigene Sprache, welche man die jenische nannte und deren man sich darum bediente, um nicht von jedermann verstanden zu werden und daher die Gaunerei ungehinderter treiben zu können. Sehr viele der in dieser Sprache gebrauchten Wörter stammen aus dem Hebräischen her, und wie fremdartig und unverständlich sie war, möge man aus folgendem Liedchen entnehmen. Es lautet:

A doffes Misch'l mu͡as i håb'n,
Und soll ih's mit da Fema aus da durma aussagråb'n.

(zu deutsch): Ein feines Mädchen muss ich haben,
Und soll ich's mit der Hand aus der Erde heraus graben.

Diese jenische Sprache hat sich mit den Orten, wo sie gesprochen wurde, und welche zur Ehre der Menschheit abgeschafft wurden, fast gänzlich verloren, und nur einzelne Wörter hiervon haben sich noch im Munde des gemeinsten Pöbels erhalten». So weit Castelli, im ganzen richtig. Diese jenischen Sprachen sind also Diebssprachen. Nach Adelung-Vater (Mithridates II, 224) ist der Ausdruck jenisch vorzugsweise in Schwaben gebräuchlich, sonst heißt man sie auch das Rotwälsch oder noch häufiger cochemer loschen, um von zahlreichen anderen Namen abzusehen. Über diese Diebssprachen ist eine reiche Literatur vorhanden, das Hauptwerk hierüber ist: Avé-Lallemant, das deutsche Gaunerthum, 1858—62, 4 Bände und Nachtrag 1880, 1881. Dieses Werk ist für die Kenntnis der sittlichen Zustände namentlich um die Zeit

des dreißigjährigen Krieges von größter Wichtigkeit und höchstem Interesse.[1])

Zu dem aus dem Hebräischen stammenden Wortschatze dieser Gaunersprachen gehört auch unser *Bais'l. bajis*, *bais*, *bayes*, *bays* bedeutet «Haus», auch «Wirtshaus» (Avé-L. IV, 200; 341. Jüdisch-deutsches Wb. 9), baisel «Kneipe, Krug, Bordell» (Avé-L. IV, 524 unter *bes;* vergl. auch im md. *bâjes* Haus Diefenbach-Wülcker S. 151). Das von Castelli aufgeführte *bais* hört man jetzt kaum noch, eine Zeit lang spukte es als zweiter Bestandtheil von Zusammensetzungen im «Hans-Jörgel», z. B. *Seraf-bais* (1843, 1, 10. 1848. 1858, 29, 9. *Seraph-Beiseln* 1854, 52, 10, wodurch die Angabe von Sanders, dass *Beisel* im Plural unverändert bleibe, richtig gestellt wird) Brantweinhaus (*saref* Brantwein Jüdisch-deutsches Wb. 105; 197), *Schächer-beis* (1845, 10, 21. 1848) Bierhaus, Kneipe, *Schwäch-bais* Gasthaus (*schwächen* = trinken im Wiener Jenisch; vgl. Mareta, Programm des Gymnasiums zu den Schotten in Wien 1865, S. 23 f.; 28; 52). Diese Wortwitze würde man heute nicht mehr verstehen oder ihnen wenigstens keinen Geschmack abgewinnen können.

In Wien mag das Wort *Bais'l* in den unteren Volksschichten, vielleicht auch unter den Studenten (Kluge, deutsche Studentensprache 1895, hat es aber nicht) lange Zeit im Gebrauch gewesen sein. Castelli, der die in seinem Wörterbuch mitgetheilten jenischen Ausdrücke aus seiner Jugenderinnerung wiedergibt, war damals, als er sein Wörterbuch herausgab, bereits 66 Jahre alt.

In Deutschland erscheint *Beisel* in Druckwerken vornehmeren Tones nach Sanders (Ergänzungswörterbuch 66c) um die Mitte der Sechzigerjahre. Salonfähig aber wurde das Wort erst durch die damals viel gelesene Zeitschrift Salon (II, 37) Ende der Sechzigerjahre. Von da an gebrauchten es auch Schriftsteller, die sonst die Ausdrücke abzuwägen verstanden, z. B. Johannes Scherr (Blücher II, 165) und der Reichspostgewaltige, H. Stephan (das heutige Ägypten 1872, S. 467).

Um den Ursprung des Wortes völlig zu verwischen, hat man auch die Schreibweise geändert; man schreibt: *Beißel* (Scherr a. a. O.) oder sogar: *Beußel*. Und so wird in Deutschland auch gesprochen. Ich traf vor ein paar Jahren im Sommer mit einem hochgebildeten Geheimrathe aus Berlin zusammen. Dieser sprach von einem *schaißlichen Beußel.*

---

[1]) *jenisch* soll bedeuten: Mann des Wissens, der Weisheit (*Jonen* und *isch* Mann; *joda* wissen, kennen Avé-L. I, 6; 12. II, 245). *Rotwelsch* ist nach Mithridates (II. 224) zusammengesetzt aus *Rot* Landstreicher und *walsch* fremd. Nach *Pott* (Zigeuner II, 1845, S. 1) von *Roter* Bettler und *beth*, später *boss* Haus. *cochemer loschen* heißt: Sprache der Weisen, Klugen (hebräisch *chochom*, *kochem* der Weise, Kluge, Gescheidte, Geriebene, Gauner und *loschen* Zunge, Sprache (vgl. Avé-L. IV, 530; 567. Vollständiges jüdisch-deutsches und deutsch-jüdisches Wörterbuch, Hamburg, ohne Jahreszahl [1805?], S. 20; 49). Die Literatur bei Vater-Jülg (1847), Jos. Maria Wagner (die Literatur der Gauner- und Geheimsprachen seit 1700. Aus Dr. Julius Petzholdt's: «Neuer Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft» Jahrgang 1861, besonders abgedruckt), Landau (in Nagls Zeitschrift für deutsche Mundarten I, 126 ff.); man vgl. auch Frommann's Zeitschrift VI, 221 ff.

Die Vertauschung der Doppellaute in den beiden Wörtern wirkte auf mich gar zu erheiternd. Wahrlich, der Spruch: *pro captu lectoris habent sua fata libelli* (Terentian. Maur. carm. heroic. 258) hat seine Giltigkeit in noch viel höherem Maße für die vocabula.

Auf demselben Miste — hier wohl in fast wörtlichem Sinne zu nehmen — ist das Wort *bahöll* gewachsen. Nur scheint es noch nicht so lange her zu sein, dass das Wort in bessere Gesellschaftskreise gedrungen ist. Anfangs der Siebzigerjahre, da ich mich schon lebhaft mit unseren Mundarten beschäftigte, habe ich *bahöll* noch nicht gehört. Dass das Wort damals bei Gebildeten noch nicht im Umlauf war, beweist auch der Umstand, dass Dr. Fr. S. Hügel, der ehemalige Herausgeber der Vorstadtzeitung, die Bedeutung unseres Wortes in seinem Buche: «Der Wiener Dialect, Lexikon der Wiener Volkssprache (1873, S. 117)» falsch angibt: «*pahöll*, Scandal machen». Nichts weiter! Sonst habe ich das Wort überhaupt nirgends verzeichnet gefunden. Aber wie oft hört man jetzt aus dem Munde gerade der gebildeten Leute: «einen *bahöll* machen»! Freilich schimmert dabei immer ein versteckter Spott durch, dass man damit einen Ausdruck der niederen Volksclassen gebrauche. Außer die Mauern der Stadt Wien scheint das Wort noch nicht gedrungen zu sein, wenigstens draußen noch nicht Boden gefasst zu haben. Es würde mir leid thun, wenn etwa diese Zeilen zur Verbreitung des Wortes beitragen sollten.

Was den Ursprung dieses gewiss nicht deutsch, am ehesten magyarisch klingenden Wortes betrifft, ist schon angedeutet worden, dass es auf demselben Boden wie *Bais'l* gewachsen ist. Es hat mich daher nicht wenig gewundert, dass unlängst H. Grienberger in Nagls Zeitschrift für deutsche Mundarten (I, 146) *bahöll* aus dem deutschen zu erklären versuchte. Er fasst es als *bî hëlle* ähnlich wie *bî gôt*, franz. *alarme*, *alárm*, *lärm*. Für diese Deutung spricht aber gar nichts, vielmehr alles dagegen. Dies auseinander zu setzen ist hier nicht der Ort. Nag'l selbst scheint von dieser Erklärung nicht befriedigt zu sein, wie man aus der Anmerkung ersieht. *Bahöll* ist natürlich nichts anderes als das hebräische *behâla* Schrecken, Bestürzung, Lärm (Lev. 26, 16; Ps. 78, 33; Jer. 15, 8. Jüdisch-deutsch. Wb. S. 12 *beholo*).

Wer einmal, wie ich Veranlassung gehabt hat, sämmtliche deutsche Mundartenwörterbücher durchzustöbern, der wird die erschreckende Wahrnehmung gemacht haben, wie viele Ausdrücke aus den Gaunersprachen in die Mundarten einzelner Gegenden, mancher weniger, mancher mehr eingedrungen sind. Das gibt viel zu denken.

Wien, Ostern 1898.

Aberglaube der Slowenen.

Von Professor Wilhelm Urbas, Graz.

Der Aberglaube der Slowenen ist, wie bei anderen Völkern, theils mythischen, theils christlichen Ursprunges, hat aber mitunter seine Wurzeln

auch in den innigen Beziehungen des Volkes zur Natur, die alle Lebensverhältnisse desselben durchdringt.

Das Verschreien, Verzaubern und Wahrsagen, das Unwettermachen durch die Hexen, der Glaube an Talismane[1]) und Amulete, das Ansprechen lebloser Dinge, das Beschauen des Wasserspiegels sowie der Eingeweide mancher Hausthiere, das Behorchen der Viehsprache zur Zeit der Wintersonnenwende, das Zählen des Kuckucks- oder Käuzchenrufes, der Glaube an die geheimen Kräfte des zu- und abnehmenden Mondes, endlich all die gespenstischen Wesen: der Schranl (Škrat), die Perchta[2]) (Bela žena), der Butz (Veša), der Bartl (Parkelj), die Parzen (Rojenice), der Wassermann (Povodní mož), die Trud (Mora) und noch viele den Slawen eigenthümliche Dämone: wie die Vile, der Hekate vergleichbar; Divji mož, eine Art Silvan; Kurent, der Beschützer jeder Mummerei, und andere gehören theils dem romanischen, theils dem germanischen oder slawischen Mythus an.

Eine Mischung von Heidenthum und Christenthum aber zeigt sich in manchen andern Gebräuchen, Opferungen, Weihungen und Beschwörungen, die in dem Glauben, dass in einigen Krankheiten gewisse Heilige mit Erfolg angerufen werden können, ihren Ursprung haben. So soll der Blasiussegen (3. Februar) gegen Halsschmerzen helfen; bei Fraisen oder epileptischen Anfällen wird der hl. Valentin (14. Februar) angerufen; der hl. Florian (4. Mai) soll gegen Feuersbrunst schützen; der hl. Rochus (16. August) hilft gegen Beinschmerzen und Pest; zur hl. Apollonia (9. Februar) fleht um Hilfe, wer Zahnschmerzen hat, und zur hl. Lucia (13. December), wer an den Augen leidet. Dass die Redensart: «Der Glaube macht selig», mehr als eine bloße Phrase ist, sieht man daraus, dass, wer ein Medaillon, ein Scapulier oder ein ähnliches Amulet am Halse trägt, sich für gefeit hält gegen Hexerei und allerlei Teufelsspuk.

Mit dem Vertrauen auf den Schutz gewisser Heiligen der katholischen Kirche hängt sicherlich auch die Gewohnheit zusammen, dieselben, d. i. ihre Festtage, gewissermaßen als Fixpunkte zu betrachten. Schreiber dieses fand in einer Gegend Unterkrains einen Bauern, der Bruno, einen andern, der Raphael hieß. Da diese Namen sonst beim slowenischen Landvolke nicht vorkommen, so erkundigte er sich bei dem dortigen Pfarrer (Prettner in Hl. Kreuz), wie diese Bauern zu so exotischen Namen gekommen. Die Antwort lautete: «Wir haben immer unsere liebe Noth, wenn wir einem Bauernburschen seinen Taufschein ausstellen sollen; denn die Eltern wissen nie das Datum der Geburt anzugeben, sondern sagen nur: «Es war ungefähr drei Wochen vor Michaeli», oder gar «so um Josephi herum». Da beschloss mein Vorgänger, sich dieses Herumsuchen

[1]) Dem Schreiber dieses wurde, als er in seinem Knabenalter lange an einem hartnäckigen Wechselfieber litt, von einem Quacksalber ein zusammengewickelter, mit einem Faden überbundener Zettel, auf den derselbe vorher etwas (vermuthlich Abracadabra) geschrieben hatte, um den Hals gehängt. Diesen Zettel musste er 8 Tage am Halse tragen, und dann über die Achsel in den Fluss werfen. Das Fieber aber wich erst dem Chinin.

[2]) Der poprtnik, ein Weihnachtsbrot, weist noch auf den deutschen Wortstamm hin.

im Taufbuche zu erleichtern, und taufte jedes Bauernkind, unbekümmert um die Wünsche der Eltern, auf den Namen des Heiligen, der eben an dem Tage im Kalender stand.»

Die Verquickung von Aberglauben und Christenthum zeigt sich übrigens am deutlichsten in der Anlehnung so vieler abergläubischer Meinungen und Gebräuche an christliche Feste; wir wollen einige derselben der Zeitfolge nach anführen, beginnend mit dem 1. Januar.

Wer am Neujahrstage früh aufsteht, thut es das ganze Jahr gerne; wer an diesem Tage Glück oder Unglück hat, der hat es das ganze Jahr; und wer eine Schuld hat, wird sie das ganze Jahr nicht los. Aus dem mattern oder helleren Brennen der Kirchenlichter aber schließen die Görzer Slowenen auf eine mindere oder bessere Ernte. Die Kärntner Slowenen meinen, dass derjenige, welcher an diesem Tage falle, noch im Laufe des Jahres sterbe.

Wer, von seinem siebenten Jahre an, den heiligen drei Königen (6. Januar) zu Ehren fastet, dem geben dieselben rechtzeitig bekannt, wann ihm zu sterben bestimmt sei.[1])

Vom Wetter am Vincenzitag (22. Januar) schließen die Unterkrainer Bauern auf die nächste Weinlese. Ist der Himmel heiter, so wird die Qualität gut; tropft es vom Dach, so wird nur die Quantität groß. Da geht auch jeder Weingartenbesitzer in seinen Weingarten und beschneidet ein paar Reben, das soll das Gedeihen aller fördern.

Sonnenschein am Pauli-Bekehrungstag (25. Januar) halten einige für ein Zeichen, dass die Hirse gerathen werde, andere überhaupt, dass es eine gute Ernte geben werde.

Vom Lichtmesstage (2. Februar) behaupten die Slowenen, da komme der Bär aus seiner Höhle, um nach dem Wetter zu schauen; nur meinen die Kärntner, bei mildem Wetter bleibe er dann draußen, bei rauhem aber kehre er zu seiner Lagerstatt zurück — während die Steierer, Krainer und küstenländischen Slowenen das gerade Gegentheil behaupten. Mit der letztern Vesion stimmt zugleich der allgemein verbreitete Aberglaube überein, dass, wenn es an diesem Tage früher von der Kerze als vom Dache tropft (also noch Frost herrscht), der Winter bald zu Ende sein werde.

Über den Matthiastag (24. Februar) herrscht bei den Slowenen derselbe Aberglaube wie bei den Deutschen, dass nämlich an diesem Tage immer Frost oder Thauwetter eintritt.

Wie das Wetter am 10. März ist, so, meinen die Slowenen, bleibe es noch 40 Tage.

Ziemlich allgemein gilt bei den Slawen der Tag des hl. Gregorius (12. März) als der erste Frühlingstag. Da paaren sich die Vögel; und wenn an diesem Tage nur so lange die Sonne scheint, als man braucht, um ein Pferd zu satteln; so gibt es ein fruchtbares Jahr. Wenn es regnet,

---

[1]) Ziemlich allgemein ist auch noch der Brauch, an die Thüren der Wohnungen mit Kreide + C + M + B + (Caspar, Melchior, Balthasar) zu schreiben; das soll allem Unheil den Eintritt wehren.

so gehen alle Feldmäuse zugrunde; wenn aber schon die Pfirsiche blühen, so raufen dann im Herbst neun Bürgermeister um einen Pfirsich.

Am Tage der hl. Gertrud (17. März) darf kein Flachs gesponnen werden; sonst fressen ihn die Mäuse.

Die steirischen und kroatischen Slowenen lassen am Benedictstag (21. März) verschiedene Kräuter und Wurzeln weihen, um damit dann die Viehställe auszuräuchern, wodurch alle Verhexung hintertrieben wird. Lässt man die an diesem Tage gelegten Eier ausbrüten, so legen die jungen Hühner, nach der Meinung der Gurkfelder, besonders fleißig. Liegt an diesem Tage noch Schnee, so hofft man in Tschernembl auf eine gute Heuernte.

Wieviel Tage die Frösche quacken vor Maria-Verkündigung (25. März), soviel Tage, meint man, schweigen sie darnach.

Ist das Wetter am Markustage (25. April) schön, so hofft man in Unterkrain auf eine reiche Weinlese.

Heiterer Himmel am Florianitag (4. Mai) lässt viele Brände, Regen dagegen Dürre fürchten.

Am Tage des hl. Urban (25. Mai) soll kein Brot gebacken werden, sonst wird es das ganze Jahr leicht schimmlich. Wer bald heiraten möchte, soll dem hl. Urban zu Ehren einen ganzen Tag strenge fasten. Will man nicht zu sehr von Fliegen belästigt sein, so soll man an diesem Tage die Fenster möglichst geschlossen halten, dann fliegen sie weiter.

St. Veit (15. Juni) wird in manchen Gegenden Krains als Beschützer der Schafherden verehrt. Der an diesem Tage gesammelte Thau gilt als das beste Augenwasser.

Johann und Paul (26. Juni) werden von den steirischen Slowenen gegen den Blitzschlag, von den Krainern jenseits des Uskokengebirges gegen den Hagelschlag um Schutz angefleht.

Gewitter oder auch nur Regen am Petri- und Paulitag (29. Juni) schade, meint man, dem Weizen, der davon rostig werde, den Hasel- und Walnüssen, die für dies Jahr taub werden.

Zwischen dem 13. und 20. Juli soll man keine Schlange tödten, denn man hält diese Thiere für das Weidevieh der hl. Margareth; noch soll da Heu eingeführt werden, sonst schlägt der Blitz in die Scheune.

In einigen Gegenden Krains herrscht der Aberglaube, dass Sonnenschein am Jacobitag (25. Iuli) die Linsen recht gedeihen mache.

Gar viel Widersinniges aber knüpft sich an die Zeit vom 15. August bis 8. September, die sogenannten Frauentage. Die in dieser Zeit gesammelten Kräuter sind von außerordentlicher Heilkraft, die in diesen Tagen ausgelüfteten Kleider, der ausgedroschene Weizen sind vor Mottenfraß sicher, und die gelegten Eier faulen nicht. Am Groß- und Klein-Frauentag, meinen die Görzer Slowenen, krieche alles Gewürm ins Wasser, weshalb man dann nicht baden solle; anderwärts ist die Meinung verbreitet, dass an diesen Tagen alle Schlangen sich auf Bäume und Büsche flüchten, weshalb man sich diesen nicht nahen solle. Schönes Wetter am 15. August oder 8. September komme dem Winterweizen zugute.

Am Bartholomäustag (24. August) soll man nicht ackern, wenn man sich nicht einem Unfall aussetzen will.

Weder am Tage von Johannes Enthauptung (29. August), noch an einem späteren gleichen Wochentage darf das Kraut heimgebracht werden, sonst verdirbt es im Bottich.

Vom Erzengel Michael (29. September) meint das abergläubische Volk, dass derselbe die Seelen der Verstorbenen abwäge, um festzustellen, ob dieselben verdienen, ins Paradies aufgenommen zu werden oder nicht.

Am Tage des hl. Lucas (18. October) meint man, werde es kühl, und das sei auch die Zeit, die Rüben auszunehmen.

Am Allerseelentag (2. November) dürfen alle armen Seelen das Fegefeuer verlassen und leiden an diesem Tage keine Qual; doch am nächsten Tage müssen alle jene dahin zurückkehren, deren Reinigung noch nicht vollzogen ist, oder für die Gottes Gnade noch nicht erfleht worden ist. In einigen Gegenden Krains, Kärntens und Steiermarks glaubt man, dass sie die erwähnte Pause dazu benützen, ihre während des Lebens innegehabten Wohnungen aufzusuchen, weshalb ihnen Erfrischungen aufgestellt werden.

Wie das Wetter am St. Leonhardstage (6. November) ist, so bleibt es bis Weihnachten.

Aus dem Brustbein der Martinigans (11. November) will man den kommenden Winter erkennen; ist das Bein rein und weiß, so wird es große Kälte, im entgegengesetzten Falle viel Schnee geben.

Die slowenischen Mädchen Steiermarks fasten dem hl. Andreas (30. November) zu Ehren den ganzen Tag; nur am Abend zerkauen und schlucken sie 3 Weizenkörner — dafür sehen sie dann im Traume den ihnen bestimmten Bräutigam.

Die hl. Barbara (4. December) wird als Patronin der Bergleute verehrt; derjenige Bergmann, welcher ihr zu Ehren am genannten Tage in der Grube ein Licht brennen lässt, stirbt eines natürlichen Todes.

Aus den zwölf Tagen, von St. Lucia (13. December) bis Weihnachten, will man das vorherrschende Wetter der nächsten zwölf Monate erkennen. Wer in dieser Zeit sich einen Betschemel aus dreierlei oder neunerlei Holz (aber mit männlichen Namen, wie «Wacholder, Hollunder, Kreuzdorn») verfertigt, und darauf bei der Christmette kniet, lernt alle Hexen des Pfarrsprengels leicht kennen; denn während der Wandlung halten alle ihr Gesicht vom Altar abgewandt. Doch muss er sich sputen, nach der Messe rasch unter die Traufe zu kommen; sonst zerreißen sie ihn in Stücke.

Besonders viel Aberglauben knüpft sich an den Weihnachtsabend. Hört da jemand, unter freiem Himmel weilend, einen Knall, so wird es bald Krieg geben; hört er ein Geräusch, wie das Klirren einer Säge, so bedeutet dies viel Todesfälle. Erlischt am hl. Abend unversehens ein Licht, so stirbt in dem Hause jemand unvermuthet. In Oberkrain schauen am hl. Abend die Mädchen forschend in die Brunnen, um vielleicht im Wasserspiegel das Bild ihres Bräutigams zu erspähen. In Steiermark

meint man, wer auf dem Wege von der Christmette falle, der sterbe schon im nächsten Jahre. Bei Sittich erzählt man, dass in dieser Nacht auf Augenblicke in den Quellen Silber fließe; wer im rechten Moment dazu komme, könne reich werden. In Südsteiermark hingegen behauptet man, dass für kurze Zeit das Wasser sich in den besten Wein verwandle; doch dauere dies kaum so lange, als man brauchen würde, um ein kleines Fässchen zu füllen.

Wie aus dem Wetter in den 12 Tagen, von St. Lucia bis Weihnacht einige Slowenen den Charakter der nächsten 12 Monate erkennen wollen; so prophezeien dies andere aus dem gleichen Zeitraume vom Christtag bis zum Dreikönigsabend. Noch andere suchen dies auf folgende Art zu erforschen. Sie stellen am hl. Abend 12 Schälchen mit Salz, oder nur eben so viele Zwiebelspalten in einer Reihe auf. Das wievielte Schälchen Salz, oder die wievielte Zwiebelspalte sich am nächstfolgenden Morgen als besonders feucht erweist, der sovielte Monat wird reich an Niederschlägen sein.

In Weingegenden werden am Weihnachtsabend die Fässer nachgefüllt; tags darauf wird der Spund untersucht: ist er feucht, so wird die nächste Lese ergiebig; ist er trocken, so werden die Fässer leer bleiben. In Steiermark fürchtet man heitern Himmel in der Christnacht; denn dies bedeute für's nächste Jahr nur Missernten.

Am Stephanitag (26. December) gießt man in einigen Gegenden Weihwasser in die Quellen, damit sie nicht versiegen, und besprengt mit Weihwasser die Felder, damit sie fruchtbarer werden.

An vielen, selbst nicht weinbauenden Orten wird am 27. December (Joh. Evang.) Wein zur Weihe in die Kirche gebracht. Einige Tropfen davon, in jedes Weinfass gegossen, schützen den Inhalt vor Verderbnis; ein Schluck auf nüchternen Magen stärke ungemein; in jeder Krankheit erweise sich ein solcher Wein (Šentjanževc) als heilkräftig. Nur bei den ernsten Karstbewohnern findet sich dieser Brauch nirgends vor.

Mannigfach sind auch die Mittel, deren die Slowenen sich bedienen, um am letzten Tage des Jahres die Zukunft zu erforschen. — Wer Farnkrautsamen sich zu verschaffen weiß, der hört in der Sylvesternacht, beim Scheiden des alten Jahres, die Hausthiere (namentlich die Rinder) mit einander reden, und erfährt so, was dem Hause im nächsten Jahre bevorsteht. Ob die Mädchen heiraten werden, können diese leicht erforschen; sie brauchen nur ihre Schuhe hinter sich zu werfen. Kommen die Schuhe so zu liegen, dass die Spitzen derselben der Thüre zugekehrt sind, so wird dies als erwünschtes Vorzeichen gedeutet. In manchen Gegenden geschieht dieses Hintersichwerfen der Schuhe oberhalb der Treppe. Fliegt der Schuh über alle Stufen, dann gibt es Hochzeit schon im kommenden Jahr; fällt er auf die letzte Stufe, so geschieht dies erst nach einem Jahr u. s. w.

Wie am Christabend, so geht der Hausherr auch am letzten Abend des Jahres und vor dem Dreikönigstag, mit Weihwasser sprengend und mit Weihrauch räuchernd, durch alle Räume des Hauses, um sie sammt ihren Bewohnern gegen alle bösen Einflüsse zu feien und zu sichern.

Sind es schon die gewöhnlichen Feste der Heiligen, an die sich häufig mancherlei Aberglauben anknüpft, so ist es wohl begreiflich, dass dies bei den großen beweglichen Festen und bei allen außerordentlichen Erscheinungen in noch ausgiebigerem Maße geschieht.

In Kärnten meint man, was in der Fastnacht gesponnen werde, das fressen die Mäuse. Bei den steirischen Slowenen dagegen heißt es, das Spinnen an diesem Tage locke die Schlangen zum Hause, das Mahlen aber ziehe Gewitter herbei; auch nähen dürfe man nicht, sonst hören die Hühner auf Eier zu legen — also überhaupt: Es soll nicht gearbeitet werden. Dafür dürfen allerlei Narreteien getrieben werden; je mehr, desto besser gedeihen die Rüben; und je höher man beim Tanzen springt, desto höher wächst der Lein. — Regnet es in den Faschingstagen, so hofft man auf viel Gemüse. Durch welche Ritze jedoch in dieser Zeit ein Sonnenstrahl dringt, durch dieselbe stiebt später noch der Schnee.

Manche Hausfrau vergräbt am Aschermittwoch, noch vor Sonnenaufgang, etwas Asche unter die Schwelle des Hausthores; sie hält nämlich dies für das beste Schutzmittel gegen Feuersbrunst.

In den Quatembernächten der 40tägigen Fasten soll es über den unterirdischen Schätzen leuchten; wer sich dieselben bezeichnen will, nahe sich mit einem Paternoster in der Hand, und lege eine am letzten Palmsonntag geweihte Haselgerte an die Stelle[1]). Wer in der genannten Quatemberwoche nicht fastet, dem fallen, nach der Meinung der Kärntner und Steirer Slowenen, die Haare selbst im Grabe nicht vom Schädel. Wer aber gar in dieser Zeit zu seinem Dirndl schleicht, dem kann es geschehen, dass er sich durch den Schreck vor allerlei Spukgestalten, die ihm da begegnen, die Epilepsie holt.

Mit den am Palmsonntag geweihten Zweigen werden Wohnräume und Ställe ausgeräuchert; es wird dies als ein besonderes Schutzmittel gegen verschiedene böse Einflüsse betrachtet. Auch werden bei nahendem Gewitter solche geweihte Zweige, von welchen man jahraus jahrein einen Vorrath zu haben trachtet, in die Glut gelegt; der daraus sich entwickelnde Rauch soll das Haus vor Blitzschlag, das Feld vor Hagelschlag bewahren. Doch ein Brennen mit Flamme muss dabei vermieden werden; sonst könnte die Wirkung eine gegentheilige sein.

Am Gründonnerstag gesammelte und auf dem Dachboden verwahrte Brennesseln sichern, nach der Meinung der Steierer Slowenen, das Haus vor Blitzschlag.

Am Charfreitag ist die Erde vor Trauer todt; deshalb soll sie da ja nicht gepflügt werden. Und fällt an diesem Tage Regen, so mangelt

---

[1]) Eine Haue thäte vielleicht bessere Dienste. — Es mag gleich hier erwähnt werden, daß die Slowenen am Palmsonntag, zur Weihe in der Kirche, mitunter protzig umfangreiche Bündel bringen, die je nach der Gegend — wie Goethe in den Symbolen sagt — aus Öl- und Lorbeerzweigen, oder aus Hartriegel und Stechpalmen (Ilex aquifolium), aus Haselgerten, Zweigen der Sahlweide, Schneeball (Viburnum Lantana), Wacholder und Buchsbaum bestehen, mit bunten Bändern verschnürt und zuweilen noch mit den grünen Blättern des Epheus oder der Haselwurz (Asarum europaeum) aufgeputzt sind.

es daran das ganze Jahr; oder es genügt kein Regen mehr, es folgt also ein Missjahr.

Zur Feuerweihe am Charsamstag liefern die Görzer Slowenen je ein Scheit von jedem Hause. Die Knaben, die das Holz bringen, lassen es nicht aus den Augen; nach vollzogener Weihe eilt jeder mit seinem brennenden Scheit nachhause, um damit frisches Herdfeuer anzufachen — anderwärts holt man das Feuer mit einem Zündschwamm —; dies soll das Haus vor Feuersbrunst bewahren. Von dem an diesem Tage geweihten Taufwasser sucht jede Familie ein Fläschchen zu gewinnen. Sprengt man damit um das Bett eines Sterbenden, so wehrt man dadurch den Teufel von dem Scheidenden ab. Wer sich beim ersten Wiederläuten der Kirchenglocken an fließendem Wasser wäscht, ist für's ganze Jahr gefeit gegen alle Hautausschläge. In einigen Gegenden Kärntens und Steiermarks werden aus den am Palmsonntag geweihten Zweigen kleine Kreuzchen gemacht, diese am Charsamstag in Äcker und Wiesen gesteckt und mit Weihwasser begossen, um so die Felder gegen alles Unwetter zu schützen.

An diesem Tage abends oder am Ostersonntag in aller Frühe tragen die Mägde ganze Körbe voll Esswaren, Fleisch und Backwerk (unter diesem einen radförmigen Kuchen, koláč), rothgefärbte Eier und Kren[1]) in die Kirche zur Weihe. Welche Magd mit dem Geweihten als erste wieder heimkehrt, heiratet zuerst. Die Knochen vom geweihten Fleisch dürfen nicht den Hunden zum Fraß oder unter die Abfälle geworfen werden, sonst gibt es Unglück; sie werden vielmehr unterm Dach verwahrt, damit der Blitz nicht einschlägt, und schließlich verbrannt. Ebensowenig dürfen die Schalen der Ostereier blindlings verworfen werden; gewöhnlich legt man sie auf die Fensterbrüstung oder streut sie um das Haus, um dadurch Ameisen und anderes Ungeziefer fernzuhalten. Wer sie in eine Lache wirft, bringt zwar die Frösche damit zum Schweigen, darf aber bei der nächsten Beichte auf keine Absolution hoffen.

Weder am Tage Himmelfahrt Christi noch Mariae darf man auf Bäume klettern; denn an diesen hohen Festtagen flüchten sich alle Schlangen dahin, und man könnte von einer gebissen werden.

Am Pfingstsamstag nachmittags soll man nicht aufs Feld gehen, behaupten die Bauern am Isonzo; denn man verscheucht sonst den hl. Geist, der sich da über die Felder ergießen will. In einigen Gegenden Unterkrains fürchtet man wieder am Pfingstsonntag vormittags die Kühe auf die Weide zu treiben; denn es könnten Hexen sie melken kommen und dann gäben die Kühe das ganze Jahr hindurch Blut statt Milch. Die Hexen sind da übrigens leicht zu sehen und zu erkennen; der Hirt braucht nur alle seine Kleider verkehrt anzuziehen, und sich so irgend in der Nähe verborgen zu halten. Wer sich am Pfingstmorgen mit Thau wäscht, dessen Haut wird blendend weiß; auch für ein vorzügliches Augenwasser wird dieser Thau gehalten. Um Gurkfeld glaubt man, dass

[1]) Es sind dies zwar keine Leidenswerkzeuge, sie werden aber mit den Leidenswerkzeugen Christi in Beziehung gebracht.

die Felder vor Hagelschlag gesichert seien, wenn das «Tagläuten» mit der Mitternacht zwischen Pfingstsamstag und Sonntag zusammenfällt. Aber wenn es am Pfingstsonntag regnet, so gibt es mehr Spreu als Weizen.

Die am Frohnleichnamstage von Mädchen und Frauen bei der Procession getragenen Blumensträuße werden namentlich in Unterkrain als geweiht betrachtet, und so wie die am Palmsonntag geweihten Zweige und Blätter bei drohendem Unwetter in die Glut gelegt, damit der Rauch ein etwaiges Unglück abwende.

Nun mögen noch einige allgemein verbreitete, an die verschiedensten Vorkommnisse anknüpfende, abergläubische Meinungen und Bräuche hier ihren Platz finden, unbekümmert, ob nicht doch irgend ein Seitenthal davon auszunehmen sei oder darum, dass ähnliches auch bei germanischen oder romanischen Völkern vorkomme.

Der Freitag ist nicht nur ein Unglückstag, er soll auch aus Rücksicht auf den Charfreitag für alle Zeiten ein Trauertag sein. Wer am Freitag lacht, wird am Sonntag weinen; doch ist Haar- und Nägelschneiden gerade an diesem Tage wohl zu rathen, denn letzteres bewahrt auch vor Zahnschmerzen. Wenn ein Frauenzimmer pfeift, so weint die Mutter Gottes; wer aber nachts in den Spiegel schaut, dem kann es begegnen, dass ihm der Teufel daraus entgegengrinst.

Der Glaube an Gespenster ist unter den Slowenen noch stark verbreitet; Nachtwächter, Messner, überhaupt solche Personen, welche spät noch außer Hause weilen, oder sehr früh schon ausgehen müssen, sehen sie häufig. Der Tod (in den slawischen wie in den romanischen Sprachen ein Femininum) erscheint als hageres Weib in weißen Lacken; aber Hahnenschrei oder Tagläuten vertreibt alle Gespenster.

In dunkler Nacht kann man sogar dem Teufel begegnen, wenn er auf einem Schimmel über die Heide fliegt, mit feuerspeienden Rossen an der verlassenen Ziegelei vorüberfährt, im Walde die Billiche treibt, oder im Wasserfall seine Mutter badet. Doch auch bei Tage kann derjenige, welcher gern auf bösen Wegen wandelt, mit dem Teufel zusammentreffen; als Jäger, in eitel Grün gekleidet, gesellt sich dieser zu dem Unglücklichen, verleitet ihn zu allerlei schlimmen Streichen, besonders gern zu gewagten Kartenspielen — weshalb einige die Spielkarten «Teufelsbilder» nennen — um ihn zur Verzweiflung zu bringen, seine Seele ganz zu umgarnen. Allein wer klug ist, kann auch mit Hilfe des Teufels zu Gelde kommen, und ihm dann ein Schnippchen schlagen. Zu Reichthum, namentlich zu auffallend schnell sich entwickelndem, kommt man aber nach der Meinung Vieler hauptsächlich durch den Škrat, einen kleinen Dämon mit rothem Mützchen. Wie oft sagt der Slowene von einem, dessen Wohlstand in raschem Aufnehmen begriffen: «Ich glaube, der Škrat trägt ihm Geld zu!»

Des Nachts kann eine Trud (Mora) durchs Schlüsselloch ins Schlafzimmer schlüpfen, sich dem Schlummernden auf die Brust setzen und ihn so jämmerlich drücken, dass ihm Athem und Sinne fast vergehen.

Wenn aber die Kühe Blut statt Milch geben, die Schweine nicht recht fressen wollen, dann muss es ihnen eine Hexe (copernica) angethan

haben. Man meint, dass die Hexen sich in den obern Regionen prügeln, wann es hagelt. Hagel machen können übrigens auch die Studenten. Sie machen ihn gewöhnlich im Zimmer; öffnet man die Thür oder ist zufällig ein Fenster offen, so ergießt sich der Hagel über die ganze Gegend.

Menschen mit zusammengewachsenen Augenbrauen haben einen bösen Blick, der leicht Kopfschmerzen verursacht.

Tobt irgendwo durch längere Zeit ein ungewöhnlicher Sturm, so muss sich jemand erhängt haben: die Teufel, die ihn geholt, erregen jenen Tumult. Die Kleider der Hingerichteten aber, wenn diese bußfertig gestorben, helfen gegen allerlei Übel; weshalb man sich gern ein Stückchen davon verschafft.

Über kleine Kinder darf man nicht springen, weil sie sonst nicht mehr wachsen; der zehnte Bruder aber, oder die zehnte Schwester muss die Heimat verlassen, sonst droht dem Elternhause Unglück.

Beißen einen die Augen, so wird er tagsüber noch etwas Schönes sehen; klingt es ihm in den Ohren, so wird er Unangenehmes zu hören bekommen; juckt es ihn an der Hand, so wird er in Kürze Geld erhalten; juckt ihn aber die Nase, so wird er sich zu ärgern haben.

Dass der Slowene viel auf Träume hält, und zwar um so mehr, als er kein Langschläfer ist und ihm daher nur selten etwas träumt, ist wohl erklärlich; aber auch an Vorzeichen eines nahen Todesfalles glaubt er. Wenn die Thür des Krankenzimmers von selbst auf- oder zugeht (Luftzug wird nicht in Rechnung gebracht); wenn in der Holzwand der Goldschmied (Anobium pertinax), vor der Stube ein unerklärlicher Seufzer sich hören lässt; wenn auf dem Dache das Käuzchen ruft oder während des Läutens die Uhr schlägt: so gilt dies als untrügliches Zeichen eines baldigen Todesfalles. Wenn eine Sternschnuppe hinflieht, da stirbt ein Mensch; wird einer geboren, so erscheint ein neuer Stern am Himmel — denn jeder Mensch hat seinen Stern.

Ein neugeborenes Kind soll, nach der Meinung der Steirer Slowenen, vor der Taufe nicht gesäugt werden, weil es sonst nicht zu ersättigen sei. Die junge Mutter darf vor ihrer Einsegnung nur innerhalb der Hausmauern sich zu schaffen machen; überschreitet sie zu früh die Schwelle, so drohet Feuer dem Hause, Hagel den Feldern; geht sie an die Quelle, so versiegt dieselbe. Bei der Einsegnung wird das Kind mit einer eben ausgelöschten Kerze eingeräuchert, damit es nicht Fraisen bekomme, und mit dem Kopfe desselben dreimal der Altar berührt, damit es nicht an Kopfschmerzen leide.

Alle Arbeiten, wenn sie einen guten Erfolg haben sollen, müssen bei aufnehmendem Monde unternommen, Mittel gegen allerlei Übel jedoch größtentheils bei abnehmendem angewendet werden. Viele solche Mittel sind dem Pflanzenreiche entnommen. Nach der Meinung des Volkes schützen gegen angedrohtes Unglück, Viehseuche, Migraine und einige andere Krankheiten: Sambucus nigra, Artemisia vulg., Glechoma hederacea, Origanum vulg., Ononis spinosa, Narcissus, Tussilago farfara, Salix, Tilia europaea, Aquilegia off. Lycopodium clavatum. — Gegen Hagelschlag,

Wetterstrahl u. dgl. hält man für wirksam: Sempervicum tectorum, Urtica, Carpinus Betulus, Hypericum perforatum, Bryonia alba, Hyoscyamus niger. Für glückbringend, Werber heranlockend, guten Kauf bewirkend hält man: Pteris, Hedera felix, Inula Helenium, Platanthera bifolia, Nymphaea alba, Rosmarinus off.[1]) Vinca minor, Trifolium vulgare[2]), Ocymum. — Zauberkräfte verleihen: Achillea millefolium, Atropa Belladonna. Verbena off., Conium maculatum, Lactuca virosa.

In Krankheiten bedient man sich gern der sogenannten Hausmittel, die oft widersinnig genug sind, so z. B.: frischer Kuhfladen, Mistjauche u. s. w. Auch sympathetische Mittel, wie die Haare einer geliebten Person, spielen eine große Rolle. Weiß man sich aber nicht mehr zu helfen, dann ruft man eher den Vieharzt, oder schickt gar zum Abdecker, nur nicht zu einem wirklich Heilkundigen. Da nämlich die kräftige Natur des Landvolkes trotz der verkehrtesten Mittel sich oft selber hilft und zur Genesung gelangt, so gelten solche Heilungen immer nur als ebenso viele Beweise für die vermeintliche Tüchtigkeit dieser Kurpfuscher.

Doch wir wollen schließen und zwar mit einigen besonders charakteristischen Zügen.

Als Christus im Sterben war, saß eine Schwalbe auf seinem Kreuze und tröstete den Heiland durch ihr Gezwitscher; darum dürfen Schwalben sich auch während des Messopfers auf den Altar setzen, ohne verjagt zu werden; sie sollen nicht getödtet, ihre Nester nicht zerstört werden. Sieht der Slowene am nächtlichen Himmel Schwärme von Sternschnuppen, so sagt er: Es fliegen Heiligen-Medaillons (svetinje). Leuchtet ein Meteor auf, so meint er der Himmel habe sich geöffnet, und was er sich wünscht, bevor dasselbe verschwindet, das gehe in Erfüllung. Im Knalle (beim Platzen einer solchen Feuerkugel) glaubt er das Zuschnappen der Himmelsthür zu hören. Die Kometen aber hält er für Strafruthen Gottes, ihr Erscheinen für eine Drohung baldigen Strafgerichtes.[3])

II. Kleine Mittheilungen.

Die Länge heil. Personen.

Von Heinrich Moses, Pottschach.

Mir liegen zwei Gebetstreifen vor, der eine die Länge Christi (189 *cm.*), der andere die Länge Marias (186 *cm*, Fußlänge 15·5 *cm*) darstellend. Der Gebetstreifen mit der Länge Marias gleicht textlich dem im Schlusshefte des III. Jahrganges dieser Zeitschrift beschriebenen Streifen. Der Text des anderen beginnt: «Nach dem wahren und gerechten Original abgemessene wahrhafte Länge unseres Herrn Jesu Christi, wie er auf Erden und an dem heiligen Kreuz gewesen ist. Und die Länge ist gefunden worden zu Jerusalem bei dem heiligen Grab, als man erzählt 1655 und der Papst Clemens der VIII. dieses Namens hat Obbemeldetes und dieses alles bestättiget». Wer die Länge Christi bei sich trägt oder in seinem Hause hat, der soll, so heißt es weiter, «versichert sein von allen seinen Feinden, sie sind sichtbar, oder unsichtbar, und vor allen Straßenräubern und allerhand

[1]) Zur Toilette der Slowenin gehört ein Rosmarinsträußchen auf der Brust.

[2]) Selbstverständlich nur der vierblättrige Klee.

[3]) Ev. Lucas 21. C. 25. V.

Zauberei, er soll sicher sein, behüt und bewahrt. Es mag ihm auch keine falsche Zunge oder falsches Gerücht nicht schaden. Und so eine schwangere Frau solche bei ihr hat, wird ohne Schmerzen leicht gebären, und wird ihr nichts misslingen in der Geburt. Und in welchem Haus die heil. Länge Christi sein wird, soll und wird nichts Böses darinen bleiben, und kein Donner noch Wetter mag ihm nicht schaden, er soll auch vor Feuer und Wasser behütet sein». Ferner heißt es: «Wer die heilige Läng Christi haben will, der muss es in dem Jahre öfters lesen, wenn er es selber nicht kann, durch andere lesen lassen und wann er im Jahr niemand haben kann, der es ihm vorleset, bete er in demselben Jahr drei Rosenkränz, etwan am heil. Charfreitag, am Freitag vor Pfingsten, und am Freitag vor Weihnachten, so wirst du, christlicher Mensch! Das ganze Jahr hindurch mit der Christi Läng daran gesegnet sein, sowohl auf dem Wasser als auf dem Land, bei Tag und Nacht, an deinem Leib und an deiner Seel, Amen.» Nun folgen Gebete, welche $^2/_3$ von dem Raume des Streifens einnehmen. Der Druckort fehlt auf beiden Gebetstreifen.

Es dürfte hier am Platze sein, einen Brauch anzuführen, der am Frohnleichnamstage in Pottschach (N.-Ö.) und in den benachbarten Pfarrdörfern geübt wird, weil er zu dem frommen Glauben von der Körperlänge heiliger Personen in naher Beziehung steht.

Hier gilt die Länge des Weges als Wundermittel gegen das Ertrinken.

Bei der Frohnleichnamsprocession werden nämlich die allerkleinsten Kinder mitgetragen, und es ist der allgemeine Glaube, dass so weit man das Kind bei der Procession mitträgt, eine solange Strecke wird es, wenn es in ein fließendes Wasser fallen sollte, fortschwimmen und wird nicht untersinken.

Besorgte Mütter pflegen daher mit ihren Lieblingen auf dem Arme den ganzen Umzug mitzumachen.

Plunderwagen-Poesie.

Von Dr. Hans Schukowitz, Graz.

Im Egerländchen, jenem kleinen Theile des nordwestlichen Böhmen, haben sich bis heute zahlreiche originelle Volksbräuche erhalten, welche in Büchern und Zeitschriften zum großen Theile schon mitgetheilt worden sind. Somit werden auch die meisten Leser vom sogenannten Plunder- oder Kammerwagen gehört haben, auf dem die Brautausstattung (Fertigung oder Fertung) vom elterlichen Hofe in den des Bräutigams überführt wird. Heutzutage wird allerdings eine solche Egerländer Bauernhochzeit nicht mehr mit jenem bunten Gepränge gefeiert, wie etwa im vorigen Jahrhunderte, wo hier das Sprüchlein: Hochzeitszug — eine Himmelfahrt so heilig gehalten wurde wie nur «Eins» aus dem Dekaloge. Es rührt also das, was wir hier mittheilen, noch aus der «guten alten Zeit» her, in der sich eine Bauernhochzeit zu einem wahren Festzuge gestaltete. Voran schritten zwei Fahnenträger, ihnen folgten die Pöller-Schützen, diesen der Chor der edlen Musikanten, dann die Aufwärterinnen, der Procurator in stattlicher Bauerntracht, die zahlreichen Gäste, die Brautmägde, sodann die Eltern des Paares und die Neuvermählten. Den Zug schloss der haushohe Plunderwagen. Die Theilnehmer eines solchen Festzuges charakterisieren nun die folgenden Sprüchlein, welche wir zum Theile einem Langbilde des Egerer Stadtmuseum entnehmen:

1. Mit dem Fahn — geh'n wir voran!
2. Vielen Mädchen zum Gefallen
   Lass' ich die Pistolle knallen.
3. Der Geiger muss auch lustig sein,
   Muss die Geige stimmen fein.
4. Es ist kein Hochzeitszug im Egerland,
   Wo nicht der Dudelsack ist bekannt.
5. Ich bin die Aufwärterin —
   Und trag alles zur Hochzeit hinein.
6. Der Procurator ganz allein
   Muss der Braut auch helfen hinein.
7. Ich bin ein Hochzeitsgast eben,
   Frisch und lustig wollen wir leben!
8. Die Brautmagd ist simpel fein,
   Gern im Schlafkämmerlein.
9. Ich will für meine Kinder beten,
   Dass sie den Ehstand recht eintreten.
10. Mein Sohn nimmt von mir Abschied;
    Ich geb' ihm den Segen mit.
11. Bleibt bis in den Tod einander stets getreu.
    Gott segne dieses Paar, sprecht ja, es bleibt dabei.
12. Ich will mit Vergnügen
    Auf die Nacht bei meinem Hansen liegen
13. Ich darf nicht mehr alleine liegen,
    Weil ich thu' ein Weiberl kriegen!

Als das Muster eines ehrlichen Hausspruches, wie solche den Bräuten aus den alten Patrizierhäusern mit Vorliebe auf Sammtpolstern mit ins neue Heim getragen wurden, mag der folgende gelten, den wir derselben Quelle entlehnen:

Ruf an Dein' Gott — Halt sein Gebot!
Sei geduldig in der Noth — Gib Armen Brot!
Schweig, meid, leide — Frag nicht nach Freude!
Die Unzucht meide — Gib acht der Zeite!
Auf Fremde nicht bau — Nicht allen trau!
Sei nicht zu g'nau — Auf Dich selbsten schau!
Regier' Dein' Mund — Pfleg Deiner Gsund!
Treib nicht böß Freund — Hüt' Dich vor Sünd!
Die Alten ehr' — Die Jungen lehr!
Dein Haus ernähr — Des Spott's Dich wehr'!
Halt Dich fein rein — Mach Dich nicht gmein!
Sei gern allein — Traulich is Dir's Heim!

Das Rosenfest in Hlinitza.

Mitgetheilt von Director Karl Romstorfer, Czernowitz.

Hlinitza ist ein kleiner, am Eingange ins Gebirge und am Pruth liegender Ort mit Gutsherrschaft. Die Bevölkerung ist zumeist rutenisch, — es gibt hier aber auch eine größere Zahl sesshafter Zigeuner, welche sich als Glockengießer, Schmiede, Musikanten etc. fortbringen.

Alljährlich wird hier, u. zw. am 20. September, dem griechisch-orientalischen Maria-Geburts-Feiertage, das erwähnte Fest abgehalten, zu welchem aus Nah und Fern, selbst aus großen Entfernungen die jüngeren Bauern und Bäuerinnen zu Tausenden herbeieilen. Es ist kein eigentlich nationales Fest, sondern stellt eine vor ca. 15 Jahren vom Gutsbesitzer Alexander Ritter v. Flondor eingeführte, oder wenigstens entsprechend organisierte Schönheitsconcurrenz dar, die von Jahr zu Jahr an Zugkraft gewinnt und thatsächlich überaus populär geworden ist.

Auf dem eigentlichen, entsprechend decorierten Festplatze, dessen abgegrenzter Theil nur von den um einen Preis concurrierenden Mädchen, dann dem als Ordner und Preisrichter fungierenden Burschen, endlich dem Gutsbesitzer und seinen Gästen betreten werden darf, wählen nun die Burschen jene drei Mädchen, welche sich neben der Schönheit auch eines guten Rufs erfreuen. Unter diesen drei Mädchen findet die engere Wahl statt. Das schönste Mädchen, die Rosenkönigin, steigt sodann auf eine hohe Bank, wo ihr in feierlicher Weise die fantastische ungeheure Krone mit Schleier, an welcher ein vom Gutsherrn gespendeter Ducaten befestigt ist, aufgesetzt wird. Die zwei übrigen, auf niederen Bänken stehenden Mädchen erhalten ebenfalls Kronen, an welchen aber bloß ein Guldenstück oder ein Thaler befestigt ist. Zur Ausschmückung der Kronen dient nebst Blumen und Bändern auch das unter dem Namen Frauenhaar bekannte Gras, das auch die Hüte der Bauernburschen ziert.

Die Festordner ziehen nun mit der Rosenkönigin, ihren zwei Begleiterinnen, dem Ortspfarrer u. s. w. auf den zweiten Festplatz, woselbst auf einer reich geschmückten hohen Tribüne der Pfarrer, umgeben von den prämierten Mädchen, eine patriotische Ansprache hält, vor und nach welcher zum Theile auch von der Schuljungend, Lieder gesungen und Tonstücke vorgetragen werden. Daraufhin ziehen die jungen Leute in endloser Reihe in den Gutshof, in welchem sie nationale Tänze aufführen, die später auf dem Festplatze bis in die Morgenstunde fortgesetzt werden. Die Musik besorgen Hlinitzaer Zigeuner.

Im Jahre 1896 war Rosenkönigin Parasca Zachariuc aus Berhometh; die zweitprämierten waren Alexandra Grigori aus Hlinitza und ein Mädchen aus Rewakoutz.

Steinkreuze in Westböhmen.

Von H. Ankert.

Nach einer kurzen Mittheilung auf Seite 71 dieser Zeitschrift für österr. Volkskunde III. Jahrg. stehen 2 alte Steinkreuze zwischen Graupen und Obergraupen. Hier das Nähere darüber: Die beiden Kreuze stehen knapp oberhalb der Stadt Graupen an der Straße gegen Obergraupen links in einer Böschungsmauer beim rothen Kreuz an der Silberleithe. Das erste Kreuz hat eine Höhe von 74 *cm*, eine Breite von 56 *cm* und eine Dicke von 19 *cm*; das 2. etwas beschädigte Kreuz steht von dem ersten 4 *m* entfernt; es ist 108 *cm* hoch, 63 *cm* breit und 18 *cm* dick. Der Kreuzstamm ist oben 28 *cm* unter 32 *cm* dick. Auf dem 2. Kreuz ist ein Schwert eingemeißelt. Man erzählt, dass beide zum Andenken an daselbst gefallene Schweden errichtet worden sind.

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Die Hausindustrie-Gruppe auf der Jubiläumsausstellung in Wien. Wenn auch ihrer Bedeutung nicht vollkommen entsprechend, so ist doch die Hausindustrie der verschiedenen österreichischen Ländergebiete auf der Jubiläumsausstellung in Wien nicht gänzlich unvertreten geblieben. An die Ausstellung österreichischer Hausindustrieproducte, wie sie auf der Land- und Forstwirtschaftlichen Ausstellung im Jahre 1890 in einem eigenen Pavillon untergebracht war, anläßlich welcher unter der Redaction des Hofrathes Dr. Wilhelm Exner ein sehr gutes Handbüchlein die österr. Hausindustrie und ihre gegenwärtige Lage behandelte, reicht die gegenwärtige Ausstellung freilich nicht hinan; allein für jene stand eine Dotation von 10.000 fl. zur Verfügung, für die gegenwärtige (die Gruppe XIII. der Land- und Forstwirtschaftlichen Ausstellung) fehlte es dagegen gänzlich an Mitteln. Die Obmannschaft über diese Gruppe war von der Commission Herrn Dr. Michael Haberlandt übertragen worden, der in Herrn Franz X. Größl einen eifrigen Mitarbeiter zur Seite hatte. Durch das freundliche Zusammenwirken einer kleinen Anzahl von Museen, Vereinen und Privaten ist nun doch eine Anzahl österreichischer Hausindustrien wenigstens andeutungsweise vertreten. Es sind zu nennen als Aussteller das Museum für österreichische Volkskunde, das Steirische Landesmuseum in Graz, das Landesmuseum in Czernowitz, das Gewerbemuseum in Brünn, die Staatsgewerbeschule in Czernowitz, das Museum des Vereins für Vaterländische Kunde in Olmütz, der hausindustrielle Frauenerwerb-Verein in Ischl mit seiner Filiale in Ebensee, die Privaten Hauptmann von Rieß, Karl Schandl, Mohammed Sahačić in Sarajevo, Arkad Mironovici u. A. m. Am besten und relativ am vollständigsten ist die Bauernstickerei, wie sie zur Decorirung von Leinenwaren und Costümestücken in den Alpenländern sowol, als in den Sudetenländern, unter der rutenischen und rumänischen Bevölkerung Ostgaliziens und der Bukowina, sowie insbesonders auch im Occupationsgebiete blüht, zur Darstellung gebracht worden. Vielbewundert werden die vom «Museum für österreichische Volkskunde» zur Ausstellung gebrachten Stickarbeiten in verschiedener Technik aus Böhmen und Mähren, über deren Herstellungsarten und Motive man den Katalog der Sammlungen des «Museums für österreichische Volkskunde» S. 67 vergleiche. Sehr schöne hannakische und slowakische Stickereien haben auch das Vaterländische Museum in Olmütz und das Gewerbemuseum in Brünn ausgestellt. Aus dem Occupationsgebiete verzeichnen wir zwei reiche Collectionen von Stickereien. Jene des Hauptmanns von Riess enthält Trachtenstücke und Stickereien der orthodoxen Bevölkerung Bosniens und der Herzegowina (Gačko), die des Herrn Karl Schandl, eines eifrigen Sammlers, der sich bereits seit der Occupationszeit mit diesem Gegenstand befast, prächtige Stickereien der mohammedanischen Bevölkerung der Herzegowina.

Letztere enthält (10) Prunkhandtücher (peškira) in goldbunter Seide- und Weißstickerei, 1 Prunkdecke in Gold- und Buntseidenstickerei, 1 serbisches Frauenhemd (bosnisch) goldgestickt, 1 Bademantel einer Türkin in Gold- und Buntseidenstickerei, 34 Prunktücher (Jagluk in Gold- und bunter Seidenstickerei auf Seiden- und Baumwollbez), 1 Gesichtsschleier (jaschmak) in Gold- und Buntseidenstickerei auf bedrucktem engl. Baumwollstoff, 15 Taschentücher (čeorma), 12 Frauen-Hosenbänder (učkar) in Gold- und bunter Seidenstickerei, gewebte Handtücher mit Metallfäden oder bunt gemustert aus Livno u. s. w. Der Lederhändler Muhammedaga Sahačić aus Sarajevo (Saraći ulica) hat in seiner Ausstellung Sattel und Zaumzeug für die kleinen bosnischen Pferde, Gürtel, Taschen, Polster, Körbe, allerlei Schuhzeug aus Travnik, Visoko u. dgl. mehr vorgeführt und läßt sämmtliche Artikel zu sehr billigen Preisen ab. Sehr merkwürdig sind die «Gesichtsmasken» (peče zlatali, peče mrkve). — Herr Director Karl Lacher vom Grazer Landesmuseum begleitet seine «Beiträge zur Darstellung der Hausindustrie des Kronlandes Steiermark» mit den nachfolgenden Bemerkungen:

Textil-Industrie: Ältere Arbeiten, Leinenweberei mit Rotstickerei. 1. Vier Kopfkissen und ein Leintuch aus dem 17. Jahrhundert. Umgebung von Oberzeiring. Diese Art Hausindustrie wurde im ganzen Lande geübt. In Birkfeld wird heute noch Leinwand hausindustriell erzeugt; aus dem Jahre 1870 stammen von dort: 2. Drei Stück Servietten mit Monogramm A. S. (No, 7, 28 und 35). Die Leinenstickerei wird über Anregung des Ausseer Hausindustrie-Vereines wieder gepflegt und hausindustriell erzeugt: in Aussee, mehrere Stücke werden später folgen. Loden wurde in allen Gegenden von den Bauern erzeugt: aus dem

Anfange des 19. Jahrhunderts: 3. Ein Männeranzug (Lodenhose und Jackerl, und Weste aus Zeugdruck mit Silberknöpfen) aus Ramsau bei Schladming. 4. Ein Männerrock aus dem Ennsthale. 5. Ein breiter Filzhut aus der Gegend von Marburg mit Schnur und Quaste. In der Umgebung von Schladming wird von den Bauern während der Wintermonate noch heute Loden erzeugt. 6. Sechs Rollen Loden. Eine Niederlage von solchen Arbeiten befindet sich in Graz (Anton Suess, Hauptplatz No. 3). Originelle Arbeiten schuf die Pfeifenindustrie: Die Tabakpfeife (sogenannter Ruepel oder Nasenwärmer) aus Holz mit Metalleinlagen, Metalldeckel und mit kurzem Rohre wurde früher an verschiedenen Orten angefertigt. Noch in den Formen des vorigen Jahrhundertes bewegte sich ein bäuerlicher Pfeifenschneider bei Rottenmann 1890 †; seine Arbeiten (siehe 7) bezeichnen das letzte Ausklingen dieser einst blühenden Hausindustrie des Landes. 7. Eine Tabakpfeife.

Von Holzwaren ist eine kleine Auswahl der Schachtelindustrie aus der Viehtau (Salzkammergut), eine Collection der schön geschnitzten Spinnrocken aus Dalmatien, die local so merkwürdig variiren und sämmtlich noch Gegenstand der Hausindustrie sind, endlich eine Reihe von Holzgefäßen aus der Bukowina, zum Theil in Brandtechnik verziert, Arbeiten der rutenischen Bevölkerung, besonders der Huzulen ausgestellt. Bemerkenswert sind auch die Wirkteppiche der Bukowina (kilimartig), von denen einige Exemplare zur Ausstellung gebracht worden sind, wobei der «Taufteppich», richtiger das «Aufbahrtuch» aus dem Lungau (in einer seither ausgestorbenen Wirktechnik ausgeführt) ein interessantes Vergleichsmaterial abgibt. Großes Interesse erregt auch die Collection verschieden verzierter und gefärbter Ostereier aus Mähren, Böhmen, Galizien und der Bukowina, welche zumeist mit wiederholter Wachsdeckung der Musterung mühsam genug hergestellt werden. Volkskundlich interessant ist auch noch eine Reihe verschiedener Webergeräthe aus Würbenthal in Schlesien.

Eine österreichische ethnographische Ausstellung auf der Weltausstellung in Paris 1900. — Durch die Initiative Seiner Erlaucht des Herrn Grafen Johann Harrach ist der Plan der Veranstaltung einer österreichischen ethnographischen Ausstellung in Paris 1900 dank der regen, interessevollen Theilnahme einer großen Zahl von Fachmännern in den verschiedenen Königreichen und Ländern aus den allerersten Stadien der Vorberathung bereits zu commissioneller Behandlung und Durchberathung gediehen. Auf Veranlassung des provisorischen Arbeitscomités, bestehend aus den Herren Graf Johann Harrach, Graf Carl Lanckoroński, Dr. Michael Haberlandt, Director Julius Leisching und Dr. Mathias Murko sind in den verschiedenen Ländern nationale Filialcomités in Bildung begriffen, welche über die Beschickung dieser Ausstellung und die Beschaffung der hiezu erforderlichen Mittel schlüssig werden sollen. Im Folgenden seien die Grundzüge des Ausstellungsplanes, wie sie vorläufig in einer Instruction zur Orientirung dieses Filialcomités zusammengefasst worden sind, mitgetheilt: «Grundzüge zur Durchführung des Plans einer ethnographischen Ausstellung der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder auf der Weltausstellung in Paris 1900. 1. Die Ausstellung soll die ethnographische Eigenart der Völkerschaften in der österreichischen Reichshälfte, wie sie am Ausgange des XIX. Jahrhunderts besteht, vorführen. Ein Zurückgreifen in frühere Zeitepochen, etwa bis an den Anfang des XIX. Jahrhunderts oder darüber hinaus, ist nur in besonderen Fällen bei Objecten von besonderem culturhistorischen oder volksthümlichen Werte, die für die Volkskunde Bedeutung haben, gegen vorherige ausdrückliche Anmeldung gestattet. 2. Ausgeschlossen sind Darstellungen aus dem Gebiete der Demographie oder physischen Anthropologie. 3. Zur Ausstellung gelangen alle die Volksart einer österreichischen Völkerschaft charakterisirenden typischen Objecte aus dem Gebrauche des betreffenden Volkes, jedoch nur in den besten, relativ vollendetsten Exemplaren. 4. Die ausgestellten Objecte müssen durchwegs Originale sein. 5. Die Ausstellung wird für jede Länder-, resp. Volksgruppe aus zwei Theilen bestehen: I. einer systematischen ethnographischen Sammlung und II. aus der Vorführung einer oder mehrerer typisch-nationaler Intérieurs. 6. Die Trachten sind an Figurinen, die womöglich gute Nachbildungen des betreffenden Volkstypus sein sollen, zur Ausstellung zu bringen. Einzelne Trachtenstücke können in der systematischen Ausstellung zur Exposition gelangen; auch die Trachten der höheren Stände, wo solche bestehen, sind sehr erwünscht, beispielsweise das polnische Hofkleid. 7. Jede Ländergruppe illustrirt ihre Ausstellung durch Vorführung eines Bildermaterials (Aquarelle und n beschränktem Maße Photographien) zur Darstellung des Landschaftscharakters, der Dorfanlagen etc., ferner durch Hausmodelle und Modelle sonstiger typischer Bauten (Marterln etc.). 8. Jede Länder-

gruppe führt auch die in ihr noch erhaltene Hausindustrie, jedoch mit Hervorhebung nur des Typischen und Originalen, vor. 9. Die Herausgabe eines illustrirten Catalogue raisonné, bestehend aus den Bemerkungen über die Ausstellung jeder Ländergruppe, ist in Aussicht genommen. 10. Die genauere Bestimmung der verschiedenen Arten der zur Ausstellung gelangenden volkskundlichen Objecte wird die Commission in einem späteren Zeitpunkt hinausgeben.»

Vor Allem wichtig und grundlegend erscheint in diesen Grundzügen die Bestimmung, dass es bei der geplanten österreichisch-ethnographischen Ausstellung darauf ankommt, ein Bild der gegenwärtig noch bestehenden ethnographischen Eigenart und Mannigfaltigkeit der österreichischen Bevölkerung zu geben. Wenn man bedenkt, dass es sich ja nicht darum handelt, wie dies bei der Anlegung von Landes- und Localmuseen in der That der Fall ist, ein culturgeschichtliches Gemälde der verschiedenen österreichischen Völkerschaften und ihrer Entwicklung, ihrer Sittengeschichte zu liefern, sondern dass die Aufgabe ist, einem Weltpublikum, insbesondere den westlichen europäischen Nationen mit ihrer fortgeschrittenen Civilisation und ihrer fast völligen Abstreifung aller materiell-nationalen Cultur zu zeigen, wie frisch das urwüchsig nationale Leben noch in Österreich pulsiert, wie viel ethnologische Besonderheiten, die in materieller und geistiger Production und in der Politik von Wichtigkeit sind, noch auf österreichischem Boden in kräftigem Leben stehen — wird man bei dieser Ausstellung unmöglich auf ältere Zeit- und Culturepochen zurückgreifen dürfen, in welchen die volksthümliche Art und Cultur ja auch anderwärts noch mehr oder minder vollständig bestand. Es ist gerade über diesen Punkt bei der ersten Besprechung der zu vorläufiger Berathung zusammengetretenen Fachmänner am häufigsten gesprochen und es sind die verschiedensten Ansichten hierüber laut geworden. In einer in Paris zu veranstaltenden österreichisch-ethnographischen Ausstellung kommt es aber eben auf ganz andere Gesichtspunkte an als bei der Anlage der heimatlichen Museen, wobei natürlich mit Recht die älteren Entwicklungen aufgesucht und dargestellt werden müssen. Es liegt auch die Gefahr eines großen Mißverständnisses sehr nahe, wenn nicht strenge auf eine synchronistische Darstellung gesehen wird, wobei ja allerdings die Zeit der letzten Generation als maßgebend angesehen werden könnte, um die Grenze nicht allzu eng und einschränkend anzusetzen. Für eine wichtige Äußerung der ethnographischen Eigenart, die Tracht, ist es ganz unerlässlich, die Zeit strenge festzusetzen und zwar — aus den früher entwickelten Gründen — die unmittelbare Gegenwart. Bei verschiedenen andern Dingen der Hauscultur, der Bauernmajolika, den Holzarbeiten, dem Hausgeräth gestattet ja die einfache Thatsache, dass zahlreiche Stücke des älteren Hausfleißes und altertümlicher Volkskunst noch heute im Bauernhause im Gebrauch stehen, wenn sie auch vielleicht nicht mehr so erzeugt werden, der älteren originalen Hauscultur ihren Platz in der Ausstellung einzuräumen, — so weit sie ihn eben noch wirklich im Leben hat.

Der österreichische Generalcommissär für die Pariser Weltausstellung Herr Hofrath Dr. Wilhelm Exner, welcher dem Plan der österreichisch-ethnographischen Ausstellung die wärmsten, thatkräftigen Sympathien entgegenbringt, hat die Überlassung eines 480 Quadratmeter großen Platzes für diese Ausstellung bereits zugesichert. Auf Grund dieser Zusicherung und zahlreicher Zustimmungserklärungen von Fachmännern und Instituten in allen österreichischen Ländern constituierte sich über Einladung des Herrn Grafen Johann Harrach die Ausstellungscommission in einer am 6. Mai in Wien abgehaltenen Versammlung, wobei — conform der Organisation der anderen österreichischen Collectiv-Ausstellungen — ein Specialcomité mit der folgenden Zusammensetzung gewählt wurde: Präsident; Graf Johann Harrach. Vicepräsidenten: Graf Carl Lanckoroński, Freiherr Josef A. von Helfert, Freiherr Johann von Chlumetzky. Referent: Dr. M. Haberlandt. Stellvertretender Referent: Director Julius Leisching, Brünn. Cassier: F. Größl. Mitglieder des Comités: Director Carl Lacher, Graz, Dr. Mathias Murko, Statthaltereirath Vukovič, Reichsrathsabgeordneter Luigi de Campi, Professor E. Kurz, Prag.

Wir werden über die weitere Entwicklung dieser für die österreichische Volkskunde bedeutungsvollen Angelegenheit seinerzeit Bericht erstatten.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

5. Erzgebirgszeitung. Herausgegeben vom Nordwestböhmischen Gebirgsvereins-Verband. Geleitet von Dr. Michael Urban in Plan.

Der vor Kurzem abgeschlossene 18. Jahrgang dieser für die Heimatkunde der Erzgebirgler so verdienstlich wirkenden Zeitschrift weist eine größere Zahl größerer belangreicher Arbeiten und eine bunte Fülle kleinerer Mittheilungen aus einem Kreise von Mitarbeitern auf, der mit sichtlicher Liebe an der angestammten Art und Sitte hängt. Wir greifen aus der bedeutenden Menge von Arbeiten die Schilderungen des verdienten Schriftleiters Dr. Urban, die anregenden Mittheilungen Alois John's und Heinrich Ankert's hervor. Der Volksforscher findet in dem aufgehäuften Material neben manchem gut Gemeinten auch immerhin manches gut Gesehene und Brauchbare, und er wird stets seine Freude daran haben dürfen, wie lebhaft hier die nationale Ader pulsiert. Dr. M. Haberlandt.

6. Dr. Michael Urban: Volksgebräuche am östlichen Rande des alten Egerlandes. Ein Beitrag zur Volksgeschichte Deutsch-Böhmens. Plan, 1897.

Es ist die sogenannte Sandauer Gegend, von deren Sitten und Bräuchen die vorliegende Schrift erzählt. Die Sandauer Bevölkerung steht in engster Verwandtschaft mit dem Egerländer Volksthum; es ist also nichts wesentlich Neues, was das Büchlein mittheilt. Die durchgehends festgehaltene und mit dogmatischer Sicherheit vorgetragene altgermanische Unterlage und Ausdeutung der geschilderten Sitten und Anschauungen ist wenig kritisch und muss mit größter Vorsicht aufgenommen werden. Dr. M. Haberlandt.

7. Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegowina. Herausgegeben vom bosnisch-herzegowinischen Landesmuseum in Sarajevo. Redigiert von Dr. Moriz Hoernes. V. Band. Mit 78 Tafeln und 454 Abbildungen im Texte. Wien 1897. In Commission bei Carl Gerold's Sohn.

Der Volkskunde des Occupationsgebietes ist wie in den früheren Bänden dieser umfassenden Publicationsreihe ein zwar bescheidenes, aber wohl ausgefülltes Plätzchen eingeräumt. 10 kleinere Mittheilungen, die sich über verschiedene Gebiete der Volksanschauung und des Volksbrauches erstrecken, durchwegs von einheimischen Volksforschern, finden sich da beisammen. So dankbar wir auch für ein Weniges sein müssen, so sehr wünschten wir, dass auf einem so ergiebigen Boden wie dem primitiven und ungebrochenen Volksthum der Occupationsländer reichere Ernten eingebracht würden.

Zunächst mache ich auf die Untersuchungen altbosnischer Grabinschriften, die Custos Truhelka veröffentlicht, aufmerksam. Mit ihrem alterthümlichen und typischen Text sind sie nicht nur historisch, sondern auch volkskundlich von bedeutendem Interesse. Wir finden in diesen Grab-Inschriften solche, die sich auf das Engste mit typischen Grabsprüchen und Marterln-Inschriften unserer Alpenländer berühren. So ist die Inschrift einer Steinsäule im Orte Djedići, Bezirk Trebinje offenbar einer Marterlinschrift gleich zu achten. Sie lautet: «Dies ist das Kreuz des Radoje Mrkšić. Ich stand zu Gott betend, nichts Böses ahnend, und hier erschlug mich der Blitz.» Einem weitverbreiteten Grabspruche entspricht die Inschrift, die sich auf einer vor dem Denkmal Rašoje's umgestürzt liegenden Tumba befindet: «Hier ruht Vukša Dubnjević. Brüder! ich war wie ihr und ihr werdet sein . . . .» Hier hat der Steinmetz den Text abgebrochen, weil sich die Ergänzung wohl von selbst ergab. Es ist die auch in bosnischen Grabsprüchen vielfach übliche Formel: «Ich war wie ihr, und ihr werdet sein wie ich.»

Luka Grgjić-Bjelokosić theilt eine Anzahl interessanter Details von der unter der Landbevölkerung verbreiteten Kunst der Gespinnstfärberei mit Erd- und Pflanzenfarben mit. Wir erinnern uns dabei lebhaft der von den Orientalen zu ihren Wollteppichen geübten Färbemethoden. — J. Zovko behandelt die landesübliche Art der Abwehr gegen die einfallende Heuschreckenplage. Die in einer Note von Hofrath C. Hörmann geschilderte Art der Heuschreckenjagd stimmt ganz mit der von der arabischen Beduinenbevölkerung angewandten Methode überein und ist uralt. — Luka Grgjić-Bjelokosić handelt über Aberglauben, der sich auf das Feuer bezieht, namentlich in Schwangerschaftszuständen. — H. Fazlagić theilt einige

Krankheitsbeschwörungsformeln mit (Abzählen). — Stefan Milijević berichtet über den Glauben und die Praktiken der Schatzgräber. Am interessantesten sind die Mittheilungen von Niko Vlašić über «Volksbräuche in der Umgebung von Djakovar zur Mahd- und zur Erntezeit.» Die mitgetheilten Mähderlieder und Erntelieder geben ein wertvolles Vergleichungsmaterial ab und haben poetischen Wert. Dr. M. Haberlandt.

8. Matouš Václavek: Valašské pohádky a pověsti (Wallachische Märchen und Sagen). II. Ve Velkém Meziříčí (První moravská obrázková knihovna pro českou mládež 1897. Nr. 15—16, S. 88). Das I. Heft dieser Sammlung wallachischer Märchen erschien im Jahre 1894, und die in demselben enthaltenen Märchen und Sagen wurden vom Referenten im «Archiv für slawische Philologie» XIX, S. 243 ff. näher besprochen. In dem vorliegenden II. Heft hat sich der bekannte mährische Ethnograph bestrebt, den volksthümlichen Charakter und den echten Volkston der Märchen und Sagen dadurch zu sichtlicherem Ausdruck zu bringen, dass er besondere dialektische Eigenthümlichkeiten, Formen, Ausdrücke und Wendungen vielfach beibehielt, und nicht durchwegs verwischte wie in anderen seinen Sammlungen; einige wenige sind ganz im Dialekte wiedergegeben.

Nr. 1. «Zwei Stiefschwestern» (S. 7 f.). Die Stieftochter, verjagt, dient bei einem Greise im Walde, soll den Mist zusammenkehren und in Truhen sammeln; nach einem Jahr kehrt sie reich beschenkt nach Hause zurück. Dann dient dort ihre Stiefschwester, benimmt sich trotzig und widerspänstig, nach einem Jahre kehrt sie zurück mit einer Truhe voll Schlangen, Frösche etc.

Nr. 2. «Zwei Gesellen» (S. 12 f.). Des Meisters Frau ist eine Hexe; gleich Slov. Pohlady 1896, H. 4, S. 212 f. Zs. öst. Vk. III, 377.

Nr. 3. «Vom dummen Martin» (S. 17 f.), für den unrichtigen Gruss immer geprügelt. Vgl. Dobšinský Slov. pov. VII. 10 f. Kolberg Lud VIII, 199. Chudjakov II, 116 f. Romanov III, 424. Afanasjev II, 17 f. Šejn II, Nr. 109, 110. Šapkarev Sbornik nar. umotvor. IX, 308 f. Mélusine I, 109, 252. Rtrad. pop. IX, 347; X, 597; XI, 321 f. Sebillot Litter. or. de la H. Bret. 96 f. Cont. pop. de la H. Bret. 227 u. a. m.

Nr. 4. «Vom Heger und seinen zwei Söhnen» (S. 19 f.), die vom Vögelchen, auf dessen rechten Flügel geschrieben war «wer meinen Kopf aufisst, wird ein König», und am linken «wer mein Herz aufisst, findet morgens unter seinem Kopf Dukaten». Zu Grimm KHM Nr. 60. Stránecká, Pohádky z Moravy, S. 49. Sláma Slez. poh. Nr. 1. Grinčenko Etnograf. mater, II, Nr. 183 u. a.

Nr. 5. «Von 12 Brüdern» (S. 33 f.) gehört eigentlich zu dem Märchen von den untreuen Brüdern, die dem König vorbringen, ihr jüngster Bruder könne die schwersten Aufgaben lösen, eine verwünschte Schöne ihm als Braut bringen u. a. Vgl. Nar. prip. v Soških plan. III, 75 f. Šejn Mater. II, 281. Weryho Pod. łot. 45 f. Rtrad. pop. IX, 274 f. Oestrup Contes de Damas S. 75 sl. u. a. m. Der jüngste bringt aus dem Keller einer Hexe einen Käfig, er hat nur mit dem Finger daran zu klopfen, so wird der Garten voll Wild sein; dann bringt er ein Fass, aus dem man immer Bier oder Wein schöpfen konnte, ohne es zu leeren.

Nr. 6 (S. 43 f.). «Vom dummen Weib», gibt das Geld, das der Mann für den Fürpass aufgehoben hat. Vgl. Zingerle II, 185 f. Glasnik Slovenski X (1864), S. 288 f. Andrews Cont. ligures, S. 90 f. Pineau Cont. du Poitou, 259 f. Mélusine I, 89. Rtrad. pop. V, 248 f., 560 f.; XI, 390 f., 417 f. Gittée & Lemoine Contes du pays Wallon. 126 u. a.

Nr. 7 (S. 45 f.). «Von den 12 Brüdern — Raben». Vgl. Slavia I, 3, S. 15; Kulda III, 98 f. Kolberg Lud III, 123 f.; VIII, 38 f.; XIV, S. 18. Ciszewski I, N. 95. Dobšinský IV, 3 f. Kres IV, 352 f. Dowojna Sylwestrowicz I, 345 f. u. a.

Nr. 8 (S. 49 f.). «Helf' Gott». Die königliche Prinzessin ist sterbenskrank, niest fürchterlich; wer sie heilt, bekommt sie zur Frau. Zum Schluss sagt der Erzähler, dass er auch auf der Hochzeit war und Wein dort trank, es war aber dort ein Land aus Papier, und so fiel er von dort bis daher durch.

Nr. 9 (S. 52 f.). «Drei Schwestern». Die jüngste, dumme Schwester reinigt auf dem Wege in einen Dienstort einen Apfelbaum, einen Birnbaum und einen Brunnen, ist im Dienst dann sehr fleißig und treu, kehrt dann reich beschenkt nach Hause zurück. Vgl. Kulda IV, 237. Vernaleken Österr. KHM S. 144 f. Wisła X, 595 f. Rudčenko II, Nr. 19, 20; Chudjakov II, 64 f, 81 f. Lětopis istor. filolog. obščestva novoross. univ. III, 212 f. u. a.

Nr. 10 (S. 57). «Die Gesellen auf der Reise» können sich nicht auszählen, es fehlt immer einer. Vgl. Wisła VI, 273, Romania VIII, 252; Rtrad. pop. I, 335; VIII, 355. Sebillot Cont. pop. de la H. Bret. 244 sl.

Nr. 12 (S. 60 f.). «Der Teufel überlistet» verspricht einem Menschen einen Sack voll Geld, wenn er binnen drei Tagen sein Alter erräth. Der Mensch kriecht zuletzt — es war gerade Weihnachten — auf einen Baum und ruft dreimal wie ein Kuckuck. Der Teufel lauft hin, erstaunt um diese Zeit einen Kuckuck zu hören und ruft aus, dass er bereits 7777 Jahre alt ist, aber den Kuckuck zu Weihnachten noch nicht hörte. So erfuhr der Mann also dessen Alter, und der Teufel musste ihm das Geld verschaffen. Dieses Märchen erinnert an andere zahlreiche Märchen, in welchen ein Mädchen in einem Jahre ausmitteln musste, was der Teufel für einen Namen habe, der ihr so viel Geld als Mitgift verschafte, H. Pröhle KVM Nr. 23 u. a. ä.

Nr. 14 (S. 63). Ein todtes Kind geht zur väterlichen Hütte und klagt unter den Fenstern, weil der Vater es nicht in den Sarg angezogen legte.

Nr. 16 (S. 66). «Vom schlafenden Heer». Vgl. Zs. öst. Vk. III, S. 188. (Daselbst ist bei Václavek richtig zu lesen 1894) und S. 376. Sbornik za nar. umotvor. XIII, Abth. 3, S. 205.

Nr. 18 (S. 71 f.). «Von je zwölf Schwarzschülern», Klerikern wird der zwölfte ein Zauberer, der genießt nur Milch von einer schwarzen Kuh und Eier von einer schwarzen Henne.

Nr. 19 (S. 73 f.). Schatzsagen.

Nr. 22 (S. 84 f.). Vom Wassermann («besrman», «basrman»).

Prof. G. Polívka.

9. Matouš Václavek: Několik pohádek a pověstí z moravského Valašska. Einige Märchen und Sagen aus der mährischen Wallachei.) Druhé, rozmnožené vydání. V Praze 1897, S. 116. Der weitaus größere Theil der in diesem Buche abgedruckten Märchen und Sagen ist bereits in dem oben erwähnten I. Heft der Wallachischen Märchen und Sagen enthalten. Einige von den daselbst nicht veröffentlichen Märchen und Sagen wollen wir erwähnen. Nr. 4 (S. 20 f.). «Vom Schneider und seinem bösen Weibe»: Das böse Weib in der Grube, statt dessen der Teufel herausgezogen, der Teufel lehrt aus Dankbarkeit heilen. Vgl. Beneš Třebízský Národní poh. a pov. S. 17 f. Kolberg Lud III, 185 f. Dobšinský I, S. 61. Rudčenko I, 58 f., 59 f. Romanov III, 384. Kres VI, S. 151 f. Sbornik mater. Kavkaz. XII, 106 f., XVI, Abth. 1, S. 21 f. Zs. vgl. Lit.-Gesch. NFX, 71 f. Zs. VVK VI, 324 u. a.

Nr. 9 (S. 39 f.). «Vom Wanderer». Ein Wanderer vertheilte nacheinander einem Bettler seinen ganzen Lohn, bekommt dafür 1) Stiefel, die ihn nach Wunsch wo immer hin tragen, 2) ein nie leeres Geldsäckchen, 3) ein Pfeifchen, das ein ganzes Heer zusammenruft. Darum betrogen von der Wirtin. Gelangt dazu wieder, nachdem er Äpfel gefunden hat, nach deren Genuss Hörner auswachsen, respective wieder abfallen. Vgl. Kulda III, S. 103 f. Kolberg Lud III, 115 f. Dowojna Sylwestrowicz II, 198 f. Sbornik mater. Kavkaz. XVI, Abth. I, S. 313 f.

Nr. 21 (S. 59 f.), Nr. 23 (S. 65 f.), Nr. 38 (S. 98 f.). Schatzsagen.

Nr. 22 (S. 63 f.). «Von einem verwünschten Schloss». Die verwünschte Schlossfrau fährt um Mitternacht auf einem feurigen Wagen aus, wer ihren Stock oder ihre Schlüssel ergreift oder wenigstens berührt, befreit sie.

Nr. 26 (S. 72 f.). «Der Wassermann in der Mühle» will auf der Geige spielen lernen, wie sonst der Teufel, vgl. Krauss I, Nr. 75. Kres IV, S. 145. Čubinskij Trudy II, S. 364 f. Treuland Latyšskija skazki Nr. 59. Schleicher Lit. M. 143. Dowojna Sylwestrowicz I, 380.

Nr. 27, 28, 29 (S. 74 f.). Verschiedene Sagen vom Wassermann.

Nr. 35 (S. 89 f.). «Der gescheidte Zigeuner». Unter anderem, wer den schönsten Traum hat, verzehrt den Hasen. Vgl. Zs. öst. Vk. III, 377 zu Slov. Pohlady 1896, S. 326 f.

Nr. 45 (S. 110 f.). Vom Alp.

Nr. 46 (S. 113 f.). Wie eine Hexe buttert.

Nr. 47 (S. 115). Quendel hinter das Thürgestell versteckt, hält Gespenster vom Hause fern.

Prof. G. Polívka.

Schluss der Redaction: 20. Mai 1898.

Druck von Gebrüder Stiepel in Reichenberg.

I. Abhandlungen.

Ältere egerländer Volkslieder.

Von Dr. Michael Urban, Plan.

Im Egerlande, einst reichsunmittelbarer Boden, Besitzthum der Hohenstaufen, findet sich jede Gattung des deutschen Volksliedes vor. Ganz besonders wird der Vierzeiler, kurz «Stückl» genannt, hier gepflegt. Ich habe in «Frohe Klänge aus der Rockenstube. Verlag von H. Holub in Tachau 1890» und in «As da Haimat. Eine Sammlung deutscher Volkslieder aus dem ostfränkischen Sprachgebiete der österr. Provinz Böhmen als Beitrag zur Culturgeschichte Deutschböhmens. Plan 1894» [1]) über 3000 solcher kurzer, kerniger Liedchen veröffentlicht, wie sie von dem «Hütbuben» auf der Weide, von den Burschen und Mädchen während der Feldarbeiten, in den Rockenstuben und an den Biertischen gerne gesungen werden. Auch in dem alljährlich im Verlage Kobrtsch und Gschihay in Eger herausgegebenen «Egerer Jahrbuche», dann in «Deutsche Volkslieder aus Böhmen. Herausgegeben vom deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Redigiert von Alois Hruschka und Wendelin Toischer. Commissions-Verlag: C. Knobloch in Leipzig» und in «Volkslieder aus dem Egerlande. Gesammelt und herausgegeben von Adam Wolf. Eger 1869. Verlag von J. Kobrtsch und Gschihay» sind eine erhebliche Anzahl egerländer Volkslieder der verschiedensten Art und Zuordnung veröffentlicht und so dem großen deutschen Volksliederschatze dauernd einverleibt worden. Jüngst gelang es mir ein Heft in Groß-Quart aufzufinden, das auf 12 Blättern 13 ältere, man könnte sagen ehrwürdige egerländer Volkslieder enthält, die zum Theile noch gar nirgends, zum Theile aber nur als Varianten bei A. Wolf und in der Liedersammlung des genannten gemeinnützigen Vereines in Prag publiciert worden sind. Dieses Heft besteht aus Velinpapier, und es besitzen je sechs Blätter je gleiche künstlerisch ausgeführte Wasserdrucke in Medaillonform. Der eine Wasserdruck zeigt das jugendliche Bildnis Kaisers Franz I. mit der Umschrift: «Deutschlands Befreier — Franz der Zweite» und der andere den Doppelaar, ohne Schwert oder Scepter in den Krallen, mit der Umschrift: «Gott erhalte den Kaiser von Österreich.» Diese Volkslieder vom nordgauischen Sprachboden sind würdig weithin bekannt zu werden, und sie mögen daher wortlautlich und in gleicher vorgefundener Schreibweise hieher gesetzt werden. Sie lauten:

[1]) Letzteres ist vergriffen. — Vergessen darf auch nicht werden, dass in meinem Buche: «Notizen zur Heimatskunde des Gerichtsbezirkes Plan. Ein Beitrag zur Geschichte Deutschböhmens. Verlag von G. Holub in Tachau 1884» dem Volksliede des ostfränkischen (nordgauischen) Dialektes ein bedeutender Raum gewidmet ist.

1.

Gott grüß enk (= euch) all z'samma, sads (= seid ihr) holt a schon af,
is leicht (= vielleicht) ber enk Kirwa (= bei euch Kirchweih)? Sieht grod a su as.
Mein! schenkt mir (Bier), 's durst mi, affa (= hierauf) will ich singa
a Gsangl, recht lusti, dös (= dieses) will ich furbringa.

Gelt! Kirwa gits Mouma (= gibt es Muhmen) u Vettern grod gnuh (= gerade genug),
Der Kouchen thout schmeken, poz tausend juhuh!
Is Kirwa voriba, hat d' Freundschaft an End;
he lusti Kuraschi! hät bal nied dran denkt (= hätte bald nicht daran gedacht).

Gutz hin, Vetta Deuschl (= Oswald)! der Kannes (= Johann d. T.), der schwitzt,
is rauth (= roth), wö (= wöi = wie) a Feua, gläuht (= glöit = glüht) ihn sein diks G'sicht.
Su (= sua = so) geiths (= gäihts = geht es) af da Kirwa, 's haut manchen draf g'freut,
is Kirwa voriba, hauts (= hat es) manchen schon g'reut.

Brouda Adel (= Ad'l = Adam)! wos haust denn dort in deina Händ?
is leicht (= vielleicht) der Geldbeutl, schau nur wö (= wöi = wie) er'n Kupf (= Kuapf = Kopf) henkt.
Er strotzt nied (= niat = nicht), er bauscht nied, is gewiß niks (= nichts) drinna.
Geih! rüttel'n und schüttel'n, obs drinna thout klinga.

Juhe! sads lusti, ich heua (= häia = höre) wos (= etwas) kumma (= kommen),
Dös san (= dieses sind), mein Treu, d' Spielleut, lauhn (= lassen) Dudlsak brumma.
Macht Maidala, lafft (= lauft) assi, richt enk gschwind z'samm,
's Hupfen und Springen fängt sie uhsa glei (= allsogleich) an.

Dort steuht (= stäiht) a schöns (= schain's) Maidl, is recht sauba z'sam g'macht,
schöna Scheugla (= Deminutiv von Schuh), schöna Strümpfla, das 's Herzl an lacht (= einem lacht).
Zwa (= zwoa = zwei) Gröibla (= Grübchen) in Backen, zwa Rösla in Gsicht,
Der wid (= wiad = wird) sie recht freua, der dös Maidl dawischt.

Mach Peita (= Peter), mach Doffel (= Christoph), geih Hanns — Matz, gäih neeha (= nur) g'schwind,
Dort stenga (= stehen) zwa Maidla, geihts das koin's (= keines) askint (= auskommt).
Macht, tanzt frisch an Drischlog (= ein dem «Schuhplattl» ähnlicher Tanz), diaz (= ihr) lafft ja nu (= noch) brav,
diaz möißt (= ihr müßt) eini (= hinein) tanzen und geiht gleih alls draf.

Su (= sua) Girgl (= Georg), su Mertl (= Martin), diaz tanzt recht munta und frisch,
der Veuschel (= Veit?) thout trinkn, machts, trumelts am Tisch.
He, lusti Kuraschi, weil Kirwa in Schild,
brav g'essn und trunken, weil Kuh (= Kouh) an Batz gilt.

Hurch, Everl[1]) (= Dem. von Eva), hurch, Annel[2]) (= Dem. von Anna), wie der Krisl (= Christian) schöin singt,
Dös is a schöins Bürschl, schaut! wöin 's Böja (= wie ihm 's Bier) einrinnt.
Katl (= Katharina), d' Warbl (= Barbara), d' Lenna (= Magdalena), hättn jedera gern g'habt,
er haut sie oba (= aber) allzsam sauba asglacht.

He lusti, Brouda Bartl, geih, trink amal her,
dorten steuht a schön's Maidl, hob's (= ho's = habe es) schöna nied (= niat) g'sehr (= gesehen).
Haut Aeugla, san kulschwarz, haut Röisla wie (= wöi) Blout,
dem (= dean) Maidala — dem wär' ich von Herzn recht gout.

Gelt Thoma! dös g'fälta (= das gefällt dir), ho's (= habe es) kanmal (= koa(n)mal = keinmal) su (= sua = so) g'sehr,
Narr, 's geiht halt af der Kirwa anderst nied her:
dau ißt ma und trinkt ma und tanzt ma frisch draf,
wenns Geld is versoffen, naucha (= nachher) heuat (= hört) der Spaß af.

[1]) Vielleicht Enerl = Erhard. [2]) Annel auch Deminutiv von Andreas.

Nu (= noch) ains muss ich singa, dös kost an (= einen) halbn Batz,
sunst (= sünst = sonst) wir ich van Maidlan abscheulich asgelacht.
Hurcht, Maidla, hurcht af, ich will enk wos schenkn,
diaz schollt (= sollt) an mein Singa viel hunertmal denkn.

Der Marie-sussl (= Marie-Susanna), d' Eiva-Rossl (= Eva-Rosina), die hob ich recht bedenkt,
enk is holt der Lauerz (= Lorenz) und der Girg-Wolf (= Georg-Wolf) g'schenkt.
Du Marghet (= Margareta) und Du(a)dl (= Dorothea), diaz nehmts holt vorlieb,
wenn ich enk den Remes (= Remigius) und den Gaugl (= Jakob) hingieb.

Poz hunert, poz tausend, potz Jungfern kan End,
dirtz sats ja die schönsten, hät bal nied dran denkt.
Ich wünsch enk, schöna Maidla, a gouta Nacht
und jedara an Bursch, das 's Bettl recht kracht.[1])

2.

Es haut geschneit a kloins Schneyelein,
den Weg haut's mir verschneit,
Nimm neha a stumpfas Beselein,
kehr oh den schmolen Steig.

'. . . S fein Moidl in ihrem Schlaufkammerl,
die moint, sie is allein,
Dau kumt ihr herzliebster Thamerl (= Dem. von Thomas)
und kröicht zum Fenstrla ein.

Gou'n (= guten) Morgn, gou'n Morgn, herzata Schoz,
haust eppa asg'schlouffa schon,
Daß du um mich g'woint hast,
siehr ich dir an Aeugla on.

Gwoint (= geweint) hob ich unza (= einstweilen) viel um dich,
um ma arm's Kindelein,
Dös ich verborgen hob in mih,
wer wird etzt (= öitza = jetzt) Voda (= Vater) sein.

Trägst du verborgn a Kindelein,
dös is für dich a Schand,
Ich kann dazou nied Voda sein,
ich werfets holt an d' Wand.

Ach nein! herzliebsta Thoma (= Thomas) mein,
dös wa (= wäre) a (= eine) graußa (= große) Sünd,
Ich will a rechta Mouda sein,
entlaffn mit dir g'schwind.

Du sagst wuhl! ih scholl dich nehma,
ih mogh dih oba nicht,
Ich müßt mih ja deina schäma,
du schwarzes Robeng'sicht.[2])

3.

Stand ih af einem Bergelein,
wollt wieda ohja (= hinunter) gehn,
Dau siehr ih in Thol an Bauernbubn
beim schworzbraun Moidla stehn.

[1]) Siehe: Deutsche Volkslieder aus Böhmen. Herausgegeben vom Deutsch. Ver. f. gemeinnütz. Kennt. in Prag. S. 67. [2]) Ebendaselbst und A. Wolf: Volkslieder aus dem Egerlande. S. 57.

Bleih (= Bleib') imma stehn, ma Bauernbou,
sie is (= ist) ja nu nied (= niat) dein,
Sie bind dir wohl ein Disteldorn
zum Hauchzetkränzelein.

Der Disteldorn is a bittas Hulz,
er brennt abscheulich,
Hob ich verlaurn ma Maidelein,
dös Ding schourügelt (= reut) mi.

Haust du verlaurn (= valauan = verloren) dein Liebelein,
samkoka (= nicht wahr?) 's thut dir Zorn,
Ey allerliebsta Nachba mein,
mir schmeckt der Disteldorn.

Hob ich mir dös Maidel asg'soucht
dort unt am hauchen Weg,
Wos ich mi vern (= voriges Jahr) erfreut hob,
nimt mir ein andrer weg.

Es föiert (= führt) mirs weg übern Rain,
sie is oba nu nied sa (= sie ist aber noch nicht sein).
Schains Maidl! wennst du amal wieda kumst,
bist affa denna ma (= bist hierauf dennoch mein).[1])

4.

Stand ich auf einem Bergelein,
sah nein ins tiefe Thal,
Ein Schifflein sah ich schwimmen
drei Ritter an der Zahl.

Der allerjüngste Ritter,
der auf dem Schifflein war,
Hat mir die Treu' versprochen,
ich war erst vierzehn Jahr.

Jungfrau! seid ihr von Adel,
seid ihr ein wenig reich,
Nach euch steht mein Verlangen,
heurathen wollt ich euch gleich.

Ich bin ned reich, ned von Adel,
bin nur ein wenig fromm,
Ins Kloster will ich gehen,
will werden eine Nonn.

Willst du ins Kloster ziehen
und Gottesdienerin sein,
Reit ich einmal vorüber,
bei dir kehr ich dann ein.

Ey! wie das Madel drin g'west,
vergangen war das Jahr,
Da kam derselbe Reiter
wohl vor das Kloster dar.

Er fragte nach der Nonne,
die vern (= voriges Jahr) ist kommen nein.
Möcht ich mit ihr gern reden
nur ein einziges Wörtelein.

Die Nonn, die kam gegangen
in ein schneeweißem Kleid,
Ihre Haar sind abgeschnitten,
die Lieb hat sie gescheid.

Was trägt sie an klein Finger?
ein silbers Ringelein.
Nimm hin, du schöner Ritter,
das Ringelein köhrt (= gehört) dein.

Was hat sie in ihren Händen?
'ein silbers Becherlein.
Draus gab sie ihm zu trinken
den allerbesten Wein.

Kaum hat er ihn getrunken,
so war er auch schon todt.
Ich kann euch nimmer helfen,
helf euch der liebe Gott.

Mit ihren weißen Händen
zieht sie den Glockenstrang,
Mit ihren rothen Lippen
singt sie den Todengsang.

Mit ihrem silbern Messer
macht sie ein Gräbelein,
Und legt mit ihren Händen
den todten Herrn hinein.[2])

---

[1]) A. Wolf. a. a. O. S. 61. — Die Schreibweise der vorliegenden Lieder entspricht der wirklichen Dialektsprache gar oft nicht, was ja auch bei A. Wolf der Fall ist. [2]) Deutsche Volkslieder a. a. O. S. 99.

5.

Es reit ein Herr und sein trauter Knecht,
sie reiten stad (= langsam) unti den schmolen Steg,
Sie reiten vorbei vor a (= einer) Hoselstaun,
dau dras (= draußen) dau sitzn zwa (= zwou = zwei) Turtltauben.

Die Tauben — die treiben ihra Lieb,
dau wern (= da werden) dem Herrn seine Aeugla trüb.
Trauter Knecht, gieb her dein Rößl beim Zaum,
steig affi (= hinauf) zu der Täubi am Baum.

Ach, mein trauter Herr! dös thu ich nied,
die Tauben san (= sind) falsch und ich bin müd.
Trauter Knecht! nim hin mein Rößl beim Zaum,
ich selba will steign zur Täubi auf'n Baum.

Ey! wie er in die Mitt' hinauf kam,
da flohen die Taubn auf und davon.
Er tritt etzt af einen dürren Ast
und fällt hinunter ins grüne Gras.

Au weih! au weih meinem Edelherrn,
wau wür (= werde) ich heuer mein Lohn begehrn.
Trauter Knecht! nim mein Stifl und mein Schwert,
dös is deins Lohns gewiß zwa-dreimal wert.

Trauter Herr! dös thu ich aber nied,
oes (= ihr) hats Freund, die nehmas selbst gern mit.
Trauter Knecht! reit wieda ham auf'n Roß
und zieh mir mein 6 Waislein groß.

Ach, trauter Herr! dös thu ich schon ned,
oes wißt ja, wie's mit fremden Kindern geht.
Kinder hob ich schon selba grod gnu (= gnough = genug)
und nied amal a gscheids Weih (= Weib) dazu.

6.

Es wollt a Knabl spatzieren gehn
die Zeit war ihm recht lang,
Geuht (= Geht) er vor der Liebsten Schlaufkämmerlein,
Dau inna leuht (= liegt) sie krank.

Dau bricht er oh (= ab) zwey Röslein roth,
beim Fenster gab er's nein.
Schlaufst oda wachst, Herzallerliebste mein
in dein Schlaufkämmerlein.

Und wenn ich wirklich schlaufen thät,
von dir hätt' ich kein Ruh,
Du liegst mir beständig in mein Herz und Sinn,
wenn ich ned bei dir bin.

Dau setzn sich alla zwa nieda
af ein schneeweiße Bank,
Mit an ander dau thoun si schön kausen (= kosen = traulich plauschen),
Zeit wird ihnen ned lang.

Schöins Liebl! wir müßn itza scheiden,
leucht uns der Morgenstern,
Der Tag, der thout a schon mit anbrechen,
muß mich von dir entfern.

Wer haut (= hat) uns das Liedl g'sungen,
wer hat das Scheiden erdacht?
Es hobens uns g'sunga drei junga Knabn,
die Nachts umgehn wie die Robn.

Der allererst hauts g'schrieben,
der ander hauts (= hat es) erdacht,
Der dritt' hauts gsunga sein Madla z' Nachts,
haut sie oft traurig g'macht.

7.

Es wollt ein Mädel früh aufstehn,
wollt rautha Rösla brechen,
Und wie sie übern Hulweg (= Hohlweg) tratt,
die Hoselstaun (= Haselstaude) thut grünen.

So grüß dich Gott, traut Hoselstaun,
wie bist du denn so grüne?
Schön dank, du wundaschöna Mad (= Maid = Magd),
wie bist du denn so schöne?

Warum ich gar so schöne bin,
Dös kann ich dir wuhl sagen:
Ich iß weiß Braud (= Brot), trink Meth und Wein,
Dauvon bin ich so schöne!

Issest du weiß Braud, Meth und Wein,
darum bist du so schöne,
Steih (= stehe) ich in Reif, in kühlen Thau da,
dauvon bin ich so grüne!

Steihst du im Reif, in kühlen Thau,
dauvon bist du so grüne,
Hob ich daham, Brüda zwa (= zwäin = zwei) = drey,
die wolln dich holt ohaua (= abhauen)!

Haua sie mich in Winta oh (= ab),
in Suma grün ich wieda,
S'is ned (= 's ist nicht), als wenn's Madl d' Ehr verliert,
ey! nimma grünt sie wieda.

Feins Madl! wennst dein Ehr' willst b'halten,
daham dan mußt du bleiben,
Darfst zu kein spatn Abendtanz gehn,
die Bursch, die mußt du meiden.

Ho donk, ho donk, lieba Hoselstau'n,
ho donk vor dein gute Lehr,
Hob ich wolln zu mein Liebsten gehn,
jetzt will ich wieda umkehrn.

Geuh (= gehe) furt, du wundaschöna Mad,
du darfst ned wieda umkehrn,
Es darf jedes Madl zu ihrn gehn
in Züchtn und in Ehren.

Feins Madl, wennst du af'n Tonzbuan (= Tanzboden) gehst,
so stell dich fein hinta d' Leut,
Ey! haut a Knabl a Lieb za dir,
Wie bald wird er dich finden.

Feins Madl, wennst du af'n Hamweg bist,
schau dich nicht seuja (= sehr) umma,
Ey! haut a Knabl a Lieb zu dir,
Scho (= schon) naucha (= nach) wird er dir kumma (= kommen).[1]

8.

Schön willkumma, lieba Hansl, kum amal z'Stand,
züg (= zieh) as deine Fäustling (= Fausthandschuhe) u gib mir her dein rechta Hand.
Wie steuts mit deina Lena? bist fraugh (= froh), dass dich gnumma,
wirst a Freud hobn, mein Brouda (= Bruder)! dass du's haust bekumma?

Es geuht nu mit, lieba Brouda, 's thut mi a ned recht g'freu'n,
sie kann ja niks bessa, als imma mit ihrem Mann grein (= zanken).
Es vageiht scheja (= vergeht schier) ka (= koa(n) = keine) Wochen, muss Schläg bekäma,
sunst (= sonst) nahm sie mir d' Husen (= Huasn = Hosen), meine saubere Lena.

Ey! wos sogst dau, mein lieba Brouda, ich glau (= glaube) dir fast ned,
sie wa ja gaua (= gao = sehr) freundlich, wie's si nu (= noch) ledig is gwest.
Gaua sittsam und stilla is gwesen dein Lena,
und jezt scholls suda (= gar soll's suada = so sehr) schlimm sa (= sein), thät mich wunda nehma.

Es is nu ned acht Tog (= Tage), dau haut sie dir g'hatten (= gehabt) an Rausch,
dau häust (= hättest) neeha (= nur) scholln (= sollen) dös Weih (= Weib) schaun, wie sie mit uns haut umghaust.
Das Mensch (= Dienstmädchen) haut sie prügelt, unsern Knecht haut sie versprengt,
und zu mir haut sie g'sagt: Hund, du wirst gewiß nu afg'henkt.

Dös Ding haut mi g'ärgert, ich bin g'worn (= geworden) fuchsteufels-wild,
und hob holt ma Weibrl su recht wakalich durchas g'schilt.
Ih ho si gspert in Saustoll, bin g'wesen suda (= so sehr) keck,
dau haut holt ma Lennel d' Händla zan behn (= zum beten) in d' Heuch (= Höhe) g'reckt:

Ei, du ma lieba Hansl, ma schöna, ma guldana Mann,
sperr mi neeha (= nur) nima in Saustoll, was fanget ich denn an,
Führ mi affi in ma Bettel, ich bitt dich recht schön,
koch ich dir a guts Frühstük, wenn ich morgen thu afstehn.

Ma Lena — die dabarmt mich dau affa (= hierauf) gleich wiederum,
ich nim sie holt beim Aermel, feja (= führe) sie stad (= langsam) in d' Stum (= Stube).
Ey, du mein lieba Hansl ich bitt, jag mi nur ned aus,
ich versprech, ich trink mir sein Letta (= Lebtag) mehr kein Rausch.

Und seid den 8 Togn (= Tagen) her is ma Lenel recht frum und brav,
thout fleißig arbeiten, hält's Maul und hält sich imma stad.
Thout d' Leut ned kuniren, thout nima mit mir su (= sua = so) grein (= zanken),
kumt sie hin zum Saustoll, sagt sie, dau drinna san d' Schwein.

Lieba Brouda, es is waua (= es ist wahr), wie dös Sprichwort thut gehn:
die Menscha (= vulgäre Bezeichnung für Mädchen) hobn Fahla (= Fehler), sie mögn sein wild oda schön,
Und der solt eina griegen (= bekommen), die kein Fahla sollt hobn,
der hat ja, mein Eichel (= Betheuerung), 's best' Numra as ran Glückshofn (= aus einem Glückshafen) zogn.

---

[1]) Deutsche Volkslieder a. a. O. S. 119 und A. Wolf a. a. O. S. 7. — Siehe auch: L. Uhland. Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder (1844). S. 66. — Firmerich. Germanische Völkerstimmen (1838—1850). Bd. II, S. 363. — Erlach. Volkslieder der Deutschen. Bd. I und IV, S. 153 und 4.

Es flügt as a Flügn va dau,
sie flüget hin und wieda,
Flügt den grünen Wald aus und ein,
an Birnbaum sitzt sie nieda.

Der Bam (= Baum) bleibt ned allaweil grün,
sein Blatla thun ohfallen (= seine Blätter thun abfallen.
D' Lieb die bleibt ned allaweil stehn,
sie thut oft schlecht erschallen.

9.

Die Lieb ist voll Wankelmuth,
sie wanket hin und wieda,
Dem Bräugam (= Bräutigam) den ich nächst ho (= habe) g'habt,
geith (= geht) schon af d' Naig etzt wieda.

Wenn er a nimma wieda kumt,
lassen mir'n (= wir ihn) wandern herum,

Ich schlag mir'n (= mir ihn) aus meinen Sinn,
schau mich nauch ein andern um.

Ich weiß mir ein, der mir g'fällt,
bei den dau muss ich sitzen,
Und wa (= wäre) der Winter nu (= noch) so kolt,
vor Freuden müßt ich schwitzen.

10.

Es spielt ein Ritter mit seiner Magd,
Sie spielen früh, sie spielen spat,
Sie spielen wohl die ganze Nacht,
bis 's gute Maidl verspielen that.

So wie das Mädel verspielet hat,
da hebt sie an viel zu weinen:
O weh, o weh! mir armen Magd,
wer zählet itzt meine Peinen!

Wein nicht, wein nicht, lieb's Annelein,
ich will dir dein Ehr bezahlen,
Ich gieb dir meinen Reitknecht fein
und Geld und Gut gnug in allen.

Ich mag nicht euern Reitknecht fein,
Geld und Gut könnt ihr behalten,
Ich will zu meiner Mutter heim,
Gott wird gerecht mit uns walten.

Wie sie nun gegn Regensburg kam,
wohl hin in die enge Gassen,
Da wurde sie ganz roth vor Scham,
sie konnte sich nicht recht fassen.

Willkomm! rief d' Mutter, liebs Annelein,
wie hauts (= hat es) dir die Zeit gegangen,
Das Kitterl wird dir ja zu klein,
Das Fürtuch will nicht mehr langen.

Wies mir die Zeit gegangen hat,
das könnt ihr gar leicht errathen,
Ein Ritter hat mir g'waltig g'schadt,
ein Kindlein muss ich nun tragen.

Ach Mutter, liebste Mutter mein,
Wie wird unser Vater lärmen,
Ach macht mir nur ein Bettelein,
darinnen will ich gerne sterben.

Sie kehrt sich hin, sie kehrt sich her,
sie kehrt sich gegen die Wände;
Mutter, mir wird der Athem schwer,
es geht mit mir bald zu Ende!

Ach nein, ach nein, liebes Annelein,
deswegen darfst du nicht in die Erden,
Ist nur geboren das Kindelein,
wirst du schon wiederum werden.

Wie es nun kam gegen 11 Uhr hin,
da hebt sie an zu sagen:
Barmherziger Gott von Himmel nimm —
auf mein arme Seel in Gnaden!

Und wie's kam gegen Mitternacht,
dem Ritter träumt es ganz schwer,
Als wenn sein vielgeliebte Magd
auf einem Todbett wär.

Auf Reitknecht! sattle ungesäumt
für mich und dich zwei Pferde,
Mir hat die ganze Nacht geträumt
von Leichen und einem Schwerte.

Wie er über die Haid naus reit,
große Mägde hört er singen.
Singt nicht, singt nicht, es thut mir leid,
die Ohren mir darob klingen!

Wie er eine Strecke weiter kam,
ein Hirtelein hört er pfeifen;
Sein Pferd er fest beim Zügel nahm,
zwei Glöckelein hört er läuten.

Sag', Hirtelein, liebstes Hirtlein mein,
was bedeutet denn das Läuten;
Läut man zu einer Hochzeit fein
oder läut man zu einer Leichen!

Man läut zu einer Hochzeit nicht,
wohl aber zu einer Leiche,
Ein Mädel jung und schön von Gsicht,
ist entstellt durch Todtenbleiche.

Wie er nun gegen Regensburg kam,
so trug man auf einer Bahre
Die Mutter und ihr Kind beisamm,
dies hob empor seine Haare.

Setzt ab, setzt ab, ihr Träger mein,
laßt mir diese Leiche anschauen,
Hier ruht mein liebes Mägdelein,
ich will mich mit ihr noch trauen!

Er nimmt hinweg das weiße Tuch,
er schaut ihr starr in die Augen.
Hier les' ichs wie in einem Buch,
ach Gott, ich kann's nicht laugnen!

Er nimmt das Todtenkränzelein
und setzt ihr auf ein goldnes Häubl.
Zuvor warst du mein Mägdelein,
jetzt bist du mein geliebtes Weibl!

Dann stieß er die Spitz seines Schwerts
mit Gewalt und großen Schmerzen
In seinen Leib und fiel rückwärts,
Blut floß aus seinem Herzen.

Haut ein, haut ein, ihr Gräber mein
in die schwarze kühle Erden,
Dies Kleeblatt muss beisammen sein,
bis sie Staub und Aschen werden.[1])

11.

Es stäiht a Schlößl in Oesterreich,
Dau drinna san dra Madala reich.

Die äjest (= äiascht = erste) die haut a waksgels Haar,
Die andre die haut zwa (= zwoa = zwei) Aeugelein klar.

Die dritt' die baut ihra Häusl in Wold,
Zu an Bruna, der's Wasser haut kold.

Vor den Bruna dau laft gschwind a Bôch,
Der laft dem Müller wuhl (= wohl) af sein Rod.

Wuhl af sein Rod, wuhl vor sein Thür,
Ey, Müller gieb mir dein Tochter dafür!

Mein Tochter gieb ich kein solchen Bubn,
Der Tag und Nacht wird in Wirtshaus g'hubn (= aufgehoben).

Bin ich nied (= niat = nicht) Tag und Nacht bei dem Wein,
Lieg ich hüsch (= hübsch) in mein Schlafkämmerlein.

Liegst du nied allawal bei dem Wein,
So scholl (= soll) mein Tochter dein Eigen sein.

Ach Voda! gebt mir heua (= dieses Jahr) kein Mann,
Ich leb nied länger al Gauaslang (= ein Jahr lang).

Lebst du nied länger als heua's Jahr,
So müßt mich reua dein waksgels Haar.

Dein waksgels Haar, dein seidas paar Zöpf,
Wost (= was du) heua's Jahr dein Häubl draf setzst.

[1]) A. Wolf a. a. O. — Ferner: Uhland. Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder (1844). Bd. I, S. 220. -- Erlach. Volkslieder der Deutschen (1834—1836). Bd. II, S. 531 und Kretschmar. Deutsche Volkslieder mit Originalweisen (1838—1841). B. I, S. 89. — Bei A. Wolf schließt dieses uralte an Varianten reiche Volkslied:

«Es stand nit an zen dritten tag,
da sten drei lilgen af irn grab,
Da stet mit Gold geschrieben,
dass treu in Gott etz ligen».

Ey! wie kaum vergangen ist das Jahr,
Des Müllners Töchterl am Freudhuaf war.

Er rauft sein Haar, er wind sein Händ,
Ach Gott, wann nimt mein Trauer ein End?

Wenn all die Stoinla (= Steinchen) unti schwimmen,
So wird der Müllner wieda springa.

Wenn all die Bäume Rösala trogn,
Wird dem Müllner sein Load ein End hob.[1])

12.

Weiß ich a waksgels Blümelein,
dös buckt sich zu der Erden,
Dem allerschönsten Bauernbubn,
dem muss diess zu Theil werden.

Er mogh imma san (= sein), wau (= wo) er will,
haut (= hat) denna (= dennoch) bei mir g'schlaufen,
Und hat von Gold a (= ein) Ringelein
in mein Schlaufbettla (= Schlafbettchen) g'lassen.

Haut er von Gold a Ringelein
in dem Schlaufbettla g'laussn (= gelassen),
Wern (= werden) ihn des Annalas (= Annchens) Brüder
schon tüchtig drüba straufen.

Wenn's Annales Brüda kuma (= kommen),
scher mich denna net viel drum,
Morgn setz ich mich af mein brauns Rößl
und reit um den Wald herum.

Ey! wie er kam in grünen Wold,
dort in den Büschen unten
Stenga (= stehen) 's Annels Brüder drei
und haun ihm tiefe Wunden.[2])

13.

An meiner Euher (= Ehre) liegt mir gaua viel,
In mein Schlaufkammerl lieg ich schön still,
Es thout nemez (= niemand) mit mir scherzen.
Ich kehr mich hin, ich kehr mich her,
So geht es mir von Herzen.

Du haust (= hast) mich schon viel Gaua (= Jahre) lang g'freit,
Ey etza (= öitza = jetzt), dass zum heuern (= heiraten) wird Zeit,
Laußt (= lässt) du mich schon sitzen allein,
Zieh ima (= immer) hin, wauhin (= wohin) du willst,
Um dich will ich nima grein (= weinen).

Schains Madl! du greinst gewiss denna um mich,
Wau niet (= wo nicht = wann nicht), su (= sua = so) denk ich denna an dich,
Mir san ja oft basam (= beisammen) g'sessn.
Ich mogh ziehn, wauhin ich nur will,
Ich kann dich niet vergessn.

---

[1]) Deutsche Volkslieder a. a. O. und A. Wolf a. a. O.; aber auch: Arnim und Brentano. Des Knaben Wunderhorn. I, 200; dann: Hoffmann. Schlesische Volkslieder (1842), S. 17. — Erlach a. a. O. IV, 212. — Firmenich a. a. O. II, 366. — Kretschmar a. a. O. I, 70.
[2]) Deutsche Volkslieder a. a. O. S. 212.



Mein feins Liebl hat ein runden Hut af (= auf),
San (= sind) um und um schöne Bandala (= Bändchen) draf,
Mit Lieb is (= ist) er umrunga (= umrungen).
Will er mein trautes Schätzerl sein,
Schon wieder wird er kumma (= kommen).[1])

In dem Hefte, das vorstehende altehrwürdige egerländer Volkslieder enthält, liegen zwei lose Quartblätter, deren Papier von minderer Qualität ist und von denen eins den Wasserdruck «Eger» besitzt. Diese Blätter enthalten zwei Volkslieder und zwar ein Ansinglied[2]) ein «Weihnachtlied, welches ehevor in der Metten auf dem Chor mit Begleitung der Musik abgesungen wurde» und ein anderes Volkslied, das ich dem ersteren hier gleichfalls anfügen will. Das Ansinglied, dem Singnoten beigefügt sind, lautet:

Ghorsama Dina, wos san des (= sind dieses) va Herrn,
Dein (= die) sua schön singa u fleign dort va fern,
Grod eiza (= jetzt) dau in da 12ten Stund,
's wird grod a Kranka wida gsund
Dös daut (= thout = thut) ma gfalln,
dös g'felt ma reht, o jeckes, dös gfalt ma reht!

I sog, san (= sind) Engala as'n (= aus dem) Himmelreich,
Af da Welt hobi (= habe ich) neks gsea (= nichts gesehen), des ihnen gleich,
Funken (= funkeln) daun (thoun = thun) sie überall,
Funkn überall, a jemendal!
Funkn überall, oi jemendal!

Fakiniga (= verkündingen) daun (= thun) sie uns a grausa (= große) Freud,
Sie sogn (= sagen) Mesias ist uns gebohren heut,
Von Maria der Jungfrau zart und rein,
Ist geboren das schöne Jesulein.
Ei, ei, des (= dieses) isa (= ist ein) Wuna (= Wunder),
Ei, ei — Wuna, überalla Wuna!

Bräida (= Brüder), sat lusti u haut (= habt) all a Freud,
Weil mia (= wir) dalebt hon (= haben) die gnadenreiche Zeit.
Sing will i: hei-sa-sa-sa-sa,
A nu (= auch noch) dazau (= dazu) hob-sa-sa-sa-sa!
Dau v'launta (= verlohnte = belohnte) Meih (= Mühe), da v'lauta Meih,
O i jeckes! dau v'launta, v'lauta Meih!

Wißts, wo ma (= was wir) daun (= thaun)? Miea (= wir) meis'n da (= doa = dar) geih (= gehen) alzamm (= allezusammen).
Geih (= gehe), Bau (= Bou = Bub), wek af unsen alten Abaham.
Doa geih meis'n mie (= miea = wir) allzusamm.
A (= auch) nu (= noch) una (= unser) ralta Abaham.
Geima (= gehen wir) allzusam u da Abaham,
Geima allzusam u da Abaham!

Matz (= Matthias), Matz, Matz, Duml di (= tumm'le dich), bring's Opfa g'schwind,
Drogs (= trage es) doa zan Krippala dem Jesu-Kind.

---

[1]) Deutsche Volkslieder a. a. O. S. 153 und A. Wolf a. a. O. S. 28. [2]) Ich besitze mehrere solche Ansinglieder aus dem nordgauischen Sprachgebiete und gedenke dieselben separat an dieser Stelle der Öffentlichkeit zuzuführen.

Oya (= Eier) nun a ganze Zistl (= kleiner Tragkorb) voll,
Mehl, Schmolz nim å nu (= auch noch) dazou;
Óia (= Eier) a Zistl vul (= voll), Mehl, Schmolz, Milch dazou.
Matz, sua (= so) mach's, affa (= hierauf) bist a (= ein) brava Bou (= Bub)!

Holdseligs Kindelein, sey uns willkum,
Ach! wahrer Gottessohn denk fein oa (= an) uns,
Bleib bey uns alle Tag und Stund,
Wan's dai (= dein) Will is (= ist), erhalt uns fein g'sund.
Bleib bei uns alle Tag und Stund,
Jesulein, unsere Seelen mach g'sund!

Das andere Lied lautet:

Sagts, wo sind die Veilchen hin,
die auf diesen Rasen
ich und meine Schäferin
sonst zusammen lasen?
Freund, du bist umsonst bemüht,
diese Veilchen sind verblüht!

Sind die Tulpen nicht mehr hier,
die auf jenen Oeden
in der bunten Farben Zier
sich so prächtig blüthen?
Freund, du bist umsonst bemüht,
jene Tulpen sind verblüht!

Ey, wo ist die Rose hin,
meine beste Freude,
diese Blumen-Königin
in dem Purpur-Kleide?
Freund, du bist umsonst bemüht,
alle Rosen sind verblüht!

Ruft die Freunde doch herein,
die sonst hier spazierten,
und von nichts als Lieb und Wein
frohe Reden führten.
Freund, du bist umsonst bemüht,
denn die Freunde sind verblüht!

Sind die Mädchens denn nicht da,
mit den schwarzen Haaren,
die vor wenig Zeiten ja
hier zu finden waren.
Freund, du bist umsonst bemüht,
auch die Mädchen sind verblüht!

Wenn auch ich einst nicht mehr bin,
und ein Freund wird fragen,
wo ist unser Dichter hin,
sprecht, was wollt ihr sagen?
Nichts als unser altes Lied,
auch der Dichter ist verblüht!

Alle diese Volkslieder sind Geist vom deutschen Volksgeiste, sind deutschen Volksherzen entquollen und verdienen daher in den großen deutschen Volksliederschatz einverleibt zu werden, sie geben aber ganz besonderen Aufschluss über das Minnen und Sinnen der Väter der Söhne des altehrwürdigen, einst reichsunmittelbaren Egerlandes.

Die vorstehenden egerländer Volkslieder bringt der Volksmund mit jenen Liedern in Verbindung, die der egerische Magistratsrath Josef Sebastian Grüner im Jahre 1822 den in Marienbad zur Kur weilenden Dichterfürsten Goethe zur Durchsicht überreicht hatte, und wozu Goethe am 19. Juni 1822 an Grüner von Marienbad aus schreibt: «Die Lieder der Egerländer habe ich sämmtlich gelesen und finde sie probat.» Und in der That fand ich das vorbeschriebene Heft mit den «Egerländer Lieder» in einem Hausarchive Marienbads.[1])

---

[1]) Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und Josef Sebastian Grüner. Leipzig, Verlag von Gustav Mayer 1853.

Niederösterreichische Schwänke, Sagen und Märchen.*)

Mitgetheilt von Lehrer J. R. Bünker, Ödenburg.

XIV.

Ta' Kaisa' Jousef unt saiñ Houfnåa'.

(Schwank.)

Ta' Kaisa' Jousef håt an Houfnåa'n g'håpt unt tea' håt ållwal wull'n ta' G'schaitari saiñ.

Tå håb'm amål zwåa Zimma'lait in ta' Pua'gt in Houf mit ta' Wiag'n[1]) an Pam åpg'schnitt'n, sou kimmpt ta' Houfnåa' tahea', sågt a': «Wås raft's tëiñ ëis mit anända'?»

Lâßt an Schmied hul'n unt läßt eana' t' Såch'[2]) pa da' Mitt' tuächhauñ unt håt an ina'n åañ Thåal gëib'm, a hålwati Såch'.

Hiatz håb'm si si' a zwaiti Såch' g'hult. Tå håt a' eana' tëi wied'-rum vanånt håck'n låss'n.

Hiatz hul'n s'eana ti tritti. Hiatz kimmpt a' tahea' unt siacht, tåß schouñ wiedrum a naichi håb'm, nimmpt a saiñ Saw'l unt schnait't an‿iad'n saiñ Koupf wëik. Ta' Kaisa' kimmpt tazui, siacht tëi Malea'[3]). Ea' schraipt glai' an Priaf unt schickt 'n Houfnåa' fua't tamit. Sou geht a' a sou a hålwi Stunt in der Gäß'n, kimmpt a Jud tahea' gipt a' tëin Jud'n fimpf Stuck Tuggåt'n, gipt'n tëin Priaf in t' Hånt und sågt, ea' sull tëin Priaf tua't unt tua't hiñtråg'n. Tea' håt 'n glai' in Va'håft g'noumma', wal 's a Fraimauñ[4]) wäa'. Ta' Jud wüll fua't, sågt a', ea' sull nia' tå plaib'm.

Ea' schrait glai' um saini Pua'sch'n unt tåañ‿an hint'ri in ti Richt-kåmma' unt håb'm an 'punt'n unt håb'm eam in Koupf åwa'g'schnitt'n, wal's in Priaf is' trin g'ståndt'n van Kaisa', si sull'n tëin këipf'n, tea'eana' tëin Priaf pringt.

Wia ta' Houfnåa' z' Haus 'këimma'‿r‿is', is' a gråt za da' Täf'l z'recht këimma'.

«Wås is' tëinn g'scheg'n», sågt ta' Kaisa', «taß tu wiedrum tå pist?»

«Å», sågt a', «i' håb' ma' 's wull tëinkt, taß as pëissa' is', wånn i' añ Jud'n hinschick.»

«Trinna' is' a Genaral», sågt ta' Kaisa', «tea' håt a långi Nås'n åwa' waunnst ma' wås sågst, nåcha' schau ti auñ.»

---

*) Die hier mitgetheilten «Niederösterreichischen Schwänke, Sagen und Märchen» bilden eine Ergänzung zu jenen «Niederösterreichischen Märchen I—XIII.», die in dieser Zeitschrift III. S. 90, 123, IV. S. 28 und 79 abgedruckt worden sind. Die jetzt folgenden Nr. XIV—XXVII, wurden mir erst im Laufe des verflossenen Winters 1897 auf 98 von Tobias Kern, demselben Manne erzählt, dem ich auch die Märchen Nr. I—XIII verdanke. Von der Provenienz der neuen Folge gilt also dasselbe, was ich Bd. III. S. 90 ff. gesagt habe, nur hat mir Kern letzthin gesagt, dass er nicht nur lange Zeit in Theresienfeld zugebracht habe, sondern, dass er während der drei Jahre, die er in Niederösterreich von 1855—57 verbracht, auch in den Orten Felixdorf, Guntramsdorf, Biedermannsdorf, Entzersdorf, Mödling und Kottingbrunn durch kürzere oder längere Zeit in Arbeit stand. In diesen Orten müsse er also die Märchen gehört haben.

[1]) Große Zimmermannssäge, die von zwei Männern gehandhabt wird. [2]) Säge. [3]) Malheur. [4]) Freimann, Scharfrichter.

Wia‿r‿a' aiñi kimmpt, siacht a' tëin. Schaut a' 'n nåch ta Sait'n auñ unt schrait: «Håt tea' a långi Nås'n unt i' tea'f ni't amål wås såg'n.» (Tå håt a' g'mant, tås is' niks g'sågt).

Sou nimmpt 'n ta' Kaisa' unt låßt'n außi wea'ffa'. Håt nimma' aini tea'ffa'.

Nimmpt a' si' an gråß'n Påara' unt geht am Poud'n auffi. Håt oub'm a Louch 'påa't åwa', schrait a' awi:

«Ta' Houfnåa' sitzt in Himm'l
Unt tuit ëink in ëinka' Wëltgetimm'l».

Hiatz håb'm s' 'n vañ Poud'n awa' unt våa' 's Bua'gttåa' außi, unt ta' Kaisa' håt g'sågt, ea' tea'f ni't mea' in saiñ Haus unt a'f saiñ Grunt unt Poud'n.

Håt si' ta' Houfnåa' a Schaiptruch'n 'kaft unt an Ea't aini g'füllt unt fåat in ti Pua'gt aini tamit.

Kimmpt ta' Kaisa' tahea': «Håw‿i' ta' nit g'sågt, tu tea'fst ma' maiñ Lëib'm ni't mea' këimma' a'f maiñ Grund unt Poud'n?»

Ea' riaft 's Müllitea', taß eam außi wea'ffa'. Wia s'n wöll'n påcka', springt a' in ti Truch'n aini unt af t' Ea't auffi.

«Tå steh i' hiatz a'f maiñ aichana' Grunt, unt tå håt ta' Kaisa' niks z'pefehl'n mit mia.»

«Mit tia' fång' i' niks auñ, unt sou plaib' hålt wia friacha' unt eh'», sågt ta' Kaisa'.

Ea' is' wiedrum ta' Houfnåa' va'plieb'm.

XV.

Ta' Kaisa' Jousef unt ta g'schaiti Kouch.

(Schwank.)

Tå håt ta' Kaisa' Jousef trai Hea'zpischöf g'håpt pa da' Tåf'l. Sou hab'm s' eam aufg'gëib'm, ea' sull eana' aufles'n, wia vüll Stea'n åls am Himm'l saiñ, unt wia vüll Håa' taß[1]) ta' Schimm'l håt, unt wia wait åls 's Glick unt 's Unglick vanånt' is'?

Trai Stunt, håb'm s' g'sågt, hålt'n s' eam aus.

Ea' is' åwa' glai' tavouñ g'rëinnt unt rëinnt zan‿a‿r‿an Prio'n[2]), tëinkt a' si', tea' is' g'wiß g'schait.

Sågt a' za tëin Prio'n: «Tu, tu muißt ma' såg'n, wia vüll Stea'n åls in Himm'l saiñ unt wia vüll Håa' taß ta' Schimm'l håt, unt wia wait taß Glick unt Unglick vanånt is'. A Stunt laß i' ta' Frist, kimm i' hea'».

Tëiñ is' himm'långst unt pång. Ea' låßt in Kouch hul'n.

Sågt zan eam: «Lëig'n s' eana‿r‿auñ åls Priua' fia' mi'».

«Å jå, tëis tui‿r‿i' schouñ». Ziagt si' aus unt lëigt si åls Priua' auñ unt ta' Priua' als Kouch. Ea' is' in ti Kuch'l g'gånga' åls Kouch, unt ta' Kouch is' tua't 'plieb'm åls Priua'. Ea' håt si' glai' a trai, via' Flåsch'n Waiñ auñg'schåfft unt 's pëisti Prat'l.

[1]) als. [2]) Prior.

Wia ti Stunt auswåa' kloupft ta' Kaisa' schouñ auñ. 's ea'schtimål niks g'sågt. 's zwaitimål a' ni't. 's trittimål sågt a': «Wēinn håt tēinn ta' Schinta' schouñ wiedrum våa' maina' Tia'?»

Ta' Kaisa' tritt aini.

«Å,» sågt a', «Eija Majestät, i' håb' ti Eare! Våa' maina' Thia' stēinga' ålli Via't'lstunt' ti Pett'llait. Wås wintsch'n Eija' Majestät va' mia'?»

«I' håw' ta' 's jå eh' schouñ g'sågt'».

«Jå, g'sågt unt i wåaß niks tavouñ», sågt a'.

«Wia vüll Stea'n åls in Himm'l saiñ unt wia vüll Håa' åls ta' Schimm'l håt?»

Sågt a': «Sou vüll Stea'n als in Himm'l,
Sou vüll Håa' håt ta' Schimm'l.

«Wia wait tåß Glick unt Unglick vanånta' is'?»

«Tås is' gåa' ni't waita' åls a hålwi Stunt.»

«Jå, wia åa'tig?» sågt ta' Kaisa'.

«Våa' a hålb'm Stunt wåa' i' Kouch unt hiatz pin i' Priua'.»

«Prafå! tu va'plaipst åls Priua', unt tea' muiß åls Kouch va'plaib'm.»

XVI.

Ta' Kaisa' Jousef unt t' Franzischkana'.

(Schwank.)

Tå geht ta' Kaisa' Jousef spåzia'n in Wean. Tå siacht a' a Klåsta', is' trauf g'ståndt'n: «Ouni Surche[1]) lēib'm mia'». Tēinkt a' si': «I' åls Kaisa' kauñ ouni Såa'ch' ni't lēib'm, unt ēis lēipt's ouni Såa'ch'?»

Ea' låßt tēi Franzischkana' hul'n. Ea' sågt: «Ēis mēißt's ma' hiatz såg'n, wia håch ta' Himm'l is', unt wia tiaf's Mea' is'.»

Tēis håb'n 's ni't g'wißt. Hiatz håt a' eana' trai Tåch Frist g'gēib'm. Saiñ 's umatum umg'rēiñnt. Hiatz kēimma' s' za‿r‿an Zigaina'. Hiatz håb'm s' eam 's hålt g'sågt, ouw a' tēis ni't wåaß.

«Wås wiar‿i' tēinn tēis ni't wiß'n?»

Håb'm s' eam hunda't Guld'n g'gēib'm.

Hiatz håt a' g'sågt: «Ta' Himm'l is' saifza'håch[2]), unt's Mea' is' ståañwua'ftuif.»[3])

Hiatz saiñ s' hiñ unt håb'm 's 'n Kaisa' g'sågt.

«Guit», håt a' g'sågt, «åwa' hiatz mēißt's nou' åañ's tåañ. Ēis mēißt's hiatz zu mia' kēimma', ēis tea'fts nit nåcka't saiñ, åwa' kåañ G'wånt teaft's a' ni't auñhåb'm. Trai Tåch låß i' ēink Frist.»

Saiñ's wiedrum umg'gånga' unt saiñ za tēin Zigaina' 'kēimma'.

Ouw' a' hålt kåañ Mitt'l ni't wåaß', wia ma' ni't nåcka't unt tou' ouni G'wånt kunnt gaiñ. Gēib'm s' 'n hunda't Guld'n.

Sågt a', si sull'n si' hiatz auszuig'n unt mit Tapatin[4]) auñschmia'n unt sull'n si' mit lauta' Fēid'n tick va'pick'n: plaui, waißi, greani, wås håb'm.

---

[1]) Sorge. [2]) seufzerhoch. [3]) steinwurftief. [4]) Terpentin.

Hiatz håb'm s' tås tåañ unt saiñ sou hiñ'këimma' zan Kaisa' wia ti Gaija'.

Håt a g'sågt: «Prafo! hiatz mëißt's ma' åwa' nou' åañ's tåañ. Ëis mëißt's mia' hiatz åana' a sou a Prëidi' måcha': hint' mëiß'n s' låcha' unt våarauñ mëiß'n s' wåana'».

Saiñ s' za tëin Zigaina' 'këimma' wied'rum. Håb'm s' 'n hunda't Guld'n g'gëib'm. Håb'm eam's g'sågt.

Sågt a': «Hint' tuit's ëink an gråß'n Roußschwåaf auñhëinka' pan Aa'sch, taß a recht g'lang'lt[1]).

As håt 's åana' 'tauñ unt håt saiñ Ampt va'rrich't. Sou håb'm 's natia'li' hint' g'låcht unt varauñ g'wåant.

Håt ta' Kaisa' g'sågt: «Hiatz kinnt's ouni Såach' lëib'm!»

XVII.

Ta' Hålta'-Mich'l.

(Schwank.)

As wåa' a Këinich unt tea' håt an åañzichi Prinzesin g'håpt, åwa' iwa' ti Jåa' wåa' s' hålt schouñ. Tå håt a' ausgëib'm låss'n, as kauñ a niada' råth'n këimma', unt tea' 's ta'råth, wås a' aufgipt, tea' kauñ ti Prinzesin hairat'n.

Am Gång håb'm s' åwa' a Påpa'l[2]) g'håbt, tëis håt sou hål'wëigs a piss'l rëid'n kinna'. Ti Håltarin håt ti Mülli ållwal hiñtråg'n. Sågt tëis Påpa'l zan ia': «Håltarin, Tschåcht'l[3])Laus.» Hiatz schaut s' in tëi Tschåcht'l, wåa' richti' a Laus train' a'f an Påpia'.

Sågt tëis Påpa'l: «Këinich Tåchta' ausråth'n.»

In via'zëija' Tåg'n wåa' schouñ ti gånzi Stådt vull Zuig'råasti, tëi råth'n håb'm wöll'n: Fiåscht'n, Gråf'n unt a' Paua'nslait'. Ålli håb'm s' g'frågt unt kåana' håt s' ta'råth'n.

A'f t' Nåcht håb'm t' Hålta'slait' g'gëiss n tahåam, unt ta' håt s' as ia'n Mauñ ta'zöllt va' teara' Laus. «Waun unsa' Mich'l ni't a sou a tumma' Kea'l wa' unt ni't sou vüll frëiß'n tat, Këinich kunnt' a' wea'n.»

Ea' wåa' in ta' Kuch'l unt ea' håt tëis g'heåt. In åndån Tåch traipt a saiñ Våda'n aus.[4]) Wia s' a Stunt a'f ta' Haid' saiñ, wia't 's 'n ni't guit.

«Åh, Våda', i' wia' krånk,» sågt a'.

«Nou geh' håam, unt t' Muida' sull da' a wåa'mi Supp'm koucha'.»

Ea' is' recht stat fua'tg'gånga' unt håt saiñ Pauch g'hålt'n. Wia‿r‿a' saiñ Våda'n nimma' g'seg'n håt, håt a' zan rëinna' auñg'fånga', wås Plåtz håt g'håpt.

Sågt saiñ Muida': «Wås måchst tëinn tu tå tahåam?»

«Ta' Våda' håt g'sagt, i' sull håam gaiñ, taß i' Këinich wia'.»

«Åwa' na,» sågt si, «i' håb' 's tëin Ålt'n g'sågt, taß a' niks såg'n sull.»

[1]) baumeln. [2]) Papagai. [3]) Schachtel. [4]) Anderen Tages treibt er für seinen Vater aus (die Herde).

Ea' ziagt saiñ Faija'tågg'wånt auñ unt geht hiñ zan Këinich. Wia‿r‿a' hiñkimmpt, saiñ gråd nou' trai zan råth'n g'wëin, nåchtëim is' 's a'f eam 'këimma'.

«Is' nou' wea' traußt?» sågt ta' Këinich.

«Jå», såg'n s', «in Hålta' saiñ Mich'l.»

Nou, ea' kimmpt aini.

Sågt ta' Këinich: «Såg' ma' hiatz, wås in teara' Tschåcht'l is'.»

«Wia ouft tea'f i' tëinn råth'n?» håt a' g'sågt.

Sågt ta' Këinich: «Traimål tea'fst tu råth'n.»

«Nou, ta' wia't hålt a Råtz trinna' saiñ.»

Sågt ta' Këinich: «Na!»

«Nou, is' hålt a Maus.»

«Na,» sågt ta' Këinich.

«Tå is' hålt a Laus!»

Håb'm s' ålli 'påscht[1]).

Håb'm s' g'sågt: «Åh, Hålta' unt Hunt frëiß'n ålli Stunt.[2])» Za‿r‿a Schånt håb'm s' tëis g'sågt, wal's a Hålta' is' g'wëin.

Ea' kriagt glai' a Genaralg'wånt unt lëigt si' åls Genaral auñ. Tås wåa' in ta' Fria um naini unt za da' Jaus'n is' ti Tåf'l schouñ g'richt't wåa'n.

Ea' sågt zan Këinich: «I' wiar a Piss'l za maina' Muida' z' Haus schauñ, za da' Jaus'n wiar i' schauñ këimma'.»

Sëi håb'm eam åwa' glai' via' Rouß aiñg'spånnt unt håb'm an hiñg'fia't. Sëi håb'm an z' Fuiß ni't låss'n mea'.

Pan Hålta'haus staigt a' å' unt zan Petint'n sågt a', um Jaus'nzait sull'n s' 'n wiedrum hul'n.

Sågt saiñ Muida': «Jå fralli' pist tu hiatz a schainara' Mëintsch wia‿r‿eh'.»

«Hult ma'[3]) t' Muida' hiatz an Acht'l Praiñ[4]) unt suit't ma' 'n schnëll, sëi håb'm eh' schouñ g'spout't g'mui.»

Hiatz håt s' tëin Praiñ in Këiss'l g'soutt'n schnëll unt a piss'l aiñ'prennt.

Trai urtinäri[5]) Knëid'lschiß'l håb'm s' g'håpt, gråßi, tëi håt s' 'n glai' mëiss'n auñricht'ñ ålli trai. Wia‿r‿a' ti zwaiti ausg'gëiss'n håt g'håpt, këimma' tëi mit 'n Wåg'n schauñ.

Rëinnt a' außi unt sågt, sei sull'n a piss'l Getult håb'm, tåß a' ti tritti a' håt kriagt. Ea' is' åwa' nou' pa Apatit, hat s' eam ti via'ti a' nou' auñricht'n mëiß'n. Nou, sëiksi hätt'n g'mui' kriagt mit åana' Schiß'l.

Nou, ea' is' aiñg'stieg'n unt fåa't, hiñ za da' Tåf'l. Håt si' za saina' Praut hiñg'sëitzt. Unt tå håt a' si' tëinkt, ea' wia't nia' a piss'l wås ëiss'n, unt nou' håt a' mea' g'gëiss'n åls trai åndari. Trunga' hat a trauf nou' mea' wia t'ånda'n.

Um Mittinåcht plumpa't 'n ta' Praiñ schouñ in Pauch pa da' Tåf'l.

Sågt a' zan Këinich: «Åh, Våtta', mia' wia't 's ni't guit!»

---

[1]) geklatscht. [2]) «Hålta' unt Hunt Frëiß'n ålli Stunt» ist ein französisches Sprichwort. [3]) Hole mir.... [4]) ein Achtelmetzen Hirse. [5]) ordinär.

Is' glai' ti Tåf'l aufg'houb'm wåa'n, unt sëi saiñ ausanånt g'gång'n unt håb'm si za Ruh' g'gëib'm.

In a‿r‿a Stunt trauf sågt a': «Tu pist mai Waip, geh pring' mar‿a Nåchtg'schia'.»

Pringt s' eam a sou a klåañ's silwranas Nåchtg'schia' tahea'.

«Jå, håst kåañ greßas G'schia'?» sågt a'.

Si hålt's, unt ea' mâcht an Trucka', is' schouñ iwa'g'gånga'.

«La' tëis in Våtta' saiñ Pëitt g'schwint aini unt kimm' z'ruck schnell.»

's zwaitimål mâcht a' wiedrum an Trucka', wåa' 's schouñ wiedrum vull. Tëis la't s' in 's Hea'tgriaw'l aini.

«Håst kåañ greßas G'schia?» sågt a'.

«I' miaßt' ta' nia' ti Raita'stief'l pringa'.»

«Jå,» sågt a', «as is' nou' ni't gåa; håst ni't nou' a G'schia'?»

«I' miaßt ta' nia' ti Faija'tschåcht'l pringa'.»

«Tëi is' a guit, pring s' ma'!»

«I' pitt' ti pring' ma' amål tëis greßti G'schia', taß i' amål an Rui håb'.»

«I' miaßt ta' nia' en' Wåschtrou' pringa', traußt is' a' in ta' Kuch'l.»

«Tea' wa' schouñ recht!»

Tås wåa' 's lëitzti. Håt ia' 'n nåchtëim a'f 'n Gång außi tråg'n g'hulfa'. Wia tëis va'pai is' g'wëin, håb'm si si' ålli zwåa wiedrum nieda'g'lëigt.

In a‿r‿a Stunt t'rauf w'iat ta' ålti Këinich munta'. Ea' wüll a' saiñ Nouthtua'ft va'richt'n.

Ea' nimmpt ti Tuchat, unt wia‿r‿a s' wüll nëimma' kimmpt a' mit ta' Hånt in tëin saiñ Såß aini.

Hiatz tëinkt a' si': «Wås is' tëin tåß?»

Hiatz schmëikt a' tazui. Hiatz graift a' nou' waita', hiatz is' a' ea'scht recht aini' keimma' mit ta' Hånt. Hiatz schnëllt a' sou mit ta' Hånt unt schëllt ta' Këinichin 's gånzi G'sicht vull auñ. Hiatz is' si munta' wåa'n, hiatz wischt si si' mit ålli zwåa Hånt å', hiatz håt 's nou' mea' g'stunk'n.

Sågt s': «Pfi-ha!»

«I' glab' gåa', tu håst in 's Pëitt 'tauñ,» sågt ta' Këinich.

Sågt si: «Wås fållt tëinn tia' aiñ?»

Hiatz nimmpt a' ia Tuchat unt håt 's aufzaht unt håt ia' a' an Tåal ainig'wischt.

Sou riaft a in Kåmma'tinna'.

«Pefëhl'n, Majestät!»

«Pring' mia' nia' g'schwindt a' Liacht.»

Ea' rullt[1]) um ti Faija'tschåcht'l, schwa' is' s'gwëin, si fållt åwa' va' da' Stëllasch unt eam in 's G'sicht aini.

«Åh, Majestät, åll's is' vull Trëick!»

---

[1]) stürmisch laufen.

«I' wåaß, Spitzpui', wal 's stink'n tuit. Åwa' a Liacht wüll i' håb'm!»

Ea' rullt schnĕl in 's Hea'tgriab'l unt tĕinkt si', tua't wia't nou' a Faija' sain. Rullt wiada in Trĕick aini.

«Åwa', Majestät, åll's is' vull!»

«Geh' tou' in 's Nåchpa'haus, taß t' tou' a Licht kriagst.»

Ea' suicht schnĕll t' Raita'stief'l, wüll schnĕll aini, is wiedrum åll's vull.

«Majestät, ållas is' vull!»

«Nou sou geh' tou' außi unt schau' tou', oub 's nou' ni't pålt Tåch wia't.»

Ea' geht schnĕll außi unt schaut in 's Fia'mament in t' Heh', stulpa't si' in Trou' unt nåch ålla'lĕings is' a ainig'fåll'n in Trou'. Hiatz håt a ni't glai' außa' kinna', wal 's z' tick 'kĕimma'r is'.

Hiatz is 'a zun Kĕinich aini g'rĕinnt, sågt: «Trĕick rĕigna' unt Trĕick schnaib'm tuit 's, ålli G'schia saiñ schouñ vull.»

«Ni't umasunst,» sågt ta' Kĕinich, «tuit's gâa' a sou stink'n.»

Hiatz håt nåcha' ta' jungi Kĕinich saiñ Petint'n aufg'wĕickt, taß a' eana' håt a Liacht g'måcht. Håb'm si' nåchtĕim g'rainigt unt håb'm si wiedrum za Rui g'gĕib'm.

Eh' 's Tåch is' wåa'n håt saiñ Tinna'schåft åll's putz'n unt raininga' mĕiß'n.

XVIII.

Fia'scht Licht'nstaiñ.

(Sage.)

As wåa' an åama' Paua'. Tea' håt nia' via' Jou' Acka' g'håpt unt a klåañ's Stĕickal Haus, unt zwåa Puib'm unt zwåa Mad'ln håt a g'håpt. Unt in Fruijåa' hăt a' auñg'hĕipt in Åcka' zan åcka'n. Hiatz håt a' tĕin Åcka' gånz fia'tig pålt g'måcht. Hiatz kimpt a' af‿a‿r‿an Ståañ auñ unt hiatz raißt'n pa da' Mitt' ta' Pflui' å'. Hiatz traipt a' mit saini Kia z'Haus' kåani Ouks'n håt a' ni't g'håpt. Nimmpt a' saini Kinda' z'såmm unt Grå'schauf'l unt t' Hauñ unt gråb'm fua't. Hiatz kĕimma's an gråß'n Gultståan auñ, schuichtiaf. Wia s' 'n lås g'håpt håb'm, håb'm s' 'n außa'g'wålz'n unt am Wåg'n auffi unt håb'm an z'Haus g'fiart unt pa da' Kuch'ltia' håb'm s' 'n åwa'g'wăa'ff'n. Wia 's Nåcht is' wåa'n, håt ta' Ståañ sou g'laicht, wia wåun 's Haus hätt' 'prunna'. Hiatz saiñ t' Nåch'pa'slait z'såmmkĕimma' unt håb'm an g'frågt, wou‿r‿a tĕin Ståañ håt hea'. Håt a' g'sågt: «Van maiñ‿Åcka' håb' i' 'n ausgråb'm, maiñ Pflui' håw i' åpg'riß'n tapai.» Sou sågt ta' Richta': «Wal tea' sou vüll schaiñt in ta' Nåcht, prauch' ma' kåañ Liacht. Sou wait tea' Ståañ schaiñt pa da' Nåcht, sull'n tia' t'Paua'n an Grousch'n gĕib'm ålli Tåch».

Ta' Richta' sågt: «Tu i' kaf tia' tĕin Ståañ åp mit zĕijataus'nt Guld'n».

«Åh», sågt a', «wia wia' tĕiñ i' tĕin Ståañ hea'gĕib'm? Tă kauñ i' tou' wĕinigst'ns såg'n, tåß i' zĕijataus'nt Guld'n raich piñ».

Ta' Richta' nimmpt si' åwa' z'såmm unt råast zan Kēinich. Ea' is' via' kēimma' via' 'n Kēinich.

Ea' sågt: «Maijastät, pai mia' is' an åa'ma' Paua', tea' håt aus saiñ Åcka' an gråß'n, schwar'n Gultståañ ausgråb'm. Zēijataus'nt håw' i' eam schouñ va'sproucha'».

Fia' tēi Auñzåag' kriagt ta' Richta' a recht a schaini Metali.

Ta' Kēinich spånnt åwa' aiñ unt fåa't hiñ, taß a' 'n sēlwa' seg'n kauñ.

«Tu, Paua'», sågt a', «i' kaf ta' taiñ Gultståañ å. I' gip ta' åañ Müllıouñ Gēlt.»

«Åh», sågt a', «kauñ i' tou' såg'n, taß i' a Müllıouñ raich piñ, i' gib'm ni't hea'!»

Ta' Kēinich wåa' iwa' tås zåa'nich, håt si' aufg'sēitzt unt is' fua't-g'fåa'n. In trai Mounat låßt a' 'n hul'n. «Gipst tu mia' taiñ Ståañ ni't um tēin Prais? I' gip tia' a gänzas Lånt tazui!»

«Hea'», sågt a', «kauñ i' tou' såg'n, i' piñ a gånzas Lånt raich unt a Müllıouñ tazui! I' gib'm ni't hea'.»

«Guit», sågt ta' Kēinich, «hiatz schēink i' tia' åwa' tēis Lånt unt a Müllione Gelt tazui, unt tu pist Fia'scht Liacht'nstaiñ, åwa' tu muißt hiatz zan Påwalounisch'n Tuim in tēis jidischi Lånt, unt tå muißt tu za da' Helenna gaiñ unt pringst ma' iari guldinga' Påtsch'n[1]) unt iari Ring' unt Prascett'n[2]) va' da' Hånt unt ia' guldnigas Petpuich. Unt a Rouß is' in Ståll, tēis geht ålli Via't'lstund traißich Mail wait, unt tēis muißt tu mia' pringa ållas. Nåchtēim va'plaipst tu Fia'scht Liacht'nstaiñ in main Lånt. Sēiks Mounat låß i' tia' an Frid,[3]) unt unta' sēiks Mounat muißt tu mia' tås pringa'. Wēinnst tu mia's unta' teara' Zait ni't pringst, kimmpt taiñ Koupf åwa', kimmpst um's Lëib'm. Hiatz kauñst gaiñ, wiss'n tuist hiatz ållas!»

Ea' is' håamkēimma', håt tås saiñ Waip unt Kinda'n ta'zēllt, wås a tåan muiß. Jå, si schlåg'n ålli ti Hēnt z'samm' unt såg'n, Goutt hülf eam aus. Jå, as wåa' eam sēlwa' pång', unt trai Tåch is' a umg'gång' a'f'n Fēlt, håt ållwal 'pitt't unt pet't. Sou kimmpt åwa' in tritt'n Tåch in da' Nåcht a' Schwåa'za' zan eam.

«Nou», sågt a', «wås håst tēin tu fia' an Auñlieg'n», za tēin Paua'n.

Håt a' eam ållas ta'zēllt, wås a tåañ muiß.

Sågt a': «I' wia' tia' måaring via'zēija' Hia'sch'n stöll'n. Unt tå seitz't ti' am ea'scht'n auf unt rait'st pis zan zwait'n unt a sou pis zan lēitzt'n unt nåchtēim wia'st tua't saiñ. Unt a Hålwi Waiñ mit Schlåf-trunk g'mischt, tēis nimmpst mit. Wauñst hiñkimmst, wia'st paij ia' ēiss'n kinna', unt tå nimmpst tēin Schlåftrunk außa' unt låßt ås tringa'.»

Sou håt si trunga', unt ta saiñ nou' zwåa g'wēin, tēi håt s' aina'-g'riaft, tēi håb'm a' 'trunga'.

«Unt wēinn s' schlåffa', sou nimmpst ia' glai' 's guldichi Pettpuich, t' Ring unt t' guldichi Prasiett'n unt gehst åwi in Ståll, tua't is' tēis Rouß, sēitz't ti auf unt wia'st glickli' fua't kēimma'.»

---

[1]) Hausschuhe. [2]) Braceletten. [3]) Frieden, Ruhe.

Åan Sprung håt tëis Rouß za guita'lëitzt nou' g'håpt, tå is' si munta' wåa'n mit tëi zwåa'. Ta'wal s' um- unt aufschaut, tå mâcht tëis Rouß nou' in lëitzt'n Sprung unt springt iwa' ia' Grenz' triwa', auñhab'm håt s' eam hiatz waita niks mea' kinna', wåa' 's g'wunna'.

Ea' is' via'n Këinich mit tëin Sâcha' åll'n këimma'. Ta' Këinich tëinkt si', ea' håt 'n hiñg'schickt, taß a' z'Grunt gaiñ sullt, ea' håt si' åwa' åll's faiñ aus'koucht, is' richti' nou' amål z'ruck'këimma'.

Ta' Këinich håt tëis ållas iwa'nomma unt håt'n tua'ch an ånda'n in Koupf åwa'nëimma' låss'n, wal a' inni is' wåa'n, taß a' mit'n Taif'l is' in Spül g'wëin.

Ea' is' åwa' åls Fia'scht Liacht'nstaiñ pegråb'm wåa'n, unt saini Kinda' håb'm tëin Nauma' unt 's Lånt unt t'Müllouñ unt in Gultståañ ta'hålt'n.

XIX.

Ta' Martin unt ta' Mich'l.

(Märchen.)

As wåa'n zwåa Paua'n, ta' åañ håt Martin g'håaß'n unt ta åndri Mich'l. Tås saiñ Nåchpåa'n g'wein unt tëi saiñ mit anånt' in Wia'tshaus g'wëin pis a'f t' Nåcht. Tå håt ta' Mich'l g'sågt: «Tu Martinl, a Gåns is' schouñ g'recht'l[1]) fia' ti za taiñ Naummaståch unt a' a Faß'l Waiñ tazui».

Unt tå sain s' ausa'nånda' g'gånga' ålli zwåa unt in ånda'n Tåch is' tea' Tåch g'wëin. Håb'm si' nieda'g'lëigt unt håb'm g'schlåffa'.

In ånda'n Tåch is' a' hiñg'gånga ta' Mich'l zan Martin. Wia‿r‿a' hiñkimmpt, liegt a' schouñ a'f ta' Piñ,[2]) is' a' g'ståa'b'm g'wëin.

«Å, maiñ liawa' Martinl! wea' wia't hiaz ti Gåns ëiss'n unt tëin Waiñ tringa'?»

Håt tëis ållas zåmmg'nomma, tëin Waiñ unt t'pråtani Gåns unt an Law Pråt unt is' zan eam in ti Gruft'n g'gånga' tamit.

Tua't sågt a': «Martinl steh auf, z'ëiss'n unt z'tringa' håb'm ma'!»

Ea' sitzt åwa' richti' auf, unt ouff'n wåa' ti Påa'.[3])

Ea' schëinkt'n glai' a Glås Waiñ aiñ unt låßt'n tringa'. Nåcha' håt a' ti Gåns transchia't, håb'm sou lång g'gëiss'n unt trunga', pis 's gåa' is' wåa'n.

Wia 's gåa' is' wåa'n, sou sågt ta' Martinl: «Hiatz tråg' tås G'schia' fua't, tås lari». Unt ta' Martinl håt g'sågt: «In a påa' Tåg'n seg'n ma' uns eh' wied'rum». Håt si' in Ruck'n g'lëigt unt wåa' wied'rum sou tåt wia‿z‿eh!

Unt wia tea' is' außikëimma' mit tëin G'schia', këinnt a' si' ni't aus. As wåa'n lauta' åndri Lait tå, unt 's Tåa'f wåa' gånz anda'schta' wia‿z‿eh!

Sågt a' za t' Lait: «Gëista'n geh‿r‿i' fua't in t' Gruft'n unt wia kimmpt tëis hiatz, taß i' maiñ Haus ni't findt».

Ea' sågt pan Richta' saiñ Naumma', wia z a' håaßt, unt ta' Richta' håt nåchg'schlåg'n in Prodigol.

---

[1]) gerichtet. [2]) Bühne, Bretterbühne. [3]) Bahre = Sarg.

Sågt ta' Richta': «Jå, hunda't Jåa' saiñ's g'råd, tå is' åana' in Va'lua' g'gånga' unt tås saiñ sëi».

Ta' Richta' håt eam a Quåtia' g'gëib'm zan schlåffa' unt nåcha' in tritt'n Tåch is' a' g'ståa'b'm. Tå håt' n ta' Richta' pegråb'm schaiñ låss'n unt an Ståan håt a' 'n hiñstöll'n låss'n a'f 's Gråb: «Ta' traiji Nåchpa' za tëin Martin», tås is' trauf g'schrieb'm g'ståndt'n.

XX.

Ti zwåa Zauwarinna.

(Märchen).

As wåa' a Paua'nspua'sch unt tea' håt in a Haus ainig'hairat, wal si an åañzichi Tåcha' is' g'wëin. Zëija' Jåa' wåa'n s' schouñ va'hairat unt håb'm guit g'lëipt.

Sou såg'n saini Kummarat'n amål, ouw a' nou' niks pemia'kt håt pa saiñ Waiw.

«Wås sullt' i' tëinn pemia'ka' pa maiñ Waiw?» sågt ea'.

«Sou geh' pa Dumplwea'n[1]) zan Fëiñsta' unt schau aini», håb'm s' g'sågt.

Ea' håt tëin Tåch a'ft' Nåcht ainig'schaut. Sou håb'm s' in Strud'l-tåach vanånt zoug'n a'f'n Tisch.

Saiñ Schwiecha'muida' håt in Toupf'n trauf g'spieb'm[2]) unt ti Jungi (saiñ Waiw) in Rahm.

Ea' is' åwa' nåchtëim glai' in's Wia'tshaus unt håt tua't g'gëiss'n unt trunga'.

Is a' håam'këimma' um a zëini.

Sou håb'm s' g'sågt: «Wou pist tëin tu sou lång' haiñt?»

«In Wia'tshaus håw' i' g'gëiss'n unt trunga'.»

«Nou, tëis håst tu tou' nou' ni't tauñ, wåm‿ma' eh' koucha'.»

«Jå, va' a sou a Koucharai iß i' niks mea'.»

«Jå, wåarum?»

«Tu håst in Rahm trauf 'proucha' unt taiñ Muida' in Toupf'm.»

«Si håt ta' åwa' nou' ni't g'schad't unt si wia't ta' hiatz a ni't schåd'n», sågt si.

«I' muiß eh' wiß'n, wou tås hea'stårnmt.»

«Tå kriagst tu a'f t'Nåcht um ëlfi a Mistgåp'l unt tå muißt nåcha' sou såg'n, wia mia' tun.»

Tå håb'm si si' z'såmmg'måcht unt saiñ hintari a'f 'n Misthauf'n an iad's mit a‿r‿a Gåp'l.

«I' wia' ta's våa'såg'n,» sågt saiñ Waiw:

> «Ich schlage auf ten Mist,
> Ich glaub' nicht auf Jesu Christ,
> Jesu Christ ist für mich nicht gebor'n,
> Er ist für mich auch nicht gestorb'm.»

---

[1]) Bei Dunkelwerden, in der Abenddämmerung. [2]) gespien, gebrochen.

Ea' raipt auf:

«Ich schlage auf ten Mist,
Ich glaub' auf Jesu Christ,
Jesu Christ ist für mich gebor'n,
Er ist für mich auch gestorb'm.»

Sou håt a' s' pa tëi Wåa't mit saina' Mistgåp'l am Koupf trouf'n ålli zwåa'.

Sågt saiñ Waiw: «A sou muißt ni't såg'n.»

«Wia sull i' tëinn såg'n?» håt a' g'sågt.

«Tu muißt såg'n:

«Ich schlage auf ten Mist,
Ich glaub' nicht auf Jesu Christ,
Jesu Christ ist nicht für mich gebor'n,
Er ist für mich auch nicht gestorb'm.»

Sou sågt ea' wiedrum:

«Ich schlage auf ten Mist,
Ich glaub' auf Jesu Christ,
Jesu Christ ist für mich gebor'n,
Er ist für mich auch gestorb'm.»

Ea' trifft s' pa tëi Wåa't wiedrum pai an iad'n Punkt. Ea' hat's åwa' ni't g'wißt, taß a' s' 'trouff'a håt. Saiñ s'schouñ gånz tamisch g'wëin.

«A sou muißt», håt s' g'sågt, «ni't såg'n, åamål wüll i' tia' 's nou'mål såg'n:

Ich schlage auf ten Mist,
Ich glaub' nicht auf Jesu Christ,
Jesu Christ ist nicht für mich gebor'n,
Er ist für mich auch nicht gestorb'm.»

Håt ea' g'sågt:

«Ich schlåge auf ten Mist,
Ich glaub' auf Jesu Christ,
Jesu Christ ist für mich gebor'n,
Er ist für mich auch gestorb'm.»

Unt 's trittimål håt a' s' mit teara' Rëid' ta'schlåg'n g'håpt, wåa'n s'tåt.

Hiatz is' a' nåchtëim viara g'gånga' unt håt si' nieda'g'lëigt. Pan Richta' håt a' 's nåcha' in anda'n Tåch auñ'zåagt, taß tås våa'g'gånga' is' haiñt Nåcht.

«Nou», sågt ta' Richta', «i' håb' 's eh' këinnt, tåß sou wås is'».

Sëi saiñ nåchteim peea'tigt wåa'n ålli zwåa, åwa' in kåañ Fraithouf ni't' unt ea' håt ti Wia'tschåft allåañ ta'hålt'n. Unt tå is' ti Gemainti nåchtëim z'såmmg'sëiss'n unt hab'm saiñ Kint — ni't gånz sieb'm Jåa' is' ålt g'wëin — ausg'frågt, oub's va' iara' Muida' nou' niks g'lea't håt.

Sou håt's g'sågt, si sull'n mit ia' in Gåat'n mitkëimma'. Tå håt's mit ia' a klåan's Stawal mitg'nomma'. Unt in Gåat'n is' a Lusthaus g'wëin, tå håt's g'sågt, si sull'n aini gaiñ unt sull'n außa'schauñ. Ta' Himm'l wåa' schaiñ, kåañ piss'l Wulk'n ni't t'rauf gwëin.

Si mächt in Kraizwëich in Gåa't'n an Kråas mit tëin Stawal. In da' Mitt' påa't s' mit tëin Stawal a Louch. Ziagt tås Stawal außa unt schlågt a Kraiz tamit. Sou håt 's 'plitzt unt 'tunna't unt g'rëign't, wia wëim s' mit Schaffl'n g'schitt't hätt'n. Unt aus tëin Louch saiñ lauta' Mais[1]) unt Krout'n[2]) außakëimma in ti Taus'nte. Tå mächt s' nächa' ricklings an Sprung unt haut wiedrum trauf, is' wiedrum ållas sou schaiñ g'wëin wia‿z‿eh!

Ta' Toukta' wåa' a' tapai. Tea' håt t' ånda'n å'g'rëid't, unt håb'm ia' Åda' låss'n, taß aus'pliat't is'.

Ea' håt si' nächa' an åndri zan Waiw g'nomma'.

XXI.

T' Såta'kaupea'charin.

(Märchen.)

Tå is' a Prinzesin g'wëin, tëi is' nou' nit' va'hairat't gwëin. Nåch ia'n Ëlta'n håt si 's Këinichraich ta'hålt'n. Tëi håt in ti Taus'nti in ia'n Lånt åa'mi Lait g'håpt, tëi kåañ Staija' håb'm kinna' zåhl'n. Unt håt ianå ia' Gråmua'[3]) va'kaffa' låss'n unt håt s' aus 'n Lånt paitsch'n låss'n. Unt mit tëin Gëlt håt s' Tåf'ln g'gëib'm. Tås håt s' zëija' Jåa' lång g'mächt. Tå saiñ t'åa'ma' Lait schouñ ålli trauß'n g'wëin aus ia'n Lånt.

In Wålt wåa' a gråßa' håcha' Pea'ch, a ståanana'. Unt unta'ia'disch wåa' in' tëin Pea'ch a schaini Wounung unt a gråßa Sål. Unt ta loschia't ti Ståakaupea'charin traiñ. T' Håa' hëinka' ia' hint' pis iwa' t' Mitt' åwi, schwåa'zi Håa', unt iwa' ti Håa' håt s' a guldichi Krouñ auf wia‿r‿a Këinichin unt um t' Mitt' håt s' an schwåa'z'n Giat'l mit a guldi'ch'n Schnål'n.

Unt tëi is' hiñ'këimma za da' lëitz'n Tåf'l.

«Wås is' tëinn tås?» håt s' g'sågt.

Ti Prinzesin sågt: «Wås sull tëinn tås saiñ.»

«Fia'cht's ëis ëin'k ni't våa' ëinkari Sint'n?»

Såg'n t'ånda'n: «Jå, wåarum?» Unt wëinn s' ni't außi geht, sou wea'ff'n s' as außi.

Iwa' tëis kimmpt a prausata' Stua'mwint unt a gråßa' Rëig'n unt via' Tunna'stråach unt håb'm s' G'schlouß Halpschait z'såmg'schlåg'n. Sou saiñ tëi va' da' Tåf'l wëik unt håb'm si' nieda'kniat unt håb'm s' pitt't, si sull eana' nia' 's Lëib'm schëinka'.

T' ånda'n håt s' åll'n va'zieg'n unt ia' ni't.

«Unt tu muißt a'f ewig a va'wuntschani Ant'n plaib'm in an stinkat'n Prunztaicht.»

Is' außi' g'gånga' unt nimmpt ia' Zauwa'stawa'l unt mächt an Stråach, unt 's mächt an Kråcha', unt si steht schouñ trinn åls an Ant'n in an g'stunkanan Taicht. Ta håb'm si' Krout'n unt Adaksl'n[4]) unt Krauthåhna'[5]) unt Outta'n[6]) traiñ aufg'hålt'n unt Grea'nwea'ch is' traiñ

---

[1]) Mäuse. [2]) Kröten. [3]) Kram. [4]) Eidechsen. [5]) Krauthahn wird die große grüne Eidechse genannt. [6]) Ottern.

g'wåks'n. Si åls an Ant'n håt traiñ niks z'freiß'n g'håpt. Tås is zëija' Jåa' auñg'ståndt'n asou.

Pefind't si' an åama' Paua'nspua'sch mit zwåa'nzich Jåa'. Kimmpt tea' za teara' Ståa'kaupea'charin. Wia‿r‿a' tua't wåa', nëinnt a' s' pan Naumma' unt sågt, ea' mëicht tëi Këinichin ea'les'n.

Sou sågt tëi: «Tëi is' a'f ta' Wëlt ni't mea' zan ea'les'n. Tå tea'f åana' niks va'schëinka' unt sain'n aichana' Ëlta'n ni't an hålb'm Kraiza' gëib'm. Unt wånn a' ti gånzi Wëlt ausråast, sou tea'f a' kåañ Mëinsch'n niks schëinka' a gånzas vullas Jåa'.»

Tå håt a' g'sågt, tëis wia't ea' tåañ.

Si sågt eam, Gëlt håt a' wås ea' praucht unt 's wia't eam nia ausgaiñ.

In a trai Woucha' is' schouñ saiñ pëista' Kummaråt 'këimma' um Gëlt. Jå, ea' håt eam ni't könna' åañ's gëib'm, wal a' ni't tea'ffa' håt. Ea' håt'n iwa' tås va'schimpt unt Unglick g'wuntsch'n.

In ånda'n Tåch fåa't a' va' tua't wëik unt in a waiti gråßi Stådt. Tua't nimmpt a' si' a gråßas Haus auf unt Tinna'schaft, wås a' nia' 'praucht håt tazui'. Aus sülw'rani Schiß'ln håt a' g'gëiss'n unt is' auñg'richt't wåan unt aus guldichi Pëicha' håt a' saiñ Waiñ 'trunga'. Sieb'm Mounat håt a' sou g'lëipt.

Is' a Kia'cha' 'paut wåa'n unt a Tuin,[1]) ållas håt in tea' Stådt tazui g'gëib'm unt ea' ni't unt is' ta' Raichasti g'wëin. Hätt' a' wås hea'g'geb'm, wea' 's saiñ Schåd' g'wëin.

Hiatz håb'm s' 'n hålt ålli Tåch g'spoutt't, håt a' si' ninda'scht mea' hiñ'traut in teara' Stådt. Is' a' fua't von teara' Stådt, håt a' ållas va'kaft. Saiñ Tinna'schåft håt a' auszåhlt unt håt g'sagt: «I' kauñ ëink nimma' mea' praucha'». Unt is' håam g'råast za saini Ëlta'n. Saiñ Våda' is' schouñ g'ståab'm g'wëin unt saiñ Muida' liegt a' schoun in Peitt krånka' våa' Humma'.

Ea' geht glai' hiñ unt nimmpt saiñ Muida' pa da' Hånt. Ea' frågt, wia 's ia' geht.

«Maiñ Kind, schlecht. Trai Tåch håw' i' schouñ niks Wåa'm's unt kåañ Pråt in Måg'n. I' pitt' ti', gim‿ma' a påa Guld'n.»

Ea' graift in's Sëick'l unt wia'ft ia' trai Tålla' in 's Pëitt.

Kimmpt ta' Stua'm unt ta' Rëig'n unt ta' Tunna'stråach unt ti Ståa'kaupea'charin zan eam aini in 's Qua'tia'.

«Håw' i' tia' 's ni't g'sågt, tu tea'fst niks hea'gëib'm?»

«I' wüll ti' ni't ia'ma' måch'n åls t' eh' pist. Plaib hiatz pa daina' Muida'.»

Si is' va'schwund'n unt saiñ Gëlt is' a' va'schwundt'n, håt a t' Sëick'l ålli la' g'håpt.

Åañ Mounat hätt' a nou' g'håpt a'f tëis Jåa', war‿a' a Këinich wåan.

Si is' a'f ewich an Ant'n 'plieb'm.

[1]) Thurm.

XXII.

T' Holla'-Lisa.

(Märchen.)

Tå wåa' a mål a Mad'l, tëis håt Holla'-Lisa g'håaß'n. Tëi is' ålli Tåch a'f t' Håad[1]) um a Wåssa' g'gånga' zan Prind'l, Ta' saiñ via' Pama' g'ständt'n runtumatum unt ni't wait ta' Wålt a'.

A'f amål, wia s' is' z' Haus këimma, saiñ in an‿iad'n råth'n Krui[2]) trai Tålla' t'rain g'wëin, unt sou is' tëis fua't g'gånga' Tåch fia' Tåch. In naiñt'n Tåch hea't s' a Stimm: «Wüllst tu ni't maiñ Waip wea'n?»

Si schaut si' um, nimmpt ia' Wåssa' unt laft tavouñ, wal s' kåa'n Mëintsch'n ni't g'seg'n håt.

Si sågt: «Muida' unt Våda', si håt åana' g'schrea'n, ouw I' ni't saiñ Waip wea'n wüll.»

Si såg'n: «Wauñst as måaring nou'mal hea'st, sagst: jå.»

Si is' hiñ'këimma' unt håt iari zwåa Kriui auñg'füllt wied'rum.

Sou hea't s' wiedrum tëi Stimm': «Wüllst tu ni't maiñ Waip wea'n?»

Sågt si: «Jå!»

«Låß ti' mit mia' va'kindt'n.»[3])

Si håt si' åwa' va'kindt'n glai' låss'n mit eam.

Wia' s' auskind't saiñ gwëiñ, håt a' ia'n Ëlta'n Gëlt 'pråcht in Multung.[4]) Sou håb'm si si' a Haus 'paut, a gråßas Haus. Hiatz håt 's Gricht sëi hul'n låss'n, wou s' tëis Gëlt hea' håb'm.

«Ea' is' a Këinich, åwa' ea' is' umsich'påa», sëi seg'n au ni't.

Håb'm s' as aiñg'spia't in 's Arest ålli trai.

In ånda'n Tåch is' a' 'këimma': «Wea'ts ëis ni't maiñ Waip außa'låss'n?»

Sag'n s': «Auf tëi Rëid' gëib'm ma' niks, waunn ma' kåañ Mëintsch'n ni't siacht.»

Sou håt a' s' ålli sou fëist tua'chg'haut, taß si si' ni't ria'n håb'm kinna'; hiatz håb'm s' pitt't.

Ea' wåa' åwa' tägli' in tëin gråß'n Haus pan ia'. G'seg'n håt s' 'n åwa' ni't.

Sou sågt s': «Sou g'frait 's mi åwa' a' ni't, waunn i' an Mauñ håb' unt i' ti' ni't siach».

«Jå», sågt a', «tu kauñst mi seg'n, åwa' nun unt nimma'mea' siachst mi' nåcha' mea'.»

Håt si' zåagt, wåa' 's a schaina', fëista' Mauñ.

---

[1]) Heide [2]) Man bedient sich in Ödenburg und in der Umgebung zum Wassertragen großer, eigenartig geformter Krüge. Dieselben sind unglasiert und zeigen die ziegelrothe Farbe des gebrannten Thones. Ein solcher Krug wird ein «rother Krug» genannt zum Unterschiede von den glasierten Krügen. [3]) Der Unsichtbare hat hiezu natürlich seinen Namen nennen müssen. Diesen Namen hat aber der Erzähler (Tobias Kern) leider schon vergessen, da ihm die Geschichte schon sehr lange einmal von jemandem erzählt wurde. [4]) Ist wohl mit dem lat. multus zusammenzubringen und bedeutet in Hülle und Fülle, in großer Menge.

's Va'mëig'n is' va'schwundt'n, saiñ s' wied'rum sou åa'm g'wëin wia‿r‿eh'. Tås håt trai Jåa' lång 'taua't. Sou geht s' um a Wåssa' mit tëi zwåa Krui.

Sou rëinnt an Åachkatz'l tahea' unt a Schlånga' nåch nåch ia'. Si ta'wischt glai' an håntlånga' Stëik'n unt haut ta' Schlånga' åañs am Sched'l wia s' in Åchkatz'l nåchi wüll.

Tawal s' ta' Schlanga' am Sched'l g'haut håt, is' 's Åchkatz'l fua't këimma' in Wålt, unt t' Schlånga' is' tua't am Pam p'lieb'm.

In an naiñ, zëija' Tåch kimmpt an Ålti zan ia' unt sågt, si kauñ ia'n Mauñ a'les'n.

Tå wåa a Wåssa', tås wåa trai Stunt lång unt åañ Stunt pråat unt ent is' a Wålt g'wëin. Tëis is' pal vull[1]) Schlånga', Adaks'l,[2]) Krauthåhna'[3]) unt Krout'n[4]) gwëin. Tå sull si si' zwåa Åmpa'[5]) nëima' unt guit va'pindt'n, tåß kåañ Wåssa' aini kimmpt, unt pa da' Mitt'n z'samm'pindt'n pa di Hëink'l unt tå sull si si' pa da' Mitt' t'rauf lëig'n, taß s' ni't unta'geht unt sull iwri schwinga'. Und ent wia't a Pam staiñ pevåa' s' in Wålt kimmpt, unt unt' wia't a Voug'l an Aija' håb'm. Unt tëis Aija sull si si' in Puis'n stëick'n, unt in Wålt is' a gråßas va'wuntschanas G'schlouss. Unt tua't is' an ålti Hex traiñ unt tëi håt tëin va'wuntsch'n, unt tua't sull si si' auñfråg'n, wëig'n an Tiañst.

Si håt s' g'noumma', wia s' hiñ'këimma'‿r‿is', åls Teañstmad'l. Ta' Winta' is' åwa' schnëll auñkëimma. Unt 'painigt håt s' tëis Mad'l pis a'f ia' Lëib'm. Unt in mitt'n Winta' håt tëi Hex tëis Mad'l in tein Wålt g'schickt, tea' wåa' va'wuntsch'n um Pleamal unt Ea'tpia, um ållas wås nia' in Summa' z' findt'n is. Åwa' wal si håt tëin Åachkatz'l g'hulfa' — unt tua't in tëin Wålt wåa'n hunda'ti Åchkatz'l — sou håb'm tëi ia' ållas 'pråcht, wås va'långt håt.

Unt in an gruß'n Fels'npea'ch, in an Louch, ta wåa' ëa,, ia' Maun. in Wålt trinna' åls a Va'wuntschana'.

Aus tëin Aija', wås s' in ia'n Puis'n håt g'håpt, ta' is' a waißa' Gaija 'wåa'n, tea' håt si' a'f ia' Åks'l g'sëitzt unt is' nia wëikg'gånga' van iå'. Unt wia ia' Jåa' aus wåa, tå håt s' tëi ålti Fee hul'n låss'n. Unt wia s' mit anånt' rëid'n tåañ, sou peckt tea' waißi Gaija' tea' Ålt'n åañ Aug' außa'. Hiatz håt si a'f eam wöll'n schlåg'n, hiatz peckt a' ia' 's zwaiti Aug' außa'. Hiatz håt s' wöll'n hiñ unt a'f tëis Mad'l lås, åwa' g'seg'n håt s'as ni't, sunst hätt' s'as z'riss'n. Ta' Gaija påckt ia' 'n Sched'l, ta' Ålt'n unt raißt ia' 'n wëik. Hiatz is' s' va'schwundt'n.

Hiåtz måcht ållas an Kråcha', unt wåa' ta' Wålt a schaini Stådt, ti Åachkatz'l wåan lauta' Lait', unt tea' Fels'n, wou ea' g'schlaffa' håt, is' a schaiñ's G'schlouss g'wëin.

Nåchtëim is' a këimma åls Këinich unt saiñ glickli mit anånda' wåa'n.

---

[1]) ganz voll; bis zum Stöpsel voll; denn «Päl» = Stöpsel. — [2]) Eidechsen. — [3]) die großen grünen Eidechsen. [4]) Kröten. — [5]) Wassereimer.

XXIII.
s' G'schlouss in Pamarantsch'ngaat'n.
(Märchen.)

Ta' wåa'n zwåa Wåas'ln, a Madl unt a Pui. Ea' wåa' zwåañzich Jåa' ålt, unt si wåa' åchzëija' Jåa' ålt. A vullas Jåa' lång saiñ s' mit anånda' g'råast. Hiats këimma' s' in an va'wuntschana' Wålt pa' da' Nåcht unt tua't steht traiñ a va'wuntschanas G'schlouss. Hearaußt is' g'ståndt'n af ta' Tia': «Wea' tëin Gåat'n åa'wat'n tuit, flaißich, tea kauñ a traiñ lëib'm.»

Sëi gëinga' aini in tëis G'schlouss, sou wåa' nëib'mea'tich a klåani Kuch'l unt a Stub'm. As staiñga' zwåa Peitta' trinna unt a Tisch unt zwåa Sëiss'ln. Fia' tëin Tach håb'm s' niks z'ëiss'n g'håpt. In ånda'n Tåch, wia s' aufg'ståndt'n saiñ, saiñ s' 'n Gåat'n g'gånga'. Ta' wåa' van åll'n g'nui tå: Pia'n', Ëipf'l; wåa' ållas schouñ zaitich[1]). In ta' Kåmma' wåa ållas: Gråpschaufln, Hama', Sichl'n, Mëissa', ållas wås 'praucht håb'm zan Åa'wat'n. Åcht Tåch wåan s' t'rauf traiñ. Sou geht ea' in Wålt unt schaut um unt auf, oub niks waita' tå wa'. Si geht unta'tëiss'n, åls ea' in Wålt is', in Gåa't'n. Sou kimmpt s' an Pam auñ, tea' wåa' vulla' Pamarantsch'n. Raißt si' ani å' unt schnaid't s' vanånt. Ti Pamarantsch'n is' va'schwundt'n våa' ia' unt hinta' ia' is' a Gaist g'ståndt'n.

Si graift um an zwait'n. Is' wida' sou g'scheg'n, is' ia' åwig'fåll'n is' va'schwundt'n, is' ta' zwaiti Gaist hinta' ia' g'ståndt'n.

Si raißt ti tritti å', schnait s' außanånt, fållt ia' åwi, va'schwind't, is' ta' tritti Gaist hinta' ia' g'ståndt'n.

Hiatz håt si si' um'trat, hiatz stëiñga ti trai Gaista' våa' iara'.

Sou såg'n s': «Hålpschait håst tu uns ea'lest unt tëiñ Pruida' wiåt haiñt keimma' åls Hia'sch unt sieb'm Jåa' muiß ea' va'plaib'm åls Hia'sch unt ea' wia't uns ea'les'n tua'ch tås.» Tëi va'schwindt'n våa' ia', tëi trai Gaista'.

Af t' Nåcht is' ia' Pruida' åls Hia'sch ainig'sprunga' pan Haus. Ea' sågt: «Wås håst tëin tu auñg'stöllt, tåß i' a Hia'sch piñ wåa'n?»

Hëipt s' zan wåana' auñ unt håt eam tëi Såcha' ta'zöllt.

«Nou', i' prauch' hiatz niks, unt lëib' wul,» håt a' g'sågt, «unt hiatz in a Jåa' wiar‿i' wied'rum këimma'.»

Ea' is' fua't unt is' in Wålt unt is' tua't va'plieb'm tëis Jåa'. Sou håt si nåchtëim Lëib'msmitt'l ea'zaigt: Krumpia'n[2]), Pauñd'l[3]), Åamas[4]), tåß wås z'lëib'm håt g'håpt unt flaißi' g'åa'wat unt koucht. Wia's Jåa' aus is' gwëin, is ea' këimma' wied'rum åls Hia'sch.

«Nou,» sågt a', «unt wia geht 's tëinn tia?»

«Håt s' sänfti'[5]) zan wåana' wied'rum auñg'fångt. «I' håw' hålt s gånzi Jåa' nou' kåañ Pråt ni't g'gëiss'n unt kåañ Flaisch nou' vüll wëinicha'.»

«Nou,» sågt a', «tëis Jåa' wia'st as laichta' håb'm. Ålli Tåch wiat in da' Kåmma' taiñ Pråt unt taiñ Flaisch saiñ, wås t' prauchst. Tui nia' flaißi' åawat'n unt giaß'n unt hiatz a Jåa' wiar‿i' wied'rum këimma'.»

---

[1]) reif. [2]) Kartoffel. [3]) Bohnen. [4]) Erbsen. [5]) sänftiglich.

Wia 's zwaiti Jåa is' ausg'wëin, is' a wied'rum këimma' za teara' Zait, håt a' s' wied'rum g'frågt, wia 's ia' geht.

Håt s' g'sågt: «Recht guit, Pruida!»

«Hiatz kimm i' fünf Jåa' ni't. Ta' wia't si' in G'schlouss ti Gångtia' ëiffna' in finf Jåa'n unt tå wia't a gråßa' Sål saiñ unt a gråßi Tåf'l traiñ, unt tå tëikst fia' Zwåañzich auf, unt z'Mittåch, za da' lëitzt'n Stunt wia' i' trinna' sitz'n.»

Sou håt si in lëitzt'n Tåch ni't schlåffa' kinna' in da' Nåcht, håt s' schouñ g'wåa't't. Um trai Via't'l af ëlfi is' si auffig'gånga' in tëin Sål. Si geht aini, unt wia s' aini geht, måcht 's G'schlouss an Getimmla' unt an Kråcha' unt tëi trai Gaista', tëi pan Pamarantsch'npam saiñ g'wein saiñ tahea'këimma' mit siwazëini unt ea' is' a tå g'wëin ta' Pruida' åls Mëintsch. Håb'm in zan an Fia'scht'n g'måcht unt t' Schwëista' a' zan a‿r‿a Fia'schtin unt 's Gschlouss håt eana g'hea't zan an Tånk fia' ti Ea'lesung.

XXIV.

Ta Tesantea' mit ta' Zintmaschin[1]).

(Märchen.)

Tå is' a g'mana' Suldat pa' da' Nåcht tua'chg'ganga'. Tå kimpt a' in an gråß'n Wålt unt in mitt'n Wålt is' eam a Zauwarin pegëig'nt.

«Tu,» sågt s', «geh' mit mit mia'!»

Sou håt s'n zan a‿r‿an huhl'n Pam, zan a‿r‿an tick'n hiñg'fia't: «Tå staigst hiatz auffi unt oub'm is' a Louch, tå schliafst åwi. Unt'n is' a Zimma' unt tå sitzt a Hunt a'f ta' Kassa. Tëin muißt åwånëimma', unt a'f 'n Poud'n sëitz'n, kañst ta' Gëlt nëimma' wås t' wüllst, unt nachtëim muißt 'n wied'rum t'rauf sëitz'n. Am Tisch liegt a Zintmaschiñ und tëi stëickst ta' a' aiñ.

Ea' håt tëis tauñ unt håt si' pa tëin Louch åwi låss'n. Wia‿r‿a' aini kimmpt, sitzt tea' Hunt a'f ta' Kåssa'. Wia‿r‿a Faust sulchi Aug'n håt a g'hapt.

«Gëlt,» sågt a' «tu pist eh' a guita' Kea'l, tu tuist ma' niks!»

«Håt 'n åwa'g'hëipt[2]) mit 'n Åa'm, håt 'n nieda'g'sëitzt. Ea' måcht ti Kassa auf, is' lauta' Kupfa'minz traiñ gwëin unt håt si' t' Sëick'l vull auñg'stëickt. Ea' håt ti Kassa' zuig'måcht unt in Hunt håt a wied'rum traufg'sëitzt.

Geht in 's zwaiti Zimma', håt a' 's Liacht 'prunna'. Is' wied'rum a Hunt a'f ana' Kassa g'sëiss'n, tea' wåa' g'råd sou gråß, wia ta' ea'schti, håt a sou gråßi Aug'n g'håpt.

«Gëlt,» sågt a', «tu tuist ma' a' niks, ta' ea'schti håt ma' a' niks tauñ.»

Nimmpt 'n a' in Åa'm unt sëitzt 'n va' da' Kassa‿r‿åwa'. Måcht ti Kassa‿r‿auf, is lauta' Sülwa'gëlt t'raiñ g'wëin. La't a' tua't saini Sëick'l aus unt vüllt s' mit lauta' Sülwagëlt auñ. Måcht ti Kassa zui unt håt 'n Hunt wied'rum t'rauf g'sëitzt.

---

[1]) Zündmaschine, Feuerzeug. [2]) heruntergehoben.

Is' in 's tritti Zimma' g'gånga'. Sitzt wied'rum a Hunt sou gråß wia ti ea'scht'n zwåa af a‿r‿a Kassa.

«Åh,» sågt a', «i' wåaß, ëis sait's trai guiti Kummarat'n, gëlt, tu tuist mar‿a' niks?»

Nimmpt 'n in Åa'm unt sëitzt 'n a' åwa'. In teara' Kassa wåa'n laut' Tukkåt'n traiñ. La't a' saiñ Sülwa'gëlt aus unt fåßt si' saini Sëick'l mit Tukkåt'n auñ. Nimmpt nåchtëim tëin Hunt unt sëitzt'n wied'rum d'rauf unt is' fiara' g'gånga' wied'rum za tëin Pam. Hiatz is' a' schouñ t' Hëlfti traub'm' sågt ti Ålti: «Håst ti Zintmaschiñ a'?»

Hiatz is' a' åwi g'sprunga'. Tëi håt in tritt'n Zimma' låss'n, wou‿r‿a' si' ti Tukkåt'n aiñg'fåßt håt. Is am Tisch glëig'n, unt håt si' s' aiñg'stëickt. Wia‿r‿a' auffi is' këimma', wåa t' Ålti schouñ fua't, håt a' s' nimma'-meah' g'seg'n.

Hiatz is' a' a'f a‿r‿a Tåaf a'f a' Wia'tshaus këimma'. Tua't håt a' saiñ Suldåt'ng'wånt aus'zoug'n unt håt si' a Ziwüllg'wånt 'kaft unt håt recht guit g'lëipt. Sou is' a sou a vullas Jåa' g'råast unt is' a' nåchtëim in a Krouñstådt 'këimma'. Unt tua't håt a' si' in an Wia'tshaus a Qua'tia' aufg'nomma'. Hiatz wia't 's Gëlt schouñ gåa', wås a' g'håpt håt. Hiatz is' a 'n Wia't schouñ vüll Gëlt schuldi' g'wëin. Hiatz wia't 's Nåcht amål, zan schlåffa' lëig'n. Ållwal håt a' wås zan Liachtmåch'n g'håpt, just hiatz ni't. Nimmpt a' si' hålt saiñ Zintmaschiñ. Wia‿r‿a' an Ritza' måcht, saiñ ti trai Hunt in saiñ Zimma' traiñ.

«Wås gült taiñ Wuntsch?» håb'm s' g'sågt ålli trai.

«Åh, i' pitt' ëink schaiñ, i' håw' kåañ Gëlt, pringt's ma' an Kupfa vull.»

Saiñ s' ålli trai fua't, unt a'f åañ Getauñka' is' 's Gëlt schouñ tå g'wëin a Kupfa' vull.

«Unt sou vüll Gëlt åls tu prauchst, kriagst tu imma' van uns,» hab'm t' Hunt g'sågt unt saiñ fua't.

Sou håt a' si' auñzoug'n åls Kawalia' unt håt g'lëipt åls Kawalia'. Tå geht a' spåzia'n, hiatz fåa't ti Prinzesin tahea'. A'f t' Nåcht måcht a an Ritza' a'f ta' Zintmaschiñ, këimma' ti trëi Hunt ta'hea'.

«Pefehl tu uns!» håb'm s' g'sågt.

«Pringt 's ma' tëi Prinzesin in Schlåf!»

A'f åan Getånk'n wåa' s' schouñ in saiñ Pëitt unt sëi saiñ fua't.

Eh' 's Tåch is' wåa'n, håt a' s' wied'rum g'riaft mit ta' Zintmaschiñ ti trai Hunt. Håb'm s' as g'nomma' unt håb'm s' wied'rum hiñ'tråg'n in ia' Pëitt. Sou håt a' si' s' a sou a zwåa Woucha' pringa' låss'n.

Sou sågt si zan ia'n Våtta', zan Këinich: «I' piñ hiatz schouñ zwåa Woucha' ålli Nåcht pa tëin Mëintsch'n in Wia'tshaus.»

Sou låßt 'n ta' Këinich hul'n. Sou sågt a' za da' Prinzesin, oub s' tea is'.

Sågt si: «Jå, tea' is' 's.»

Sågt a': «Wia pist tëinn tu in Stånt, in ta' Nåcht maiñ Kint za tia' in 's Pëitt z' nëimma'?»

«Wal i' a Frait håb g'håpt mit ia',» håt a' g'sågt.

Lâßt 'n in 's Gefängnis wea'ff'n. Åcht Tâch is' a' train g'sëiss'n pa Wåssa' unt Prât.

Is' eam ausg'sprouch'n wâan', taß ea' g'hëinkt sull wea'n. Kimmpt in ta' Pna'gt in naiñt'n Tâch in a‿r‿a Zimma' unt wia't ausg'sëitzt trai Tâch. Ta' Fëlla' wâa' åwa, taß a' ti Zintmaschiñ ni't g'hâpt hât, hât si' nit' hëlfa' kinna'. Zan Glick kimmpt in zwait'n Tâch ta' Hausknecht va' tëin Wia'tshaus, wou‿r‿a' g'schla'ffa' hât. Tea' wüll'n a' auñschauñ.

«Åh,» sâgt a', «tu, pring' mia maiñ Zintmaschiñ, in Rouckseick'l is' s', lea' wås a'f ta' Wânt hëinkt.»

«Tëis Kupfa' vull Gëlt unt âllas, wås in Zimma' traiñ is' tås schëink i' tia'», sâgt a', wia‿r‿a' s' eam 'prâcht hât g'hâpt.

In tritt'n Tâch lâsst ta' Këinich traihunda't Mâun Suldat'n ausruck'n, unt eam nëimma's in t' Mitt' unt plâat'n[1]) an zan Gâling[2]).

Wia‿r‿a' pan Gâling is' g'wëin, sâgt a' zan Këinich: «An‿iad'n saiñ trai Wâa't a'lâpt.»

Graift in 's Sëick'l unt raipt aiñ. Saiñ ti trai Hunt tâ g'wëin.

Sâgt: «Nëimmt 's as unt raißt 's as âlli nieda'!»

Hâb'm s' as z'âmmg'riß'n âlli tëi trai'hunda't Suldât'n.

Ta' Këinich pitt't 'n um Pâa'tauñ, taß a' eam niks tâañ sull unt sâgt: «I' gip ta' maiñ Prinzesin zan hairat'n unt Këinich kauñst tu a glai' saiñ.»

Hiatz hâb'm s' t' Hâchza't âpg'hâlt'n in a trai Tâch t'rauf unt t' Hunt hâb'm si' pa da Tâf'l nëib'm saina' hing'sëitzt. Hât an iada' saiñ Salfet[3]) g'hâpt unt saiñ Gâbl' unt Mëissa' wia‿r‿a Mëintsch. Wia ti Tâf'l is' fiati' g'wëin, hâb'm tëi trai Hunt zan eam g'sâgt, wann a' s' hâlt praucht, sull a' s' riaf'n, saiñ fua't nâchtëim.

Saiñ eam âllwal paig'stândt'n unt hâb'm eam g'hulf'n in Kriag unt Fried'n.

XXV.

Ta' fluigati[4]) Husa'.

(Märchen.)

Außa' ta' Stâdt wâa' a Fëlt a grâß's unt tua't wâa' ti Grenz', tâ hât mëiß'n a Hauptpoust'n staiñ. Tea' Plâtz is' âwa' va'wuntsch'n g'wëin. G'wißt hâb'm s' as âwa' nou' ni't. 's Müllitea' stöllt in ea'scht'n Mânn auf. Wia s' 'n woll'n âples'n is' kâañ Mânn ni't tâ. Unt sou hab'm s' as fua'ttauñ, pis hunda't saiñ in Va'lua' g'gânga'.

Sou wâa' a Husa' tapai, a G'mâana', tea' hât hâlt âlliwal zwâañzich unt fimfazwâañzich am Âa'sch kriagt, wal a nia rechtzaiti' is z' Haus këimma'. Hiatz hâb'm s' tëin aufg'stöllt. Wia‿r‿a' tua't wâa', ziagt a' saiñ Sew'l aus, mâcht si' an Krâas an grâß'n a'f ta' Ea't, stöllt si' mit saiñ Rouß iñ t' Mitt' aini.

Um ëlfi pa da' Nâcht kimmt aina' hiñ zan eam unt sâgt, ea' sull aus tëin Krâas außa'gaiñ.

Sâgt a': «I' hâ' niks z'tâañ traußt'n».

[1]) begleiten. [2]) Galgen. [3]) Serviette. [4]) fliegende.

«Geh außa', wiarst guit peschëinkt!»

Sou håt a' 's trieb'm pis trai Viat'l a'f zwölfi.

Sågt tea' trinna': «I' hå' niks z'tåañ traußt'n».

Sågt a': «Tå håst, walst ni't außa' wüllst gaiñ, tu unglicklige Sëll!» Wia'ft eam a klåani Trumpëit'n aini.

Wia s' 'n åpg'lest håb'm pan Tåg, sou is' a via' 'n Hauptmauñ 'këimma'.

Sou frågt 'n ta 'Hauptmauñ: «Wia kimmpt tëin tås, taß tu wied'rum z'ruckkimmpst unta' hunda't? Tui ma 's såg'n, wås t' g'seg'n håst!»

«I' håb' niks g'seg'n,» sågt a'.

«Wåa't, schlechta' Kea'l, muißt haiñt nou'mål a'f 'n Poust'n!»

Wia‿r‿a aufg'stöllt is', måcht a' si', wia fua't saiñ, wied'rum saiñ Kråas unt stöllt si' wied'rum aini.

Tea kimmpt wied'rum unt sågt: «Geh' außa'!»

«I' hå' niks z'tåañ traußt'n», sågt a'.

Håt a' 's wied'rum sou trieb'm mit eam pis trai Viat'l a'f zwölfi.

«Tu unglickliche Sëll», sågt a', «tå håst an Pait'l mit Gëlt, tea' wia't saiñ Lëiptå' nit lā».

Ea' kimmpt wied'rum via' 'n Hauptmauñ; ea' frågt wied'rum, wås a' g'seg'n håt.

«Jå, i' håb' niks g'seg'n».

«Schlechta' Kea'l, muißt a haiñt nou'mål, 's trittimål!»

Hiatz håt a' prouwia't, håt tëin Pait'l ausg'lā't, hiatz håt a saini Sëick'l schouñ vulla' Gëlt g'håpt. Ta' Pait'l is' åwa' wied'rum vull g'wëin. Hiatz håt a' in ta' Kasean an‿niad'n z'ëiss'n unt z'tringa' 'zåhlt, wås a' mëig'n håt.

A'f t' Nåcht stöll'n s' 'n s' trittimål a'f tëiñ Poust'n, a'f tëin va'-wuntschanan. Ea' måcht si' wied'rum an frisch'n Kråas, stöllt si' aini.

Tea' kimmpt wiedrum um ëlfi unt sågt, ea' soll tou' nia' außagaiñ.

Ea' sågt: «I' geh ni't außi, tu wåahst as jå!»

Sou håt a' 's wiedrum trieb'm mit eam pis trai Via't'l a'f zwölfi.

Tå håst, tu unglicksëlligi Sëll, an Mânt'l; waunnst tëin Mânt'l um-hëinkst, siacht ti' ti gånzi Wëlt ni't unt mit tëin Mânt'l kaunnst ti gånzi Wëlt ausfluig'n sou håch, åls t'wüllst. Unt ta' Poust'n is' ta'lest, wia't mea' kåana' z' Grund gaiñ.

Si les'n‿an å', jå, ea' kimmpt fia' 'n Hauptmauñ.

Ta' Hauptmauñ sågt: «Wås håst tëinn g'seg'n?»

«Gåa' niks håw' i' g'seg'n, als tåß åana' hat g'sågt,ea' is' ta'lest ta' Poust'n»

Tå sågt ta' Hauptmauñ: «Tā håst tu an Auñtåal a' tavouñ. Steh's aiñ mit Guit'n, sunst kriagst fimfazwåañz'g».

Ta' Hauptmåuñ låßt glai' via' Månn außa'hul'n mit 'n Kaparal. «Tea' kriagt fimfazwåañz'g!» sågt ta' Hauptmauñ.

«Unt tu kriagst fumpfz'g!» sågt ta' Husa'.

«Tëis a' nou'?» sågt ta' Hauptmauñ.

Saiñ Mânt'l wäa' åwa' a schwåa'za' Flua'mânt'l[1]), têin hât a' in a'‿niad's Sëick'l va'stëicka' kinna'. Ea' nimmpt schnëll saiñ Mânt'l viara', wiaft'n si' iwa'n Koupf. Hiatz zuckt a' 'n Hauptmauñ unt tëi hauñ glai' traiñ. Sëi mëiß'n eam schouñ zëini, zwölfi åwa', unt ea' schroit ållwal: «I' piñ ta' Hauptmauñ!» Unt sëi håb'm tås ni't g'gla'pt.

Ea' tuit saiñ Mânt'l åwa', taß 'n seg'n, hiatz seg'n s' ea'scht, taß 's ta' Hauptmauñ kriagt hât fia' eam. Hiatz håb'm s' ea'scht pitt'n mëiß'n, taß ni't in a' Schmia'[2]) saiñ këimma. «Ea' wåa' unsichtpåa» håb'm s' g'sågt.

Sågt ta' Hauptmauñ: «Nëimts'n hiatz unt wea'fts 'n in 's Arest aini.»

Si pack'n an unt ta' Hauptmauñ geht mit, ouw a' wuhl richti' in 's Arest kimmpt.

Uñta'tëiss'n nimmpt ta' Husa' schnëll saiñ Mânt'l außa' unt hëingt si' 'n um. Wia s'za da' Aresttia' këimma' steßt a' 'n Hauptmauñ aini. T' Suldat'n tëinka' si', ta' Husa' liegt trinna' a'f 'n Pauch unt spia'n schnëll zui.

Ea' geht aus ta' Kasea'n außi, geht in t' Stâdt unt geht in's pëisti Wia'tshaus aini unt hât guit g'gëiss'n unt trunga' gânzi Nâcht.

In ta' Fria wöll'n s' eam 's Fruistuck ainitråg'n in 's Arest, hiatz seg'n s' ea'scht, tåß ta' Hauptmauñ traiñ is'.

Hiatz sagt ta Hauptmauñ zan Husa'n: «Hiatz trau' i' tia' 'mea' nimma'».

'Nimmpt a' in Hauptmauñ z'såmm' unt mearara unt gëinga' in t' Kantin unt håb'm g'gëiss'n unt 'trunga' unt saiñ lustig g'wëin. Zåhlt hât all's ea' unt sou vüll, tåß ållas rauschi' wåa' in da' Kasea'n.

In åñdan Tåch, sågt a': «Tu, Hauptmauñ, hiatz wiast tu mit mia' råas'n in an ånda's Lânt.»

«Waun's uns nia' guit geht a'?» sågt ta' Hauptmauñ.

Ea' nimmpt saiñ Mânt'l außa' unt in Hauptmauñ auf'n Pugg'l unt fluigt mit eam fua't. Fluig'n iwa' 's Mea' ummi unt saiñ in a‿r‿a Krouñ-stâdt 'këimma'. Hea'raußa' ta' Stâdt wåa' a gråßas Fëlt våa' ta' Stâdt unt tua't hât a' si' åwa'låss'n mit 'n Hauptmauñ. Ea' nimmpt saiñ Trumpëit'n unt plåst aini. Stainga' åamålhunda'ttaus'nt Suldât'n tå. Tå hât a z' pefëhl'n g'håpt. Ea' plåst fimfmål aini. Saiñ fimfmålhundattaus'nt gwëin.

Ea' schickt an Måun aini zan Këinich unt sågt, ouw ta Këinich a Prinzesin hât; sou muiß a' eam s' gëib'm. Waun ni't, sou schuißt a' eam ti gânzi Stâdt z'såmm'.

Es kimmpt ta' Pefëll: «Ja!» Ea' sull tou, nia' aini këimma' mit saiñ ea'scht'n Genaral. — Tås wåa' ta' Hauptmauñ.

Ta' Këinich gipt eam glai' ti Hânt unt gipt eam saiñ Prinzesin mit sipzëija' Jåa'. Ta' Këinich gipt si in t' Rui unt ea' wia't Këinich, wal a' s' g'hairat hât glai'. Unt ta Hauptmauñ wia't ta Ea'schti nåch saina'.

Wou‿r‿a' außa' 'plås'n hât, hât a' ricklisch aini'plås'n, is' 's Müllitea' va'schwundt'n.

---

[1]) Flormantel, ein Mantel aus Flor. [2]) in eine Schmiere, so viel als Unannehmlichkeit.

XXVI.

Ta' Këinich Spraiz'npåa't.

(Märchen.)

As wåa' a Këinich, tea' håt Spraiz'npåa't g'håaß'n. Tea' håt nåch Ëingalånt zan a‿r‿a Prinzesin g'schrib'm, zan hairat'n.

Sågt s': «An sulich'n kriag i' ålliwail, wia's tu pist. Ti måg i' ni't amål zui maini Schuich aufschnia'n håb'm.»

Hiatz håt a' si' auñg'lëigt åls Maura', håt si' a' guldichas Glëigg'l-spül måcha' låss'n unt an guldinga' Kampl, tea' vüll wea't is' g'wëin unt a guldichas Voug'lhaus unt a schaina' Voug'l t'raiñ. Mit tëin is' a' zan ia' hiñg'råast. Håt auñg'hält'n, ouw a' ni't kunt Hausmåasta' wea'n. Sëi håb'm åwa' g'råd' åan praucht, håb'm‿an g'noumma'.

Trai Mounat is' a' tua't g'wëin, is' a' mit ta' Kamma'jungfrau schouñ pekaunt wåa'n. Hiatz kimmt ti Kåmma'jungfrau in saiñ Qua'tia' ab'nds. Hiatz håt a' ia' tëi trai Stick'ln zåagt.

«Wëinn's haiñt pai mia' plaib'm, haiñt Nåcht, wüll i' eana' tëis guldichi Voug'lhaus gëib'm.» Spëitta' is' si këimma' tëi Nåcht. Sou håt a' ia' gëig'n ta' Fria tëis Voug'lhaus g'schëinkt. Ea' håts' waita' ni't auñg'schait, niks g'måcht.

Si zåagt tëis ta' Prinzesin. Si sågt: «Gip mia' 's, i' gip ta' zëija-taus'nt Guld'n tafia'.»

Håt ia' 's g'gëib'm.

Pan Tåch kimmpt ti Prinzesin a'f Pesuich zan eam.

«Jå,» sågt a', «waun's zan eam kimmpt in ta' Nåcht Visit laist'n, wia t' åndari' sou kriagt's, wås wüll van eam. in Kamp'l ouda' 's Glëigg'lspül.»

Spëita, tëi Nåcht is' s' këimma'. Si håb'm si' sea' guit unta'hält'n. Håt ia' tëi zwåa Stick'l g'schëinkt. In sëiks Mounat håt s' 'n in ia' Qua'tia' hul'n låss'n.

Sou sågt s': «Wås wia't tëin hiatzat mit tia' g'scheg'n? I piñ in an ånda'n Stånt.»

Ea' fållt åwa' a'f t' Knia nieda': «I' piñ an åama' Maura', schëinka' s' ma' tou' nia' maiñ Lëib'm.»

«Jå, i' wüll tia' 's schëinka', åwa' flicht'n[1]) mëiss'n ma' uns ålli zwåa pa da' Nåcht.»

Si håt si' sou vüll Gëlt mitg'nomma', åls s' tëinkt håt, tåß s' schia' praucha' wea'n. Håt si' rëcht g'maiñ auñg'lëigt, tåß s' kåañ Mëintsch ni't këinnt håt, unt saiñ tëi Nåcht fua't ålli zwåa. Saiñ schouñ zwåa Mounat g'råast unt tå saiñ s' schouñ in saiñ Lånt këimma'. Tå håb'm s' nou' åcht Tåch in tëi Stådt g'håpt, in saiñ Pua'gt.

Wia s' nåch åcht Tåch hiñkëimma' saiñ, håb'm si si' in an Wia'ts-haus a Zimma' aufg'nomma', nia' åañ's zan schlåffa'. In ta' Fria håt a' ia' an Aiñprëinnsupp'n auñg'schåfft zan Fruistuck, z' Mittåch recht håa'ti Knëid'l unt tëi Supp'n, wou s' train 'koucht håb'm unt a'f t'Nåcht g'soutt'ni Krumpia'n.[2]) Ea' håt si' åls Maura' auñg'lëigt unt håt saiñ Wea'kzaich g'nomma' unt is' fua'tg'gånga'.

[1]) fliehen. [2]) Kartoffel.

Jå, wia s' tëi Spais'n håb'm 'pråcht, tëi håt s' nit këinnt, unt a' ëiss'n håt s' as ni't kinna', kåañ Gëlt håt s' ni't g'håpt, wal s' as eam håt g'gëib'm ållas. Ea' håt åwa' pa saiñ Våtta'n åls Prinz guit g'gëiss'n unt trunga'. A'f t' Nåcht is' a' 'këimma' åls Maura' zan ia'. Håt ia' an Guld'n g'gëib'm.

Tu sågt s': «Haiñt hauñ‿i' niks z'ëiss'n g'håpt, hauñ Humma' g'litt'n.»

«Jå,» sågt a', «mia' mëiss'n tou spåa'n, mia' kima' tou 's Gëlt ni't auñpringa'.»

Sou håt si si' van tëin Guld'n zan Nåchtmål an Kaffe pringa' låss'n.

«I' hauñ a Pia'haus aufg'nomma' unt tå wia'st tu Wia'tin traiñ wea'n.»

Nimmpt s' z'såmm, plåat[1]) s' in an‿åndri Gåss'n unt tua't tuit a' s' in tëis Pia'haus aini. Teañstlait saiñ schauñ tua't g'wëin, unt in ånda'n Tåch is a'ëiffn't wåa'n tëis Pia'haus. Pia', Waiñ, Flaisch unt Pråt is' vüll hiñ'këimma' zaitli' in ta' Fria'. Ea' is' wied'rum z'Haus g'gånga' in saiñ Pua'gt unt håt g'sågt zan ia', ea' is' a'f t' Åa'wat g'gånga'.

Sou sågt a' zan Müllitea', sëi sull'n nia' hiñgaiñ in tëis Pia'haus, unt ëiss'n unt tringa' sull'n s' gånz'n Tåch, sou vüll åls wëll'n unt kåana' tea'f niks zåhl'n. Um åchti a'f t' Nåcht sull'n s' in Kella' ållas z'såmmschlåg'n unt ausrinna' låss'n unt in Gåstzimma' a' t' Sëissl'n unt ti Tåf'ln z'sammschlåg'n unt sull'n nåchtëim in t' Kassea'n gaiñ.

Ea' is' wied'rum 'këimma' a'f t' Nåcht åls Maura' mit saiñ Zaich.[2])

Ea' sågt: «Jå, wia schaut s' tëinn tå aus?»

«Åh, Hea' Jësas, in Këinich saiñ Müllitea' håt ållas z'såmmg'schlåg'n unt kåañ Kraiza' ni't zåhlt!»

«Nou, wia‿r‿i' siach,» sågt a', «håst tu kåañ Glick ni't.»

In tritt'n Tåch, håt a' ia' a'f'n Platz a via'hunda't Stick'l G'schia' hiñstëll'n låss'n. Hëiffal, Kastrul'n, Raiñd'ln, Tëlla'. Håt a' s' hiñg'fia't, håt g'sågt: «Tëis G'schia' g'hea't taiñ, unt tëis va'kaf' hiatz.»

Ea' is' wiedrum åls a' Maura' van ia' wëikg'gånga'. Ea' schickt a sou a fumpfzich Månn Suldat'n hiñ mit ti Prig'l. Si sull'n a påa' Hëiffal kaffa' unt sull'n in Poud'n a påa' Lëicha' stëicha' mit'n Mëissa'. Sou sull'n s' såg'n: «Wia kinna' tëinn sëi in Müllitea' a' prouchas G'schia' va'kaffa'?» Sull'n ia' ållas z'såmmschlåg'n.

Sëi håb'n tëis 'tauñ.

Ea' is' wied'rum å'f t' Nåcht åls Maura' këimma'. Jå, si schlågt wied'rum iari Hant z'såmm' unt sågt eam's.

In tritt'n Tåch håt a' ia' a sou a Stant'l[3]) måcha' låss'n mit Schrag'n unt Prëitta' trauf, unt hat ia' Flaisch pringa' låss'n unt a Pråtschißl[4]) unt a' Pluntz'n[5]) unt Kief'le unt Pråt.

Nou', sou håt si si' hiñg'sëitzt unt håt zan håaz'n auñg'hëipt. Ea' is' wied'rum åls a Maura' van ia' wëik. Is' in ti Pua'gt gånga', håt si' åls Prinz auñg'lëigt, håt sëiks Rouß aiñspånna' låss'n in Kouw'lwåg'n[6]),

[1]) begleitet. [2]) Zeug, Werkzeug. [3]) Standel, kleiner Marktstandplatz. [4]) Bratschüssel. [5]) Blutwürste; diese sollten von ihr in der Bratschüssel gebraten werden. [6]) Kobelwagen, große gedeckte Kutsche.

is' spåzia'n g'fåa'n mit ta' Tinna'schåft. Wia‿r‿a' af tëin Plåtz kimmpt, såg'n t' Lait: «Ta' Prinz Spraiz'npåa't kimmpt.»

Hiatz geht si van ia'n Stånt tauna' unt schaut si' 'n auñ van wait'n. Tëinkt si si': «Åh, hätt' i tëin g'hairat, war‿i a' Këinichin!»

Ea' sågt za da' Tinna'schåft: «Fåa't's schåa'f auñ a'f tëin Stånt unt raißt's ia'n um!»

Saiñ schåa'f auñg'fåa'n unt håb'm ia' 'n gånz umg'schmiß'n. Unt 's Flaisch unt t' Plunz'n saiñ g'sprunga' 's ålla'waitasti. Ti Kinda' unt t' Lait' sain z'såmmg'rëinnt, unt tëis håt tås ta'wischt unt 's åndri wås ånda'scht, unt sou håt si wied'rum niks ta'hålt'n.

A'f t' Nåcht is' ea' wied'rum 'këimma' åls Maura'.

Si schlågt wied'rum t' Hänt z'såmm, sågt: «Tu ta' Prinz is' tåa'hea'-g'fåa'n unt håt ma' mit saiñ Wåg'n in gånz'n Stånt z'såmmg'riß'n.»

«Nou,» sågt a', «tå håst tëin Guld'n, wås i' mia' haiñt va'deant håw'; i' hauñ haiñt a Nåchtåawait in ta' Pua'gt.»

In ta' Fria is' këimma' in ia' Quatia': «Tu,» sågt a', «geh' hiatz mit mia'. Ta' Këinich gipt a gråßi Tåf'l, unt i' håw' in Kouch auñ-g'rëid't, unt tu kauñst in Kouch zuiråach'n pan auñricht'n. Unt tå pind'st tia' a Hëiffal unta'n Kitt'l auñ mit a sëiks Hålwi unt stëickst ti Prat'l-stick'l aini, waun ti' kåañ Mëintsch siacht pan Schlitz, tåß i' a' wås håw' a'f t' Nåcht.»

Ea' håt s' 'n Kouch aufg'fiat, unt tea' håt ia' glai' z'ëiss'n unt z'tringa' g'gëib'm.

Ea' is' aus ta' Kuch'l außi unt in saiñ Zimma' unt håt si' åls Prinz auñg'lëigt.

Um zwåa is' ti Tåf'l auñg'gånga', pis åchti håt s' taua't. Unt ia' Hëiff'n wåa schouñ zimli' vull mit ti Prat'l unt Souss'n. Hiatz is' t' Musi' tahea'këimma' unt håt g'spült, hiatz håb'm s' sou a påa' Stick'l tånzt. Pan fünpft'n Stick'l sågt ta' Prinz: «I' muiß ma' tou' amål tëis Å'wåsch-mad'l a' hul'n pan Kouch. Måcht's mar‿an Pulka'!» håt a' g'sågt, tåß a' s' recht springa' håt kinna' låss'n.

Ea' sågt: «Këimma' s' mit mia' tånz'n!»

«Åwa' këiniglichi Houhait, sëi wea'n tou' mit kåañ A'wåschwaip ni't tånz'n», håt s' g'sågt. Håt n' ni't këinnt åls Prinz.

«A påa Schriat mëiss'n s' mit mia' måcha'!» håt s' ainizaht.

Ea' schupft s' a påa'mål hin unt hea', is' tëis Hëiff'n åpg'riß'n unt tëis Flaisch unt t' Souß a'f saini Fiaß unt t' Schuich trauf. Si håt åwa' eam g'schwint wull'n mit 'n Fiata' t' Schuich å'wisch'n. Sågt a': «Ah, i' wia' ma' 's schouñ sëlwa'!»

T' ånda'n håb'm ålli 'påscht unt g'låcht, unt si is' ta'vouñgrëinnt in ia' Qua'tia'. Ea' is' ia' åls Maura' glai nåchg'gånga' unt håt g'sågt: «Nou, wou håst tëin tëis Prat'l, tëis Nåchtmål».

Si sågt: «Tu håst mi' schaiñ tawischt, 's is' ma' å'g'riss'n. Ta' Prinz håt mi' zan Tånz'n g'nomma'. I' håw' eam saini Schuich å'putz'n wöll'n; ea' håt si' 's ni't amål låss'n.»

«Nou, tå wea' ma' schia' Schânt unt Spoutt a' håb'm, i' åa'wat jå völli' ålli Tåch trinna' in da' Pua'gt. Nou, ziach ti' hiatz auñ, mia' gainga' spazia'n hiatz a piss'l.»

Unt gëinga' in ti Pua'gt. Tå håt a' åwa' schouñ t' Wåcht åpg'schåfft g'håpt, taß si si' liawa' aini'traut. Wia‿r‿a' s' in saiñ Zimma' ainifia't, saiñ saini Sew'l, Pistulna' unt saiñ gânzi Unifurm tå.

«Gouttas Wüll'n, mia' saiñ jå in Prinz'n saiñ Quatia'», håt si g'sågt.

«Tås måcht jå niks, ea' kimmpt haiñt Nåcht ni't, sou lieg'n hålt mia' hiatz tå». Ea' håt glai' zuig'spia't unt håb'm si' nieda'g'lëigt, wal 's schauñ z' Mittinåcht wåa'.

In ta' Fria håt a' aufg'spia't.

Sågt si: «Um Gouttas Wull'n, ni't spia' auf!»

Sågt a': «Tås måcht jå niks.»

Schrait um ti Tinna'schaft, sågt: «Pringt 's ma' meiñ Maura'gwânt.»

Ea' lëigt si 'åwa vaa' iara' åls Prinz auñ: «Nouñ, unt këinnst mi hiatz nou' ni't?» sågt a' zañ ia'.

Si fållt a'f iari Knia nieda' unt pitt't 'n um Va'zaig'n, unt sågt: «I' taunk nou' Goutt taus'ntmål, tåß tu 's pist.»

«Siagst,» håt ea' g'sågt, «tu håst g'sågt, i piñ ta z' schlecht zui teini Schuich aufi z'schñål'n, tu hätt'st ma' s' åwa' gea'n å'putzt unt i' håb' ma' 's ni't låss'n.»

Håb'm si' anånda' t' Hänt g'gëb'm: si wull'n si' trai va'plaib'm.

Låßt ia' glai' ti guldinga' Atlasklåada' pringa' unt t' Schuich unt ållas wås 'praucht håt. Ti Kamma'jungfrau unt 's Stub'mmad'l håb'm s' g'wåsch'n unt auñzoug'n åls Këinichin, unt ea' håt s' nachtëim saiñ Våtta'n aufg'fia't.

Sågt ta' Våtta': «I' siach, tås is' jå eh' a pravi Gred'l.»

In tritt'n Tåch håb'm s' t' Håchzat apg'hålt'n. Håt ia'n Våtta'n an Priaf g'schrieb'm, taß si a Këinichin in an ånda'n Lånt is'. Sou schickt a' ia Ia'ptåal, unt sëi håb'm mitsåmm' nåcha' guit regia't.

XXVII.

Ta' Fia'scht Mea'këinich.

(Märchen.)

(Das Märchen, das mir Tobias Kern unter vorstehendem Titel erzählte, beginnt mit einer langathmigen prosaischen Einleitung, in der gesagt wird, dass ein englischer Capitän, weil er durch «verbotene Meere» fuhr, vom Gerichte zu lebenslanger Haft verurtheilt worden ist. Er kam als Häftling in eine Festung auf einer einsamen Insel im Meere. Der Geistliche der Festung, der mit dem armen Capitän Mitlëid hatte, verrieth ihm, dass jeder Gefangene, der zu lebenslanger Haft verurtheilt ist und mehr als drei Jahre am Leben bleibe, in einen Sack genäht und ins Meer geworfen werde. Er gab ihm daher den Rath, falls ihn dieses Schicksal treffen sollte, sich mit einem Messer zu versehen, damit er den Sack aufschneiden und sich gegebenen Falles retten könne. Obwohl auch der Schluss des Märchens mehr nüchtern, als poetisch-märchenhaft

ist, halte ich ihn doch des Abdruckens wert, zeigt er doch, wie sich das Volk ein Meerfräulein, eine Meerkönigin und das Leben derselben im Meere vorstellt. Es ist nicht ganz reizlos, kommen doch die Fische herzu, spielen und machen Musik.)

Wia saini trai Jåa' aus saiñ g'wëin, håb'm s' 'n aiñg'naht in an Såck unt håb'm pa saiñ Kopf a G'wicht a schwå's auñg'hëinkt. Hab'm an ainig'schmiß'n ins Wåssa'. Unt wia s' 'n ainischmaiß'n nimpt tea' schouñ saiñ Mëissa' außa', sticht glai' tua'ch unt schnait åwi unt schliaft außa'. Wia‿r‿a außa'schliaft unt si außa'wint't, kimpt a gråßa' Walfisch unt nimpt 'n in's Mal. Ta Fisch, tea' trågt 'n åwa' glai' za da' Mea'-këinichin, tås wåa' a sou a Mea'fral'n. Si wåa' Hålpschait Fisch pis za die Knia unt oub'm Mëintsch, håt ållas g'håpt wia‿r‿an‿åndari Frau, nia' an långa' Schwåaf wia t' Fisch. Tå wåa' in Wåssa' traiñ tuif unt, sou tuif wia 's Mea' is', a gråßa Fels'n, tea' wåa' aus lëdi'[1]) Spilant'n-ståañ'[2]), tua't håt s' 'n aini unt traiñ wåa' a wunda'schaiñ's G'schlouss. Tå saiñ t' Fisch z'såm' unt håb'm g'spüllt unt håb'm Musi' g'måcht. Tå håt s' 'n trai Jåa ni't außa'laß'n. Håt eam Musch'ln 'pracht, wås a råcha[3]) håt kinna eiss'n. Wåa'n nåa'håfta' wia 'pråtanas Flaisch. 's via'ti Jåa' håt s' 'n schauñ uma'gfia't unt håt n' åll's 'zåagt in Mea'. Tå håt a' gråßi Fisch g'mua'tia't[4]) unt håt si va iari' Plåta'n[5]) a Schwimhaub'm g'måcht unt a G'want, taß a' håt schwima' kinna' in Wåssa'. Is' eam ni't kial wåa'n in Wåssa' unt is' nit nåß g'wåadt'n. Sou håt a' si' tëis Gult unt G'schmuck va' t' varunglickt'n Schiff z'såmmtråg'n unt håt 's ålli Tåch a'f a‿r‿a Ins'l tråg'n. Unt va' tëin Fels'n håt a' si' mit an Ståañ Spilantstick'l åwa'g'haut, klåani unt graßari unt faustgråßi. Tås håt a' åwa' va'stuhlana' tåañ mëiß'n. Sou håt a' 's siem Jåa' fua'tg'måcht. Ea' is' wuhl Këinich g'wëin van Mea', åwa ea' håt rechia'n mëiß'n wia si håt wöll'n unt tås håt 'n ni't g'frait. Wia‿r‿a' schouñ an gråß'n Raichtum a'f saina' Ins'l håt panånda' g'håpt is' a' fua't van ia' håt s' in Stich låss'n unt is' a raicha' Hea' g'wåa't'n. Håt si spëita a Fia'scht'ntum 'kaft unt håt si' åls Fia'scht Mea'këinich nëinna' lass'n.

Scheibensprüche aus Grünburg in Oberösterreich.

Mitgetheilt von Prof. Fr. P. Piger, Iglau.

Das Scheibenschießen, das doch solange ein beliebtes Volksfest war, ist meines Wissens von der Volkskunde noch nicht beachtet worden, und doch wäre dazu höchste Zeit, denn mit dem Erscheinen des Hinterladers hat das Schützenwesen auf dem Lande bedenklich abgenommen.

Alle künstliche Förderung desselben scheint umsonst zu sein; der gewöhnliche Mann kann sich einen theueren Hinterlader nicht kaufen und sein alter erprobter «Stutzen» kann mit dem kleinkalibrigen Hinterlader sich nicht mehr messen. Schützengesellschaften gibt es wohl noch in vielen Städten, auch Königsschießen werden veranstaltet und die besten

[1]) ledig, purem. [2]) Soll heißen Brilantenstein. [3]) roh. [4]) ermordet. [5]) Blasen, Schwimmblasen, Fischblasen.

Schützen ziehen noch als Könige und Marschalle unter Musikbegleitung zum Schießstande und von da in die Stadt, das Volk als solches betheiligt sich aber nur wenig mehr dabei.

Wie ganz anders war dies noch zu unserer Jugendzeit, zumal in den Alpenländern. Wenn ein Volksschießen, Kaiser- oder Hochzeitsschießen «ausgeschrieben» war, wurde wochenlang davon gesprochen. Erschien dann der heiß ersehnte Tag, so strömte Jung und Alt herbei, um wenigstens zuzusehen. Aber auch wirkliche Schützen gab es da in Menge. Das rostige Gewehr war bald in Stand gesetzt, die Kugeln goss man sich selbst. Vom Wirtshaus zog man zur Schießstätte. Voraus gieng und hüpfte der bunt oder roth gekleidete Zieler, hinter ihm folgte die Musikbande und dann in geschlossener Masse das Volk, Knaben und Greise, Mädchen und Frauen.

Die Schießstätte war mit Reisig und alten Scheiben geschmückt, ein patriotischer Spruch z. B. «Üb' Aug und Hand fürs Vaterland» ob dem Eingang hieß die Schützen willkommen, die zu gewinnenden Preise schauten gar verlockend von den Wänden herab. Die lustigste Figur war der Zieler, der sobald der Schuss krachte, angethan mit seinem mittelalterlichen Narrenkleide, aus seinem steinernen Häuschen hervorsprang, und unter allerlei Gauckelspiel mit seinem Stabe den Schuss anzeigte.

War der Schuss ein Treffer, so warf er freudig die Narrenkappe oder den spitzen Hut in die Luft und tanzte, je nachdem es ein Einser, Zweier oder Dreier war, ein-, zwei- oder dreimal um die Scheibe herum. Wurde das Centrum getroffen, wurde ein «Pöller» gelöst. Wurde aber die Scheibe gefehlt, so zeigte der Zeiler mit seinem Stabe verächtlich neben die Scheibe.

Auch in der Schießstätte war vieles zu sehen und zu hören. Der Schreiber saß an einem Tischchen und verzeichnete feierlich jeden Schuss. Ebenso hatte jeder Schütze eine Tischchen für sich, auf welchem er seine Geräthe ausgepackt hatte. Wie einfach waren doch diese. Von besonderem Interesse waren die Reden. Fach- und Kunstausdrücke kannte jedes Bäuerlein, war es doch mit der Büchse aufgewachsen. Der Schuss wurde schon besprochen, bevor ihn der Zieler anzeigte. «Der muss links unten und der rechts oben stecken.» Gar häufig errieth es der Schütze, der die seinem Gewehre eigene Flugbahn, seine Haltung beim Abdrucke, sowie die Windrichtung in Rechnung zog, wo die Kugel stecken sollte. Ausreden für einen Fehlschuss gab es in Menge. Bald war des Pulvers zu viel, bald zu wenig, bald war der Wind ungünstig, bald wieder die Sonne. Der Schütze selbst wollte nie die Schuld haben.

War dann das Schießen, das oft mehrere Tage dauerte, vorüber, so wurden die Bestgewinner feierlich decoriert und man zog, wie man ausgezogen war, wieder in geschlossenem Zuge zum Wirtshause. Dort schloss meist ein Festtrinken, manchmal auch ein Tänzchen, die Volksbelustigung. Die Scheiben wurden im Wirtshaussaale aufgehängt und es konnten auch die nachkommenden Geschlechter die Treffsicherheit ihrer Vorfahren bewundern.

Die Scheiben besitzen nicht bloß die entsprechenden Kreise, der poetische Sinn des Volkes verlangte Verzierungen, die ein Dorfmaler in mehr oder minder gelungener Weise anbrachte. Die Verzierungen hatten meist zur Veranlassung des Schießens Beziehung.

Folgende Scheibensprüche fand ich zu Grünburg im Steyerthale im Nussbaumerschen Gasthofsaale, in welchem vor mehreren Jahren sogar noch Armbrustschießen stattfanden.[1] Diese Scheibensprüche zeigen uns, welche Gedanken um die Wende und zu Anfang dieses Jahrhunderts die Gemüther der guten Grünburger bewegten.

I. Hochzeitsschießen.

«Beglückt sind jene Tage, wo zweye eines sein, wo Liebe, Treue und Friede sich allezeit finden ein.»

Unter der Scheibe ist eine betende Frau abgebildet, auf einem Sockel stehen die Namen:

Franciscus
Genovefa
1791.

Gott kröne euren Stand[2]) mit so viel Glück, als Sand im Mittel-Meere liegt: Lebt jederzeit vergnügt. 1814.

Unter der Scheibe sieht man einen Sandberg im Meere, ein Schifflein, wohl das Lebensschifflein, führt gerade an ihm vorbei.

Das kurze Wörtchen Ja, bündt zwei in eins zusammen, so habt nun Fried und Freud und lebt in Gottesnamen. 1814.

Unter der Scheibe strecken sich zwei Hände aus den Wolken heraus, um sich durch Ringe hindurch zu vereinigen.

Wo zweye Eins und Treu, da ist Gott dabey. 1814.

Unten sieht man wieder zwei Hände, die sich ineinander legen und von einem Ringe umschlossen werden.

II. Volks- und Ladschießen.

Ohne Kuss, ohne Wein muss man todt im Leben sein. 1800.

Schmeiß' ma um. 1802.

Zwei fahren auf einem Schlitten, die übrigen Schützen folgen.

«Umschmeißen» ist bekanntlich auch der Ausdruck für völliges Sichhingeben zum Trinken und Fröhlichsein, indem man das gewöhnliche Geleise des Lebens für eine Zeitlang verlässt. In Wien sagt man ähnlichen Sinnes: «Heut' drah' mer auf.»

Der Wein und Glück hat seine Tück.

Unten sieht man einen umgestürzten Wagen und die Herausgefallenen recken wie klagend die Hände in die Höhe. Die Jahreszahl fehlt.

Mitt lauter Jungfrauschaft handle ich übers Meer, denn jedes Frauenzimmer gibts jetzt wohlfeil her. 1816

Ein Mann steht auf einem Schiffe, das mit geblähten Segeln auf dem Meere dahinfährt.

Die Leute sagen immer, die Welt die werde schlimmer, aber nein! die Welt bleibt immer,[3]) die Leute werden schlimmer.

Eine Jahreszahl fehlt.

---

[1]) Die Vereinigungen, welche das Armbrustschießen pflegen, scheinen nunmehr auch in Oberösterreich ausgestorben zu sein. [2]) Unter «Stand» ist jedenfalls der Ehestand gemeint. [3]) Die Welt bleibt immer gleich.

Unter der Scheibe sieht man drei klatschende Weiber und daneben steht:

Geh' nur zurück mit mir,
Heut darf i nit da für.[1])

Müller, es ist nimmer zu Lehm[2]) heuer.
Ja, Michl, das schaut aus.
Dä Waitz 40 fl. und das in Scheingeld.[3])
Das Korn 30 fl.
Gersten 19 fl.
Haber 10 fl. 30 kr.
Wicken 14 fl.[4])
Geld altä pua (Bub'), das ist ä Geld. 1816.
Unter der Scheibe sind zwei Männer abgebildet, wohl der Müller und der Holzmacher Michl.

Vergesst mein nicht, gedenket allezeit,
Das mich vergnügt, was euch erfreut.
(Neben der Scheibe:) Viel Dank für den Besuch,
Ihr werthen Schützen Freund,
Mit Freud und ganz Vergnügt
Machen den Beschluss wir Heunt,
Und lass der Himmel uns
Das andre Jahr noch leben,
So lad ich alle ein,
Wiederum Best zu geben.
1816.

Unter der Scheibe sieht man den Zieler, angethan mit kurzer, rother Jacke; er schwenkt den spitzen Hut, um sich von den Schützen zu verabschieden.

Herrn Schützen fehlt heute die Freude der Vollendung.
Jahreszahl fehlt. Was für eine Vollendung gemeint ist, lässt sich nicht erkennen.

Was billig dir geschieht, das leide mit Gedult,
Und lerne ertragen, was über deine Schuld. 1826.

In einem Spruche unter der Scheibe klagt der Postmeister von Steinbach darüber, dass ihm Ross und Wagen durchgegangen sei.

Viel Dank für den Besuch geliebte Schützenfreund
Und auf das andre Jahr all' eingeladen seid.
Lad-Schüssen 1826.

Unter der Scheibe befindet sich ein Postwagen und daneben ein Spruch, der besagt, dass der Fuhrmann, der sich ein Mädchen auf den Wagen nimmt, sehr zu fürchten sei.

III. Patriotisches Schießen.

Da nun unser Schiessenfreud von Steyr thut das End erreichen,
Gieb Himmel auch den Kriegersfeind Österreichskrenzen[5]) zu etweichen.[6]) 1813.
Unter der Scheibe ist der Kriegsgott abgebildet.

Der Himmel schenkt uns dieses Jahr das Siegesglück ihm Streit,
So haben wir das andre Jahr bestimmt den Fried und Freud. 1813.

Unter der Scheibe sieht man die Pallas Athene mit Speer und Gorgonenschild.

---

[1]) Vorüber. [2]) Leben. [3]) Gemeint ist der Metzen. [4]) Aus Wicke, die man mit Gerste mischte, buk man Brod. Die Hungersnoth hielt die Leutchen vom Scheibenschießen nicht ab. [5]) Grenzen. [6]) Entweichen.

Franz, dein Reich ist jetzt der Boden,
Wo den tapfern beherzten Kriegern
Unverwelkliche Blumen des Ruhmes und
Der Unsterblichkeit blühen. 1814.

Unter der Scheibe befindet sich ein Lorbeerkranz, ein Garten mit Blumen und loderndes Feuer, das die Vaterlandsliebe versinnbildlichen soll.

Du Donners Mars! warum hast du den
Sieg von mir genohmen? Napoleon, du warst
Zu stolz, Hochfart muß zum fahl kommen. 1814.

Auf der Scheibe ist Mars abgebildet und Napoleon mit der Krone. Die Scheibenkreise sind über das Bildnis Napoleons gezogen, der hiemit als feindliches Ziel hingesetzt ist.

1814.
Wo ist der Unüberwindliche Napoleon?
Er ist ganz überwunden, man sagt er ist in Corseca.

Ein ungarischer Husar, in der einen Hand den gezogenen Säbel, in der andern eine Laterne haltend, sucht den Napoleon und stellt obige Frage an einen daneben stehenden Mann.

Versammelt euch ihr Schützenfreund, lasst Freudenschüsse
Tönnen, der Himmel will uns Sieg und Fried
Ihn ganz Europa gönnen. 1814.

Unten sieht man Kriegsembleme: Rüstungen, Fahnen, Gewehre, Kanonen, darüber verkünden auf Trompeten blasende Engel den Frieden.

Nach überstant'nem Strauß stunt Noe Archen offen.
Auf Brüder, lasst uns freuen, erfüllt ist unser Hoffen.

Eine Frau spendet aus einem Füllhorn, ihr zu Füßen lagert Mars. Eine Jahreszahl fehlt.

Zweifelhaft ist die Bestimmung folgender Scheibensprüche:

Ohne Stolz sein Glück ertragen,
In dem Unglück nicht verzagen,
Ist des Weisen Ruhm und Stolz.
Wenn bei tobendem Gewitter
Erde, Meer und Himmel zittern,
Zittert doch der Weise nicht.
Kranz-Scheibe 1814.

Ein Schifflein fährt mit bedenklich zur Seite sich neigendem Mastbaume durch das tobende Meer. Da im Jahre 1814 Österreich mit Napoleon Krieg führte, könnte unter dem Schifflein das Staatsschiff gemeint und somit die gefährliche Lage des Staates angedeutet sein. Solch philosophische Gedanken sind aber auch sonst dem Volke nicht fremd. Es kann sich also der Spruch auf ein patriotisches oder auf ein Volksschießen beziehen.

Beglücktes Jahr! der Himmel wolle geben
Euch immerdar vergnügen und langes leben. 1798.

Unter der Scheibe sieht man wie oben eine betende Frau und auf einem Sockel wieder die Namen Franciscus
Genovefa.

Da diesen zwei Personen zu Ehren im Jahre 1891 ein Hochzeitsschießen stattfand, so bezieht sich dieser Spruch wohl auf ein Kindstaufschießen.

Wers versteht, der weiß schon. 1798.
Franzl, von Herzen bitt ich schön,
Lass mich doch ruhig umig (hinüber) gehn.
Ich sag nichts mehr von Trümel (?).
Jetzt ist Zeit. Ja du kannst nit weg,
Lass dich brav schupffa auf den Steg.

Wie Närrösch, so göbz (gebts) do ä ruh.
Heut schlag i mit mein Büchsen zu.
Ös wollt kain solchen g'spaiß[1]) nöt habn.

Wie es der Spruch selbst voraussetzt, ist uns Nachgeborenen der «Spass» unverständlich. Wahrscheinlich handelt es sich um eine Versöhnung. Immerhin aber ersieht man daraus, dass selbst ganz private Angelegenheiten den Scheibensprüchen zum Inhalte dienten.

Vom rumänischen Bauernhaus in der Bukowina.

Von Auguste Kochanowska, Wien.

(Mit 3 Textabbildungen.)

Im Gebirgsdorfe Watramoldawitza, in der östlichen Bukowina, zum Bezirke Kimpolung gehörend, kann man interessante Studien über das rumänische Bauernhaus machen. Im obern, ältesten Theile des Dorfes — es dehnt sich fast eine Meile weit in den Bergen hin, sind um das alte griechisch-orientalische Kloster, das aus der Mitte des 16. Jahrhunderts stammt, die alten kleinen Häuser geschaart, die dazumal die ersten Ansiedelungen waren. Die winzigen Hütten (Borde) haben ein sehr hohes, steiles, oft spitzes Dach, und undenkbar kleine Fenster, die neben der niedern Holzthüre unsymmetrisch stehen — zwei, oft nur eins. Meist ist der Grundriss quadratisch. Von Nebenbauten ist wenig zu sehen; von diesen wenigen alten Hütten sind die meisten schon dem Verfalle preisgegeben. In diesem ältesten Theile sollen einst zumeist Zigeuner gehaust haben.

Je weiter herunter man kommt, desto geräumiger, größer und netter sind die Häuser. Wenn die Wände nicht getüncht sind, hat das Ganze eine tief braunrothe Färbung, da sie aus den rohbehauenen Fichtenholz gefügt sind — dann rahmt bloß die Fenster ein weißer getünchter Streifen ein. Oft ist am Firste des Dachgiebels an beiden Enden eine geschnitzte Stange angebracht, und es ruht dasselbe vorspringend auf geschnitzten Säulenbalken.

Die Bauart dieser Häuser ist eine höchst einfache; die Balken sind mit der Hacke behauen — die Nägel, die die Dachschindeln befestigen, sind noch aus Holz — die obersten Schindeln am Firste wie so häufig in Zackenmuster geschnitten. Ich beschreibe eines. Es ist etwa 100 Jahre alt, vom Bauer Leonti bewohnt, der zu den wohlhabenderen und angesehenen des Dorfes gehört. Er ist ein Landbauer, wie sie hier sagen (vom Flachlande) und arbeitet im Sommer auswärts, in der «Zarina», am Lande — sein braves Weib versorgt allein die große Wirtschaft und die Kinder. Überall herrscht die beste Reinlichkeit. Das Haus ist weiß getüncht. Hier wie an all den Bauernhäusern läuft die niedere, angebaute Holzbank ringsum, die «Prispa». Seitwärts ein offener überdachter Raum — rückwärts ein kleiner Stall angebaut. Nebenher steht eine offene Scheune, wo der Leiterwagen steht — im Sommer wird da draußen auch auf offenem Feuer im Kessel das Essen gekocht. Maiskolben hängen da zum Trocknen. Das Rad, das am Dache befestigt ist, soll Glück bringen. Am Baum

[1]) Spass.

vorne lehnen die langen Baumstangen, die zum Heumachen, als Stütze des Schobers gebraucht werden. Ein aus roh gespaltenen Fichtenstämmen lose gefügter Zaun umgibt den breiten grünen Hof und den weiten Garten, der mit Mais und Kartoffeln bebaut ist — ein kleines Stück davon dient dem Gemüse, wie Kraut, Fisolen, Zwiebeln etc. Ein paar meist wilde Obstbäume, hinter dem Hause hervorragend, einige Heuschober geben dem Ganzen seinen Charakter. Mit der Vorderseite ist das Haus meist gegen Sonnenaufgang gestellt.

Das Innere der meisten, sowie dieses Hauses, besteht aus einem kleinen Vorraum und einem großen Gemache, das ziemlich niedrig ist und das gebräunte Gebälke als Decke hat. Nah an der niedern Thüre steht der breite, offene Herd «Cupta», der eine spitze Decke hat und rückwärts einen breiten Anbau, der bis zur nächsten Wand oft reicht und so einen Raum bildet, der als Schlafstätte dient und zumeist von den Kindern benützt wird. Eine breite, hohe, hölzerne Bettstätte, mit Teppichen bedeckt, ein schmaler Tisch, ein Wandpult mit irdenem, buntbemaltem Geschirr — Bauerntöpferei — und Holzlöffeln, auch Bauernarbeit — vervollständigen mit einer kleinen Holzbank oder Sessel und einer bemalten Holzkiste die primitive Einrichtung. Rings um den Raum, der Wand entlang laufend, analog der äußern Bank ist auch hier die «Prispa», die niedere Holzbank, nur mit einfachen, selbst gearbeiteten Teppichen belegt, die auch darüber an der Wand befestigt sind. Die weißen Wände sind vielfach geschmückt, das ganze Gemach macht einen bunten, bizarren Eindruck. Heiligenbilder, griechisch-orientalische, in sehr bunten Farben und Golddruck, mit feineren weißen, randgestickten Handtüchern behangen, die mit trockenen Blumensträußen malerisch gesteckt sind — die orangegelben, stark duftenden Gartenblumen sind bei ihnen am meisten beliebt — auch große Sträuße von dem sehr stark riechenden, von ihnen «Bosiok» benannten Kraut hängen an der Wand und von der Decke herab. So auch Maiskolben — Perlenbänder, gestickte Tücher, bunte kleine Geschirre, in Messing geschnitzte Pfeifen, Pulverhörner, alles Bauernarbeit. An einer Stange, die oben durchs Zimmer geht, hängen die gestickten Hemden, die Pelze, die Lodenröcke.

Hier steht auch — in obengenanntem Hause, der Webstuhl, an dem die Bäuerin in ihrer freien Zeit arbeitet. Er ist bloß für die gröbere Leinwand und die schmalen Teppiche zu gebrauchen. Letztere werden von selbstgefärbter Wolle oder Baumwolle, jene nur in einfachem Streifmuster gearbeitet. Der Flachs, der Hanf werden selbst gebaut und mühevoll den Sommer über bearbeitet, d. i. getrocknet, geweicht, gebrochen und gehechelt und dann gesponnen.

Dieser Webstuhl (s. Zeichnung Fig. 7) rumänisch «Statioi» — ist einfachster Art. Die Bäuerin arbeitet sitzend daran, die Füße an den langen Trittbrettchen —das Schiffchen «Someika», wird hin und her geworfen. Sie kann täglich etwa vier Ellen Leinwand weben. Nebenstehend auch die Skizze des Spulwerkes, wo der Faden von der Spindel auf das Schiffchen übertragen wird.

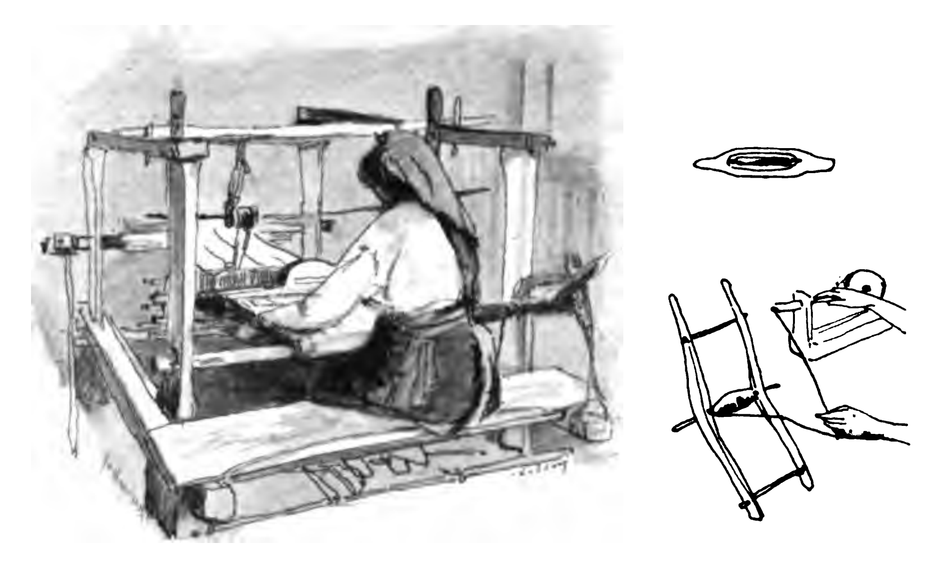


Fig. 7. Rumänischer Webstuhl.

Hier wird auch der spröde gerade Rock der Bäuerin «catriwna» gewoben, der in den Farben roth-schwarz getragen wird — bloß unten einen buntern Streifen hat. Er wird um den Körper fest zusammengenommen und mit einem Gurtenbande festgebunden und vervollständigt den einfachen Anzug der Bäuerin, die im Sommer bloß nur das sehr reich gestickte Hemd dazu hat. Der Pelz, der Lodenmantel, die Sandalenschuhe gehören für die kühlere Jahreszeit. Doch ist es nicht die Absicht, hier weiter über die malerische Tracht dieser Bauern zu reden, da dies Kapitel einer besondern Ausführung bedarf.

Das Häuschen in Fig. 8. ist auch aus dem Kimpolunger Bezirke, aus einem Seitenthale Walesaka des Städtchens Kimpolung selbst. Es hat



Fig. 8. Rumänisches Bauernhaus von Walesaka.

den zierlichen Stil der Bauernhäuser dieses reizenden Thales — ein vorspringender Gang mit dem Dach darüber, was mit geringer Änderung an allen zu finden ist. Es trägt die Nummer 141 und gehört dem Bauer Georgi Merkisz. Es ist eines der ältern Häuser, doch sehr nett erhalten und sieht mit seinen weißgetünchten Wänden sehr freundlich aus dem Grün des Hofes. Es war leider verschlossen — zwei Kinder, die die Eltern tagsüber allein gelassen, was bei diesen Menschen, die ihrer Arbeit nachgehen müssen, sehr häufig ist — spielten am Hofe und flüchteten in den Garten. Der zottige Wolfshund, der in seiner Hütte am Thore angekettet war, und heftig anschlug, beobachtete mich die ganze Zeit hindurch wachsam finstern Auges und folgte allen meinen Bewegungen, während dem ich die Skizze des Hauses entwarf.



Fig. 9. Thor eines rumänischen Bauernhauses in Kimpolung.

Das breite, schön gearbeitete, geschnitzte, überdachte Thor ist für diese Gegend sehr charakteristisch und ergänzt den Typus unseres rumänischen Bauernhauses (Fig. 9).

II. Kleine Mittheilungen.

Volkskundliches aus dem Murthale.

(Leonharditafeln, Marterln, Wetterkreuze, Maskenumzüge, «Oniweig», Selbstmörder-Aberglauben.)

Von Karl Reiterer, Weißenbach.

Herr Lehrer Joseph Kottnig in St. Georgen ob Murau theilte mir aus dem oberen Murthale kürzlich Folgendes mit:

Es gibt im Bezirke Murau die sogenannten Leonharditafeln. Sie sind aus Holz gemacht und meist auf Almwegen angebracht, festgenagelt an Baumstämmen. Diese Tafeln enthalten eine Abbildung des heiligen Leonhard, des Viehpatrons, in Mönchskleidern dargestellt, von Vieh umgeben, in der einen Hand hält er eine Viehkette. In Tamsweg und Murau ist je eine Leonhardikirche. Bemerkenswerth ist's, dass man sagt, der obere, nämlich der Tamsweger Leonhardi sei besser für's Kleinvieh, der untere, der Murauer, für's große Vieh. Im oberen Murthale, Bezirk

Murau trifft man Leonharditafeln im Lorenzer Graben, St. Georgen ob Murau, auf der Hauserer- und Hauserbauernalm. Auf letzterer sieht man St. Leonhard in den Wolken schwebend auf der Tafel dargestellt. Darunter sind Schaf- und Rinderherden, ein Hirt fleht kniend zum Heiligen empor. St. Leonhard ist auch Pfarrpatron in Donnersbachwald bei Irdning, wo ich seinerzeit wirkte, in Großsölk, St. Leonhard bei Graz u. s. w in Steiermark. Eine Filialkirche St. Leonhard ist in der Ebene bei St. Lorenzen ob Eibiswald, Leonhardikapellen sind in Glein bei St. Oswald und in Murau. In Donnersbachwald, dem vorgenannten Orte, sieht man St. Leonhard in der Kutte, Vieh im Hintergrunde auf dem Hochaltarbilde. Der Heilige blickt kniend empor, gleichsam, als wolle er den Segen des Himmels auf das Vieh herabflehen. In Aussee trifft man an einer Seitenthür der Kirche eine hübsche Abbildung von St. Leonhard.

Ähnlich den Leonharditafeln sind die bekannten Marterln, die auch im oberen Murthale zu treffen sind, vornehmlich im oberen Rantenthal, in Stadl, Predlitz, Katsch, Frojach, Teufenbach u s. w. Auch auf dem 2741 *m* hohen Preber ist ein Marterl, das besagt, dass anfangs der Neunziger Jahre auf diesem Berge im Juli zwei Knaben vom Schneegestöber überrascht wurden und dabei umkamen. Interessant ist das Preberschießen auf dem 1520 *m* hochliegenden Prebersee im Lungau. Das Schießen dauert gewöhnlich zwei Tage lang. Es ist dies ein sogenanntes Hochzeitsschießen.

Im Bezirke Murau gibts Wetterkreuze in Hausern, am Zielberg, auf den Kögeln, am Ochsen- und Lärchberge, am Gstoder u. s w. Zu diesen Wetterkreuzen wird am Sonnwendtag (Johanni) und am Wetterherrentag (Johan. und Paul) processionsweise gezogen. An diesen Tagen schmückt man die Kreuze mit Blumen. Auch im Ennsthale trifft man, was eingeflochten sei, Wetterkreuze, zumeist braun angestrichen. Sie werden auf Anhöhen aufgestellt. Ich sah solche in Weißenbach auf dem Schwoager-Bühel, in Liezen auf dem Calvarienberge, in Lassing, Donnersbachwald u. s. w. Die Wetterkreuze sind g'weiht, man glaubt, dass dort kein Hagel kommt, wo sie stehen. Um sich gegen den Hagel zu schützen, schießt man am Wetterherrentag im oberen Murthale auf den Almen. In St. Lorenzen, einer Filialkirche bei St. Georgen o. M. ist noch Wetterläuten üblich. Der Messner hat es vorzunehmen, er erhält dafür Geld oder Naturalgaben, doch wehe ihm, wenn er zu spät läuten würde.

Am Faschingsmontage gibt es in den Seitenthälern der Gemeinde St. Georgen o. M. Maskenumzüge. Ins Thal getrauen sich Bergbewohner nicht hinunter, aus Furcht, beanständet zu werden. Die Masken ziehen auf den Bergen von Haus zu Haus, mit einer Ziehharmonika und Trommel bei sich. Die Bäuerin muss trachten, die Hühnernester zu leeren, sonst werden sie von den Maskerern geleert.

Wie Peter Purgstaller, vulgo Kirchenwirt in St. Georgen versicherte, soll sich in St. Ruprecht seinerzeit Folgendes zugetragen haben: Ein Bursche gieng abends zu seinem Dirndl auf Besuch. Um zur Kammerthür zu gelangen, musste er, damit man ihn nicht sehe, durch die mit dem Hause in Verbindung stehende Tenne. In dieser bemerkte er zu seinem nicht geringen Schrecken eine Leiche auf dem Boden, doch er sammelte sich bald wieder und kniete nieder, um in seiner kindlich frommen Weise für den Verstorbenen ein Gebet zu verrichten. Nach beendeter Andacht gieng er heimlich zum Dirndl und fragte, wer im Hause gestorben sei. Das Mädchen wusste von keinem Sterbefall, und da meinte der Bub: «Schau, is a Oniweig g'wen!» Dieser Oniweig war aber kein Hindernis zum Austausche von Zärtlichkeiten. Nach vielen Versicherungen von ewiger Treue und Liebe verließ der Bursche sein Dirndl. Auf der Tenne war der Oniweig nimmer zu sehen. Am nächsten Morgen durchschwirrte das Dorf die Trauerbotschaft, das betreffende Dirndl sei in der Nacht plötzlich am Herzschlage gestorben. Ein schwerer Schlag wars für den Burschen. «Jo, jo» sagte er, «der Oniweig hot holt sei' Bedeitung g'hobt». Seit dieser Zeit war der Bursche der strenggläubigste Abergläubische.

Den Landherrn Simon, Moarknecht beim Neuwirth in St. Georgen o. M. erzählte: Vor gewiss weit über hundert Jahren hatte sich in Lärchberg beim Klaunzner Stadl auf'n Tenn' ein Mann erhängt. Als die Leute den Todten fortschaffen wollten, konnten sie ihn beim großen Tennthor nicht hinausbringen. Nu ja, freilich, im Selbstmörder steckt (dem Volksglauben nach) immer der Teufel und der will bei keinem Thor aus und ein. Wegen dieses «Capricentegels» musste in der Wand neben dem Tennthor ein großes Loch aufgerissen werden, um den Selbstmörder hinauszuschaffen.

Die Länge Christi.

Von Karl Reiterer, Weißenbach.

Seite 366 der Zeitschrift f. österr. Volkskunde Jahrg. III. (Schluss-Heft) befindet sich eine Abhandlung über die Länge Mariens. Der Verfasser regt am Schlusse seiner Ausführungen an, durch fragmentarische Beantwortung zu zeigen, ob vielleicht anderswo ähnliches existiert, weshalb ich mir heute mitzutheilen erlaube, dass ich von einem gewissen Johann Sulzbacher in Weißenbach bei Liezen einen Papierstreifen erhielt, der 30·8 *cm* lang und 4·8 *cm* breit ist und auf der einen Seite folgenden Text enthält:

«Frauen eine fröhliche Geburt zu verleihen. O mein getreuer Gott und Herr, durch dein H. Läng und vielfältige Güte und Barmherzigkeit bitte ich dich, dass du mich in deiner H. Läng allzeit verbergest, behütest und bewahrest, heute und diese acht Täge und Nächte in deine heil. verborgene Gottheit, als sich die hohe Gottheit verborgen in die Menschheit, die wie du dich verbergest in des Priesters Hand unter der Gestalt des Brod und Wein. O Herr Jesu Christe! ich bitte dich, dass du mich zwischen deinen Rucken und der heiligen Kron. O Herr Jesu Christe! ich bitte dich, dass du mich verbergest in deine heil. fünf Wunden, und mich abwaschest durch deine heilige Läng und mit deinem H. rosenfarben Blut, die heil. Dreyfaltigkeit sey mein Schild und Schirm für alle meine Feinde sie seyen sicht- oder unsichtbar. Im Namen Gottes Vaters und des Sohnes und des heil. Geistes, Amen. Gott der Vater ist mein Mittler, Gott der Sohn ist mein Vorgeher und Gott der heil. Geist ist mein Beystand, und welcher dann stärker ist als diese drei Mann und diese H. Läng Christi, der komme und greife mich an. Das helfe mir Gott der Vater, der Sohn und der heil. Geist, Amen. Und auf meinen Herrn Jesum Christum, meinen lieben Seligmacher steure ich mich christlicher Mensch, der beschütze und führe mich in das Leben, Amen. Je—»

Dieser Papierstreifen ist meines Erachtens nur ein Theil des Ganzen, weil er rechts ungleich beschnitten ist und hier die Silbe «Je» steht, was darauf hindeutet, dass der Text eine Fortsetzung hatte.

Volkslieder.

Von Karl Reiterer, Weißenbach.

Ein alter fliegender Blatt-Druck, den ich in Weißenbach erhielt, bringt «Zwey schöne weltliche Lieder». Das Erste:

1. Es kund ja nichts lustiger's seyn auf der Welt,
Als ledig und frey seyn; gesund und praf Geld:
Was soll man dann mehrers von Gott noch begehren,
Seyds froh, wer nur dieß hat, und wanns lang thut wehrn.

2. Der ledig und frey ist, ist ein großer Herr,
Hat nur kleine Sorgen, macht 's Gwissen nicht schwer:
Ein solcher kann allzeit vergnügter auch seyn,
Als der ein böß' Weib hat, die nichts thut als grein.

3. Den Ledigen- und Freystand, den lieb ich vor allen,
Es kunnt auf der Welt mir nichts bessers gefallen:
Ob Paulus zwar schreibet, der Ehestand ist gut,
Den ledigen Stand dannoch vorziehen er thut.

4. Ich hab' mich schon b'sonnen, will ledig verbleiben,
Ich kann mir die Zeit ja allein leicht vertreiben:
Dann wär ich verheyrath, hätt' Sorgen gar viel,
So bin ich alleinig, und leb', wie ich will.

5. Trinkt einer zu Zeiten etwann ein Maß Bier,
Sobald man nach Haus kommt, steht's Weib bey der Thür:
Du Lümmel, du Biersack, du Lagl, du Schroll,
Schau wie er jetzt da steht, der Zapfe ist voll.

6. Kommt's endlich zum Sterben, geschieht mir wied'rum leicht,
Ich darf nur acht' geben, dass ich holt recht beicht,
Und wann ich verseh'n bin mit unsern lieben Herrn,
Aft kömmts mit ain Krampen, und thut's mich einscherr'n.

Das Zweyte:

1. Man sagt zwar oft vom Glück:
Mei, wer hat's g'sehen,
Wie's aus thut sehen?
Ist's lang, breit oder dick,
Viel' sagen: das Glück sey kuglrund,
Kein Augenblick stillstehen kunt,
Es gleichet einem Rad,
So nie kein' Stillstand hat.
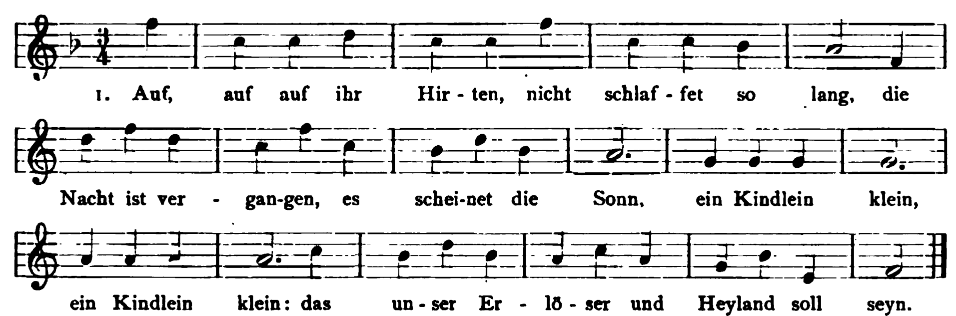
2. Das Glück ist wie ein Mond,
Es nimmt bald auf, und
Nimmt bald ab,
Niemal stillstehen kann;
Oft gehts in völling Vollschein auf,
Ein andern setzt's die Hörner auf,
Oft einem scheints kein Augenblick,
So machts das falsche Glück.

3. Der sucht sein Glück im Feld,
Ein Kugel kühmt,
Sein Leben nihmt,
Es hat ihn schon entseelt:
Der will sein Glück im Spielen wagen,
Den lährn Beutl nach Haus thut tragen,
Es bringt ihn oft in Noth,
Ja gar in Schand und Spott.

4. So thrauts dem Glück nur nicht,
Ein Narredey
Ein Phantesey,
Ist nur ein leeres Gedicht:
Weil auf kein Glück zu hoffen ist,
Der auf Gott baut, der ist vergwist,
Er wird verlassen nicht,
Wann ihm was leids geschicht.

Nachstehende zwei geistliche Hirtenlieder sind mir deshalb von Belang, weil sie in Donnersbachwald, einem Gebirgsdorfe bei Irdning, zu Schulmeister Johann Baresser's Zeiten, d. i. von 1867 bis 1888 gesungen wurden. Da mir auch die Melodie bekannt ist, so führe ich sie bei jedem an. Den Text fand ich auch auf einem fliegenden Blatt-Druck.

1. Hirtenlied.



2. Ein seltsame Music in Wolken erklingt,
Das Gloria in Excelsis ein Engel vorsingt,
Loß nur grad zu, loß nur grad zu,
Gelt, Urberl, es gefallt dir, ich glaub' dirs, mein Bue.

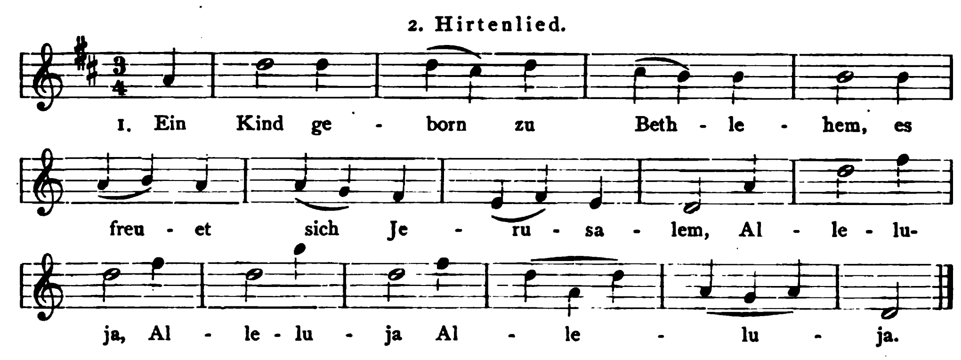
3. Zu Bethlehem drunten geht nider der Schein,
Es muss ja was himmlisch verborgen drunt seyn,
Ein alter Stall, ein alter Stall,
Er scheinet und glanzet als wie ä Christall.

4. So geh, mein Fritzel, und bsinn di nicht lang,
Stich ab ein faists Kitzel, und wag nur ein Gang,
Buck di fein schön, buck di fein schön,
Und ruck flugs dein Hütl, wanst eini willst gehn.

5. Ein sehr alter Dättel im eisgrauen Bart
Dem liebreichen Kindel gar fleißig aufwart,
Auf bloßer Erd, auf bloßer Erd,
Ein zartes Jungfräulein den Heyland verehrt.

6. Zwischen zwey Thieren ein Esel und Rinn,
Ligst ganz erfrohren das liebreiche Kind,
O großer Gott, O großer Gott,
I trau mirs nit zsagen, ich scham mi zu tod.

2. Hirtenlied.



2. Hier liegt es in dem Krippelein, Krippelein,
   Ohn' Ende ist die Herrschaft sein, Alleluja.
3. Das Oechslein und das Eselein, Eselein,
   Erkannten Gott, den Herrn sein, Alleluja.
4. Drey König von Sabba kamen dar, kamen dar,
   Gold, Weyhrauch, Myrrhen brachten sie dar, Alleluja.
5. Sie giengen in das Haus hinein, Haus hinein,
   Grüsten Gott den Herrn sein, Alleluja.
6. Sein Mutter war ein reine Magd, reine Magd,
   Die ohn ein Mann gebohren hat, Alleluja.
7. Die Schlang ihn nicht vergiften könt, vergiften könt,
   Ist worden unser Blut ohn Sünd, Alleluja.
8. Er ist uns gar gleich nach dem Fleisch, nach dem Fleisch,
   Den Sünden nach ist er uns nicht gleich, Alleluja.
9. Damit er uns ihm machet gleich, machet gleich,
   Und wiederbracht zu Gottes Reich, Alleluja.
10. Zu dieser heiligen Weyhnacht Zeit, Weyhnacht-Zeit,
    Sey Gott der Herr gebenedeyt, Alleluja.
11. Gelobt seyst du Herr Jesu Christ, Jesu Christ,
    Der du uns Mensch gebohren bist, Alleluja.

Beide Lieder wurden zur Weihnachtszeit in der Dorfkirche gesungen, ersteres Lied war am Christtage üblich, letzteres am Stephanitage. Kirchensängerinnen waren damals Dorothea Steiner, vulgo Steiner Dorl, derzeit eine Fleischhauerin, verehelichte Winter in Weyer, und Elisabeth Höpflinger, Stöger Lieserl, eine Tochter des einen Wirtes in Donnersbachwald, nunmehr meine Frau. Erstere war Altistin, letztere Sopranistin. Pfarrer war damals ein gewisser Polley in Donnersbachwald.

Auszählreime der Kinder in der mittleren Steiermark.

Mitgetheilt von Frau A. Marx, Allerheiligen.

1. Aßl, Maßl,
   Thomas, Glasel,
   Wix, wux,
   Aussi g'stutzt.
2. Angerle,
   Wangerle,
   Zuckerle bu,
   Trakerle,
   Wakerle,
   Aussi musst du.
3. Imi, Ani, o
   Kappert ani o,
   Zittera Welle,
   Zittera Welle,
   Trink trank tro.
4. In dem Garten ist ein Baum,
   Auf dem Baume ist ein Ast,
   Auf dem Aste ist ein Nest,
   In dem Neste ist ein Ei,
   In dem Ei ist eine Uhr,
   Die Uhr schlägt eins, zwei, drei,
   Also bist du frei.
5. Ani, Tani, Tintenfass,
   Geh' in die Schul' und lerne was,

Wenn du was gelernet hast
Komm' zu mir und sag mir 'was,
Wie viel Schriften hast du geschrieben,
Eins, zwei, drei, also bist du frei.

6. Ani, Tani, Türkenpani,
Hast du g'sehn den Franzipani,
Sieh'st ihm nicht, so schrei ei, ei,
Eins, zwei, drei und du bist frei.

7. Eins, zwei, drei, vier,
Du bist zaundürr.

8. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben,
Gott hat mir drei Brief' geschrieben,
Ein'n für mich,
Ein'n für Dich,
Ein'n für Kaiser Heinerich.

9. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben,
acht, neun, zehn, eilf, zwölf, dreizehn,
Geh' hin nach Weizen,
Geh' hin nach Korn,
Dort sind die Esel geboren.

10. Blauer, blauer Fingerhut,
Steht der Jungfrau gar so gut,
Jungfrau'n soll'n nicht tanzen
Mit den grünen Kranzen,
Jungfrau knie Dich nieder,
Küsse, wen du willst.

Kinderliedchen aus dem Mürzthale.

Mitgetheilt von Frau A. Marx, Allerheiligen.

1. Miazale, Moizale geah'ma z'an Tanz,
Setz' a weiß' Häuberl auf und ean grean Kranz,
Ziag's roathi Kitterl on, s'schwarzi Miaderl dazua,
Oaft bist mein liab's Schotzerl, d'Schönst' für dein'n Bua.

2. Etti, wetti Fingerhut,
Stirbt der Bauer, ist's nit gut,
Stirbt die Bäuerin auch zugleich,
Geh'n die Engel mit der Leich.

3. Holzknechtbuab'n müass'n früh aufsteh'n,
Müass'n d' Hackerl nehm' und in Holzschlag geh'n
Wonn d' Sunn schön scheint und dos Hackerl schreit,
Dos is'n Holzknecht Buab'n sein größti Freud'.

4. Wann der Auerhahn balzt
Und der Kohlführer schnalzt
Und das Brandvögerl schreit,
Ist der Tag nimmer weit.

Kinderlieder aus alter Zeit.

Mitgetheilt von Frau A. Marx, Allerheiligen.

1. Ziserlbam(baum), Ziserlbam,
Steht in mein'n Garten,
Wann die schön' Liserl kumt (kommt),
Sag' sie soll warten.

Wann sie net (nicht) warten will,
Sag' i bin g'storben,
Wann sie recht woanen (weinen) thuat,
Sag' i kum morgen.

2. Annamirl, Zuckerschnürl,
Geh' mit mir in Keller,
Um a (ein) Wein'l, um a Bier'l,
Um an Muskateler.

Zweigesang.

Mariechen saß auf einem Stein, einem Stein, einem Stein,
Da kämmt sie sich ihr krauses Haar, krauses Haar, krauses Haar,
Als sie damit fertig war, fertig war, fertig war,
Fängt sie laut zu weinen an, weinen an, weinen an,
Da kommt ihr Bruder Karl her, Karl her, Karl her,

(Karl) Mariechen warum weinest du, weinest du, weinest du,
(Mariechen) Weil ich sterben muss, sterben muss, sterben muss,
Da zog Karl das Messer heraus, Messer heraus, Messer heraus,
Und stoßt es in Mariechens Herz, Mariechens Herz, Mariechens Herz,
Mariechen ward ein Engelein, Engelein, Engelein,
Karl war ein Bengelein, Bengelein, Bengelein.

Volkskundliches aus dem Hocherzgebirge.

Von Wenzel Peiter, Wellemin.

In den Ortschaften des oberen Gebietes des Joachimsthaler Bezirkes herrscht der uralte Brauch, ein gekauftes Rind das erstemal, wenn es in den neuen Stall geführt wird, immer nur mit dem rechten Fuße eintreten zu lassen. Man glaubt nämlich dadurch mit dem gekauften Stücke Glück zu haben. Die Durchführung dieses Verlangens ist oft nicht so einfach, als es scheint, da manches Rind sich geradezu capriziert, mit dem linken Fuße über die Stallschwelle zu schreiten. Zwei-, dreimal und noch öfters muss es zurückgerissen werden, ehe es das verlangte Bein hebt. Da man aber dies schon als kein gutes Zeichen ansieht, so führt man meistens das gekaufte Rind bis knapp vor die geschlossene Stallthür, und lässt diese erst öffnen, wenn es schon ruhig steht. Hierauf hebt man demselben den rechten Fuß, zieht diesen über die Schwelle und treibt das Thier an.

Nach einem anderen dortigen Volksglauben haben die Hühner eine sogenannte «Unruhfeder» auf ihrem Körper, die, wenn sie unter die Bettfedern kommt, dem Schlafenden jede nächtliche Ruhe raubt. Aus diesem Grunde wechselt man bei einem Sterbenden die Kopfpolster, wenn er zu lange im Todeskampfe liegt, um ihm das Sterben zu erleichtern. Das Gleiche ist auch der Fall, wenn der Ruhende, beziehungsweise der Sterbende, auf einer Feder von einem Raubvogel liegt. Zur Erklärung dessen muss erwähnt werden, dass man im Hocherzgebirge die Strohsäcke in den Bettstellen, sowie auch auf den Kanapees, den sogenannten «Faulenzern», nicht mit Stroh, sondern mit Moos oder Riedgras stopft. Beide Materialien sind nicht allein viel besser zu diesem Zwecke wegen ihrer Weichheit als Stroh geeignet, sondern auch dort oben auf den Höhen leichter zu beschaffen.

Tiefsinnig soll der Mensch werden, wenn ein Vogel einige seiner Kopfhaare mit zum Nestbaue verwendet. Die Haarschneider, gewöhnlich alte, ausgediente Militärs, sind daher immer ängstlich besorgt, ihr Handwerk in den Stuben auszuüben, wo die Haare zusammengekehrt werden können. Auch sehen sie darauf, dass dieselben immer in den Ofen geworfen werden.

Wer die kleinen Friedhöfe des Hocherzgebirges begeht oder einen Blick über die niederen Mauern in dieselben hineinwirft, wird allerorts und zu jeder Zeit das Handwerkszeug des Todtengräbers in irgend einer Ecke hinterlegt finden. Keiner nimmt es mit in seine Behausung. Und warum? Schaufel, Spaten und Hacke sollen nämlich immer schon vorher anmelden, wann sie in Benützung genommen werden.

Noch ein Nachtrag zur Sage vom König Midas.[1])

Von G. Polívka, Prag.

Unlängst kam mir erst die «Übersicht der kroatischen traditionalen Literatur» von Ivan Radetić in die Hände. In diesem Buche las ich (S. 68 f.) noch eine in der Lika erzählte Version dieser Sage, die bis auf kleine Abweichungen mit der dalmatinischen Sage «Der Thurm von Norin» übereinstimmt, besonders in dem wichtigen Motiv von dem mit der Muttermilch angemachten Kuchen. In dieser Version wird der König Atila statt Midas oder Trojan genannt. Er ist nicht so schrecklich entstellt wie der König der dalmatinischen Version, er hat einen Hundekopf und Bocksohren, es treibt ihn auch nicht die Verzweiflung in den Tod, als das schreckliche Geheimnis aus der Flöte tönte, die sich ein Hirte aus dem Schilfrohre machte, welches an der Stelle hervorwuchs, wo der vom Geheimnis geplagte Barbier es der Erde zuflüsterte.

---

[1]) Zs. f. österr. Vk. III, 295 f. [2]) Pregled hrvatske tradicionalne književnosti. U Senju (Zengg) 1879.

Volksglauben der Rumänen in der Bukowina.[1])

Mitgetheilt von Demeter Dan, Straža.

(Fortsetzung.)

463. Man soll die vom Topfe in der Herdasche hinterlassene Spur zerstreuen, denn ansonst könnte man am Sitz Geschwüre bekommen.

464. Der Zungenausschlag vergeht, wenn der damit Behaftete einem zweiten sagt: «Ich habe einen Ausschlag an der Zunge», der andere aber fragt: «Wann?», der erstere antwortet: «Jetzt», der zweite aber ausspuckt und sagt: «Jetzt soll er vergehen», was dreimal wiederholt werden muss.

465. Wenn die zusammengebundenen Kukuruzsämlinge von den Körnern enthülst werden, so pflegt man dieselben im Herbste auf die Bäume aufzuhängen, damit selbe im nächsten Jahre viel Früchte haben sollen.

466. Wenn ein Todter gerade zu Grabe getragen wird, so müssen die an die Straße gehenden offenen Thore zugemacht werden, ansonst würde jemand aus den Häusern mit offengebliebenen Thoren sterben.

467. Es soll nicht gut sein in jene Stelle zu treten, wo sich ein Pferd gewälzt hat, denn ansonst würde man Flechten im Gesichte oder harte Geschwülste an den Fußsohlen bekommen.

468. Sieht jemand bei einem Menschen Warzen und zählt er dieselben, so wird auch er solche bekommen.

469. Legt man einen Stein unter die als Same hingestellte Nuss, so wird der Nussbaum bald Früchte tragen.

470. Will jemand seinen Haarwuchs befördern, soll ihm eine zweite gutgesinnte Person das Haar beim Anwachsen des Mondes stutzen und dann wird sein Haar schön wachsen; wird aber das Haar von einer geizigen oder schlechtgesinnten Person bei Mondesabnahme gestutzt, so wird das Haar im Wachsthume stehen bleiben.

471. Der Jungverstorbene wird auch jenseits jung leben, ein im Alter Verstorbener wird auch drüben alt sein.

472. Erbsen soll man nicht auf den Boden ausschütten, denn sie sind die Thränen der Mutter Gottes, welche nicht auf die Erde fallen dürfen.

473. Ein Mädchen soll nicht pfeifen, denn dann würde die Mutter Gottes weinen.

474. Trocknet man Kukuruzkolben im Backofen, so ist es nicht gut einige derselben dort zurückzulassen, denn dann steckt die Mutter Gottes, wenn man ein zweites mal im Backofen heizt, ihre Hand bis zum Ellbogen ins Feuer, um die zurückgebliebenen Kolben herauszuziehen.

475. Wenn die Katze hustet, wird Streit im Hause entstehen.

476. Den Spinnrocken soll man nicht liegend hinlegen, denn ansonst wird die Spinnerin Stechen bekommen.

477. Nur an Sonntagen und Donnerstagen soll es angezeigt sein sich trauen zu lassen; wenn man sich an einem andern Tage trauen würde, so wäre die Ehe nicht glücklich.

478. Man glaubt, dass die Ehe nur durch den Tod gelöst werden kann.

479. Jene Braut, die in ihrer Ehe keine Kinder haben will, erreicht ihren Zweck, wenn sie während der Trauung so viele geröstete Nüsse im Busen hält, als sie Jahre kinderlos bleiben will; nach der Trauung werden jene Nüsse in die Erde vergraben.

480. Jene Braut, welche während der Trauung einen kleinen Spiegel und ein Stückchen Zucker im Busen halten wird und hierauf mit diesem Zucker die der Schwiegermutter vorgesetzten Speisen zubereitet, wird bei der Schwiegermutter in Ansehen stehen.

481. Leute, die einen Meineid ablegen wollen, nehmen bei einer solchen Gelegenheit einen Stein in den Busen, damit die Folgen dieses falschen Schwures auf den Stein und nicht auf sie fallen.

482. Die zur Trauung herausstaffierte Braut pflegt man auf einen Polster zu setzen, damit sie es im Eheleben gut und weich habe.

483. Der Bräutigam hat während der ganzen Hochzeitsdauer die Mütze auf, weil man glaubt, das es ihm nicht anstehe jene abzulegen, da er zu jener Zeit Kaiser oder Fürst ist.

---

[1]) Siehe diese Zeitschrift Band III, 20, 116, 180, 370.

484. Der Bräutigam darf während der Hochzeit mit bloßer Hand weder etwas nehmen noch geben, sondern muss die Hand bei so einer Handlung stets mit einem Taschentuche umwickelt haben, denn ansonst würde er sein Glück weggeben und die Hand verunreinigen.

485 Am Vorabende des hl. Georg pflegt man auf den Säulen der Thore, Thüre, ferner an den Stallungen grüne Rasen mit Weidenzweigen zu legen im Glauben, dass dann die Elfen den Kühen die Milch nicht abnehmen und die Hexen den Schlaf der Kinder, die Träume der Mädchen und das Glück der Burschen nicht verderben können.

486. Wenn die Braut und der Bräutigam zur Trauung fahren, pflegt man in jedem Wagen je ein Tannenbäumchen mit zunehmen, damit sich die jungen Leute eines fröhlichen Lebens erfreuen, wie man sich besonders zur Winterszeit beim Anblick einer grünen Tanne erfreut.

487. Vor der Trauung müssen die Brautleute ein Bad nehmen, worin man Basilienkraut, neues Silbergeld, Milch und Honig hereingibt, damit sie wie das Basilienkraut beliebt, rein wie das Silber und süß wie Milch und Honig sein sollen.

488. Besucht ein gerade die Periode durchmachendes Weib eine Wöchnerin, so sagt man, dass ihr Kind die Vierzigerkrankheit bekommen wird.

489. Am hl. Abend nach dem Nachtmahle, räumt das Hausmädchen alles vom Tische weg, nimmt alle Löffel in die Hand, geht mit ihnen hinaus und schüttelt dieselben in der Hand, worauf es aufhorcht, aus welcher Richtung her Hundegebell hörbar ist und glaubt, dass von jener Richtung Werber kommen werden.

490. Es soll gut thun etwas vom erstgefallenen Schnee aufzubewahren, zu schmelzen und mit dem daraus gewonnenen Wasser im Frühjahre die Pflanzen zu begießen, worauf sie vor dem Erdfloh sicher sein werden.

491. Will ein Bursch oder Mädchen die Liebe eines Mädchen oder Burschen gewinnen, so pflegt man einen neuen Topf zu nehmen und auf den Boden desselben drei Löcher zu bohren, worauf man eine Fledermaus einfängt, sie in den Topf gibt und denselben mit dem Boden nach oben auf einen Ameisenhaufen niederstellt und sich sogleich entfernt, um nicht das Gequitsch der von den Ameisen angegriffenen Fledermaus zu hören. Nach drei Tagen verbleibt von der Fledermaus nur noch das Skelet, wovon einige Theile die Form eines Hackens, andere aber die eines Rechens haben. Dann nimmt das Mädchen oder der Bursch diesen Hacken und hackt ihn an jene Person ein, deren Liebe man gewinnen will oder man berührt mit dem Rechen jene Person, die man verschmäht.

492. Am Jordanstage pflegt man während der Wasserweihe Fetzen anzuzünden, deren Überbleibsel aufbewahrt werden, um jene damit einzuräuchern, die Ohrenstechen haben.

493. Am hl. Abend, bevor man vom Honigweizen kostet, nimmt man einen Löffel voll davon und wirft diesen zum Plafond hinauf, im Glauben, dass das Glück dem Hause treu bleiben wird, nach anderer Version, damit die Bienen sich beim Schwärmen gut fangen sollen.

494. Am hl. Abend pflegt man, bevor man sich zu Tisch setzt, von jeder Speise ein Stückchen zu nehmen und in das unter der Tischdecke auf dem Tische ausgestreute Heu zu legen, welche Stückchen dann sammt dem Heu den Kühen zum Fressen vorgelegt werden, damit ihnen niemand die Milch abnehmen kann.

495. Die Rasen vom hl. Georgstage soll man aufbewahren, denn sie dienen den Erschrockenen zum Einräuchern, worauf ihnen der Schrecken keinen Schaden bringen kann.

496. Am hl. Kreuzerhöhungstage pflegt man den Kuhmist zu sammeln, und dieser soll dann gut sein Thiere und Menschen bei Ausschlägen, Schrecken etc. zu räuchern.

497. Man glaubt, dass jener, der am Palmsonntage Palmkätzchen verschluckt, vor Halsdrüsen geschützt sein wird.

498. Enthülste Bohnen soll man nicht essen, denn sonst würde sich die Gesichtshaut des Essenden schälen.

499. Kleine Kinder soll man nicht mit im Munde gekauten Speisen füttern, denn solche Kinder würden üblen Mundgeruch verbreiten.

500. Wenn man für ein Kind eine Amme nimmt, so soll man ihr zuerst zu essen geben, und erst dann soll sie dem Kinde Brust geben, denn ansonst würde die Brust und folglich auch das Kind keine Milch haben.

501. Kann ein Kind in der Nacht nicht schlafen, so thut man gut, von einer Züchtin, die Junge hat, Ferkelmist so geschickt zu nehmen, dass die Züchtin dies nicht merkt, denselben unter das Polster des Kindes zu legen, und dasselbe wird so gut wie die Ferkel schlafen.

502. Jenes kleine Kind, welches die Händchen fortwährend geballt hält, wird erwachsen geizig sein, jenes aber, das die Hände immer offen hält, wird verschwenderisch sein.

503. Jener, der hier auf Erden mehrere Frauen gehabt hat, wird nach dem Tode auf der jenseitigen Welt mit der ersten leben, die andern aber werden im Hintergrunde stehen.

504. Den zum Aussäen bestimmten Samen soll es nicht gut sein, in Mehlsäcken einzufassen, denn ausonst wird jene Fruchtgattung Brand bekommen.

505. Wenn ein Kind zur Taufe getragen wird, so pflegt man die Taufleinwand, mit welcher die Lichter umwickelt werden, mit Basilienkraut und anderen Blumen zu schmücken, wovon niemand etwas wegnehmen darf, denn ansonst würde man den Schlaf vom Kinde wegnehmen.

506. Wird jemand vom Fieberfrost geschüttelt, so ist es gut, einen kleinen Fisch, den man in den Eingeweiden eines größeren aufgefunden hat, zu nehmen, zu trocknen und zu pulverisieren und das Pulver zu trinken, worauf ihn das Fieber sogleich in Ruhe lässt.

507. Es soll gut sein, den vom Fieberfrost Geschüttelten mit einer Kanne voll Wasser zu übergießen, oder dass der Fiebernde sogleich in ein kaltes Wasser bade; und er wird vom Fieber geheilt werden.

508. Man glaubt, dass das Fieber seinen Grund in zu gierigem Essen oder Trinken hat. Wenn man nun sich die Überzeugung verschafft hat, welche Speisen oder Getränke das Fieber hervorgerufen haben, so soll man davon sehr viel essen oder trinken, und man wird fieberfrei werden.

509. Wird für einen Kranken eine Arznei bereitet, so darf derselbe davon keine Kenntnis haben, ansonst dieselbe nicht hilft.

510. Die Tauben werden für so rein gehalten, dass denselben weder die Zauberei noch die Hexerei etwas anhaben kann.

511. Ist am zweiten Tage nach Weihnachten schönes Wetter, so wird das nächste Jahr fruchtbar sein; wird es an jenem Tage früh heiter sein, so wird der Kukuruz schnell reif werden, ist es aber nachmittags heiter, so wird der Kukuruz spät reifen.

512. Am Tage, wann eine Kuh gekalbt hat, soll man nichts aus dem Hause, nicht einmal einem Bettler ein Stück Brot geben, denn ansonst würde die Kuh das Kalb zum Saugen nicht zulassen.

513. Wird jemandes Kleid durch die Thür erfasst, so werden Gäste kommen.

514. Man glaubt, dass in der dritten Nacht nach der Geburt eines Kindes die Schicksalsgöttinnen um Mitternacht erscheinen und dann die Zukunft des Neugeborenen vorhersagen.

515. Kommt jemand in ein Haus, wo man gerade das Brot in den Backofen gibt und hat man bis zu seiner Ankunft viele Brote in den Ofen gegeben, so glaubt man, dass der Gast in Zukunft viele Hemden haben wird, hat man aber bis zu seiner Ankunft noch kein Brod in den Ofen geschoben, so wird er in Zukunft gar keine Hemden haben.

516. Wenn man den Katzen ihren Schnurrbart abschneidet oder verbrennt, so fangen sie keine Mäuse.

517. Wenn es am Neujahrstage heiter und Frost ist, so glaubt man, dass die Menschen im neuen Jahre gesund sein werden, ist aber an jenem Tage warmes Nebelwetter, so werden Krankheiten folgen.

518. Kauft jemand ein zum Schlachten bestimmtes Viehstück, so wird es ihm Glück bringen.

519. Es soll nicht gut sein, Ochsen zu kaufen, deren letzte Rippe kürzer als die anderen ist, denn diese sollen nicht wachsen und sich nicht gut füttern.

520. Von einer schwarzen Kuh können die Hexen die Milch nicht abnehmen.

521. Es soll gut sein, beim Hause einen schwarzen Hahn zu halten, denn der Ort, wo er getreten, ist vor jeder Zauberei gefeit.

522. Hat man sich am hl. Abend vor dem Jordanfeste zu Tisch gesetzt, so darf man sich darauf nicht mehr hin und her im Hause, um irgend eine Arbeit zu verrichten, herumdrehen, alsdann würden die Gluckhühner nicht auf den Eiern ruhig sitzen, sondern in einemfort aufstehen.

523. Man glaubt, dass nach der Wasserweihe am Jordanstage keine Gefahr mehr vorhanden ist, von Wölfen aufgefressen zu werden.

524. Während der am Jordanstage stattfindenden Wasserweihe pflegt man brennende Fetzen in der Hand zu halten, und man glaubt, dass jene, welche dies thun, von den Wölfen nicht gefressen werden.

525. Die Wölfe sollen besonders in der Zeit von Weihnachten bis zur Erscheinung Christi herumgehen und Schaden anrichten.

526. Hat sich jemand an einem Finger geschnitten, so soll es gut sein, darauf Spinngewebe zu legen, welches das Blutrinnen stillen wird.

527. Hat jemand ein Geschwür, das nicht aufbrechen will, so soll man eine Kröte nehmen, dieselbe entzwei reißen und dieselbe blutend und warm aufs Geschwür legen, welches dann aufbrechen wird.

528. Würde ein Mensch von einer Schlange gebissen, so soll er sogleich in ein Wasser gehen und wird geheilt werden, ist ihm aber die Schlange zuvorgekommen, so kann er nicht geheilt werden.

529. Man glaubt, dass der Schlangenbiss geheilt wird, wenn man auf die gebissene Stelle eine Schlangenhaut auflegt.

530. Tritt jemand auf einen Schlangenknochen, so soll ihm der Fuß anschwellen und die Geschwulst sich auf den ganzen Fuß ausdehnen.

531. Nähert sich einem irgendwo schlafenden Menschen eine Schlange, so sollen ihn die Eidechsen in seinen Busen hereinkriechen und kitzelnd wecken.

532. Wird jemand von einem Hund gebissen, so soll er ein Geldstück auf die gebissene Stelle legen und wird geheilt sein.

533. Man glaubt, dass die Schlange den Pfeife- oder Cigarrerauchenden flieht, da sie den Rauch nicht vertragen kann.

534. Wenn die Schlange pfeift, soll sie sich in einer großen Lebensgefahr befinden.

535. Hat jemand Kreuzschmerzen, so ist es gut, dass ihn der Bär trete, worauf er gesunden wird.

536. Eine getödtete Schlange soll erst nach Sonnenuntergang absterben.

537. Man glaubt, dass die Schlange früher auf dem Schwanze einhergieng, bis sie von Gott im Paradiese verflucht wurde, dass sie auf dem Bauche krieche und auf die Ferse des Menschen, der Mensch aber auf ihren Kopf achtgebe.

538. Man glaubt, dass Gott nach dem Sündenfall Adams die Erde verflucht habe und nur der Theil des Hundes und der Katze davon nicht betroffen wurde, von welchen sich die Menschen ernähren, weshalb es Sünde sei, einen Hund oder eine Katze zu tödten.

539. Die Katze frisst mit zugemachten Augen und schwört dann hoch und heilig, dass sie nichts gefressen hat.

540. Derjenige, der bei den Bienen herumgeht, soll keinen Knoblauch essen, ansonst er von denselben ungemein gebissen werden wird, da sie den Knoblauchgeruch nicht vertragen können.

541. Man heilt Personen, die erschrocken sind, wenn man dieselben mit den Pöllerstöpseln räuchert.

542. Derjenige, der erschrocken ist, soll sich mit Schwalbennestern räuchern und wird wieder hergestellt sein.

543. Leidet jemand an einer Krankheit, der soll vor Sonnenaufgang aufstehen, ein reines Hemd anziehen und einen neuen Topf nehmen, für den er den verlangten Preis, ohne gefeilscht zu haben, gezahlt hat und zur Mühle gehen, ohne etwas zu sprechen und von jemandem gesehen zu werden, worauf er Tropfen vom Mühlenrad nehmen und sich damit am ganzen Körper waschen muss, worauf er gesund werden wird.

544. Hat jemand Stechen, so soll er Sommerhanf nehmen, denselben am Rücken drehen, neun Knoten binden und sich dann damit kreuzweise über die Brust binden, nach welchem Vorgange das Stechen aufhören wird.

545. Um einen Säufer vom Brantweintrinken zu entwöhnen, soll man einem Todten ein Geldstück in den Mund legen, welches am dritten Tage herausgenommen gewaschen und

hierauf in den Brantwein gelegt werden muss; dann gibt man dem Säufer von diesem Brantwein zu trinken, und nie mehr wird er Brantwein trinken.

546. Hat jemand Fieber, so ist es gut, dass er sich vom Kopfe einige Haare und dann die Nägel kreuzweise schneidet, welche dann in ein Ei gelegt werden, nachdem man es etwas zerschlagen hat, und stellt dasselbe an einem Kreuzwege hin, worauf ihn das Fieber verlassen wird.

547. Um der Typhusansteckungsgefahr zu entgehen, soll man in eine Kandel mit Krenwasser Alaun geben und von diesem Wasser trinken, was ein Präservativmittel sein soll.

548. Hat jemand Rothlauf, so soll er auf die kranke Stelle ein rothes Stoffstück auflegen, dann neun Leinkügelchen machen, welche einzelweise angezündet auf das Stoffstück derart aufgelegt werden sollen, dass sie mit einem Ende gelöscht werden mit den Worten: «Weder ein noch zwei» etc., soll sich hierauf gut einwickeln, und der Rothlauf wird verschwinden.

549. Um die Kopfschmerzen los zu werden, soll man unangefangenes Wasser oder Tropfen von der Mühle in einem neuen Topfe bringen, dasselbe in eine Schüssel gießen und dann auf den Block hinstellen, auf welchem Holz gehackt wird, hierauf taucht man einen Holzspan ins Wasser und berührt dann damit die Stirne mit den Worten: «Die Sonne im Wasser, die Gesundheit im Kopfe», worauf der Holzspan nach rückwärts geworfen wird. Dieser Vorgang wird mit drei Holzspänen an neun Montagen in aller Frühe wiederholt.

550. Jener, der das Eisenkraut besitzt, kann alle damit berührten Schlösser öffnen.

551. Wenn man die Binde, mittelst welcher die Füße eines Todten zusammengehalten werden, in irgend ein Haus hereinwirft, so wird dadurch bewirkt, dass die Hausbewohner so fest schlafen, dass man alles aus dem Zimmer ganz getrost wegnehmen kann; wenn man aber mit jener Binde noch die Thür zubindet, so schlafen die Hausbewohner solange fest, bis nicht jemand die Thür losbindet.

552. Käse, Butter und Milch darf nicht mit auf der Messerspitze genommenem, sondern mit einem Löffel eingefasstem Salz gesalzen werden, denn ansonst würden jene Artikel weniger werden.

553. Wurde irgend ein Thier von einem Wiesel gebissen, so soll man ein Wieselfell auswaschen, und dann die Bisswunden mit jenem Abwaschwasser waschen.

554. Hat ein Kind die Abzehrung, so ist es gut, dasselbe in einen einem geschlachteten Thiere entnommenen Darm einzuwickeln.

555. Bleichsüchtige werden dadurch geheilt, dass sie einige Motten in ein Getränk geben und dann dieselben aus einem Wachsgläschen verschlucken.

556. Hat jemand eine der siebenundsiebzig Fieberarten, so soll er Schnupftabak mit Schnaps trinken und wird gesund werden.

557. Um sich gegen böse Halsdrüsen zu sichern, soll man drei Primelblüten verschlucken.

558. Das Palmsonntagreisig soll man nicht ins Haus bringen, sondern es unter dem Dachstuhl des Stalles stecken und nur während des Donners und Blitzes damit im Hause räuchern, damit der Blitz das Haus nicht berühre.

559. Damit die Kühe Milch geben, soll man abends in einem Gefäß Brod und Salz in den Brunnen über die Nacht hereinlassen, welches dann herausgezogen und den Kühen zum Fressen vorgelegt wird.

560. Schwache Kinder soll man in einem aus Cholera-Disteln zubereiteten Bad baden, worauf sie sich erholen werden.

561. Wenn die Weiber aus der Kirche heimkehren, nachdem sie in die Kirche eingeführt wurden, pflegen sie auf ein an die Schwelle gelegtes Eisenstück zu treten, damit sie so stark und fest wie das Eisen werden.

562. Der Nabel eines neugeborenen Kindes wird mit einem Zwirn aus Herbsthanf und ja nicht aus Sommerhanf gebunden, denn ansonst würden jene Kinder ohne Nachfolger bleiben, gerade wie der Sommerhanf keinen Samen hat.

563. Man glaubt, dass die Mutter Gottes mittelst eines aus Herbsthanf angefertigten Netzes die Seelen der Sünder aus der Hölle, unter dreimaliger Herablassung desselben herausfischt, und dass jene Seelen, welche sich auch beim dritten Male nicht an das Netz geklammert haben, verloren sind.

564. Das Weib, welches mit ihrem neugeborenen Kinde zum Priester geht, damit er ihr das Reinigungsgebet liest, soll beim Austritt aus dem Hause und bei der Rückkehr nach Hause über ein Messer und Kohlen schreiten, damit es weder selbst noch ihr Kind verschrien werde und ihnen nichts Böses zustoße.

565. Wenn die Hunde den Mond anstarrend bellen, so wird Krieg folgen.

566. Das Mädchen, welches Wäsche wäscht und dabei ihre Kleidungsstücke nass macht, wird einen Säufer zum Mann bekommen.

567. Am hl. Abend vor der Erscheinung Christi soll man den Kehricht nicht aus dem Zimmer hinaustragen, denn ansonst trägt man das Glück aus dem Hause.

568. Er ist nicht rathsam, ein Thier mit einer Dornkirschruthe zu schlagen, denn ansonst würde dasselbe an Blut erkranken.

569. Die Kiefer soll darum knotig sein, weil sie von Gott verflucht wurde in Anbetracht dessen, dass die in die Hände und Füße Christi eingeschlagenen Nägel aus Kiefer waren.

570. Wenn ein Kind Convulsionen hat, so wird das Kind, wenn es den Anfall bekommt, aus der Molter, wo es gelegen ist, herausgenommen und dieselbe über das Kind umgekehrt und dann daran ein neuer Topf zerschlagen, worauf es gesunden wird.

571. Um ein Kind von Convulsionen zu heilen, nimmt man neun Schaffüße, kocht sie an einem Fasttage in einem neuen Topfe in unangefangenes Wasser, womit man dann das Kind vor den heiligen Bildern vor Sonnenaufgang, zu Mittag mitten im Zimmer und dann vor Sonnenuntergang bei der Thür badet und dann sogleich das Bad hinausschüttet; tritt die Heilung nicht nach einem eintägigen Bade ein, so muss dieses an Montagen, Mittwochen und Freitagen wiederholt werden.

572. Hat sich jemand am Feuer verbrannt, so soll er sich mit der Schafnierenfettigkeit, die nicht mit Wasser in Berührung gekommen ist, schmieren und mit pulverisiertem Schafmist überstreuen

573. Die Brandwunde heilt, wenn man in ein Stück Speck Hafer gibt und dasselbe dann in einen Teller mit Wasser legt und den Hafer anzündet, worauf der Speck schmilzt, mit welchem Schmalz dann die Wunde geschmiert wird.

574. Es ist gut, den vom Kinde abfallenden Nabeltheil aufzubewahren und dann dem Erwachsenen zu geben, damit es, wenn es ein Knabe ist, scharfsinnig die Lehren auffasse, wenn es aber ein Mädchen ist, geschickt sei im Nähen und Weben.

575. Ist ein Kind erschrocken, so ist es gut, dasselbe mit einem Stück von einem Priesterornate oder mit einer aus dem Rauchfass herausgefallenen Kohle zu räuchern oder demselben, während es schläft, etwas Chrisam mittelst eines Federchens ins Ohr zu tröpfeln.

576. Ist jemand durch Kohlendunst betäubt, so soll er sich auf den Fußboden niederlegen und warmes Wasser auf den Kopf auflegen, aber gar kein Wasser trinken.

577. Wurde jemand von einem wüthenden Hunde gebissen, so soll er ein Stück Taxbaum pulverisieren und dieses Pulver mit Wasser oder einer anderen Flüssigkeit trinken.

578. Der Ort, wo jemand von herabgestürzten Erdschollen getödtet wurde, wird unrein gehalten und jeder, der in der Nacht dort vorbeikommt, muss irre gehen.

579. Hört man in der Nacht einen Ruf beim Fenster, so ist es nicht rathsam, beim ersten Ruf weder zu antworten, noch hinauszugehen, denn man könnte verunglücken oder sterben, oder die Sprache verlieren, denn der Rufende ist ein böser Geist; wenn aber draußen dreimal gerufen wird, so kann man antworten oder hinausgehen, weil der Rufende ein reiner Geist oder Mensch ist.

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Photographie und Volkskunde. Bereits im Jahre 1896 ist in dieser Zeitschrift II., S. 183 ff. ein dringender Appell an alle Amateurphotographen gerichtet worden, die Volkskunde durch fleißige Aufnahmen volkskundlicher Objecte unterstützen zu wollen. Es wurden damals in einem Aufsatz, betitelt: Die «Photographie im Dienste der Volkskunde» eine Reihe von Themen für photographische Aufnahme genannt. In analoger Weise wendet sich

nun ein Aufruf der jüngst gebildeten «Dresdner Gesellschaft zur Förderung der Amateur-Photographie» an die weitesten, die Kunst der Camera übenden Kreise, betreffend die Mitwirkung an dem «Photographischen Museum im Dienste der sächsischen Volkskunde». Wir benützen den Anlass, um die damals gegebene Anregung angelegentlichst zu wiederholen und bringen aus dem genannten Aufrufe das Programm der Aufnahmen zum Abdruck, das sich allerdings speciell auf sächsische Verhältnisse bezieht, aber auch auf jedes andere Gebiet leicht sinngemäße Anwendung erleidet. Dies Programm deckt sich, nebenbei gesagt, fast völlig mit dem in dem oben citierten Aufsatz gegebenen und lautet:

Typische und charakteristische Gegenstände etc. sind zu bevorzugen, in erster Linie aber solche Aufnahmeobjecte, die im Begriff sind, zu verschwinden, wie z. B. alte Bauernhäuser, Volkstrachten etc.

1. Typische Landschaftsbilder. (Erzgebirgische Landschaft, Dorf mit Umgebung in der sächsischen Schweiz, wendische Heide, Spreelandschaft.)

2. Malerische Häuseransichten, Hausinschriften über den Thüren, schönes Fachwerk, Straßenansichten, der Dorf- oder Marktplatz, das Rathhaus, die Försterei, die Schenke, die Kirche, der Kirchhof (Grabkreuze), die Pfarre, die Schule, Schlösser, Burgen und Ruinen. Bei den späteren Ausstellungen wird die Zusammenstellung dieser Aufnahmen aus allen Theilen unseres Vaterlandes und der angrenzenden Gebiete wertvolle Einblicke in die verschiedenen Bauarten etc. gewähren.

Ebenso dürften die Aufnahmen von Ansichten aller Städte und Dörfer Sachsens einen außerordentlichen Wert in zukünftigen Zeiten erlangen. Photographien von Bauten neueren Stiles, Villen, öffentlichen Gebäuden in den Städten, werden als Contrast zu den obengenannten Bildern von großer Wichtigkeit sich erweisen.

3. Aber nicht nur das Äußere von Gebäuden ist erwünscht, im Bilde zu besitzen, hochwillkommen ist auch, zumal dies bisher wohl wegen der sich einstellenden Schwierigkeiten noch wenig geschehen ist, das Aufnehmen des Inneren eines Bauernhofes, einer Stube, einer Kirche. Im Hause befinden sich hier und da wohl noch buntbemalte Schränke, Truhen, Himmelbetten, Öfen mit Hölle, altes Haus- und Wirtschaftsgeräth (Spinnrocken etc.). Die verschiedenen Gewerken (siehe auch unter «Volkstrachten») geben bei ihrer Arbeit als Staffage eines Interieurs höchst dankbare Genrebilder, z B. der dreschende Landmann, der arbeitende Scherenschleifer, die Spitzenklöpplerin.

4. Familienaufnahmen. Charaktertypen bei Hochzeiten (Hochzeitsbitter, Brautpaar, Brautjungfern etc.), bei Kindtaufen, Begräbnissen. Sodann spielende Kinder.

5. Volkstrachten und Verwandtes. Auf die Volkstracht, ist, wie schon erwähnt ein sehr großes Gewicht zu legen, zumal dieselbe nur noch ganz vereinzelt vorkommt.

Malerische Studien werden geben: Jäger, Schiffer, Fuhrleute, Hirten, arbeitende Bauern, Landleute auf dem Gange zum Markte, Bergleute in Arbeits- und Paradeanzug, erzgebirgische Kastenleute und Kleinwarenhändler, umherziehende Künstlertruppen, wendisches Osterreiten, Schandauer und Leipziger Schiffer- und Fischerfeste, vogtländisches Hammelkegelschieben, Kirmesbilder, Schulfeste, Schützenaufzüge, Scheibenschießen, Hebeschmäuse mit Umzügen, Jahr- und Viehmärkte mit ihren typischen Figuren, Manöverbilder.

Ebenso sind auch Bilder von großstädtischen Straßentypen der Sammlung einzuverleiben: Chaisenträger, Dienstleute, Straßenkehrer, Hausierer, Dienstmädchen, Nachtwächter, allerhand Spaziergänger etc. etc.

6. Verkehrswesen. Hier ist vom Schiebebock und dem gebirgischen Lastwagen, den städtischen Verkehrsmitteln, den Leichenwagen bis zur Eisenbahn ein reiches Feld. Flussverbindungen (Zillen, Flöße, Dampfschiffe etc.)

An die geehrten Amateurs ergeht nun neuerlich die Bitte, Abzüge ihrer Aufnahmen, welche für die österreichische Volkskunde Interesse haben, dem «Museum für österreichische Volkskunde» (I. Wipplingerstraße 34) zuwenden zu wollen.

† Ferdinand Krauß. Am 12. April erlag der Grazer Schriftsteller und Landesrechnungsrath Ferdinand Krauß in Meran einem Lungenleiden. Ferdinand Krauß hat sich mit rühmlichem Eifer der Erforschung und Schilderung des Volksthums seiner engeren Heimat

gewidmet, und in seinem Werke: «Die eherne Mark» lebendige und zutreffende Beschreibungen seiner engeren Heimat und ihres urwüchsigen bäuerlichen Lebens geliefert. Auch in Rossegger's Heimgarten und in Tagesblättern hat Ferdinand Krauß manche hübsche Beobachtung aus den Bergen veröffentlicht. Er war ein warmer Freund unseres Unternehmens, der Zeitschrift wie dem Museum für österreichische Volkskunde wendete er seine dankenswerte Mitwirkung in anspruchsloser Art zu. Die österreichische Volksforschung verliert in ihm einen aufrichtigen und thätigen Freund und wird ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

10. Franz Wilhelm: Thiernamen in volksthümlichen Zusammensetzungen und Redensarten des Saazer Landes. 60 Seiten.

Der mehrfach um die Aufsammlung volkskundlichen Stoffes von Deutschböhmen verdiente Verfasser stellt in übersichtlicher, angenehm lesbarer Form ein ähnliches Material über die Thiernamen des Saazer Landes zusammen, wie es Prof. J. Neubauer in dieser Zeitschrift II, 204, 278, 320 aus dem Egerländischen gethan hat. Für das vom «Vereine für Geschichte der Deutschen in Böhmen» geplante Wörterbuch der deutschen Mundarten Böhmens ist das genannte Büchlein eine ganz brauchbare Vorarbeit. Dr. M. Haberlandt.

11. Deutsche Volkstrachten — städtische und ländliche — vom Beginn des sechszehnten bis zum Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, Volkstrachten aus Süd- und Südwest-Deutschland, von Friedrich Hottenroth. Frankfurt am Main. Verlag von Heinrich Keller 1890. Probeheft. 4 Mk.

Die weitverbreitete Meinung, unsere Volkstrachten seien alt, uralt — wie nicht selten zu lesen — ist gänzlich unrichtig: auch die älteste geht nicht über die Mitte des 16. Jahrhunderts zurück; die meisten gehören dem 17. und zumal dem 18. Jahrhundert an; selbst das 19. Jahrhundert hat gar manchen Antheil an der Herausbildung einzelner Trachten. Im allgemeinen bildeten sich die Volkstrachten aus Resten von stehengebliebenen Modetrachten heraus.

Fr. Hottenroth, als gelehrter Trachtenforscher längst bekannt, schildert in sehr instructiver, durch zahlreiche Abbildungen, die bis auf die Schnitte der einzelnen Trachtenstücke eingehen, höchst anschaulich wirkender Auseinandersetzung in der vorliegenden Publication die Bauerntrachten des südlichen und südwestlichen Deutschland vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. Die österreichischen Trachten unserer Alpenländer sind allerdings im Besonderen nicht beschrieben, indessen bleiben sie doch nicht gänzlich ohne Berücksichtigung und finden bei Besprechung der bayrischen Gebirgstrachten ihre Analogien. Wir kommen auf das sehr bedeutende Werk nach seiner Vollendung ausführlich zurück. Dr. M. Haberlandt.

12. Deutsche Volksnamen der Pflanzen aus dem nördlichen Böhmen. Von Prof. Dr. Franz Tschernich. (Wien, Selbstverlag, 1897.)

Diese Abhandlung erschien in dem diesjährigen Schulberichte des k. k. Akademischen Gymnasiums in Wien und liegt nun als Broschüre in einem Sonderabdrucke vor. Die vom Verfasser aus ungeschriebenen Quellen gesammelten Bauernnamen der Pflanzen stammen zum größten Theile aus der Umgebung der Stadt Leipa, der Heimat des Verfassers, theils auch aus dem westlichen Böhmen, der Gegend von Elbogen. Der Verfasser hat mit dieser Sammlung eine dankenswerte Arbeit verrichtet, da er damit zahlreiche volksthümliche Pflanzenbenennungen der Vergessenheit, welcher sie heute bereits vielfach entgegengehen, entrissen und auch den Anstoß gegeben hat, ein solches Sammeln fortzusetzen, das gewiss in vielen, besonders in den dem Verkehre entrückteren Gegenden reichlich die Mühe der Forschung lohnen wird.

(Bohemia, 1897, Nr. 239.)

V. Mittheilungen aus dem Museum für österreichische Volkskunde.

Erwerbungen im Jahre 1898.

I. Ethnographische Sammlung:

(Fortsetzung.)

1. 1 eisernes Votivthier und 1 alterthümlicher Bergwerkshammer aus Neuberg in Steiermark, durch freundliche Vermittlung des Herrn Rittmeister Ladisl. Edl. von Benesch.

2. 1 Bauernsessel, mit geschnitzter Rücklehne (männliches Gesichtsprofil) aus Rigersdorf bei Korneuburg, vom Bauer Ebenseder; Ende des 18. Jahrhunderts; 1 Bauernsessel, mit geschnitzter Rücklehne (weibliches Gesichtsprofil); Ende des 18. Jahrhunderts; ebendaher, durch freundliche Vermittlung des Herrn Verwalters Franz X. Größl.

3. 4 Musikinstrumente für die ländliche Tanzmusik in der Umgebung von Iglau, und zwar: Klarfiedeln, Grobfiedel, Baßgeige. Geschenk des Herrn Robert in Brünn durch freundliche Vermittlung des Deutschen Hauses in Brünn. (Über diese Musikinstrumente siehe Zeitschrift für österreichische Volkskunde III. S. 9 im Aufsatze von Fr. P. Piger: Das Schnadahüpfl in der Iglauer Gegend.)

4. 1 Himmelbett mit Decke, reich mit Städteansichten u. dgl. bemalt. Datirt 1741. Aus Vorarlberg. Geschenk des Herrn Malers Carl Probst.

5. 1 Paar Strümpfe einer Zillerthalerin, aus Wolle, werden, dicht in Falten geschoben, aufgezogen. Geschenk des Herrn Director Dr. Alexander Petter in Salzburg.

6. Marienbild, sehr groß in Glasrahmen, mit zwei geschnitzten Engeln aus Holz und verschiedenen Votivanhängseln. Geschenk des Herrn Johann Presl.

7. Sammlung des Herrn Leopold Burgstaller von Kollerschlag O.-Ö. Geschenk. Fünf Glasbilder, verschiedene Heilige darstellend, in Holzrahmen. Marienbild, auf Holz gemalt, in Rahmen. Zwei Holzleuchter, gedreht. Crucifix, aus Holz geschnitzt. Geschriebenes Gebetbuch, mit Handmalerei verziert. Crucifix, aus Holz geschnitzt, beschädigt Spinnrocken, mit Kerbschnitzerei verziert. Spinnrad, mit 2 Spulen. Haspel, aus Holz. Laterne, aus Eisenblech, cilindrisch. Heiligenschein, aus Holz, mit grünem Kranz. Muttergottesstatue, mit Jesuskind aus Kunstmasse.

8. 25 Heiligenbildchen, aus dem Ennsthale. Geschenk von Karl Reiterer in Weißenbach bei Liezen.

9. Silberner Bauernring, aus O.-Ö. Geschenk des Herrn Johann Presl.

10. Tuchrock, violett, von einem Graslitzer Bräutigam, inwendig mit Rohseide gefüttert. Weste, aus weißer Seide, mit Seide gestickt, von einem Graslitzer Bräutigam. Brauttaille, aus blauer Seide. Weste, aus gelbem Nanking. Geschenke der Frau Rosa Schobloch in Tschemin.

11. Sammlung schlesischer Webergeräthe, aufgesammelt von Herrn Josef Adam. Webstuhl, vollständig eingerichtet, stammt aus Würbenthal in Schlesien, ehedem Eigenthum von Alois Zillner; hat denselben von seinem Großvater geerbt. Scherbank. Zwirnrad, aus Würbenthal, Eigenthum des Gürtler gewesen, Erbstück seines Großvaters, ca. 130 Jahre alt. Zinnkrug, Zunftkrug der Weber, war Eigenthum seines Großvaters, welcher Vorsteher der Weberzunft war. Mit Inschrift. 1757.

Spulrad und Haspel.

12. Hemd, aus selbstgewebter Leinwand, sackartig. Kuhländchen. Oberhemd, aus Leinwand, an den Ärmeln gestickt. Kuhländchen. Geschenk des Herrn Hausotter.

13. Regenschirm, aus rothem Kattun, mit Messingbeschlag. (Brautschirm) von Kollerschlag O.-Ö. Geschenk des Herrn Leopold Burgstaller in Kirchberg a. Wagram.

14. Buttermodel, aus Holz geschnitzt (Klosterneuburg). Geschenk des Herrn Franz X. Größl.

15. Pergamentbild, mit der Hand gemalt (St. Johannes; auf der Rückseite 3. Juni 1812 Budweis); dieses Bild stammt aus der Familie Knappe, aus Tirol eingewandert. Geschenk des Johann Presl in Wien.

16. Zeichnung, (von Ladislaus v. Benesch) stellt einen 97 jährigen Mann aus der Gegend von Rožnau in Mähren vor. Geschenk des Herrn Rittmeisters Ladislaus v. Benesch. Ölstudie, Krainerin mit dem charakteristischen weißen Kopftuche (peča). Theresia Verbisch

geb. Tersain bei Stein in Krain im Jahre 1814 († 1886). Geschenk des Malers Herrn Rittmeister L. v. Benesch. Tabakschneidemaschine, aus Holz, 1837, mit Eisenmesser, durch freundliche Vermittlung des Herrn Rittmeisters Ladisl. Edl. v. Benesch.

17. 13 Wallfahrtsbildchen, von Weißenbach bei Liezen. Ein Diebssegen vom Jahre 1619 (handschriftlich). — Ein Gebet zum Lebenabbeten 1851. — 4 Heiligenbildchen. Geschenke des Schulleiters Karl Reiterer in Weißenbach bei Liezen.

18. Trachtenstücke und Sympathiemittel von der kroatischen Bevölkerung von Oberthemenau bei Lundenburg in Niederösterreich. Geschenke des Herrn Lehrers Benjamin Kroboth in Oberthemenau, eines geschätzten Mitarbeiters dieser Zeitschrift. Über die Benennung, Verzierung, Herkunft und Bedeutung dieser Stücke hat Herr Lehrer B. Kroboth die nachfolgenden Mittheilungen zur Verfügung gestellt, welche ihres instructiven Inhaltes halber nachstehend zum Abdrucke gelangen:

1. 6 Schulterkragen = obojek. Der Schulterkragen war ehedem an dem kurzen Hemde (rukávce) angenäht, heute aber wird er um den Hals gebunden und mit einer Spennadel am Rücken angeheftet und ist also nicht mehr ein Theil des Hemdes, sondern tritt als ein selbständiges Bekleidungsstück auf. An Wochentagen sieht man nur wenige, alte Weiber damit herumgehen; derselbe ist aus grober Hanfleinwand ohne Stickerei, an den 3 Rändern mit einem Hohlsaum oder kleinen Zacken versehen. Die Sonntagskrägen sind immer reich gestickt (Handarbeit der ledigen Mädchen) und mit gekauften Zwirnspitzen an den Rändern geschmückt. Die schwarzgestickten Schulterkrägen sind die ältesten, und sind solche unter der hiesigen Bevölkerung nur schwer mehr zu bekommen. Um Landshut in Mähren herum sind solche heute noch anzutreffen. Die roth ausgemerkten sind auch schon zur Seltenheit geworden, modern sind jetzt nur die weißgestickten. Über die einzelnen Krägen seien die nachfolgenden Bemerkungen notiert:

Inv.-Nr. 8425. Frau Josefa Jankovič, Nr. 104 in Oberthemenau, war die Eigenthümerin dieses Schulterkragens; die Handarbeit ist aber nicht von ihr, sondern von Frau Eva Vlašic, heute in Raitsch in Croatien wohnhaft, ausgeführt worden. Theile: čipky, stink, hrachovinka, forma, plátno.

Inv.-Nr. 8426. Die an diesem Schulterkragen ausgeführte Handarbeit stammt von Frau Katharina Mikulič, Nr. 68 in Oberthemenau, aus der Zeit ihres ledigen Standes. Die darauf vorkommenden Bänder bereits außer Gebrauch, gegenwärtig üblich nur glatte Theile: čipky, stink, kvelbování, hrachovinka, forma, in den Ecken květ, plátno.

Inv.-Nr. 8427. Im Jahre 1870 wurde dieser Halskragen von Frau Francisca Kania, geborene Pochilý, angefertigt und an Sonntagen getragen. Er wurde mittelst angenähter Schnürchen gebunden. Die Theile des Kragens heißen: čipky, obrúbka, hrachovinka, šlápka, hrachovinka, 2 forma, Mitteltheil eingesetzt, «sámečky» darauf.

Inv.-Nr. 8428. Dieser Schulterkragen war nicht angenäht, sondern nur mit Spennadeln angeheftet. Er ist über 75 Jahre alt und wurde von der Mutter der Frau Francisca Sitek in Oberthemenau angefertigt. Ist hierorts nur schwer mehr zu bekommen. Benennung seiner Theile im Volke: čipky (Spitzen), stink, kvelbování, mešterka, scáček, hrachovinka, scáček, plátno (Leinwand), in den Ecken kvítka (Blümchen).

Inv.-Nr. 8429. Ist 50 Jahre alt und stammt aus dem Nachlasse der Frau Marie Pochilý, der Mutter der Frau Francisca Kania, Nr. 38 in Oberthemenau. Theile: čipky, kvel, bování, hrachovinka, plátno.

Inv.-Nr. 8430. Dieser Zackenkragen ist 30 Jahre alt und war an dem kurzen Hemde angenäht. Die Eigenthümerin war Frau Rosina Malinkowič, Nr. 164 in Oberthemenau. Theile: cangle, kocúri, hrozny, plátno; Handarbeit nicht mehr modern.

2. 5 Schürzen. Schürzen mit Besetz (lémec) heißen «fěrtochy» und ohne Besetz «zástěry». Für die Wochentage sind sie heute aus blauer Leinwand, für besseres Ausgehen aus Kattun oder aus Battist. Früher waren sie immer kürzer als die Röcke, heute aber trifft man nicht selten Mädchen an, deren Schürzen länger als ihre kurzen Röcke sind. Die gestärkten Schürzenschnüre werden vorn gebunden und die Endtheile derselben lassen sie auch vorn herabhängen. An Sonn- und Feiertagen tragen sie weiße, reichgestickte (Handarbeit der Mädchen) Schürzen mit Spitzen oder Rosenzacken. Seidenschürzen pflegen aus blauem oder rothem Stoffe zu sein. Zu den blauen kommt immer ein rothes, breites, zu den rothen wieder ein blaues (gelbes) Band mit Maschen, deren Endtheile wieder vorn herabhängen, um die Hüften. Geblumte Seiden-

schürzen sind unter den hiesigen Kroaten nicht mehr gebräuchlich. Über die einzelnen Schürzen ist das Nachfolgende zu sagen:

Inv.-Nr. 8431. (fěrtoch) Schürze. Diese geblumte Seidenschürze mit gekauften Spitzen (čipky) ist nicht mehr modern. Sie stammt aus dem Hause Nr. 181 in Oberthemenau und wurde von Marie Kurial getragen. Mit den kurzen Leinwandschnürchen wurde die Schürze vorn festgebunden, die Endtheile unter die Schürze gesteckt und darüber ein breites, rothes Band mit Maschen befestigt. Den Schürzenstoff, der nur auf einer Seite glänzt, nennen sie «atlas». Die an dieser Schürzen angebrachten Spitzen werden nicht mehr gekauft, an ihre Stelle sind Seidenspitzen (1 Elle 70—90 kr.) getreten.

Inv.-Nr. 8432. Blaue Seidenschürze mit Silberspitzen von Marie Nossek in Oberthemenau, ist häufig zu sehen. Der blaue Seidenstoff heißt «creditor». Die Spitzen können auch gelb sein und heißen dann «zlaté čipky» (goldene Spitzen). Bei blauen oder bläulich gefärbten Schürzen kommt immer ein rothes, breites Seidenband mit Maschen (3 Ellen lang) um die Hüften darüber. 1 Elle von den Spitzen kostet 50—80 kr. und die fertige Schürze 5—6 fl.

Inv.-Nr. 8433. Diese Schürze war Eigenthum der Frau Marie Kurec, Nr. 151 in Oberthemenau, und ist vor 25 Jahren von ihr angefertigt und dann an Sonn- und Festtagen getragen worden. Das Stickmuster nennen sie «formy» und die Fältchen «sámečky».

Inv.-Nr. 8434. Angefertigt hat diese Schürze vor etwa 20 Jahren Frau Josefa Jankovič, Nr. 104 in Oberthemenau. Benennung: cangle, gule, sámečky.

Inv.-Nr. 8435. Die an dieser Schürze angebrachten Bänder sind nicht mehr gebräuchlich. Sie war im Besitze der Frau Marie Kurial, Nr. 181 in Oberthemenau, und ist auch von derselben die daran vorfindliche Handarbeit zur Zeit ihres ledigen Standes ausgeführt worden. Muster: cangle, gule, sámečky.

3. Kinderleibchen für Mädchen Wurde von den Mädchen der Frau Katharina Wlašic, Nr. 180 in Oberthemenau, getragen. Der daran befindliche Knopf fehlte und wurde ein ganz beliebiger aufgenäht. Den rothen Stoff nennen sie «tibét».

4. Mädchenleibchen. 60 Jahre alt, nach Anna Schlichta von Frau Francisca Sitek in Oberthemenau

5. Knabenleibchen. Von derselben Frau ist auch das Knabenleibchen, das Julianna Fabičovic in Unterthemenau vor etwa 12 Jahren angefertigt hat. Es wird über das beiliegende Hemd angezogen.

6. Knabenanzug bestehend aus Hose (gatě s mešterků), Hemd (košila) und Leibchen ohne Ärmel (lajbl). Geschenkgeberin: Frau Anna Bartholšic, Nr. 31 in Oberthemenau. Gegenwärtig gehen in solchem Anzuge die Knaben fast gar nicht mehr.

7. Männerleibchen. Dieses 55 Jahre alte Männerleibchen nach Franz Sitek in Oberthemenau wurde von dessen Schwester Magdalena genäht.

8. Knabenhemd. Für Sonntage nach den Knaben der Frau Marie Hlavatý, Nr. 37 in Oberthemenau. An den breiten Ärmel sind «cangle», «kvítka» und «sámečky», an der Brust (na puntě) «stink», «hrachovinka» und «forma.»

8. Frauenhemd (rukávca). Dieses Werkstagshemd mit dem angenähten Schulterkragen ist ein Geschenk des Frl. Anna Raschka, Nr. 368 in Unterthemenau. Die Mädchen tragen aber den (angenähten) Schulterkragen an Wochentagen seit 3—5 Jahren nicht mehr.

9. Einfaches Sonntagshemd. Geschenkgeber: Anton Raschka, Nr. 368 in Unterthemenau. Getragen wurde dieses Hemd von dessen Schwiegersohne Georg Chorwat. Es ist über 20 Jahre alt und konnte neu 2 fl. 30 kr. gekostet haben. Den schmalen Halskragen nennen sie «mužský obojek». Das roth Ausgemerkte heißt kurzweg «forma». Über dieses Hemd zogen sie ein Ärmelleibchen an.

10. Rock (Rubač). Durch diesen bis an die Knie reichenden kurzen Rock wird das kurze Hemd ergänzt und wird noch heute von dem weiblichen Geschlechte getragen. Er ist 15 Jahre alt und wurde von Marie Mitrič, an Herrn Hlavatý, Nr. 37 in Oberthemenau verheiratet, angefertigt.

11. Haube «Kokeš». Der von ledigen Mädchen getragene haubenartige Kopfaufputz «kokeš» oder «rožky» genannt, besteht aus Pappendeckel, der mit einem grün, gelb, weiß und blau geblumten Seidentuche umwickelt ist. Unten und hinten ist er offen, nur rückwärts zusammengebunden, um die «gučka» (kleine Bandhäufung) befestigen zu können. Die «gučka» ist nach innen gerichtet, doch wird sie, wenn der «kokeš» auf den Kopf gesetzt wird, durch die

Haare ein wenig herausgedrückt. Oben ist, wie bei den Frauenhauben, der «netopýr» (größere Bandhäufung mit herunterhängenden Bändern), von welchem über die Haube zur «gučka» ein weißes, geblumtes Band geht. Zur Befestigung des «kokeš» dient eine Schnur, die jedoch am Kopfe der Haare wegen nicht sichtbar ist. Getragen wird er von ledigen Mädchen im Alter von 16—26 Jahren bei Hochzeiten und bei der Kirchtagsmusik und kommt auf 6—8 fl. zu stehen. Zu diesem Kopfschmuck gehört auch eine eigenartige Haarfrisur. An der Stirne wird das Haar vorgekämmt und beiderseits zu einem kleinen Geflechte (podkrůčky oder frčky) gegen die Ohren hin gebunden. Das andere Haar bildet 4 Zöpfe (ocásky), von denen 2, bestehend aus 8 Strähnen (praménky) um den Kopf und die andern 2 bestehend aus 3 Strähnen rückwärts gebunden sind. Dieser «kokeš» wurde zum letztenmale am 25. Mai 1898 bei der in Oberthemenau abgehaltenen Hochzeit der heutigen Frau Agnes Bartholšic, Nr. 37 in Unterthemenau getragen.

12. Weidenpfeifchen. «Gajdovka». Gelegentlich einer Radpartie hörte ich unweit Landshut bei Lundenburg in Südmähren einige Knaben, die Kühe weideten, musicieren. Ich stieg ab, hörte zuerst den ganz angenehm klingenden Tönen zu, und als ich mir das Instrument zeigen ließ, war es ein Pfeifchen aus Schilfrohr mit 4 Öffnungen. Unterhalb des Schilfsrohrknotens, welchen Theil man beim Blasen in den Mund führen muss, ist an derselben Seite, wo die 4 Öffnungen angebracht sind, ein Längsschnitt gemacht, durch welchen der angeschnittene Theil beweglich wird und durch das Blasen in Schwingungen geräth. Dieses Pfeifchen nennen die hier slovakischen Bewohner «gajdovka» und das Spiel selbst «gajdovat». In mir erwachte sofort der Wunsch, solch ein Spielzeug zu erwerben. Wir wurden auch gleich handelseins; der Knabe erhielt 2 Kreuzer und ich das Pfeifchen. Wir freuten uns beide unseres vollzogenen Geschäftes. Ist dort häufig anzutreffen.

13. Sympathiemittel: «Hodoňka». Unter «hodoňka» versteht man das Wechselfieber, und wer mit dieser Krankheit behaftet war, weiß viel davon zu erzählen, so auch Katharina Raschka, Nr. 368 in Unter-Themenau. Wie jeder andere Kranke versuchte auch sie alle ihr angerathenen Mittel, um wieder zu gesunden, aber keines wirkte so, wie folgendes: Der Kranke muss dem Doctor irgend ein Ästchen bringen, der in dasselbe mit einem Messer so viele Einschnitte macht als der Patient Wochen krank ist; an dem einen Ende der unteren Seite wird noch ein schiefer Schnitt gemacht. Das Ganze sieht einem Weidenpfeiferl ähnlich und heißt «hodoňka». Der Kranke nimmt nun die «hodoňka» in die Hand, läuft mit ihr zum Bache, darf aber mit niemandem reden, sich nirgends aufhalten, und wenn er am Ort angelangt ist, wendet er sich mit dem Rücken gegen den Bach und wirft das so zugeschnittene Ästchen (hodoňka) über den Kopf nach rückwärts und läuft unverweilt, wieder ohne sich umschauen zu dürfen, nachhause zurück. — Die beiliegende «hodoňka» ist ungefähr 21 *cm* lang und hat 10 Einschnitte; als Gegenmittel könnte sie nur ein 10 Wochen lang an Wechselfieber Leidender gebrauchen. — Dieses Mittel wurde mir nur aus dem Grunde mitgetheilt, um den an Wechselfieber erkrankten Mitmenschen damit Linderung und sichere Heilung zu bringen.

14. Schreckstein. Derselbe ist von dunkler (schwarzer) Farbe, bei oberflächlicher Betrachtung herzförmig, näher besehen aber pyramidenförmig, hat eine runde Öffnung und hängt an einer Schnur (Spagat). Stammt aus dem Besitze der Frau Rosalia Kerndl aus Ottenthal (pol. Bez. Mistelbach) N.-Ö. und wurde in ihrer Familie schon vielemale als ein sicherwirkendes Mittel gegen Fraisen bei Kindern erprobt, indem man ihn dem erkrankten Kinde um den Hals hängt. Ich erhielt ihn vom k. k. Gendarmeriepostenführer Herrn Wilhelm Stepanek in Unter-Themenau, der ein Schwiegersohn der genannten Frau ist.

15. Sympathiemittel. «Klokoče». Gegen Kopfausschlag bei Kindern sind Lupinen oder Wolfserbsen (klokoče) sehr wirksam, indem man eine ungerade Zahl derselben an einen Hanffaden bringt und sie dem Kinde an den Hals bindet.

Wir sprechen den freundlichen Spendern den verbindlichsten Dank für ihre wertvollen Gaben aus, in dem wir gleichzeitig an alle Mitglieder des Vereines und die Leser dieser Zeitschrift die warme Bitte richten, volkskundliche Gegenstände ihres Besitzes, von welchen sie sich unschwer trennen können, dem Museum für österreichische Volkskunde zur Vermehrung seiner Sammlungen freundlichst überlassen zu wollen.

Schluss der Redaction: 20. Juli 1898.

Druck von Gebrüder Stiepel in Reichenberg.

I. Abhandlungen.

Schätze und Schatzhüter in Tirol.

Von Adolf Ferd. Dörler, Graz.

Wohl kaum ein anderer Zweig des Tiroler Volksglaubens mag in früheren Zeiten die innersten Gemüther der Landbevölkerung so gefangen gehalten haben, als der Glaube an das Vorhandensein unterirdischer Schätze und der sie hütenden armen Seelen, kurzweg Schatzhüter genannt, die oft mit dem Blühen des Schatzes für den Menschen sichtbar werden und dann erlöst werden können, falls sie überhaupt zu erlösen sind. Manchmal übernimmt die Rolle des Schatzhüters jedoch auch der Teufel und sein Anhang.

Gewöhnlich blüht der Schatz in so unscheinbarer Weise, dass er von den Glücklichen, die die Gnade hätten ihn zu heben, nicht als solcher erkannt wird. Manchmal blüht er freilich auch in seiner ganzen strahlenden Pracht, oder es lodert von der Stelle, wo er liegt, eine gewaltige Feuersäule empor.

Ein alter Wurzelgräber aus Thaur bei Hall erinnert sich noch gut, wie seine Mutter, wenn ein schönes Abendroth vom Oberland herüberleuchtete, den Kindern zugerufen hat: «Schauts, Kinder, wia 's Arz[1]) blieht!»

Nur an einem einzigen Tag im Jahre blühen alle Schätze zugleich und können von denjenigen Menschen gehoben werden, welche sich in ihrer Nähe befinden, nämlich am Johannistag um 12 Uhr mittags, während des Betläutens. Weil es nun aber dem Menschen bestimmt ist, sich im Schweiße des Angesichtes sein Brot zu verdienen und nicht in so leichter Weise in den Besitz von Reichthümern zu kommen, mahnten an jenem Tage mittags nur drei kurze Glockenschläge zum Gebet. Das war nun freilich eine zu kurze Zeit, um viel auszurichten.

Will man aber den Schatz zu einer andern Zeit heben, besonders wenn er nicht gerade blüht, so ist dies meist ein vergebliches Beginnen, vor allem weil die Hebung des Schatzes unter tiefem Schweigen vor sich gehen muss und immer irgend ein Umstand eintritt, der den Schatzheber unwillkürlich zum Sprechen veranlasst.

Das haben auch der Pfeifer Seppele und sein Bruder, der Hansel von der Höll (einem Weiler oberhalb Pfaffenhofen) erfahren müssen, als sie es unternahmen, die bairische Kriegscasse zu heben. Sie wussten nämlich, dass sie bei der Schöffenkapelle außerhalb Pfaffenhofen vergraben liege und haben sie auch früher einmal am St. Johannistag blühen gesehen. Sie brauchten nicht lange zu graben, da kam ein Thaler zum Vorschein. «Do schau hear», meinte der Hansel, «den Tholar!» Jetzt

[1]) Erz.

war aber der Thaler verschwunden und unter der Erde hörte man rumpeln, als ob eine schwere eiserne Cassa in eine furchtbare Tiefe stürzen würde.

Der Sagschneider Miesl in Telfs wollte einst mit mehreren beherzten Männern auf dem ehemaligen Edelsitz Mauritzen mittels eines Zauberbuches einen Schatz heben. Sie hatten auch die Schatzkiste bereits hergeschworen, da that's auf einmal einen furchtbaren Rumpler, die Männer stießen einen Schrei aus, und der Schatz war dahin.

Auch auf dem Flinegg oberhalb Rum bei Innsbruck, am Wege, wo man zum Garzanhof hinaufgeht, liegt ein großer Schatz. Zwei Mannder machten sich einst nächtlicher Weile daran, den Schatz zu heben. Als sie den Hafen voll Goldmünzen schon beinahe herausgegraben hatten, hörten sie plötzlich jemanden johlend und jauchzend des Weges daher kommen. «Jessas, iatz kimmt oar!» entfuhr es unwillkürlich dem einen Schatzheber, und im selben Augenblick war der Schatz fort. Der nächtliche Johler und Jauchzer war aber niemand anderer als der «Untere» (Teufel) selber.

Oberhalb des eben erwähnten Garzanhofes thürmen sich die beiden felsigen Gipfel des Küchelberges empor, der einen niedern Ausläufer des Thaurer Joches bildet. Am Fuße der den Berg flankierenden Felswände befinden sich mehrere von Gebüsch verwachsene Löcher. In eines derselben haben vor uralter Zeit zwei geizige Bauern nächtlicher Weile eine Truhe voll Gold und Silbermünzen vergraben, schwuren aber zuvor noch, indem sie drei Finger der rechten Hand auf die Truhe legten, dass derjenige von ihnen, welcher zuerst sterben würde, den Schatz bis zum jüngsten Tage hüten müsse. Es traf den Poltl. Nach vielen Jahren gieng einmal ein Jesuiter auf den Berg um den Schatz zu heben. Er brauchte gar nicht lange zu beten und zu lesen, da kam der Schatzhüter aus dem Schrofen herauf. Er war aber erschrecklich anzuschauen; seinen schneeweißen Bart schleifte er auf dem Boden nach, die Fingernägel waren ihm zu langen krummen Klauen gewachsen, und den Pater reute es jetzt, ihn herauf geschworen zu haben. Der Schatzhüter sagte darauf zum Jesuiter, die Schatztruhe bekomme er nicht, aber die Zinsen[1]) könne er sich alljährlich an einem gewissen Tage holen. Den Jesuiten hatte jedoch der Anblick des Schatzhüters derart entsetzt, dass er sein Lebtag nicht mehr auf den Küchelberg gieng. Der arme Poltl aber sitzt heute noch oben und ist seinem Schwure gemäß nicht einmal erlösbar.

Andere sagen, der Schatz werde von einem steinalten Weiblein gehütet und blühe zu gewissen Zeiten. Ein Holzknecht bemerkte nämlich eine große Truhe mit offenstehendem Deckel. Neben ihr stand dieses Weiblein und winkte ihm. Neugierig trat der Mann hinzu und sah in der Truhe kleine Tuchflecklein in allen Farben. Er steckte davon eine Handvoll zu sich und gieng. Die Alte aber hörte er jetzt laut weinen

[1]) Es vergrößern sich nämlich die Schätze jedes Jahr um eine beträchtliche Summe (die «Zinsen»), was nicht selten auf Kosten eines Bauers erfolgt, wenn der Schatz irgendwo in dessen Hause, z. B. im Keller vergraben ist. Daher kommt auch manches Bäuerlein in Schulden, es weiß selber nicht wie.

und wie er sich umwandte, fiel der Deckel der Truhe zu, welche im selben Augenblick sammt der Schatzhüterin verschwunden war. Nach einer Weile hörte der Holzknecht ein Klirren in der Tasche und als er nachschaute, bemerkte er, dass sich die Tuchflecklein in blanke Liebfrauenthaler verwandelt hatten.

Dieses Weiblein erschien auch einmal mit einem Schlüsselbunde in der Hand einem Hirtenbuben auf dem Mahde unterhalb des Küchelberges. Es trat auf ihn zu und bat ihn flehentlich, er möchte doch bald beichten und communicieren gehen und hernach wieder zu ihm heraufkommen, es werde ihm dann ein ganzes «Kufer» (Koffer) voll Gold geben. Der Knabe lief nun nach Rum zu seinem Dienstgeber und erzählte ihm von der Frau und um was sie ihn gebeten hatte. Allein der Bauer missgönnte ihm sein Glück und redete ihm aus, die Sacramente zu empfangen. Als der Hirtenbube am andern Tag wieder hinaufkam zu hüten, hörte er die Alte weinen und den Schlüsselbund klirrend zu Boden fallen.

Noch manchem andern blühte der Schatz, aber keiner verstand die gute Gelegenheit auszunützen.

Ein Bauernbursche gewahrte sogar einmal mitten im Winter einen in schönster Blüte stehenden Kirschbaum auf dem Gipfel des Berges. Staunend, dass zu dieser Jahreszeit und in solcher Höhe ein Kirschbaum blühe, brach er ein Zweiglein ab und steckte es auf den Hut. Als er aber in das Dorf Thaur hinunter kam, lachten ihn die Leute aus und meinten, ob er denn verrückt geworden sei, dass er sich das Geld auf den Hut stecke. Er nahm denselben ab und richtig, da waren lauter nagelneue Zwanziger oben. Natürlich eilte er schleunig auf den Berg zurück; es war jedoch vergeblich, denn er fand den Kirschbaum nicht wieder.

Ein andermal gewahrte ein Mädchen, das mit seiner Schwester in den Wald gegangen war, «Strebe» (Streu) zu suchen, irgendwo im Gebüsche unterhalb des Küchelberges eine schöne, goldene Kette. Es versuchte dieselbe hervorzuziehen, aber damit giengs immer schwerer und schwerer, so dass das Mädchen die Schwester herbeirufen wollte, sie solle ihm helfen. Doch beim ersten Laut entglitt die Kette seinen Händen und verschwand im Strauche. Wie man allgemein glaubt, hieng an ihr der ganze Schatz, und das Mädchen wäre imstande gewesen denselben heraufzuziehen, wenn es nur geschwiegen hätte.

Unterhalb des Küchelberges, am Wege zum Garzanhof zur Thaurer Schlossruine, dem sog. «Fürstenweg» liegt die «Fürstenweglak», eine sumpfige Quelle, die oberhalb des Weges entspringt und unterhalb desselben einen kleinen, während des Hochsommers austrocknenden Sumpf bildet. In diese Lake versenkten die Nonnen vom Magdalenaklösterchen bei Rum, bevor sie ins Bergthal (Hallthal) übersiedelten, viel kostbares Kirchenzeug und zwar vermuthlich in den Sumpf unterhalb des Weges. Man grub dort tiefe Löcher, konnte aber nichts finden. In eines derselben ließ man einst den Leitl Franzl an einem Seil hinunter. Da kamen plötzlich die Geister hervor und alles stob entsetzt auseinander. Der arme Leitl aber hieng am Seil und hatte furchtbare Angst auszustehen, bis ihn

endlich einer, als alles wieder ruhig geworden war, herauszog. Der Bursche bekam jedoch infolge des Schreckens die Abzehrung und starb in jungen Jahren.

Ein anderesmal wollten einige siebzig- und achtzigjährige Greise den Schatz in der Fürstenweglak mit Hilfe eines Gertraudibüchleins[1]) heben. Da stürzte aber eine große Herde Kühe mit greulichem Geschelle daher und versprengte die Manndeln. Natürlich war alles nur Blendwerk der Schatzhüter. Als sie ein zweitesmal versuchten, brach scheinbar ein so furchtbares Wetter los, dass es die Alten für immer aufgaben, den Schatz zu heben. Hätten sie den Versuch zum drittenmale wiederholt, so wäre er ihnen vielleicht gelungen, denn in die Lotterie, fügte der Erzähler hinzu, muss man auch immer dreimal setzen, bis man etwas bekommt.

Ein paar andere Bauern wussten irgendwo im Gehölze am Berg oben einen Schatz und wollten ihn heben. Sie machten mit Johannissegen[2]) einen Kreis auf den Boden, traten in denselben hinein und begannen aus ihrem Gertraudibüchlein die Litanei[3]) zu beten:

O! Liebhabender Gott,
Du weist meine Gedanken,
Du briffest alles was nichts ist,
Du verlassest keinen, der auf Dich recht hoffet,
Du Bezwinger aller Geister erbarme Dich unser!
Du selbst eigner Schlissel aller Schätz erbarme Dich unser!
Du Sohn der Jungfrauen erbarme Dich unser!
Du achtbarer Gott erbarme Dich unser!
u. s. w.

Alsbald kamen zwei gelbe Kühe daher, stellten sich auch in den Kreis und schauten den Männern eine Zeitlang recht langweilig zu. Dann giengen sie wieder langsam fort. Wären die Bauern so gescheit gewesen und hätten den Kühen einen Rosenkranz um die Hörner gehängt, so hätten sie den ganzen Schatz bekommen, denn die gelben Kühe waren offenbar aus lauterem Golde.

Auch die unfern gelegene große Thaurer Schlossruine muss ungeheure Reichthümer in ihren unterirdischen Gemächern bergen.

Der Schadl Franz, ein vor nicht gar langer Zeit verstorbener alter Anstreicher in Thaur erblickte einmal, als er über den Schlosshügel emporstieg, eine schwarze, landsfremde Frau vor sich und gewahrte auch, dass sie ihm beständig winkte und ihre Schlüssel zeigte. Neugierig folgte er ihr, denn es gieng ihm gleich ein Licht auf, dass sie ihn zu einem

[1]) Die Gertraudibüchlein wurden ursprünglich zum Schutze der einst so hart bedrängten Christen geschrieben, damit sie sich selber durch den Erwerb zeitlicher Güter etwas helfen könnten. Später wurde aber Missbrauch mit den Büchlein getrieben. Daher machte die Geistlichkeit Jagd auf sie und verbrannte soviel sie deren nur erwischen konnte. Um wirksam zu sein, muss aber das Büchlein einmal ohne Wissen des Geistlichen unter das Altartuch geschoben werden, damit eine Messe darüber gelesen wird, wobei es dann freilich dem Priester mit Messlesen nicht mehr recht vorwärts geht.

[2]) Am St. Johannistag geweihter Wein.

[3]) Den ersten Psalm eines solchen Büchleins siehe «Zeitschrift für österreichische Volkskunde», II. Jahrg., Doppelheft 5 und 6, S. 158 f.

Schatze führen wollte. Da schoss aber auf einmal ein greulicher Beißwurm quer über den Weg, streckte den Kopf in die Höhe und pfiff ihn an. Der Mann prallte zurück und eilte entsetzt seinem Heim zu.

Ein armes «Quotiermensch»[1]) aus Thaur sah einst auf einer Mauer der Schlossruine ein goldenes Bügeleisen stehen. Nachdem sie vergebens versucht hatte, dasselbe herunter zu langen oder zu ihm hinauf zu klettern, schaute sie sich nach einem Stecken um. Wie sie einen solchen gefunden hatte, kehrte sie zu der Stelle zurück, aber da war kein Bügeleisen mehr zu erblicken.

Ein anderes Weib sah auf einer Staude beim Thaurer Schloss eine Menge Tuchflecklein hängen. Weil sie gar so bunt waren, nahm sie eine Handvoll herunter und wollte sie den Kindern als Spielzeug mitbringen. Wie sie aber nach Hause kam, hatten sich die bunten Flecklein in lauter Kronenthaler verwandelt. Natürlich eilte das Weib jetzt zur Ruine zurück, fand jedoch die übrigen Flecklein nicht mehr vor.

Eine frühere Hebamme von Thaur gieng einst in den Wald hinauf ober der Ruine. Da begegneten ihr zwei Jesuiter, zwischen welchen ein Mann gieng, mit einem mächtigen Geldsack auf dem Rücken und einer rothen Kappe auf dem Kopfe.[2]) Die beiden Patres deuteten ihr, ja keinen Laut von sich zu geben, worauf sie an ihr vorüber schritten. Der Mann mit dem Sack und der rothen Kappe aber war der Schatzhüter, welcher bei seinen Lebzeiten sein Geld vergraben hatte und es nach seinem Tode hütete. Jetzt musste er seinen eigenen Schatz den beiden Jesuiten ausliefern und noch dazu bis nach Innsbruck tragen.

Unweit vom Romedikirchlein am Thaurer Schlosshügel steht ein Häuschen, in dessen Frühgarten die Pächtersleute öfters ein kleines blaues Lichtlein sahen. Sie giengen nun einmal zum Pfarrer und erzählten ihm, dass in ihrem Garten wahrscheinlich ein Schatz vergraben liege. Der Pfarrer hob darauf den Schatz und gab zwei Drittel davon dem Pächter, ein Drittel behielt er selbst. Aus dem Gelde konnte sich der Bauer einen neuen Wagen und einen Ochsen kaufen.

Beim Foaßtenberger in Thaur war im Keller ein großer Kessel voll Geld versteckt. Es gelang dem Bauer aber nie den Schatz zu heben. Da kam endlich ein Jesuit dahinter, erhielt auf seine Bitte von dem nichts ahnenden Bauer eine Handvoll Erde aus dem Keller, und das Loch war leer.

Gerade so haben die Jesuiten auch einen andern Schatz in Thaur «eing'fuxt». Im Keller des Hauses, wo der Schatz lag, gewahrte nämlich die älteste Tochter des Bauern, denn nur diese hatte die Gnade, öfter ein kleines Lichtl. Nach und nach kam der Bauer aber mit Hausen immer mehr zurück, weil sich der Schatz stets auf seine Kosten vergrößerte. Da gieng die Bäuerin nach Innsbruck und sagte es den Jesuiten. Diese hatten den Schatz gleich gehoben, nahmen ihn mit sich fort und vergüteten dem Bauer nicht einmal den Schaden, den er durch das Anwachsen des Schatzes erlitten hatte.

---

[1]) Eine Person, die kein eigenes Haus hat, sondern bei einem Bauern einquartiert ist.

[2]) Auch der Teufel trägt in Thaur eine solche rothe Kappe.

Auch beim Stabinger, wo früher das alte Thaurer Landgericht war, lag altes Geld im Keller. Der Besitzer des Hauses hat dasselbe mittels eines «Bulgs»[1]) entdeckt und gehoben.

Beim Stangl in Rum, einem der ersten Häuser gegen Arzl hinüber, lag vor Zeiten ein großer Schatz. Jesuiten haben ihn aber gehoben, sobald sie eine Handvoll Erde vom Besitzer jenes Gutes erhalten hatten. Der Schatzhüter war ein so gewaltiger Riese, dass er über die höchsten Bäume «ausgrit'n» ist; d. h. wenn er über einen Baum hinweg schritt, gieng ihm dieser zwischen den Füßen durch.

Im Dorfe Ambras las einst eine Dirn andächtig in einem Gertraudibüchlein, denn sie hielt es für ein gewöhnliches Gebetbuch und wusste nicht, dass es zum Schatzheben verwendet wird. Da kam die hl. Gertraudi in ihrem Klostergewand herein und sprach: «Heb au 's Firtig!»[2]) Die Dirn erkannte die Heilige nicht, gehorchte aber, worauf die Klosterfrau einen ganzen Haufen Hadern und Lumpen aus ihrer Schürze in die der Dirn schüttete. Das Mädchen aber meinte spitzig: «I brauch deine Hadern nit!» gieng hinaus in den Abtritt und schüttete den ganzen Inhalt der Schürze hinab. Anstatt der Hadern fielen aber jetzt viele hundert Thaler klirrend und klingend hinunter. Hätte sie die Hadern nur ein paar Augenblicke länger im Schurze gelassen, so wäre sie von Stund an die Reichste im Dorfe gewesen.

Andere sagen, es sei eine Katze gekommen, die einen Geldsack «herbeigezoldert» habe. Da aber die Dirn der Katze den Sack nicht abgenommen habe, so sei sie wieder mit ihm zur Thüre hinaus.

Auf der Alpe Falbesan im hintersten Stubai hörte man einen Schatzhüter oft und oft rufen:

«Auf Folbesun
Rinnt d'r Boch z'r Tendri un,
Rinnt d'r Boch z'n an Schar'nbog'n,
Do leit a gonzes Kienigreich ob'n »

Besonders berühmt ob ihres großen Schatzes ist die Burgruine Hörtenberg, von der aber nur noch ein altersgrauer Thurm übrig ist. Neben der Ruine steht ein kleines sehr altes Häuschen, das arme Leute bewohnten. Als diese Familie in der Christnacht zur Mette gieng und ein Mädchen nur noch schnell um das Haus herumgehen wollte, schauen ob alles in Ordnung sei, gewahrte es im Keller Licht und sah zwei Männer unten, die ihm winkten. Sofort lief das Dirndl hinab, denn es dachte schon, dass jetzt der Schatz blühen könnte. Die Männer warfen ihm nun einen Haufen Kohlen in die Schürze, und das Mädchen wollte sich schon damit entfernen, als es in seinem Schurz auf einmal lebendig wurde. Entsetzt warf es den Inhalt seiner Schürze weg und eilte aus

---

[1]) Der Bulg ist eine, an einem seidenen Schnürchen hängende geweihte Münze, auf der gar kräftige Segnungen und Ablässe verzeichnet sind. Wenn altes Geld in seiner Nähe ist, hebt er alsbald von selbst zu «läuten» (schwingen) an und beschreibt schließlich um die Stelle, wo es liegt, Kreise. Am besten ist's, wenn ihn ein unschuldiges Kind läuten lässt. Im Ganzen sieht er aus wie ein «Agnus dei». Anstatt des Bulgs thuts auch eine «Russelebätt'n» (Jerusalem-Rosenkranz).

[2]) Fürtuch, Schürze.

dem Keller. Später fragte es einen Kapuziner, und dieser sagte ihm, es hätte bloß ein «Nostr» (Rosenkranz) auf die Kohlen in der Schürze werfen sollen, dann wäre der Schatz ihr gewesen.

Ein anderesmal wollte man den alten «Fellthurn» (Fallthurm) der Ruine in einen Keller umwandeln und stieß dabei auf dem Boden auf eine Menge Kohlen. Eine Magd trug ein paar Handvoll davon nach Hause in die Küche, erstaunte aber nicht wenig, als sich die Kohlen in blanke Thaler verwandelt hatten. Schnell eilte sie darauf zum Thurm zurück, fand aber von den übrigen Kohlen nicht ein Stäubchen mehr vor.

Von Pfaffenhofen kam einst ein Bauer zur Ruine herauf und sah dort ein Fräulein mit einem Schlüsselbunde stehen, das ihm winkte. Er begriff wohl, um was es sich handelte, hatte aber nicht den Muth, ihm zu folgen.

Das Häuschen pachtete später ein armer Mann, der sich aber bald noch eine Menge Vieh und große Feldungen kaufte und alles bar bezahlte. Es muss ihm also wohl gelungen sein, den Schatz zu heben.

Auf der Ruine Schroffenstein fand einst ein Hirte ein Schaff voll Knochen. Ohne eigentlich zu wissen warum, steckte er einige davon zu sich. Wie er aber nach Hause kam, waren aus den Knochen lauter Goldklumpen geworden.

In dem Wirtshaus bei der Ruine Fernstein wurde einst eine neue Magd aus dem Unterland angestellt. Man gab ihr gleich den Auftrag, sie müsse am Morgen sehr früh aufstehen, das Frühstück für die Fuhrleute kochen und dieselben dann wecken. Wie sie nun andern Tags in aller Früh Feuer machen wollte, versagte ihr das Feuerzeug. Da sie aber zufällig in einem Fenster der Ruine Licht sah und nicht wusste, dass das Schloss vollständig unbewohnt war, gieng sie mit einem Pfännlein hinüber, um sich glühende Kohlen zu holen. Sie kam in die Küche und sah dort eine Frau am Herde sitzen, der sie ihre Bitte vortrug. Diese ließ sie das Pfännlein mit glühenden Kohlen füllen und bat sie dringend, alle übrigen Kohlen in ihre Schürze zu nehmen. Die Dirn aber weigerte sich, da ihr ja dabei die Schürze verbrennen müsse und gieng mit dem Pfännlein voll Kohlen fort. Hinter ihr hörte sie schluchzen und weinen, doch sie gab nicht weiter acht darauf. Als sie das Wirtshaus wieder betrat, hatten die Kohlen zu glimmen aufgehört und sie konnte mit ihnen kein Feuer mehr aufmachen. Verdrießlich gieng sie darauf zu den Fuhrleuten, weckte dieselben und sagte ihnen, sie könne kein Frühstück bereiten, denn die Kohlen, welche sie vom Schlosse herüber geholt habe, seien erloschen. Die Fuhrmänner wollten nun wissen, wo sie die Kohlen habe, weil sie schon oft von dem Schatz im Schloss drüben gehört hatten, giengen in die Küche, machten selbst Licht und sahen zu ihrem Erstaunen, dass lauter glänzende Goldklumpen im Pfännlein lagen.

Auf der Meils, einer Türkenleite bei Axams, die dem alten Garber gehörte und daher heute noch die Garberleite genannt wird, war an der Böschung, wo der Berg gegen die Birgitzer Alpe anzusteigen beginnt, ein Erdloch, in das sich die Feldarbeiter während eines Gewitters oft ver-

krochen. Wenn man nachts noch auf dem Wege zwischen Axams und Birgitz war, sah man dort oft, besonders am Johannistag abends, ein hell aufloderndes Feuer brennen und einige Mannder in der Höhle drinnen, die das Feuer beständig schürten. Kein Mensch getraute sich zu denselben näher hinzu, bis endlich ein Axamer Bursche den Entschluss fasste, das Wagestück zu unternehmen. Zum Beweise, dass er dort gewesen war, wollte er ein Hafele voll Glut mitbringen. Außer dem Häflein nahm er noch zur Sicherheit ein geweihtes «Nostr» und Benedictus-Pfennige mit und gieng dann keck auf das Feuer los. Die Mannder stierten ihn an, sagten aber kein Wort. Der Bursche fasste ein und lief dann schnell wieder fort. Als er aber nach Axams zurückkam, hatte er das Hafele voll hellichtes Gold.

Der einstige Besitzer dieser Leite, der alte Garber, hatte von diesem Schatz seinen «greiligen» Reichthum. Einmal sah man ihn auch nachts mit einem schweren Geldsack von jener Höhle nach seiner Behausung schleichen.

Oberhalb Axams öffnet sich das kleine Litzumer Thal und im Hintergrund dieses Thälchens liegt die schöne große Litzumeralpe. Dort waren einst zwei Weiber damit beschäftigt, das Gras an Stellen, wo niemals gemäht werden konnte und die Kühe wegen der Schrofen nicht zukamen, mit den Händen abzurupfen. Dabei hätten sie aber bald einen Schatz heben können, denn die eine der beiden Wildheuerinnen sah an einem Schrofen eine schöne silberne Uhr an einer silbernen Kette hängen. Während das Weib nun schnell ihre Gefährtin herbeiholte, war die Uhr sammt Kette schon verschwunden.

Auch im sagenumklungenen Schloss Velleberg oberhalb Völs bei Innsbruck, von dem jetzt freilich nur noch ein einziges großes Gewölbe zu sehen ist, liegt ein gewaltiger Schatz, den die Bewohnerin des Häuschens, das sich jetzt auf der Höhe des Schlosshügels erhebt, einmal als riesige Lohe blühen gesehen hat.

Vor alter Zeit, als dieses Häuschen noch lange nicht erbaut war, brach der Maurer Hannes Hörtnagl, der auch anno neun tapfer mitgefochten hat, mit noch einem Arbeiter den Backofen unterhalb Velleberg ab. Er war gerade im Begriffe einen Schwamm zu entzünden, weil sich sein Gehilfe ein Pfeiflein anstecken wollte, als ein Krötlein zum Vorschein kam, das die vordern Prätzlein faltete, als wollte es die beiden etwas bitten. Der Hörtnagl dachte gleich, es könnte da etwas dahinter stecken und wollte seinen Gehilfen nur noch den glimmenden Schwamm reichen, da war das Krötl schon verschwunden und die Zeit verpasst, den Schatz zu heben, wodurch auch die arme Seele erlöst worden wäre.

In Reith, einem Dorfe an der Einmündung des Zillerthals in das Innthal, lebte einst ein reicher, sehr geiziger Bauer; der verscharrte, als er merkte, dass es mit ihm langsam zu Ende gehe, sein Geld irgend wo im Wald oben am Reiterkogl neben einem Moderstock (faulender Baumstrunk). Während nun der Bauer im Sterben lag, giengen zwei Kinder in den Wald hinauf «Mostbeeren» (Heidelbeeren) klauben, als sie eine

scheckige Geiß antrafen, wie sie noch nie eine so schöne gesehen hatten. Die Geiß lockte die Kinder ihr zu folgen, wobei erstere immer in gleicher Entfernung[1]) vor ihnen hergieng, ob die Kinder schneller oder langsamer nachkamen, bis sie endlich bei dem Moderstock anlangten. Dort scharrte die Geiß das größte Loch auf und gieng dann langsam davon. Auch die Kinder giengen heim und erzählten alles ihren Eltern. Inzwischen war aber der Bauer gestorben und man mochte nun den ganzen Berg absuchen, der bezeichnete Moderstock war nicht mehr zu finden.

Zu Brugg im Zillerthale, am Fuße des Reiterkogels, waren zwei Brüder, von denen sich der eine viel Geld zu verdienen wusste, indem er im Brugger Bergwerk Erz grub. Als er nun am Sterben war, sagte er zu seinem Bruder, er solle schnell zum Ehlacher Knappenstollen laufen, hinter der Steinplatte, die an der Wand lehne, sei Pucher (Schlägel) und Eisen. Wie der Bruder unterwegs war, begegnete ihm eine schwarze Katze, und als er zum Stollen kam, war keine Platte mehr da, denn sein Bruder hatte unterdessen den letzten Schnuderer gethan.

Verhältnismäßig selten in den Tiroler Sagen sind lebende goldene Thiere ohne irgend welche Verstellung. So sah man z. B. um einen der Höttinger Hügel bei Innsbruck ein goldenes Reh laufen, das dann plötzlich verschwand. Man glaubte, es sei in den Hügel hineingeschloffen und grub nach, fand aber nichts.

Die Oberperfußer wollen gar auf einem Hügel ein goldenes Kalb gesehen haben, wofür sie aber von ihren Nachbarn tüchtig ausgelacht wurden.

Zweifellos der größte Schatz, den es in Tirol überhaupt gibt, steckt im Berg oberhalb Ried im Oberinnthal, bis hinauf zum Fisserjoch. Von Ried geht man nämlich in einer starken Stunde hinauf nach Fiss und von dort in zwei Stunden auf das Fisserjoch, In dem ganzen Berg steht nun ein riesiger goldener Mann; die Füße hat er bei Ried am Inn unten und den Kopf auf dem Fisserjoch. Man hat den Schatz auch eines Abends blühen gesehen, wusste aber nicht, was es bedeutet, und am andern Morgen sah man nichts mehr von ihm. Einige glaubten den Schatz ausgraben zu können und bauten Stollen, kamen aber zu nichts, da sie nicht bis zu einer entsprechenden Tiefe vordringen konnten.

Man sieht also, dass die Tiroler, freilich oft durch ihr eigenes Verschulden von den zahllosen Schätzen in ihrem Lande nicht sehr viel profitiert haben. Viel leichter geht es natürlich, den Teufel Geld bringen zu machen. Doch damit hat es eine schlimme Bewandtnis, denn wenn man ihn einmal hergeschworen hat, so ist er nicht mehr so leicht wegzubringen und will für seinen Geldsack jedenfalls einen von seinen Beschwörern gleich mitnehmen. Auch das Geld, das man vom Teufel bekommt, ist nur dann unbedenklich, wenn er es von einem unterirdischen Schatze genommen hat. Stammt dasselbe aber aus der «höllischen Cassa», so sollte man es unter keinen Umständen annehmen, denn es bringt Zwie-

[1]) Diese Gehweise ist im Zillerthale charakteristisch für die Elben, Geister, den Teufel und was es sonst noch «Gschissns» gibt.

tracht und namenloses Unglück ins Haus. Man unterlasse daher nie, den Teufel hierüber zu befragen, was am besten durch einen Geistlichen geschieht, weil der Teufel einem würdigen Priester stets Rede stehen muss.

In Venedig hielt der Teufel bekanntlich förmliche Vorlesungen über das Schatzheben ab (die «Schwarze Schule») und lehrte den jungen Venetianern alle Künste und Kniffe, wie man unterirdische Schätze entdeckt und sich deren bemächtigt. Seine Schüler sind als Venediger-Manndeln in Tirol allgemein bekannt und übertrafen in der Kunst des Schatzhebens sogar noch die Jesuiten. In ihrem «Bergspiegel» sahen sie auch die verborgendsten Goldklumpen und Schatztruhen, hoben dieselben mit leichter Mühe, wickelten dann sich und die gehobenen Reichthümer in ein schwarzes Tuch ein und flogen mit ihnen pfeilschnell durch die Luft davon nach Venedig.

Andere suchten als Bettelmanndln verkleidet nachts auf den Alpen im Steingeröll Goldstufen und goldführende Wässerlein und stiegen des Morgens dann mit gefülltem Rucksäcklein zu Thale.

Zu einem Bauern bei Nauders kam alljährlich im Juni ein Venediger, der stets die Tracht der Thalbewohner trug. Die Bauersleute und ihre Kinder freuten sich immer auf seine Ankunft, denn er brachte letzteren oft schöne Spielsachen mit und bezahlte während der vierzehn Tage oder drei Wochen, die er sich dort aufhielt, das Essen und was er sonst brauchte, sehr gut. Täglich mehrmals gieng er zum nahen Bächlein, in welchem er ein «Plederl», (kleine Rinne) angebracht hatte. Den Knecht wunderte es endlich, was denn der Venediger dort zu thun habe; er schlich ihm einmal nach und sah, wie der Venediger Goldsand unter dem Plederl hervornahm und ihn an der Sonne trocknete. Da dachte sich der Knecht, das könne nichts Rechtes mehr sein und sagte es dem Bauern. Als der Venediger das nächste Jahr wiederkam, fand er keinen Goldsand mehr und kehrte von nun an nie mehr wieder. Nach längerer Zeit kam der Bauer mit Viehhandeln einmal bis nach Venedig. Wie er über den Markusplatz gieng und das «Gwalml» (Gewimmel) von Herren und Damen betrachtete, redete ihn plötzlich ein überaus reich gekleideter Herr an und fragte den Bauer, ob er ihn denn gar nicht mehr kenne. Vor lauter Pracht erkannte der Bauer den Venediger nicht mehr. Letzterer gab sich nun ihm zu erkennen, führte ihn in seinen Palast und bewirtete ihn dort fürstlich. Bevor der Bauer schied, gab er ihm noch Spielsachen für seine Kinder mit.

Auch nach Inzing und ins Hundsthal kamen vor Zeiten viele Venediger wegen der goldführenden Quellen und Bächlein auf der Hundsthaler Alpe. Da man ihnen jedoch zu unfreundlich begegnete, verweilten sie nie lange und blieben endlich ganz aus.

Zahlreiche andere Sagen von Schätzen und Schatzhütern finden sich in Zingerle's «Sagen aus Tirol» und meinen «Sagen aus Innsbrucks Umgebung», während in Alpenburg's «Mythen und Sagen aus Tirol» und Hauser's «Sagen aus dem Paznaun und dessen Nachbarschaft» gerade diese Sagengattungen gegenüber anderen etwas zurücktreten.

Der Text und der Verfasser des Binderliedes.

Von Franz Branky, Wien.

Im ersten Bande der Zeitschrift für österreichische Volkskunde, S. 137 theilte Dr. Anton Schlossar nach einem älteren geschriebenen Liederbuche aus Kienach im Ennsthale das durch die Fibel- und Schulbuchliteratur über ganz Deutschland, Deutsch-Österreich und die Schweiz verbreitete Binderlied mit, welches anhebt:

Ich bin der Binder
Ich binde das Fass.

Der von Dr. Schlossar mitgetheilte Text stimmt mit den Texten der Fibelbücher vollständig überein.

Der k. k. Schulbücherverlag in Wien besitzt vier Fibeln, die alle diesen Text aufweisen. Die steiermärkischen Schulmänner Brischnik und Leyfert aus Graz nahmen dieses Lied mit dem Titel «Der Binder» in ihre Fibel (Wien, Graeser 1879, S. 79) auf und das lässt schließen, dass sie dieses Liedchen der weitverbreiteten Schreiblesefibel von Jos. Heinrich (Prag, Tempsky, S. 36) entlehnten; denn die 141. Auflage dieses Schulbuches zeigt ebenfalls diese Überschrift. Das zweite Schulbuch von Adolf Klauwell, Leipzig 1874 bringt auch diesen Text, wie ihn Dr. Schlossar mitgetheilt hat. Der Titel aber ist anders, der lautet da S. 40 «Böttcherlied».

O. M. Seidl nahm in sein lesenswertes und mit vielen Fleiße bearbeitetes Büchlein «Spiel und Ernst» (Union. Deutsche Verlagsanstalt) zwei Böttcherlieder auf. Das eine ist von G. Lang und beginnt:

Was soll ich doch treiben? Ich weiß, was ich thu',
Ich spiele nun Böttcher und singe dazu —

und das andere ist unser Binderliedchen mit dem Namen des Verfassers, der niemand anderer wäre, als der Schöpfer des Kindergartens Friedrich Fröbel. Man sucht aber vergebens in den Mutter- und Koseliedern Fröbels diesen Text. In dem weit verbreiteten Buche Köhlers «Die Bewegungsspiele des Kindergartens» (Weimar, H. Böhlau 1866, Nr. 139) ist wohl der Text da, aber ohne Verfasser; man erfährt bloß, dass die dem Böttcherliede beigegebene Musik von Johannes Stangenberger ist.

In der Liederfibel von E. L. Rochholz (Leipzig, Verlag v. F. Hirt & Sohn, ohne Jahreszahl), S. 194 erscheint unser Liedchen mit dem Vermerk anonym, unter dem Titel Büttnerlied und vermehrt um eine Strophe, welche lautet:

Ich bin der Böttcher, ich binde das Fass,
Und würd' ich ein Prinz, was hülfe mir das?
Ich wäre nicht besser, nicht froher darum
Und wär' auch nicht fleißig und gienge rund um,
Rund um, rund um!

Die Namen Böttcher und Büttner, dann diese Zusatzstrophe bei Rochholz, die dem Liede einen Abschluss verleiht, der mehr befriedigt als die zwei Fibelstrophen, machten mich stutzig, und ich wandte mich direct an den Herrn Seminaroberlehrer O. M. Seidl in Zschogau mit der Bitte um näheren Aufschluss, bezüglich der Frage, wo denn Fröbel

das Böttcherlied veröffentlicht haben möge. Herr Seminaroberlehrer Seidl hatte die besondere Güte und Freundlichkeit und machte mir folgende interessante Mittheilungen:

«Leider kann ich Ihnen die gewünschte Auskunft nicht in dem Maße bieten, wie ich möchte. Ich habe das Liedchen in der Zeit, als ich noch aus zweiter Hand sammelte, aus «Klauwell, Das erste Schuljahr», Seite 204 aufgenommen. Daselbst ist als Dichter Fr. Fröbel angegeben. Ich weiß aber, dass es in dessen Koseliedern nicht vorkommt; auch in andern Schriften Fröbels, die ich, sowie der Herr Schulrath Israel hier besitzen, ist es nicht zu finden. Nun war Klauwell, mit dem ich persönlich befreundet war, ja sonst zuverlässig, aber doch in dieser Sache kein Kenner, so dass er die Angabe möglicherweise auch irgendwoher übernommen hat. Vielleicht hat er das Liedchen gar aus dem Volksmunde, indem bei uns ein ähnliches Liedchen lebt:

Der Böttcher.

Ich bin der Böttcher und treibe die Reifen,
Das hat mir mein lieber Jungmeister geheißen.
Ich binde das Fass
Und mach es nicht nass
Mein lieber Jungmeister, wie gefällt dir das?

Oberlausitz.

Sonst klingt es wie Güll; aber in dessen Werken, die ich besitze, habe ich es nicht gefunden, ebensowenig in des Knaben Wunderhorn, im Kinderbuche von Simrock, dem Kinderbüchlein von Birlinger und vielen andern, die ich besitze. (Zschogau, den 6. März 1896.)»

Für diese Mittheilungen sei dem Herrn Seminaroberlehrer O. M. Seidl gleich an dieser Stelle der ihm gebürende Dank ausgesprochen.

Näheren Aufschluss über den solange und vergeblich gesuchten Verfasser des Binder- eigentlich Böttcherliedes brachte die Zeitschrift für österreichische Volkskunde. In der Doppelnummer 3 und 4 des Jahrganges 1898 veröffentlichte der Privatdocent Herr Dr. John Meier in Halle a. S. die Anfangsverse der von ihm gesammelten Kunstlieder im Volksmunde. Seite 120 unter der Nummer 106 liest man die erste Zeile unseres Binderliedes mit dem beigesetzten Verfassernamen: Fr. W. A. Schmidt von Werneuchen.

Nachdem ich das gelesen hatte, schrieb ich Herrn Dr. Meier und bat um nähere Auskunft hinsichtlich des Böttcherliedes. Am 20. Mai 1898 erhielt ich den Text des Böttcherliedes, der nicht drei Strophen wie bei Rochholz, sondern deren vier zeigt. Sie lauten:

Ich bin der Böttcher, ich binde das Fass,
Vom Binden wohl wird die Stirne mir nass;
Doch hurtig und munter die Reifen herum,
Und dann mit dem Hammer gewandelt rund um,
Rund um, rund um.

Ich bin der Böttcher, ich binde das Fass,
Und würd' ich ein Prinz, was hülfe mir das?
Ich wäre nicht besser, nicht froher darum,
Und wär' auch nicht fleißig, und gienge rund um,
Rund um, rund um.

Ich bin der Böttcher, ich binde das Fass,
So fröhlich und flink, als wär es nur Spass,
Und mach' ich dabei auch den Rücken oft krumm,
So ist es doch lustig zu wandeln rund um,
Rund um, rund um.

Drum bleib' ich Böttcher und binde das Fass,
Und schaffe für Weib und Kinderchen was,
Die schmausen dann abends und freuen sich drum,
Dass fleißig um's Fass gieng der Vater rund um,
Rund um, rund um.

Das ist der Text des Binderliedes, wie ich ihn von dem Herrn Privatdocenten Dr. John Meier erhalten habe, wofür ich ihm hiemit den wärmsten Dank ausspreche.

Die zwei ersten Strophen stimmen mit den Fibeltexten überein; nur zeigt der zweite Vers der ersten Strophe eine Umstellung der Wörter; für: «Vom Binden wohl wird die Stirne mir nass» schreiben die Fibelmeister: «Wohl wird mir vom Binden die Stirne oft nass.» — Die dritte Strophe deckt sich vollständig mit der, die auch in Rochholzens Liederfibel Aufnahme gefunden hat.

Die Gedichte F. W. A. Schmidt's erschienen unter den Titel «Musen und Grazien in der Mark», herausgegeben von Ludwig Geiger (Berlin, Gebrüder Partel 1889) als erste Serie des vierten Bandes der Berliner Neudrucke. Wie schade, dass Geiger das weitverbreitete Böttcherlied den Musen und Grazien in der Mark nicht einverleibt hat! Schon des Umstandes wegen, dass dieses Böttcherlied in eine Unzahl von deutschen Elementarbüchern als erster Lese- und Bildungsstoff Aufnahme gefunden hat, wie nicht minder auch deshalb, weil dieses Liedchen bald wie herrenloses Gut umherflattert, bald fälschlich dem Thüringer Pädagogen Friedrich Fröbel zugeschrieben wird, hätte es doch trotz seines nüchternen Inhalts Aufnahme finden sollen. Die 22 Seiten Texterläuterungen, die Geiger der Auswahl der Schmidtschen Gedichte beigegeben hat, verdienen Beifall. Man erfährt wie Goethe den Dichter des Böttcherliedes parodierte:

O wie ist die Stadt so wenig;
Lasst die Maurer künftig ruhn —

man lernt Schmidts scharfe Tadler und seine begeisterten Lobredner kennen, und eine kurze Anmerkung setzt uns in den Stand, schnell nachzusehen, wie denn F. W. A. Schmidt von den Xenien 1796 begrüßt wird. (Vergl. Erich Schmidt und Bernhard Suphan, Weimar, Herm. Böhlau 1893, Nr. 405, 457, 793.)

Von den Lebensumständen des Böttcherlieddichters hebe ich zu besserer Orientierung folgende Einzelheiten aus Geigers Abhandlung aus.

F. W. A. Schmidt wurde am 25. März 1764 zu Fahrland bei Potsdam geboren. Er studierte in Halle Theologie und schloss sich dort ganz besonders an Christian Schultze, später Pfarrer in Döbritz, an. Er wurde in verhältnismäßig jungen Jahren Prediger am Invalidenhaus in Berlin. Am 1. October 1795 erhielt er an Stelle des am 6. September 1794 verstorbenen Predigers Ramler die Stelle eines Predigers zu Werneuchen und Freudenberg bei Bernau; seinen Wohnsitz nahm er in dem erstgenannten Dorfe, das er seitdem selten, niemals aber auf längere Zeit, verließ. Schmidt starb an einem gastrisch-nervösen Fieber am 29. März 1838. Seine letzte Predigt soll er in Vorahnung seines Todes über das Bibelwort Luc. 24, 29 gehalten haben: «Herr, bleibe bei uns; denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt.»

Niederösterreichische Schwänke, Sagen und Märchen.

Mitgetheilt von J. R. Bünker, Ödenburg.

(Fortsetzung.) *)

XXVIII.

Ta' Aig'nspiag'l.

(Eine Kette von Schwänken.)

Ta' Aig'nspiag'l wåa' z'ea'scht nou' åa'm. Tå håt a' g'sågt: «Es wia't a gråßa' kålta' Winta' këimma' unt ta' mëiss'n t' Vicha' Schui håb'm, sunsta' [1]) g'fria'n si si' t' Klee[2]) a'.»

Und tëi Schui fia' t' Kia unt t' Rouß unt t' Schouf unt t' Gåas[3]) unt t' Sauna' [4]) håt ea' g'måcht. Fia' an‿iad'n Ouks'n håb'm s' zwåañzich Guld'n 'koust't a'f ålli via' Hax'n,[5]) hint' a Påa' unt våarauñ a Påa'. Mit tëi Schui håt a' recht vüll Gëlt z'såmm'pråcht, håt ålli Schui pa ti Pau'an auñ'pråcht, unt is' nåcha' mit tëin Gëlt z' Haus. Unt is' åwa' a laichta' Winta' wåa'n, unt håb'm tëi Schuich ni't 'praucht. Hiatz saiñ s' hiñ unt håb'm‿an fëist g'schlåg'n. 's Gëlt håt a' åwa' schauñ va'stëickt g'håpt unt va'praucht a' 's maisti.

Hiatz is' a' nåcha' fua't unt is' in Wålt 'këimma'. Tua't is' a' sou a pucklata'[6]) Pam g'wåchs'n. Tu'at låañt[7]) a' si' mit 'n Puck'l[8]) auñ, wia wëinn a' ni't umfåll'n kunnt ta' Pam nåcha'. Rait'n zwåa Gawalia'n tahea' mit 'n Rouß.

Hiatz schrait a': «Hëlfa' S' ma'! Hëlfa' S' ma'!»

Saiñ van Rouß å'g'sprunga' unt saiñ hiñ unt håb'm‿an Pam fëist g'hålt'n, unt ta Aig'nspiag'l springt tånni.[9])

Ea' sågt: «Maiñi Hea'n, mia' saiñ z'schwåch tazui, i' rait' um G'hülf'n.»

Ea' springt a'f a Rouß auf unt 's ånd'ri håt a' in t' Hånt g'noumma'. Ea' rait't in t' Stådt unt håt t' Rouß va'kaft tua't. Ea' lëigt si' auñ åls ålta' Mauñ, åls wauñ‿a' wechi[10]) Fiaß hätt'. Nimmpt zwåa Krucha'[11]) unt geht unt geht außi in Wålt. Wåar‿a' naigiari', wås tëi zwåa måcha' in Wålt.

As sågt åana' zan ånda'n: «Hea' Pruida', mia' tuit schonñ åll's weh van Hålt'n.» Ea' springt åwa' glei' a'f t' Sait'n unt schrait: «Hålt'n S' fëist, tåß a' Eana' ni't ta' schlågt ta' Pam!»

Ta' zwaiti låßt åwa' a' aus unt springt tånni. Hiatz håb'm s' g'seg'n, taß ta' Pam sou pucklat steht unt sou g'wåks'n is'.

Hitz håb'm s' g'sågt: «Tås is' a faina' Kea'l, tea håt' uns schaiñ ta'wischt!»

Ea' is' åwa' schouñ tua't g'wëin. Nimmpt n' Huit å' unt pitt't um an‿Ålmous'n, gipt 'n nou' an‿iada' zwåa Zwåañz'ga'.

Sëi håb'm‿an g'frågt, ouw a' kåan håt rait'n g'seg'n mit ti Rouß. «Na», sågt a', «i' håb' neamp g'seg'n».

---

*) Siehe diese Zeitschrift IV, S. 173.

[1]) sonst. [2]) Klauen. [3]) Ziegen. [4]) Schweine. [5]) Beine. [6]) buckeliger. [7]) lehnt. [8]) Rücken. [9]) hinweg. [10]) wehthuende, kranke. [11]) Krücken.

Ea' hât si' a Kaiw'lhaut[1]) 'kaft unt hât s' mit 'n Hëinich[2]) aiñwëintich recht auñg'schmia't. Unt a'f 'n Fëlt traußt'n hât a' s' va'nännt'pråat't[3]) unt ta' saiñ t' Wëiks'n[4]) unt ti Paiñd'l[5]) ålli tr'auf in ti taus'nti. Ea' hât ti Haut nåcha' z'såmmg'nat g'schwint unt is' g'råast recht wait, sou kimmpt a' a'f an Tåa'f a'f‿a‿r‿a raichas Wia'tshaus. Tua't wüll a' iwa' Nâcht plaib'm, unt t' Wia'tin hât 'n åwa' ni't låss'n. Hiatz is' a hea' unt is' am Poud'n aufig'stig'n unt hât an Påara'[6]) genoumma' unt hât a Louch åwi påa't in t' Stub'm, taß ar‿åwi g'seg'n hât.

T' Wia'tin hât åwa' a'f ta' Sait'n ållwal an ånda'n g'håpt nëib'm ia'n Mauñ, unt tea' hât tëis ni't g'wißt. Is' tea' 'këimma' za da' Wia'tin, unt tå hab'm s' nåcha' guit g'gëiss'n unt trunga'. Unta'tëiss'n kimmpt åwa' ta' Wia't z' Haus unva'houfft, hiatz saiñ s' g'schwint va'nånda'g'rullt.[7]) Hiatz hât s' tëinjëinich'n g'schwint in an Kåst'n ainig'stöllt, in an hâch'n. Hât a' si' ainig'stöllt. 's Flaisch unt 's Pråt unt t' Kråpfa' hât s' g'schwint in a Trucha'[8]) aini, hât s' zuig'spia't. In pëist'n Waiñ hât s' unta' 's Pëitt aini, t' Flåschna', unt hât an Koutz'n t'rauf g'schmiss'n.

Ea' is' nåcha' aini'trëitt'n, ta' Wia't.

Sågt a': «Håst niks z'ëiss'n?»

«Es is' haiñt niks iwa' 'plieb'm, tu muißt hålt a Pråt ëiss'n.»

Es wia't schouñ a trai nâch Mittinâcht, tå is' schauñ grau wåa'n in Summa'. Tea' tuit si' van Poud'n åwa', ta' Aig'nspiag'l mit tëin Rånz'n.[9])

Sägt a' zan Wia't: «Gëib'm S' ma' a Sait'l Waiñ unt a Pråt.»

Sågt ta' Wia't: «Wås fiar‿a Proufessiouñ håb'm S' tëin?»

«I' piñ a Wåa'såga'».

Sågt ta' Wia't: «Tëis wa' recht! Såg'n S' ma' wåa' g'schwint!»

«Es koust åwa' traihunda't Guld'n åamal wåa'såg'n», sågt ta' Aig'nspiag'l. Ea' haut mit 'n Stawal a'f t' Rånz'n auñ. Ti Paiñd'l sumpa'n[10]) trinna' unt tëi Wëiks'n.

«Åh, tëi såg'n 's Wåari hiatz», sågt a' unt hålt saiñ Åa'wasch'l hin.

«In ta' Trucha' is' s' Flaisch, 's Pråt unt ti Kråpfa', hât 's ti Frau va'stëckt.»

Sågt ti Wia'tin: «Låß' ti' ni't auñplausch'n va' tëin Mëintsch'n».

Ea' ëiffn't s', wåa' åwa' ålles trinn'.

Ea' sågt tås zwaiti'mål wåa'.

«Unta'n Pëitt», såg'n t' Paiñd'l, «is' ta' pëisti Waiñ mit 'n Koutz'n zuig'hüllt».

Ta' Wia't tuit tëin Koutz'n wëik unt in Waiñ nimmpt a' außa'.

Ea' sågt 's trittimål wåa'.

«Hiatz såg'n s' in Räntz'n traiñ 's Wåari!»

Sågt ta' Wia't: «Wås?!»

«In Kåst'n traiñ is' ta' Wia'tin ia' G'liapta' traiñ!»

Ti Wia'tin muiß eam in Schliss'l gëib'm zar Iwa'zaiching. (Tëi hât åwa' schouñ an Jåmma' g'håpt).

---

[1]) Kalbshaut. [2]) Honig. [3]) auseinandergebreitet. [4]) Wespen. [5]) Bienen. [6]) Bohrer. [7]) auseinandergestoben. [8]) Truhe. [9]) Ranzen, Sack. [10]) summen.

Wia tea' in Schliss'l auñstëickt, taucht[1]) tea' trinna' schauñ auñ. Unt ta' Wia't spia't auf, unt tea' trinna' taucht ti Tia' tauni, unt ta' Wia't fållt in Ruck'n, unt tea' fua't. Si håt a' åwa' glai' aiñspia'n låss'n in 's Arest, unt in Aig'nspiag'l håt a' saini naiñhund'at Guld'n aus'zåhlt fia' 's Wåa'såg'n unt håt eam tëi Wåa'såg' a'kaft um traitaus'nt Guld'n, tëin Rånz'n.

«Waun a' si' nieda' lëigt, muiß a' tëi Haut unta' ti Tuchat[2]) unt guit zuihüll'n[3]) unt kåan Laiñwëisch tea'f a' ni't auñhåb'm, muiß si' gånz nåcka't auszuig'n. Unt a Tåsch'nmëissa' sull a' si' nëimma' unt sull nåcha' ti Haut aufschnaid'n, nåcha' wea'n s' außa' këimma' unt we'an an sou å'schmëicka',[4]) wea'n an këinna'lea'na'. Mëiss'n S' såg'n: An naich'n Hea'n håpt 's! An naich'n Hea'n håpt 's!»

Ta' Aig'nspiag'l is' nåcha' fua't' unt ta' Wia't håt tås nåcha' tauñ. Wia‿r‿a' auf'g'schnitt'n håt mit 'n Mëissa' unta' ta' Tucha't, saiñ s' iwa' eam hea'. In ti Taus'nt wåa'n s'.

Ea' schrait ållwal: «An naich'n Hea'n håpt 's! An naich' Hea'n håpt's!»

Tëistå pëissa' håb'm s' 'piss'n unt in Ång'l[5]) låss'n.

Tea' håt Tipp'ln[6]) kriagt![7])

Ea' is' nåcka'ta' tavouñ g'rëinnt va' saiñ Haus unt håt g'schria'n um Hülf. T' Lait' saiñ z'såmmg'rëinnt unt håb'm eam a Påd g'gëib'm, taß a' si' håt å'kial'n kinna'. Finf Tåch håt pan eam kåañ Mëintsch ainikinna' våa' lauta' Paiñd'l unt Wëiks'n, håb'm s' mëiß'n ålli Fëinsta' ëiffna'. In seiks Mounat is' ea' ea'scht g'sunt wåa'n.

Ta' Aig'nspiag'l is' åwa' schouñ z' Haus g'wëin.

Sågt a' zan Richta': «Tås saiñ tummi Lait in teara' Stådt, tei kaffa' a Kaiw'lhaut mit trai-, via'taus'nt Guld'n».

Hiatz saiñ s' hea' unt håb'm eana' gånz' Viach z'såmmg'schlåg'n unt håb'm t' Häut' tua't hiñg'fia't.

Hiatz, wia s' hiñkëimme' saiñ, håb'm s' t' Häut' ni't amål auñg'-schaut, håb'm s' t' Häut' nit va'kaffa' kinna'.

Hiatz håt 'n ta' Richta' a Pouting mit zwåañzich Aima' fia saiñ Fëinsta' stöll'n låss'n. In gånz'n Tåa'f muiß hiatz an‿iada' tua't in tëi Pouting saiñ Nouttua'ft va'richt'n, pis s' vull is', taß recht ainistinkt pan Fëiñsta'.

«Åh, tuit 's nia' fua't! »hat a' g'sågt,« 's is' lauta' Hëinnich».

Wia 's vull wåa', håt a' tëin Trëick in lauta' klåanari Fass'l g'füll't. Auß'n håt a' s' mit Hëinich fëist va'schmia't, taß 's recht fett wåa' ta Poud'n unt 's Faß'l. Håt si' zwåa Fua'lait aufg'numma' unt is' in t' Stådt g'fåa'n.

«Kaft 's ma' maiñ Hëinich a'!» håt a' g'schria'n tua'ch ålli Gåss'n.

Ti Håndla' håb'm eam ålles å'kaft, a' ti Zucka'pëicka' unt t' Lëi'zalta'.[8])

Ea' is' z' Haus 'këimma' unt håt tås vülli Gëlt auf'zåagt in Richta'.

Sågt a': «Tëi Lait' saiñ tumm, tëi ëiss'n tås fia' 's Hëinich!»

[1]) antauchen, drücken. [2]) Tuchent, großer Bettpolster. [3]) zuhüllen, zudecken. [4]) beriechen. [5]) Angel, Stachel. [6]) Beulen. [7]) bekommen [8]) Lebzelter.

Hiatz sågt ta' Richta': «Hiatz stöll' i' mia' nou' a gressari Pouting fia' 's Fĕiñsta', mĕiß'n t' Lait' a' z'såmm' gaiñ unt pa mia' t' Nouttua'ft va'richt'n.»

Wia s' vull wåa', håt 's hålt ta' Richta' a' in t' Faß'l füll'n låss'n unt håt s' hiñg'fiart in tĕi Stådt. Sĕi håb'm åwa' glai' a Fass'l åwa' van Wåg'n unt håb'm 's g'ĕiffn't. Hiatz schlågt s' åwa' ta' G'strånk völli' nieda' tei Lait'.

Ea' håt Schlĕi' g'mui kriagt unt s' åndri håt a' a' z'ruckzåhl'n mĕiss'n, tås ea'schti. Håb'm s' g'sågt, tĕis hätt' a' saiñ g'hea't.

Ta' Richta' kimmpt z' Haus unt sågt za ta' Gemaiñti:[1]) «Mia wea'n tĕin Kea'l hiatz ta'trĕiñka'.»

Sĕi håb'm an recht an gråss'n Såck g'noumma unt håb'm in Aig'nspiag'l aini unt håb'm an zuipundt'n tĕin Såck oub'm pan Koupf. Unt pa tĕin Tåa'f is' tås håchi Mea' g'wĕin, tås pråati. Pa da' Kia'ch'n håb'm s' 'n nieda'g'stöllt unt saiñ fia' eam pet'n g'gånga' ta'wal.

Ea' schrait in Såck traiñ:

«I' wüll ni't, i' måch ni't,
I' hairat saiñ Tåch ni't!»

Traipt åana' mit traihunda't Ouks'n tua'ch.

Sågt tea': «Was wüllst tĕin tu saiñ Tåch ni't?»

Sågt tea' in Såck traiñ:» I' sull ti Prinzesin hairat'n.»

«I' spring' aini fia' ti' in tĕin Såck, unt traib' tu maini traihunda't Ouks'n fua't.»

Håt tås tauñ, is' ainig'sprunga' in Såck.

Sågt ta' Aig'nspiag'l: «Tu muißt åwa' tĕis schraiñ, wås i' g'schria'n håw'.»

Sågt tea: «Ja, jå, i' wia' 's schauñ tåañ.»

Linka' Sait'n wåa' a gråssa' Wålt traußa'n Tåa'f unt tua't håt a' g'schwint aini'trieb'm.

Sĕi nĕimman‿an hålt unt za'n‿an hålt außi zan Wåssa' mit tĕin Såck.

«I' wüll ni't, i' måch' ni't,
I' hairat' saiñ Tåch ni't!»

schrait tea' a'.

«Nouñ, tu wia'st schaun gea'n hairat'n», håb'm s' g'sågt.

Pint'n in Såck an Ståañ auñ unt wea'f'n an aini mit 'n Såck unt mit n' Ståa'ñ in 's Wåssa'.

«Nouñ», sågt ta' Richta', «hiatz is' a Rui a' amål».

Iwa' tĕis is' ti G'maiñti in 's Wia'tshaus g'gånga' unt håb'm trunga'.

Ta Aig'nspiag'l traipt åwa' mit ti Ouks'n tua'ch 's Tåa'f.

Schrait a' ållwal za t' Ouks'n: «Hå, hå, haiss!»[2])

Ta' Richta' springt glai' außi unt ti G'maiñti unt fråg'n‿an, wou‿r‿a' tĕi Ouks'n hea' håt.

«Åh, in Wåssa' saiñ in ti Mülliounna' traiñ, i' håb' ma' in ta' G'schwintigkait nia' ti måga'n g'noumma'.»

---

[1]) Gemeindevorstehung. [2]) Zuruf, der beim Ochsentreiben angewendet wird.

Sågt ta' Pfåara': «Mia' meiß'n uns tëi Ouks'n pa Zait'n außa', sunsta' tat a' uns ti Ouks'n ålli außa'.»

Mea' åls traißich wåa'n in tëin Tåa'f pa ta' G'mainti unt tëi ålli saiñ hiñ zan Wåssa' unt ta' Pfåara' vanea'scht.

Ea' sågt ta' Pfåara': «Wëinn i' såg: Kummt's! sou këimmt 's ma' nåch aini.»

Ea' is' vanea'scht ainig'sprunga', 's Wåssa' måcht åwa': plumms! wia‿r‿a' aini'g'sprunga'‿r‿is', unt sëi håb'm va'ståndt'n: kummt 's!

Saiñ ålli nåchanånt ainig'sprunga' unt saiñ ta'souffa'.

Fia' tëi Ouks'n håt ta' Aig'nspiag'l wieda' vülli taus'nt Guld'n aiñg'noumma' unt is' a raicha' Mauñ g'wëin.

Tea', wås eam ti Wåa'såch å'kaft håt, håt åwa' ea'fåa'n wou' ta' Aig'nspiag'l lëipt, taß a' in tëin Tåa'f is'. Is' a' hiñ.

Wia ta' Aig'nspiag'l hea't, tåß tea' kimmpt, håt a' si' schnëll a Piñ[1]) g'måcht, håt si' t'rauf g'lëigt, håt si' tåt g'stöllt.

Unt tea' is' pa da' Tia' nåcha' ainig'gånga', tea' Wia't.

«Åh», sågt åana' nëib'm, «ea' is' hålt g'ståa'b'm; tëis is tea' jëinichi.»

«Schëinka' tui i' eam 's ni't», sågt ta' Wia't, «ea, håt mia' sou vull Puiß'[2]) auñtauñ, i' tui eam a' nou' a Puiß' auñ, wëinn‿a' glai' tåt is'.»

Ea' låßt t' Hous'n åwa' unt tuit eam in Iwa'tauñ wëik unt wüll eam in 's G'sicht tåañ, hiatz paisst eam ta' Aig'nspiag'l in Åa'sch, in nåckat'n.

Sågt ta' Wia't: «Pa saiñ Lëipszait'n is' ar‿a Spitzpui' g'wëin unt hiatz åls a Tåta' is' a nou' a greßara' Lump».

Is' tavouñ g'rëinnt nåcha'.

Tëi Tummhait'n håb'm si' nåcha' ålli aufg'hea't, unt ea' håt nåcha' g'hairat't unt is' ta' ea'schti Gruntpesitza' g'wëin in tëin Tåa'f, ta Aig'nspiag'l.

XXIX.

Weihnachts-Sagen.

1.

In friachara' Zait saiñ za Waiñnåcht t' Lait' mit Pam a'f ta' Gåss'n umg'gånga'. Håb'm g'håpt klåani Åacha'pam, Piara'pam unt åndari Pam. Håb'm t'rauf g'håpt g'fråani Ruib'm, Krumpia'n, a Stickal Pråt unt sulchi Såcha'.

Unt paij‿an Waiw håt in Zimma' traiñ g'råd 's Kint g'rea't.

Sågt ti Muida': «Sai stüll, sunst giw‿i' ti in Kristkind'l».

Si wåa' ni't stüll, tëis Kint, sågt s': «Sëi, tå håst tëis Kint!» unt hålt 's zan Fëiñsta' hiñ.

Sou håt s' as außi'zuckt pan Fëiñsta', unt g'seg'n nimma'mea' tëis Kristkind'l ni't unt ia' Kint a' ni't.

2.

In friachara' Zait håb'm ti Prinn in ta' Waiñnåchts-Nåcht Waiñ g'gëib'm.

As wåa' a Paua' unt tea' håt trai Sin g'håpt.

---

[1]) Bretterbühne, auf welcher die Todten aufgebahrt werden. [2]) Buße.

Sågt a' zan Hañs'l: «Haiñt mëiß' ma' schauñ wëig'n an Waiñ. Schëipf' ma' uns haiñt Nåcht a Schaff'l auñ, haiñt muiß ta Prumm Waiñ håb'm, wal t' Waiñnåcht is'».

Såg'n t' Puib'm: «Mia' trauñ uns ni't, geht ea'scht ta' Våda' hiñ, mia' wea'n schauñ këimma', wauñ ta' Våda' in Waiñ 'koust't håt».

Um a hålwa' zwölfi geht a' außi in Houf zan Prumm.

«I' wia' schouñ schraiñ!» sågt a', «taß 's nåchttëim këimmt's mit an G'schia'».

Ea' håt g'schëipft unt håt 'trunga', hiatz is' lauta' råta' Waiñ außa' g'runna'.

Schrait a': «Hans'l, këimmt's mit an Schaff'l.

Tå håt a' a Watsch'n kriagt uñt wåa' mauståt.

Waunn a' niks g'rëid't hätt', hätt' a' schëipf'n kinna', wås a' hätt' mëig'n.

Sait teara' Zait rinnt za Waiñnåcht kåañ Waiñ mea'.

3.

In friachara' Zait hab'm t' Vicha' rëid'n kinna' in ta' Nåcht zwisch'n ëlfi und zwölfi am hailinga' Åb'nt.

Tå håt a Pairin a Sau g'håpt mit sie'm Jungi. Ta' hätt' s' gea'n g'hea't, wås tëi mit iari Junga' rëid't in ta' Nåcht. Is' außi g'gånga', håt pa da' Saustålltia' g'loust. Hiatz ria't si' niks traiñ. Hiatz måcht s' ti Tia' auf unt schaut, ouw t' Sau ni't traiñ is'.

Hiatz rullt t' Sau außa' unt håt ia' ålli zwåa Prist' außa'g'riß'n.

Si fållt um unt is' t'raufg'gånga'[1]) nåcha'.

4.

Tå is' a Paua' g'wëin, tea' håt an Knecht g'håpt, tea' håt Hans'l g'håaß'n. Tea' is' recht prav und trai g'wëin.

In ta' Kristnåcht geht a' um a hålwa zwölfi in Ståll, ziagt si' aus unt håt si' nieda'g'lëigt.

Sou sågt åan‿Ouks zan ånda'n: «Mia' hab'm a traurichi Nåchricht, wal unsa' Hea' måaring steab'm wia't. Ea' wia't måaring z' Mittåch a Kraut ëiss'n unt tå wia't a Påañd'l tapai saiñ. Tëis plaipt eam stëicka' in Håls, unt ea' muiß ta'sticka'. Mia' mäiß'n‿an nåcha' außifia'n in Fraithouf».

«Tås wia't fraili' a schwari Låst saiñ fia' uns», sågt ta' zwaiti Ouks.

Wia s' in zwait'n Tåch ëiss'n, håt si' ta' Paua' 's Flaisch g'schnitt'n unt håt si' 's Kraut außa'g'fåßt.

Wia‿r‿a' ti ea'schti Gåp'l vull isst, haut s' eam ta' Hans'l åwi in Tëlla'.

Ta' Paua' schaut in Hans'l gråßmechti' auñ. Ea' graift um ti zwaiti Gåp'l vull, haut 's eam ta' Häns'l nou'amål åwi.

Sågt ta' Hea': «Wås måchst tëinn tu mit mia'?»

's trittimål haut a' eam 's nou'amål åwi.

[1]) gestorben.

Sågt ta' Paua': «Hans'l, i' håw' ti ållwal gea'n g'håpt, åwa' hiatz is' taiñ Zait aus, kauñst gaiñ».

Hiatz håt eam ta' Hans'l tëi G'schicht ta'zöllt, wås a' va' t' Ouks'n g'hea't håt.

Sëi suicha' s' Kraut glai' tua'ch, håb'm s' tëis spitzichi Pand'l a' richti' g'fund'n in Kraut.

Ta' Paua' håt si' g'frait iwa' tås, håt in Hans'l fia' saiñ aichanas Kint g'halt'n unt håt 'n ausg'hairat't.

XXX.

Untånk is' ta' Wëlt Louñ.

(Märchen.)

As wåa' a Heañd'lkråmma'.[1]) Tea' håt a Kraks'n[2]) vulla Heañd'l tråg'n. Tea' is' tua'ch'n Wålt g'gånga'. In mitt'n Wålt wåa' a Råststått. Tua't håt a' å'g'stöllt. Nëib'm is' a fliaßat's Wåssa' g'wëin unt nëib'm a'f ta' ånda'n Sait'n a gråßi ståana'ni Plått'n. Ea' raucht si' a Pfaif'n vull Tåwåck auñ.

Unta'tëiss'n schrait wea' unta' teara' Plått'n: «Hülf ma', i' hülf ta' a'!»

Ea' hëipt tëi Plått'n auf. Hiatz is' a gråßi Ries'nschlånga' traiñ.

«Guit is', tu håst mä' g'hulfa' unt i' hülf ta' a'; i' hülf ta' åwa' va' da' Wëlt, i' pring' ti' um.»

«Jå, i' håw' ta' jå g'hulfa'», sågt ta' Heañd'lkråmma'.»

«Jå, Untånk is' ta' Wëlt Louñ!»

«Jå,» sågt ta' Heañd'lkråmma', «mit tëin piñ i' ni't z'fried'n; tå muiß ea'scht wea' këimma', tëin i' fråg'n kañ, ouw tås wåa' is', tåß Untånk ta' Wëlt ia' Louñ is'!»

Sou springt a Fuks tahea'.

«Tu Fuks,» sågt a', «t' Schlånga' sågt, Untånk is' ta' Wëlt Louñ.»

«Tëis is' jå ni't wåa'!» sågt ta' Fuks.

«I' fråch' ti' åwa', tu Schlånga', wou tu g'wëin pist?»

«Tå wåar‿i' hearinna' in tëin Louch.»

«Na, a sou a gråß's Tia', wia tu pist, kauñ tå kåañ Plåtz håb'm tå traiñ.»

Ti Schlånga' åwa' wick'lt si' za‿r‿an Strud'l z'såmm' uñt geht aini. Wia s' traiñ is', låßt ta' Heañd'lkråmma' in Ståañ t'rauf, håt s' ni't außa'ki'nna'.

«Tå håst hiatz maini Heañd'l,» sågt ta' Heañd'lkråmma' zan Fuks, «unt tëi, wås i' tahåam håw', kriägst a',» walst mi' van Lëib'm tarrëitt't håst.»

Håt 'r eam va' da' Kraks'n ålli außa', unt ta' Fuks håt si' gmui g'frëiss'n' unt ta' Kråmma' is' håam g'gånga'.

Hiatz is' a' ouni Gëlt 'këimma'.

Håt a' za saiñ Waip g'sågt: «Tëi håt ta' Fuks g'frëiss'n unt tëi, wås ma' nou' håb'm, tëi kriagt‿ar‿a'. Ea' håt ma' g'hulfa' våar‿ana' Schlånga'.

---

[1]) Hühnerkrämer. — [2]) Krachse, ein auf dem Rücken zu tragendes Traggerüst.

«Nou, ea' sull ma' nia' këimma', i' wia'n schauñ traib'm mit an Prieg'l.»

Ta' Fuks is' richti' um t' Heañdl 'këimma'.

Sågt: «Paua', gib ma' taini Heañd'l hiatz».

Si nimmpt in Ståll glai' an Priegl unt haut eam 's Kraiz å'!

Hiatz håt a' si' hålt hint'aus zoug'n a'f ti zwåa v'da'n Haks'n unt is' außi a'f t' Wies'n,

«Hiatz glab' i' 's, tåß Untånk ta' Wëlt Louñ is'!»

Is nåcha' hint' krepia't.

XXXI.

T' Fee-Anna.

(Märchen.)

Es wåa' an‿åam's Waip. Tëi hat sie'm Kinda' g'hapt unt zan åcht'n håt s' kåañ G'våtta'schåft kriagt, wal s' gåa' sou åa'm saiñ g'wëin unt in Ståll ia' Wounnung g'håpt håb'm.

Sou håt s' amål ia' Kint z'såmmg'noumma' unt is' mit eam a'f 's Fëll außig'gånga'.

Pegëign't ia' tëi Fee-Anna.

Frågt tëi glai', wåarum tåß sou umgeht.

Sågt s': «Wal i' kåañ G'våtta'schåft kriach.

«I' wia' tia' stëiñ åls Goutt'l. I' wia' åwa' ni't tapai saiñ in ta' Kia'cha'. Maiñ Haus is' wait traußt'n in Wålt. Såg' tu nia' maiñ Naumma'. Unt nåch ta' Tauf kimmpst za mia' außi in Wålt.»

Gipt ia' an Zëitt'l, wou ia' Naumma' t'rauf steht, tëin sull s' in Pfåara' gëib'm.

In tritt'n Tåch is' s' hiñg'gånga', håt ia' Kint z'såmm'g'nomma' unt is' hiñ in Wålt. Unt wia s' is' in Wålt 'këimma', wåa' a sou a schaini Stråß' wia‿r‿a Këig'lstått.

Hiatz håt s' hålt schauñ va' wait'n ia' Haus g'seg'n, tëis wåa' wia' va' lëidi' Gult, sou håt 's g'glånzt.

Håt s' 'kloupft pa da' Tia'. Sou kimmt a guldicha' Mauñ unt måcht ia' auf.

«Wås wüllst tëinn tu tå?» sågt tea'.

«Si is' jå maiñ G'vattarin, tëi Frau!»

«Nou, geh' nia' tua't'n fiari za teara' Kuch'ltia', sågt tea'. «Unt pa da' ea'scht'n Tia' tå kauñst ainigaiñ, tua't is' si traiñ.»

Si geht åwa' pai'n Fëiñsta' va'pai unt schaut aini zuifölli'.

Hiatz håt ti Frau G'vattarin an Roußsched'l auf unt ia'n Sched'l håt s' am Tisch unt håt Lais' g'suicht unt håt s' å'tet't.

Si kloupft pa da' Tia' auñ.

Ti G'vattarin wia'ft g'schwindt in Roußsched'l unta' 's Pëitt aini unt sëitzt ia'n Sched'l auf. Måcht ia' nåcha' auf unt låßt s' aini.

«Nou, saiñ S' tå, Frau G'vattarin?» sågt si. «Nou, is' tëis Kint g'sunt?»

Sågt s': «Jå!»

Gipt ia' pan Tisch an Stual zan Nieda'sëitz'n. «I' wia' eana' haiñt guit gåstia'n».

Pringt ia' a Stick'l råch's[1]) Mëintsch'nflaisch unt a Sait'l Pluit in an Glås unt a Stick'l schwåa'zas Pråt.

Sågt s': «Ëiss'n S', Frau G'vattarin, unt tringa' S', Frau G'vattarin!»

Si sågt: «I' kauñ niks ëiss'n, i' kauñ a' niks tringa'.

«Jå, wåarum, Frau G'vattarin?»

«I' piñ gåa' ståa'k ta'schroucka'.»

«Jå, wåarum saiñ S' tëinn ta'schroucka'?»

«Wia‿r‿i' zan Tåa' këimma' piñ, låßt mi' a guldicha Mauñ aina'.»

«Tea' is' jå maiñ Mauñ, tea' låßt jå an‿iad'n Mëintsch'n aina'. Ëiss'n S' nia' Frau G'vattarin unt tringa' S' nia', Frau G'vattarin unt låss'n S' eana schmëicka'!»

(Tå håt si åwa' schauñ g'måañt, si sull si' van ia' schmëicka' låss'n).

«Jå, i' kauñ hålt niks ëiss'n, Frau G'vattarin, unt i' kauñ niks tringa' i' piñ hålt gåa' sou ståa'k ta'schroucka'.»

«Jå, wåarum saiñ tëinn Sëi sou ståa'k ta'schroucka'?»

«Jå, wia‿r‿i' fia' 's Fëiñsta' geh', håb'm S' an Roußsched'l auf, unt Eåna' Sched'l is' am Tisch g'wëin, unt håb'm Lais' g'suicht t'rauf.»

«Luida', hiñ muißt tu wea'n!» håt ti Fee g'sågt.

Graift um a långas Mëissa' tånni.

Unt wia tëi hiñgraift, tuit tëis åa'mi Waip an Saifza' unt is' va'sunka' in Poud'n.

Wåa' wied'rum z'Haus in ia'n Ståll, wou s' tëis åa'mi Licha'[2]) g'håpt håb'm. Håt ia' Goutt g'hulfa', sunsta' hiatt s' mëiss'n stea'b'm såmmt ia'n Kint.

Tëi håt tëi Fee auñzåagt, åba' kåañ Mëiñtsch håt si' t'riba' 'traut iwa' tëi Fee, wal s' mächti' wåa'. Unt za tea' Zait wåa'n tëi Lait' nou' schitta', wou si' ni't g'fia'cht håb'm våa' ti Zauwarinna'.

XXXII.

Ta' Fischa' Glumpate.

(Märchen.)

As wåa' a Fischa', tea' håt van Fischfånga' g'lëipt. Ta' håt a' fia'n Houf, fia'n Këinich trai Zent'n ålli Tåch mëiss'n schicka'. Ea' fångt åwa' schauñ sëiks Woucha' ni't åan.

Hiatz håt a' amål åan g'fångt, an gånz klåañ, ni't an Via'ting[3]) schwaa'. Hiatz nimmpt a' tëis Fischal in t' Hånt unt sågt: «Åh, tu åam's Fischal. Tå kauñ si' tou' kåañ's kåañ Humma' stüll'n, ni't i', ni't maini Kinda' unt ni't maiñ Waiw».

Sågt ta' Fisch: «Låß mi' aini in's Wåssa' wied'rum, i' hülf ta'. Måaring kimm' um naini unt såg': Fischal in tëin See! za mia'.

[1]) rohes. [2]) Lager. [3]) Viertelpfund.

Ea' håt saiñ Waiw tëis tahåam ta'zöllt.

«Nou, wauñst hiñkimmst», sågt s', «sou wintsch ta' recht vüll Gëlt unt unsa' klåañ's Haisal sull a gråssa' Måa'houf [1]) saiñ. Unt a zwåañzich Kia unt a zwåañzich Ouks'n unt Rouß tazui. Unt ålli Kama' sull'n vull Tråad' [2]) saiñ. Unt glai' ti Knecht unt Mëintscha' [3]) zan åa'wat'n wintsch ta' a'».

In ånda'n Tåch is' a' hing'gånga' za tëin See.

«Fischal in tëin See!» schrait a'.

«Wås wüllst ta' Glumpate?» sågt tea' Fisch.

«Fischal, maiñ Waiw sågt, wëinn ma' hålt an gråß'n Måa'houf hätt'n unt recht vüll Gelt unt Viach unt Teañstlait' tazui'».

«Geh' håam», sågt ta' Fisch, «'s wia't schouñ ållas sou saiñ».

Wia‿r‿a' håam'këimma'‿r‿is', wåa' schouñ ållas tå.

Hiatz håb'm s' a Jåa' lång sou g'wia'tschåft't. Is' eana' recht guit g'gånga'.

Sågt tås Waiw: «Tu geh hiñ, mia' kunnt'n jå Fia'scht'nlait' sain' unt kunnt'n nëib'm glai' auñ a schaiñ's G'schlouß håb'm unt mea' Gëlt tazui unt Tinna'schåft.»

Ea' is' hiñg'gånga' ånda'n Tåch.

Ea' schrait: «Fischal in tëin See!»

Sågt a': «Wås wüllst tu, Glumpate?»

«Åh, Fischal, maiñ Waiw måañt, mia' mëicht'n hålt Fia'scht'nlait saiñ unt a schaini Resedenz trauñ auñ håb'm, unt mea' Gëlt unt ti Tinna'schåft tazui.»

«Geh' håam, as wia't schouñ saiñ».

Wia‿r‿a' hiñ'keimma'‿r‿is', wåa' schouñ ållas fea'tich. Tå wåa' saiñ Waiw schouñ åls Fia'schtin auñg'lëigt. Håb'm a Jåa' lång' g'wia't-schåft't åls Fia'scht'nlait.

Tå saiñ s' amål in t' Kia'ch'n g'gånga' in t' Stådt, unt tå håt hålt ti Fia'schtin g'seg'n, wia si' ti Këinichin ainisëitzt in ia'n guldana' Stual pan Åltåa'.

Sou håt s' g'sågt zan ia'n Mauñ: «Tu geh' hiñ za tëin Fischal unt såg', mia' kunnt'n Këinich saiñ unt a' Müllitea' vüll tazui unt a' vüll mea' Gëlt tazui.»

Ea' is' hiñg'gåñga' unt håt g'schria'n: «Fischal in tëin See.»

«Wås wüllst tu Glumpate?»

«Fischal, maiñ Waiw håt g'sågt, mia' mëicht'n Këinich saiñ unt vüll Gëlt håb'm unt vüll Müllitea».

«Geh' håam», sågt 's Fischal, «ëis wea'ts Këinich saiñ».

Wia‿r‿a' këimma'‿r‿is', saiñ t' Suldåt'n schouñ Wåcht g'ståndt'n våa' ta' Pua'gt. Si is' schouñ åls Këinichin auñg'lëigt g'wëin. Håb'm a Jåa' lång åls Këinich rechia't. Sou fåa't si in t' Kia'ch'n amål åls Këinichin, Si staigt aus unt in t' Kia'cha' aini. Sëitzt si' glai' in ta' ånda'n Këinichin ia'n guldana' Stual aini. Håt g'glapt, wal si a Këinichin is', g'hea't si a' tua't hiñ in tëin Stual.

[1]) Maierhof. [2]) Getreide. [3]) Mägde.

In‿a‿r‿a hålb'm Via't'lstunt kimmt tëi Këinichin a', tea' tea' Stual håt g'hea't. Wia s' hiñkimmt, schåfft s' as glai' außa' aus ia'n Stual.

«Wëinn Sëi an Stual wull'n ha'b'm, sou låss'n S' eana' an måcha'.»

Håt außa' mëiss'n, is' fua't aus ta' Kia'ch'n unt håt si' traußt am Wåg'n aufg'sëitzt. Is' håamg'fåan, håt si' ståa'k 'kränkt.

Za ia'n Mauñ håt s' g'sågt: «Geh hiñ zan Fischal unt såch', mia' wull'n Këinich saiñ iwa' älli Këinich, tåß uns kåana' kauñ pefëhl'n.»

Ea' geht hiñ. Ea' schrait: «Fischal in tëin See!»

Ea' sågt: «Wås wüllst tu Glumpate.»

«Fischal, maiñ Waiw is in ta' Kia'ch'n g'wëin, unt tå håt s' tëi außig'schåfft. Mia' mëicht'n hålt Këinich saiñ iwa' älli Këinich, tåß uns kåana' pefëhl'n kauñ».

«Si hätt' si sull'n in an ånda'n Stual ainisëitz'n, tua't hätt s' a' Plåtz g'håpt. Und wail s' nit' z'fried'n saits, sou geh' wied'rum håam in taiñ ålt's Glumpate».

Wia‿r‿a' hiñ'këimma'‿r‿is', is' wieda' saiñ ålt's Glumpat, seiñ alt's Haisal wied'rum tå g'ståndt'n unt saiñ Frau is' g'ståndt'n våa' 'n Hais'l unt håt g'wåañt. Ea' is' an åama' Fischa' va'plieb'm, sou lång a' g'lëipt håt.

XXXIII.

T'houffäa'tichi Müllna'ståchta'.

(Märchen.)

A raicha' Müllna' wåa, unt tea' håt an åañzichi Tåchta' g'håpt. Unt tëi wåa' hålt sou vüll sauwa' unt houffäa'tich a' tapai. Unt tå håb'm si' schauñ fumpfzich auñträg'n, unt tëi håt hålt gåa' kåañ mëig'n.

Hiatz is' åwa åana' 'këimma', åls Jacha', a sauwara' Púa'sch. Ea' is' va'pai g'gånga' pan Haus, unt si is' hearaußt g'ståndt'n, håt 'n glai' zuwa' g'riaft. Håt 'n ainig'fia't in t' Stub'm, håt eam an Sëiss'l g'gëib'm, ea' sull si' nieda'sëitz'n. Ea' hålt glai' auñ pan ia', oub s' 'n ni't hairat'n mëicht.

Sou sågt si: «Jå!»

Saiñ iari Ëlta'n këimma'. Håb'm s' åll's glai' g'wiss' g'måcht.

Håt ea' g'sågt: «Pis zan naiñt Tåch muiß åll's g'richt saiñ, tåß ma' z'såmmg'gëib'm kinna' wea'n.»

Ea' is' aufg'ståndt'n unt håt ia' ti Hånt g'gëib'm.

«Måaring wiar‿i' schouñ këimma'!» håt a' g'sågt.

Kimmpt a' schouñ mit Gåashaksan.[1]) Saiñ glai' ta'schroucka'. Is' 's ta' pesi Gaist g'wëin.

Is' a nåcha‿r‿a Wail aufg'ståndtn', sågt: «Måaring kimm' i' wied'rum.»

In zwait'n Tåch is' a' këimma' mit Roußhaksan. Håt si' niada'-g'sëitzt. In a‿r‿a Wail håt a' g'sågt: «I' geh, måaring kimm' i' wied'rum.»

[1]) Ziegenfüßen.

In tritt'n Tåch is' a' mit Kichilihaufihaksan[1]) 'këimma'. Håt si' nieda'g'sëitzt wied'rum. In a‿r‿a Wail is' a' aufg'ståndt'n unt håt g'sågt: «Måaring kimm' i' eh'!»

In via't'n Tåch håb'm s'as aufizåagt pan Pfåara'.

Ea' sågt, si muiß a Påa' kriag'n, unt unta' ta' Kuch'ltia', unta'n Tiag'stiad'l[2]) mëiß'n s' a Louch gråb'm unt tå mëiß'n s' as mit teara Påa' unta'n G'stiad'l außi in Houf. Unt håb'm s' as g'noumma' glai' tëin Tåch unt håb'm s' as außi za ta' Låntstråß'n. Tua't saifi vüll Hetsch'l-staudan[3]) g'wëin, tua't is' a Gråw g'måcht wåa'n unt is' aifig'gråb'm wåa'n wia‿r‿a tåta' Mëintsch.

Z' Haus is' tëis Louch wieda' zuig'måcht wåa'n unt ta' Poud'n wied'rum 'pied'nt, taß ma' niks wåa'g'noumma' håt.

Ea' is' 'këimma' in via't'n Tåch mit Pea'nhaks'n[4]) unt håt s' g'suicht. Hiatz håt a' s' g'frågt, wou s' is'?

«Jä», såg'n s' «mia' wiss'n s' ni't».

G'fundt'n håt a' s' a' ni't, wal s' as unta'n Tia'g'stiad'l außihåb'm,

Hiatz håt a' mëiß'n ausplaib'm, is' nimma' këimma'.

In an Jåa' t'rauf is' aus ia'n Gråw a Rous'npam, a niedara', aus ia'n Gråw aufg'gånga'. Tå wåa' a guldichi schaini Rous'n t'rauf. Håb'm s' schoufi vülli hunda'ti å'raiß'n wull'n. Håt s' kåana' ta'wischt. Is' imma' in's Gråw va'schwundt'n.

Sou is' nåchtëim amål a Fia'scht ta'hea' g'fåa'n këimma' mit via' Rouß. Unt tea' håt tëi Rous'n g'seg'n, håt glai' aufhålt'n låss'n. Is' hifi unt wüll si' s' glai' å'raiß'n. Sou is' ti Rous'n va'schwundt'n. Hiatz wüll a' schoufi fua'gaifi. Hiatz kimmt wied'rum t' Rous'n in t' Heh'. Hiatz graift a' wied'rum hifi, hiatz is' t' Rous'n wied'rum va'schwundt'n. Tå håt a' schaufi wull'n fua'tgaifi, håt si' schoufi um'trat. Hiatz is' wied'rum t' Rous'n in ta' Heh' g'wëin. Is' a' hing'gånga' unt håt a Zait å'g'wåa't, måcht a' an Fåara' hifi zan tritt'nmål unt håt a' s' in ta' Hånt g'håpt.

Hiatz steht ti schaini Müllna'ståchta' våa' eam, wia‿r‿a' s' å'g'riß'n håt g'håpt. Kraidalwaiß wåa' s' unt nou' vüll schaini wia friacha'. Håt a' s' ta'lest g'håpt.

Nimmpt s' glai' pa da' Hånt unt fia't s' za saifi Wåg'n. Saifi aufg'stieg'n unt saifi fua'tg'fåa'n. Tå håt a' si g'frågt, wia åa'tich tåß 's is' zuig'gånga'.

Si håt eam ållas ta'zöllt.

Unt in ia' Lånt håt s' ni't mea' z'ruck tea'ffa'. Ta' Fia'scht håt si' z'vüll g'fia'cht't.

Ea' håt s' nåchtëim g'hairat, unt si is' a Fia'schtin wåa'n.

---

[1]) Hahnenfüßen. [2]) Thürschwelle. [3]) Hagebuttensträucher. [4]) Bärenfüßen.

Südrussische Parallelen zu Doctor Allwissend.

Von Juljan Jaworskij, Lemberg.

Herr Professor Polivka hat unlängst in der Zeitschrift für österr. Volkskunde (Bd. I, S. 252—259) und in der Warschauer «Wisła» (Bd. XI, S. 53—69 und 298—315) den ersten Versuch gemacht, die litterar-historischen Untersuchungen Benfey's und Cosquin's über Doctor Allwissend durch slawische Parallelen, welche jenen unbekannt geblieben, zu beleuchten und zu erweitern.

Die südrussische Fassung der Erzählung war bis jetzt nur in zwei Varianten bekannt und dem Forscher zugänglich gewesen. Beide wurden in der Ukraina aufgeschrieben und sind einander ziemlich gleich. Da will ich nun noch einige Varianten, welche erst jüngst aus dem Volksmunde aufgeschrieben wurden und vielleicht die Rolle der südrussischen Überlieferung in der Geschichte des Schwankes näher bestimmen werden, mittheilen.

Zwei Varianten hörte ich im 1897 Jahre in Ostgalizien.

1. Ein Pfarrer und sein Kirchensänger beriethen sich unter einander, wie sie denn Wahrsager werden könnten? Da sagte der Kirchensänger so: ich werde Pferde und Ochsen stehlen, sie im Walde verstecken und dann euch den Ort bezeichnen, so dass ihr den Eigenthümern dann wahrsagen und den Ort, wo ihre Thiere sich befinden, entdecken können werdet. Dann stahl er bei einem reichen Bauer Pferde, führte sie in den Wald in eine Wildnis und band sie dort an; darnach gieng er zum Pfarrer und sagte ihm, wo die Pferde sich befinden. Der Bauer suchte die Pferde überall, aber vergebens. Da sagte der Pfarrer: ich habe solch' ein Buch, in welchem über verschiedene Dinge geschrieben steht; vielleicht werde ich dort etwas auch über euere Pferde erfahren. — Er las im Buche lange, dann sagte er: euere Pferde hat ein Dieb gestohlen, aber da er noch keine Zeit hatte, dieselben zu verkaufen, so band er sie dort und dort im Walde an einer Buche an. — Der Bauer gieng gleich in den Wald und richtig — die Pferde waren da. Dann gieng er zum Pfarrer, um ihm zu danken. — Nun, habt ihr die Pferde gefunden? fragte der Pfarrer. — Ja, Herr Pfarrer! — Dann sagte aber der Bauer: und was soll ich euch dafür geben, dass ich meine Thiere zurückbekommen habe? — Gebt zwanzig Gulden. — Nun, was galt es dem Bauer? Er war froh, dass er die Pferde gefunden hatte, und gab gerne das Geld.

So haben die beiden durch zehn Jahre gewahrsagt und haben auf diese Weise genug Geld verdient. Da geschah es aber einmal, dass man einem Gutsherrn die Casse gestohlen hat. Gestohlen haben seine eigenen drei Diener, aber das wusste Niemand. Was soll man da thun, wohin ist die Casse verschwunden? Der Herr hat aber gehört, dass dieser Pfarrer überall wahrsagt, also ließ er die Pferde einspannen und schickte um den Pfarrer. Wie soll aber der Pfarrer da über die Casse wahrsagen, wenn er von ihr nichts wusste? Er musste aber fahren, denn der Herr verstand keinen Spass. Als man den Pfarrer zum Herrn gebracht hat, sagte dieser

zu ihm gleich so: vielleicht werdet ihr aus euerem Buche herauslesen, wo mein Geld, welches man mir gestohlen hat, sich befindet? dafür werde ich euch einige Hundert Gulden geben, wenn ihr es aber nicht herausfindet, so lasse ich euch köpfen! — Und darnach sperrte er den Pfarrer in einem Zimmer ein, gab ihm dort ein Licht und sagte: sitzt nur hier, bis ihr nicht findet, wo mein Geld ist. — In der Früh kam der Herr und fragte: nun, Herr Pfarrer, wo ist das Geld? — Ai, sagte der Pfarrer, ich habe es noch nicht herausgefunden; bin schon ganz nahe daran, aber noch konnte ich bis dahin nicht auslesen; vielleicht wird es schon diese Nacht gelingen! — Da ließ ihm der Herr das Essen bringen und sperrte ihn wieder ein. Am anderen Tage kam der Herr wieder und fragte: ist schon mein Geld da? — Ai, noch nicht, noch konnte ich es nicht finden, sagte der Pfarrer. Wieder gab ihm der Herr das Essen und sperrte ihn ein. Es war schon die dritte Nacht. Also saß der Pfarrer, das Licht brannte, er saß. Diese drei Diebe aber, nachdem sie sich unter einander berathen hatten, schickten einen unter das Fenster zum Pfarrer, um zu erfahren, was er dort machte und ob er sie aus seinem Buche nicht herausgelesen habe? Als aber der Dieb unter das Fenster kam, da krähte gerade der Hahn: Kukuriku! Der Pfarrer dachte dabei, dass das erste Hahnenkrähen schon vorüber ist, und seufzte laut: Gott sei Dank, da ist der erste! Er meinte: der erste Hahn. Der Dieb aber dachte, dass der Pfarrer schon von ihm gelesen habe und ihn kenne. Da lief er sofort zu seinen Genossen und sagte: oho! der Pfarrer kennt mich schon! Dabei erzählte er ihnen, was sich zugetragen hat. Sie hielten wieder Rath untereinander und schickten den zweiten unter das Fenster zu horchen. Es traf sich aber wieder so, dass der Hahn krähte: Kukuriku! Da sagte der Pfarrer: Gott sei Dank, da ist auch der zweite! Der Dieb hörte dies, erschrak und lief zu seinen Genossen: nun, schon kennt er mich auch! Darauf sagte der dritte Dieb: jetzt werde ich noch nachschauen. Er gieng und stellte sich unter das Fenster, aber da krähte der Hahn zum drittenmale: Kukuriku! Und der Pfarrer sprach: Gott sei Dank, da wäre schon auch der dritte! Der Dieb lief zu seinen Kameraden und erzählte ihnen alles; da fürchteten sie sich alle drei heftig, denn sie dachten, dass der Pfarrer sie schon herausgefunden habe. Also giengen sie zu ihm und klopften an das Fenster. Der Pfarrer öffnete es und frägte: Wer ist da? — Wir sind es! — Wer seid ihr denn? — Wir haben dieses Geld gestohlen, nur wir bitten schön, uns vor dem Herrn nicht zu verrathen. — Nun, ich werde euch nicht nennen, aber wo ist das Geld? — Wir haben es im Miste vergraben. — Der Pfarrer war froh, denn es war kein Spass, drei Nächte wie im Kriminal zu sitzen. In der Früh kam der Herr und fragte: nun, ist schon das Geld da? Da sagte der Pfarrer: mit schwerer Mühe habe ich es herausgelesen! — Wo ist es denn? — Der Pfarrer zeigte ihm den Ort, und richtig — das Geld war da. Da gab ihm der Herr einige Hundert Gulden und ließ ihn nach Hause fahren. Als aber der Pfarrer nach Hause gekommen, da sagte er zum Kirchensänger: nie mehr will ich wahrsagen! Um aber von den Leuten Ruhe zu haben, verbrannte er sein Haus und

Hof. Wenn dann die Leute zu ihm um Auskünfte kamen, so sagte er mein Buch ist mir verbrannt worden, da kann ich nicht mehr wahrsagen; aus einem anderen Buche kann ich nicht! (Gehört in Borusow, Bezirk Bobrka.)

2. Es war ein armer Priester und ein Kirchensänger. Das Osterfest war schon nahe, sie haben aber nicht einmal ein Osterbrot gehabt. Da sagte der Kirchensänger zum Pfarrer: wir dienen so redlich der Kirche, und dennoch sind wir so arm, dass wir nicht einmal das Osterbrot haben! Darauf erwiderte der Pfarrer: nun, was kann man da helfen? Der Kirchensänger sprach: ihr sollt Wahrsager werden und ich werde stehlen. Dann gieng er zu einem Gutsherrn und stahl bei ihm einen Ochsen. Als er ihn aber aus dem Stalle führte, da zog er ihm auf alle vier Füße die Stiefel an, damit keine Ochsenspuren bleiben. Dann brachte er ihn in den Wald und band ihn an einem gewissen Orte an, selbst aber gieng er zum Pfarrer und beschrieb ihm alles genau, damit der Pfarrer dann gut wahrzusagen wisse. Dann gieng er zum Gutsherrn, welcher schon nach seinem Ochsen suchte und demjenigen, der ihm denselben finden würde, hundert Gulden Belohnung versprach. Da sprach zu ihm der Kirchensänger: in unserem Dorfe ist ein Priester, welcher gut wahrsagen kann; vielleicht wird er eueren Ochsen finden. Der Herr fuhr sofort zum Pfarrer, und dieser offenbarte ihm, dass den Ochs Diebe gestohlen haben, da sie jedoch nicht Zeit genug hatten, um vor Tagesanbruch auf den Markt zu kommen, so ließen sie ihn im Walde und banden ihn an dem und dem Orte an. Der Herr schickte gleich die Diener in den Wald, und sie fanden den Ochsen wirklich an demselben Orte, wie der Pfarrer bezeichnet hatte. Dafür gab der Herr dem Pfarrer hundert Gulden. Also konnte man schon das Osterfest feiern. — Dann gieng der Kirchensänger wieder zu einem anderen Gutsherrn, stahl bei ihm einige Ochsen und versteckte sie gleichfalls im Walde. Er sagte es gleich dem Pfarrer, dann gab er dem Gutsherrn zu wissen, dass dieser Pfarrer ein großer Wahrsager ist und alles weiß. Der Herr kam zum Pfarrer, und nachdem ihm dieser die Ochsen gefunden, gab er ihm auch hundert Gulden. — Bei einem dritten Gutsherrn haben unterdessen die Diener selbst einen goldenen Ring gestohlen. Dieser Gutsherr hat erfahren, dass der Pfarrer gut wahrsagt, also schickte er sofort seine Leute um ihn. Dann sagte er ihm so: wenn du mir den Ring nicht entdecken wirst, so werde ich dich tödten! Der Pfarrer erwiderte darauf: wie kann ich das wissen? Habe ich den Ring gestohlen, oder was? — Der Herr fragte aber nicht viel, sondern ließ den Pfarrer in den Kerker einsperren. Es kam die Nacht, da krähte der Hahn zum erstenmale. Der Diener sprang auf und schaute, was der Pfarrer macht? Dieser aber seufzte nur: O Gott, es ist schon der erste! Er meinte nämlich den Hahn. Der Diener dachte jedoch, dass er ihn erkannt hat, und erschrak heftig. Dann krähte der Hahn wiederum, da horchte der zweite Dieb unter der Thür. Der Pfarrer sagte: Gott, es ist schon der zweite! Ebenso hat der dritte Diener zu der Zeit, als der Hahn zum drittenmale krähte, gehorcht. — O Gott, nun ist auch der dritte da! sprach der Pfarrer. Also fürch-

teten sich diese drei Diener und giengen zu ihm und baten, sie vor dem Herrn, dass sie den Ring gestohlen hätten, nicht zu verrathen. Sie gaben ihm für die Verschwiegenheit etwas Geld, was sie hatten, da versprach der Pfarrer, sie zu verschonen. Er befahl ihnen nur, den Ring in Teig einzuwickeln, unter die Truthühner zu werfen und zu beobachten, welcher Truthahn ihn verschluckte. Die Diener thaten alles genau so und sagten dem Pfarrer, dass den Ring ein schwarzer Truthahn mit einem weißen Flügel verschluckt hat. — In der Früh sagte also der Pfarrer zum Gutsherrn: ich weiß schon, was mit dem Ringe geschehen ist: die Magd hat ihn aus dem Zimmer mit dem Kehricht hinausgeworfen, und da hat ihn ein schwarzer Truthahn mit einem weißen Flügel eingeschluckt. Man schlachtete sofort den Truthahn und richtig — der Ring war da. — Nun nahm aber der Herr eine Sense und warf sie in den Brunnen. Dann fragte er den Pfarrer: wenn du so ein großer Wahrsager bist, so sage mir, was ich in den Brunnen geworfen habe? — Da sprach der Pfarrer: nun, jetzt erst ist die Sense auf den Stein gerathen! (Ein Sprichwort.) Er dachte nämlich, dass jetzt schon sein Ende kommt. Aber der Herr gab ihm für die richtige Antwort noch hundert Gulden. — Dieser Pfarrer hieß Sweršćok (Grille). Der Herr fieng aber eine Grille, legte sie am Tische unter das Tischtuch und ließ den Pfarrer errathen, was unter dem Tischtuche versteckt ist? Der Pfarrer seufzte: ach, Grille, Grille, da bist du in Henkershände gefallen! Darunter meinte er sich selbst. Als aber der Herr das Wort Grille gehört hat, verwunderte er sich sehr darüber und glaubte ihm schon alles. Dann gab er ihm nochmals hundert Gulden und sagte: jetzt gehe du aber weg, denn du würdest mir alles Geld abnehmen! — Also hatten sie schon beide, der Pfarrer und der Kirchensänger, eine gute Osterfeier. (Gehört in Dobrohosłow, Bez. Drohobyč.)

Bei dieser Gelegenheit theile ich noch zwei Varianten der Erzählung, welche der junge und strebsame Ethnograph W. Hnatjuk bei den ungarischen Südrussen jüngst aufgeschrieben hat, mit.

A. Ein Kirchensänger stahl den reichen Bauern ihr Hausvieh, und der Pfarrer wahrsagte ihnen aus seinem Zauberbuche. Den Lohn theilten sie unter einander. Der Ruf des neuen Wahrsagers verbreitete sich schnell und es kamen zu ihm Leute aus den entferntesten Gegenden. Den Fremden wahrsagte er nur spotthalber auf Gerathewohl, aber zufällig traf er einige Male richtig. Dadurch wurde er noch berühmter. Da geschah es einmal, dass 12 Diebe einem Kaiser Geld aus der Casse gestohlen haben. Da dieser die Diebe auf natürlichem Wege nicht ermitteln konnte, so ließ er verschiedene Wahrsager und Wahrsagerinnen kommen und über den Diebstahl wahrsagen. Weil dieselben nichts entdecken konnten, ließ er sie alle tödten. So waren schon 300 Wahrsager getödtet, als die Reihe an den Pfarrer kam. Man brachte ihn und den Kirchensänger vor den Kaiser. Der Pfarrer war vor Schreck halb todt, jedoch der Kirchensänger verlor nicht den Kopf, sondern sprach ihm Muth zu und rieth ihm, vom Kaiser einen Tag und eine Nacht Galgenfrist zu verlangen. Auch ließ er ihn, den Kaiser um ein schönes

Zimmer, gute Speisen, 12 Flaschen Wein und 12 Flaschen Schnaps bitten. Er hoffte zwar auch nicht, aus der Affaire mit heiler Haut davonzukommen, jedoch er wollte noch den letzten Tag gut leben und in den Tod mit einem Rausch gehen. Der Kaiser gewährte ihnen dies alles, und die beiden Genossen blieben allein. Der Pfarrer saß traurig und brütete vor sich hin; der Kirchensänger aber machte sich munter an die Speisen und an den Schnaps. In seiner Galgenlaune fiel es ihm ein, jedes Glas, welches er trank, laut zu zählen. Es traf sich aber, dass bei jedem Glas einer von den 12 Dieben unter dem Fenster horchte. Jeder hörte die Worte des Kirchensängers: da ist das erste! dann: da ist das zweite, das dritte u. s. w., bezog sie auf sich und fürchtete sich, dass er schon ermittelt wurde. So waren alle 12 Diebe unter dem Fenster. Da giengen sie nun zu den beiden Wahrsagern und baten sie, sie zu verschonen und dem Kaiser nicht zu entdecken. Auch sagten sie ihnen, dass sie das Geld im Mist vergraben haben. Am andern Morgen fand der Pfarrer dem Kaiser das Geld, die Diebe wollte er aber nicht angeben, worauf auch der Kaiser nicht drängte. Er belohnte die beiden reich und entließ sie in Ehren nach Hause. Auf Rath des Kirchensängers verbrannte der Pfarrer sein Haus, dann sagte er aber den Leuten, welche zu ihm um verschiedene Auskünfte kamen, dass sein Buch verbrannt wurde und infolgedessen er nichts mehr wahrsagen könne. (W. Hnatjuk, Etnografični materjaly z Uhorskoj Rusi, Lemberg, 1897, Bd. I. S. 138—142.)

B. Der Kirchensänger stahl, wie gewöhnlich, den Bauern Ochsen, und der Pfarrer wahrsagte aus einem alten Kalender. Dafür bekamen die beiden viel Geld und der Pfarrer wurde berühmt. — Auch ist einer Frau der Ring verloren gegangen. Der Pfarrer sagte auf Gerathewohl, dass den Ring die Magd mit dem Mist ausgekehrt und ein Truthahn ihn verschluckt hat. Man schnitt den Truthahn auf — und der Ring war da. — Dann haben jedoch 3 Brüder bei ihrem Herrn eine Kiste mit Geld gestohlen. Der Herr ließ den Pfarrer bringen und sperrte ihn ein, damit er ihm das Geld herausfinde. Im widrigen Falle drohte er ihm aus dem Rücken einen Riemen zu reißen. In der Nacht wollten die Diebe erfahren, ob der Pfarrer etwas vom Diebstahle wisse? Einer gieng unter das Fenster zu horchen. — Der Pfarrer betete — da krähte der Hahn und der Pfarrer sprach: da ist der eine! Der Dieb erschrak und lief zu seinen Genossen. Beim zweiten Hahnenkrähen war unter dem Fenster der zweite Dieb, beim dritten der dritte. Die Diebe trugen dem Pfarrer 10 Gulden an und baten ihn, sie nicht zu verrathen. Das Geld war im Mist vergraben. Der Pfarrer bekam vom Herrn 300 Gulden. Dann bat er aber den Kirchensänger, ihn von diesem gefährlichen Geschäfte zu befreien. Dieser rieth ihm, das Haus zu verbrennen. Der Pfarrer that so; dann redete er sich vor den Leuten dadurch aus, dass sein Zauberbuch und mit ihm seine ganze Wahrsagekunst verbrannt wurde. (Ibidem, S. 142—145.)

Zuletzt will ich noch das reiche litterar-historische Material, welches Benfey, Cosquin und Polivka zusammengestellt haben, durch einige biblio-

graphische Zusätze, welche sie übersehen haben, ergänzen. Es sind dies: Kirchhofs Wendunmuth, ed. Oesterley, Tübingen, 1869, Bd. I, S. 160 bis 162 und V, S. 41 (Buch I, Nr. 130: ein Koehler ist ein Wahrsager); Germania, Bd. XVII, S. 327—329 (Mittheilung aus dem Schwankbuche des XVIII. Jahrhunderts «Lachende Schule»); ibid. Bd. XVIII, S. 158—159 (aus Contes des Sieur d'Ouville, 1644 J.); Šiddi-kur, mongolische Märchen, übersetzt vom Lama Gombojew, in Etnografičeskij sbornik der kais. russ. geograph. Gesellschaft in Petersburg, Bd. VI, S. 29—34; G. N. Potanin, Očerki sjewero-západnoj Mongolii, Petersburg, 1883, Bd. IV, S. 539—542; Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Bd. VI, S. 270—271 (berberische Version); und polnische Variante in Zbiór wiadomości do antropologii krajowej, Bd. XI, S. 71—72.

Die Klosterkirche in Watramoldawitza.

Von Aug. Kochanowska, Wien.

(Mit 9 Textabbildungen.)

Sie liegt hoch im Thale, abseits des Dorfes auf einer mäßigen Bodenerhöhung, von wo immer man kommen mag, mit den blauen Bergen im Hintergrunde einen malerischen Anblick bietend. Sie sieht weit ins Thal hinein und leiht ihm einen besonderen Charakter. Man glaubt sich in das Mittelalter versetzt, wenn man zufällig zur Zeit eines einfachen Bauernbegräbnisses sich den Mauern nähert und drin der melancholische Gesang des Priesters tönt und die Bauern in ihrer einfachen derben Tracht, mit langem Kopfhaar, Kerzen tragend und Körbe mit Wachs, Weißbrot und Früchten als Todtenopfer, dem mit Teppichen belegten Holzsarge folgen und den Weg aus dem Klosterthore zum anstoßenden Todtenacker einschlagen.

Ich traf einmal auf ein solches Begräbnis; es war ein Kind, das sie begraben sollten; da es ein Knabe war, trugen vier Bauernmädchen den kleinen Sarg. Alle hatten gelöstes Haar, die hier folgten, Trauerlieder singend. Als sie nach einiger Zeit zurückkehrten, die Fahnen und das Kreuz in die Kirche zurückgestellt wurden und der Pfarrer die Todtenopfer übernahm, standen die Mädchen, darunter drei Schwestern des kalten Kleinen waren, lachend und plaudernd beisammen; ein Blick auf ihre derben wilden Gesichter erklärte ihre Gemüthsrohheit. Roh erscheint auch die Sitte des Todtenmahles, das nach dem Begräbnisse im Trauerhause abgehalten wird, wo dann wild gegessen und getrunken wird, welcher Gebrauch noch überall bei den rumänischen Bauern herrscht. Ebenso seltsam muthet die Art der Opfer an; es sind Weißbrote und Kuchen, die wunderlich mit dünnen, hohen, aus Wachs geformten Kreuzen besteckt sind, die theilweise aus Feigen, Zwetschken, Mandeln und anderen Süßigkeiten zusammengestellt sind und in einem runden Korbe von zwei Bauern dem Sarge nachgetragen werden; sie werden dem Pfarrer gespendet, der mit dem vielen Brote häufig sein Gesinde und auch seine Hausthiere speist.

Ebenso behält er den Teppich, der den einfachen, weißen, viereckigen Fichtenholzsarg bedeckt. Außerdem sind die Geldopfer sehr groß, die der Pfarrer bei solchen Gelegenheiten beansprucht, der oft sehr hart und maßlos in seinen Forderungen ist. So kommt es, dass ein Todesfall ein doppeltes Unglück bei den Armen des Volkes bedeutet, die oft auf lange Zeit hinaus ruiniert sind. Bei Bestattungen der Reichen und Angesehenen werden Schalmeien geblasen, die dem Ganzen ein tief melancholisches und feierliches Gepräge geben. Die Männer tragen die Zeit der Trauer hindurch das Haupt unbedeckt.

Eine hohe, mächtige, mit zahlreichen Schießscharten versehene Mauer umgibt den Hof der Kirche — oben wuchert Gras und selbst Sträucher und junge Fichtenbäume. Wenn man durch die kleine hölzerne Pforte eintritt, umfängt einen absolute Stille und Einsamkeit; eine eisige



Fig. 10. Die Klosterkirche von Watramoldawitza.

Luft ist hier und immer fast stürmisch. Die Mauerschwalben schießen in Unmengen um den Thurm und ihr scharfer Ruf schrillt durch die Stille. Das Gras wächst üppig empor und sein frisches Grün bildet mit den bunten Freskomalereien der Kirchenmauern ein ganz eigenartiges, schönes Bild. An den Gesimsen und Ecken bröckelt das Mauerwerk ab — überall das Anzeichen des Verfalles. Im weiten Hofe tummeln sich Enten und Gänse umher, im niederen, kleinfenstrigen Gebäude, das links die Mauer unterbricht, wohnt der griechisch-orientalische Geistliche des Dorfes — es ist der einzige übriggebliebene Theil des einstigen Klosters. Die Kirche aber wird immer benützt, alle Sonn- und Feiertage wird Messe drin gehalten und dann tönen die mächtigen Glocken tief ins Thal hinein, bis in die einsamsten Hütten sind sie hörbar mit ihrem tiefen, wunderbaren Klang.

Jemanden, der nie diese Gegenden und ihre Gebräuche gekannt, würde ein Sonntagsmorgen in dieser Klosterkirche ganz merkwürdig anmuthen. Schon am frühen Morgen kommen sie von weit und breit, dem

Dorfe und den Thälern und sammeln sich vor dem Kirchthore. Ihre Tracht ist — schwerfällig und unschön — grobe Leinkleider, nur rein am Sonntage, darüber dicke braune Lodenmäntel und oft den Pelz darunter, selbst im Sommer. Das Haar lang und fettglänzend. Noch vor Beginn der Messe werden die Andachtsübungen in der Kirche begonnen; die Bauern werfen sich auf dem Steinboden auf die Knie, dann auf die Hände, küssen den Boden, berühren ihn mit der Stirne und erheben sich, das Kreuz über die Brust schlagend, dann werfen sie sich wieder zu Boden, ihn küssend und dies ins Unendliche fortsetzend — auch während des Gottesdienstes einige Male; die Männer sowie die Weiber. Sonst wird während desselben gestanden, theilweise gekniet. Die Messe währt ungemein lang. Der Geistliche, angethan mit einem rothgoldenen Ornate, langbärtig, singt mit lauter Stimme — drei Kirchensänger begleiten ihn



Fig. 11. Ruine im Klosterhofe von Watramoldawitza.

langathmig, es ist ein eigener, ziehender, betäubender Gesang. Die Luft ist grau vor Weihrauch — die Schafpelze geben einen starken Geruch von sich — die gelben Blumen überall und das Kraut riechen betäubend — durch das schmale hohe Fenster fällt ein Sonnenstrahl schief herein und beleuchtet die starkgeschnittenen, dunklen, oft schönen Gesichter der knienden Bauern mit ihren langen Haarlocken — und spielt auf der Holzschnitzerei des Chorstuhles unter dem Fenster. Das gibt ein fremdartiges und interessantes Bild, das nicht ohne Reiz ist.

Zum Schlusse kommen sie alle zusammen, dicht geschaart knien sie um den Priester; dieser hält das große Buch auf ihre Häupter und segnet sie lange. Als Kindern des Herrn wird von ihnen ein weißes, ungegorenes Brot verzehrt. Nach dem Gottesdienste geht es hinaus ins Wirtshaus — zum Tanz.

Das Kloster wurde im Jahre 1532 von dem rumänischen Fürsten Petru Baresch erbaut. Er selber soll in dem Schloss, dessen Ruine (Ab-

bildung 11) sich rechts an die Mauer lehnt, gewohnt haben. An ihren noch erhaltenen Fenstern und Thüren ist der Übergangsstil genau zu ersehen. Der ganze Bau ist in diesem, zu jener Zeit gebräuchlichen Stil erbaut; doch sind außer den romanischen und gothischen Elementen zahlreiche byzantinische zu finden. An der großen Masse des Gebäudes fällt die geschmackvolle, feine und so sehr wetterfeste Architektur auf. Die Gesimsbildung ist romanisch. Die schmalen, sehr hohen Fenster haben einen Kleeblattbogen und gothisches Maßwerk. Dem Dache entlang an der Mauer läuft ein Bogenfries — so auch an dem achteckigen Thurme. Bogenformen, wo sie vorkommen, sind gedrückt. Der Grundriss der Kirche ist sehr einfach: Ein offener Vorraum, zwei geschlossene — worauf erst derjenige mit dem Altare folgt — also ein Längsschiff und zwei Querschiffe, wovon das letztere mit je einer kleinen runden Apsis schließt. Diese ist durch ein schmales hohes Fenster erleuchtet, welches fast das einzige Licht in den Raum bringt. In diesem Querschiffe steht rechts und links im Raume eine Art Altartisch mit schiefen Flächen, worauf hier ein Heiligenbild und ein Kreuz aufliegt, welch letzteres von den vielen Küssen des Volkes merklich abgenützt ist — selbst die kleinen Kinder werden von ihren Eltern zu diesem Kusse emporgehoben. Blumen, starkriechendes Basilikakraut in Mengen werden von den Bauern da niedergelegt; handgestickte Tücher dienen hier, wie auch hie und da an den Wänden ober den kleinen Heiligenbildern als Zier. Zwischen den beiden Altartischen steht ein dritter, der mit Brot, Eiern und Kerzen, die die Bauern allsonntags als Kirchenopfer darbringen, angehäuft ist. Seitwärts stehen große, holzgeschnitzte schwere Standleuchter mit Wachskerzen. Das Schiff, welches oben rund gewölbt ist, endet in dem Thurme — an langer Schnur hängt eine Taube herab. Es wird durch die breite mittlere Apsis abgeschlossen, die das Allerheiligste birgt, die kein Frauenfuß je betreten darf und die mit einem rothen Vorhange geschlossen wird. Nach oben schließt sie mit einer Art Triumphale ab, wie sie in den alten byzantinischen Kirchen vorkommt — sie bildet mit der reichen Bilderwand den kostbarsten Schmuck der Kirche. Diese Wand heißt im Rumänischen «Iconostase» und ist in allen griechisch-orientalischen Kirchen der hauptsächlichste Schmuck, auf den der größte Wert gelegt wird. Hier ist die Schnitzerei des Rahmenwerkes besonders fein, geschmackvoll, reich und glänzend und bildet eine würdige Zier der wahrhaft künstlerisch ausgeführten Bilder, die theils rund, theils eckig geformt sind, ein sehr harmonisches Ganze bildend. Diese feine Malerei der Bilder und auch Fahnen bildet einen starken Gegensatz zu den schreiend bunten, oft geschmacklosen Frescomalereien der Wände. Ebenso fein und stark vergoldet ist das Gitterwerk, das außer dem Vorhange, die Apsis abschließt, in die der Priester während der Messe öfter verschwindet.

Das Kloster besitzt mehrere sehr reich in echten Perlen und Gold gestickte Messgewänder, wovon leider einiges bei Gelegenheit einer Ausstellung abhanden gekommen ist. Auch alle, auf Pergament geschriebenen und bemalten Messbücher sind vorhanden. Sonst wird als Sehenswürdig-

keit nichts mehr als ein paar Knochen eines Mönches in einer engen Zelle, zu der eine Wendeltreppe hinaufführt, den Fremden gezeigt, die sich in diese Einsamkeit verirren.

In der kleinen Apsis rechts und links stehen Chorstühle — sie sind in Holz geschnitzt und haben freie Kleeblattmuster in geschmackvoller Weise als Ornament, das theilweise in den Farben blau, roth und grün bemalt ist; in der Mitte steht je ein kleiner Tisch, wovon der eine das große Gesangbuch des Messners trägt, der während des Gottesdienstes mit näselnder Stimme den Gesang des Pfarrers begleitet.

Chorstühle stehen auch in den anderen Schiffen der Wand entlang; auch kleine pultartige Altäre, die allzeit mit frischen, stark duftenden Blumen geschmückt sind. Oft dienen gestickte Handtücher als Schmuck dabei.

Die Frauen halten sich fast nur in den beiden ersten Räumen auf, die Männer hingegen im letzten, in dem der Priester die Messe hält.

Die ersteren sind in ihrem Feiertagsputze schwer beladen — oft im Pelze, der ihre Wohlhabenheit zeigen soll, eine Unmenge von Perlen um den Hals — die Frauen mit dem weißen Handtuche am Kopfe — die Mädchen unbedeckt, rothe Nelken und orangegelbe Blumen hinter das Ohr gesteckt. Häufig sieht man bei ihnen, wie auch bei den Männern die hellgelben Stiefeln mit hohen Haken.

Die Kinder, die meist reizende Gesichtchen haben, sind genau so gekleidet, wie die Großen — reichgesticktes Hemdchen, Pelz, der enge, um den Leib gespannte gerade Rock, schwere Schuhe, und in den fest geflochtenen Zöpfchen, die das Ohr überdecken, auch rothe Nelken, die besonders beliebt sind. Sie sehen oft recht drollig aus in ihrer schwerfälligen Tracht.

Das Eigenartigste, Charakteristische und Interessante an dieser Klosterkirche sind ihre Frescomalereien. Außer der beschriebenen sind in der Bukowina noch drei andere, die von Suczawica, Putna und Woronatz. Die beiden erstgenannten sind die größten und bekanntesten.

Doch die Malerei ist an der Moldawitzaer ausnahmsweise sehr wohl erhalten, die Farben sind frisch und leuchtend. Leider wurde vor Jahren bei einer vorgenommenen Renovierung unter der Leitung eines unverständigen Pfarrers das große Dach, das ursprünglich mächtig weit überhieng, kleiner wiederhergestellt, so dass an der Westseite die Malerei arg litt, fast ganz verblasste und zum Theil übertüncht wurde. Der Thurm und manche Theile der Mauer, die jetzt einfach weiß sind, sollen mit Fresken bedeckt gewesen sein.

Die Außenseiten der Längsmauern sind in unregelmäßige quadratische Felder getheilt, die durch rothe, weißgesäumte Streifen getrennt sind. Die Malerei ist im byzantinischen Stil, die Figuren naiv und steif gezeichnet, nach der bekannten Schablone dieses Stils — in steifer Haltung, mit gleichmäßigen Faltenwurfe. Die Contouren sind mit dunkler Farbe gezogen; alles erscheint stilisiert. Es sind Darstellungen aus der

heiligen Schrift. An der einen wohlerhaltenen Längswand sind Scenen einer Festungsbelagerung, wo die Figuren in unverhältnismäßig großem Maßstabe aus dem winzigen Thurme der Festung sehen. Außerdem Bildnisse von Heiligen und Scenen aus ihrem Leben. An derselben Seite ist neben der Eingangspforte links oben die Gründungstafel in die Mauer eingelassen. Die Inschrift ist in altcyrillischen Lettern. Darüber ist ein Bild des heiligen Georg zu erkennen. (Abbildung 12.) Hier ist auch der Unterbau mit dem feingegliederten tragenden Gesimse sichtbar. Der offene Thorbogen führt in den Vorraum, der mit Darstellungen aus der Geschichte der Welterschaffung erfüllt ist, die durch die naive Auffassung und unbeholfene Ausführung eine sehr komische Wirkung haben. So die Erschaffung der ersten Menschen, das Paradies etc. Ebenso die eine ganze Wandseite beherrschende Höllenphantasie; da wird ein Bischof an seinem langen Barte von einem Teufel herabgezerrt — der wie alle



Fig. 12. Eingangspforte.

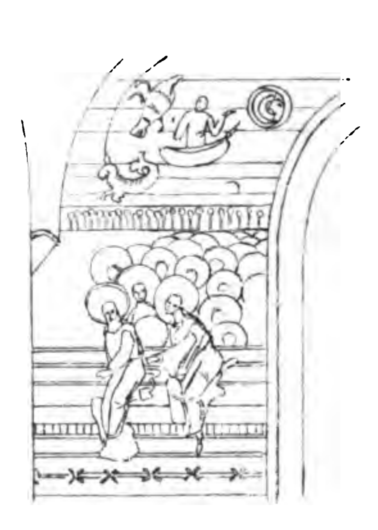


Fig. 13. Fresken.

andern in kindlicher Auffassung, schwarz, geschwänzt, mit glühenden Augen dargestellt ist.

Es ist interessant, den tiefern Sinn und Zusammenhang dieser merkwürdigen Malereien zu verfolgen, die oft schwer zu enträthseln sind.

Von einem oberen, besonders gut erhaltenen Theil der Fresken in eben diesem Raume ist nebenstehende Zeichnung (Abbildung 13). Hier ist die einfache Weise, in der die Bogen mit Consolen aufruhen, bemerkbar. An diesem Fleck gerade, wie an vielen andern, fällt die angenehme, feine Farbengebung ins Auge: ein mattes lila, orange, mattblau und grün sind sehr harmonisch nebeneinandergestellt und wecken die Empfindung wie beim Anschauen eines alten, echten Teppiches.

Wir finden diese Farben wieder in der Weberei und Stickerei der Bauern — sehr oft fällt ein Teppich durch seine feine Farbenharmonie

auf, die unbewusst angewandt wird, wenn man darnach frägt: «Die Alten haben es so gemacht, und wir machen es auch so». Besonders die alten Teppiche, die man immer weniger antrifft, sind sehr fein und fest gewebt und wunderbar in den Farben, die, selbst bereitet, nie verblassen.

Manchmal wird das Auge durch eine feine Linienführung und gewisse Anmuth der Bewegung überrascht; so an einigen Engelsgestalten im Innern des Langschiffes, die wenig von der steifen höfischen Haltung haben und in ihrer schmalen Gestalt und Anmuth an altitalienische Engelsgestalten erinnern.

Die Innenräume sind zumeist mit solchen, wie auch Bildnissen von Bischöfen und Heiligen angefüllt. Ober der schweren eisernen Eingangsthür ist das Bild eines malenden Mönches, welches jedenfalls als Portrait des Malers dieser Fresken anzusehen ist, doch scheinen an der Art der Behandlungsweise mehrere daran betheiligt gewesen zu sein — gewiss ist es, dass sie von Mönchen stammen, wie bei den meisten dieser Klöster.

Nach unten stark sich verbreitende Strebepfeiler stützen die Mauern — die Darstellungen nicht unterbrechend, sind aber nach unten zu meist übertüncht. Eine Art Steinbank läuft um den ganzen Bau, die von den Bauern beim Kirchgang benützt wird. Die große Apsis, wie die beiden kleinen sind nach außen vieleckig. Flache Rundbogennischen gliedern sie gleichmäßig in der ganzen Höhe. Unter dem Dache hin laufen ebensolche kleine fensterartige Nischen hin, je zwei über einem großen Bogen. Sie sind mit Engelsköpfen regelmäßig ausgemalt.

Die großen Nischen im Innern mit je zwei Apostelgestalten, darunter Engelsköpfe — und wieder stehende Figuren. Die übrig gebliebenen Streifen sind auf eine originelle und wirksame Weise durch geflügelte Engelsköpfe ausgefüllt — je sechs Flügel sich aneinanderfügend, welches Motiv sich auch im Innern, meist in den Zwickeln der Rundbogen, wiederfindet und vielfach variiert. (Abbildung 14.) Hier ist, wie an allen Malereien, der obere Grund blau, der untere grün bemalt, Erde und Himmel darstellend. Die Flügel sind in matten Farben, blassroth, lila, orange, lichtgelb gehalten und haben eine sehr angenehme Wirkung.

Der schmale Schnitt der Vertiefung ist mit ganz naiven einfachen Ornamenten in brauner Farbe gezeichnet und wechselt in der Länge etwa eines halben Meters immer ab, von welcher Mannigfaltigkeit die Zeichnungen in Abbildung 18 ein Bild geben.

Der Thurm ist übertüncht. Jetzt mit Blech gedeckt — die drei anderen an der Frontseite der Klostermauer mit Holzschindeln. Alle tragen das doppelarmige griechische Kreuz auf einer Kugel. Der rechte Thurm ist rund, der linke, viereckige birgt die Glocken. Die jungen Burschen betrachten es als eine Ehre, sie zu läuten, und es gibt oft einen Wettlauf zu dem Thurm. Das starke Mauerwerk hat vielfache Sprünge. Sehr interessant in seiner Bauart ist der mittlere mit der großen hölzernen Pforte, die außer dem mächtigen Schloss eine dicke eiserne Querstange,



Fig. 14. Geflügelte Engelsköpfe von den Fresken.

die vorgeschoben werden kann, als Verschluss hat. Nebenstehende Zeichnung (Abbildung 15) gibt die Ansicht des Thorbogens von der Hofseite, und lässt die byzantinischen Elemente deutlich am einfachen Kapitel der Pfeiler wie auch an dem Rosettenschmuck, der über dem flachen Bogen angebracht ist, erkennen. Hier wie überall herrscht sinnreiche Unregelmäßigkeit in der Anwendung der Architektur.

Erwähnenswert sind noch die großen Inschrifttafeln der Grabgrüfte im Langhause der Kirche — es sollen rumänische Fürsten einst da bestattet worden sein, blos ein sarkophagartiges Grabmal ist darunter, das in einer Nische steht und reich in Stein gemeißelt ist.

Von der starken hohen Klostermauer tönt ein wunderbares lautes Echo zurück, wenn man vom angrenzenden Hügel dagegen ruft. Das Bauernvolk kennt es wohl, und wenn die Hirten ihre Schafe vorbeitreiben, machen sie jedesmal Halt und singen hinab. Wenn sie fort sind und der Ton verhallt, liegt die Kirche in ihren Mauern in der alten einsamen Stille und sieht wie ein Stück fremde Welt aus längstvergangener Zeit ins Thal hinab.

Von dem massigen Steinbaue des Klosters im Stile der alten byzantinischen Kirchen kommen wir zu der zierlichen kleinen Holzkirche, wie sie in den Gebirgsdörfern der Bukowina zu finden ist. Leider verschwindet sie immer mehr und wird durch den Bau neuer geschmack- und stilloser ersetzt und abgetragen, stattlichere Bauten verdrängen sie immer mehr. Manchmal werden sie in ihre Theile zerlegt und in ein einsames Dorf geführt, wo sie entstellt und verändert wieder aufgestellt werden und ein architektonisches Jammerbild darbieten. So ergieng es einer zweiten alten Kirche im selben Städtchen, die in ein fernes Thal, Czumana, übertragen wurde.



Fig. 15. Thorbogen von der Hofseite.

Es ist mir nach einiger Mühe gelungen, durch die Freundlichkeit eines griechisch-orientalischen Priesters, zu dessen Pfarrsprengel sie einmal gehörte, einige Daten über die alte kleine Holzkirche zu erhalten, die im Gebirgsstädtchen Kimpolung, ziemlich abseits vom Flussbette liegt, von dem hohen Holzzaun und dem breiten Dache fast ganz versteckt. (Fig. 16.)

Sie heißt Filialkirche «zu Christi Geburt» und ist im Jahre 1813 von

Petru Biac, Ivan Sandru und der Kirchengemeinde auf dem von Petru Sandru gewidmeten Grunde erbaut worden. Im Jahre 1875 wurde sie renoviert und erweitert vom damaligen Ortspfarrer und einigen Pfarrlingen.

Leider ist dies alles, was ich von der Geschichte des interessanten Kirchleins erfahren konnte. Es bietet in seiner tiefbraunen leuchtenden Farbe des wettergebräunten Holzes einen sehr moderischen Anblick dar und hat in seiner Holzarchitektur manche reizende Details.

Zur Osterzeit, wenn die Bauern am frühen Morgen schon ihre Brote und die grünlich bemalten Ostereier bringen und im Kirchhofe sie ausbreiten und dicht geschaart dastehen und warten, bis der Priester kommt, alles zu weihen, gibt es ein prächtiges Bild.



Fig. 16. Holzkirche von Kimpolung.

In der Fastenzeit vor Ostern, die sehr strenge gehalten wird, wird statt der Glocken auf einem Holzbrettchen mit schweren Holzhammern geklopft, was einen eigenen Ton gibt.

Es ist weiches Material. Das Dach ist weit überhängend, mit spitz gezackten Schindeln gearbeitet. Das Aneinanderfügen der Bretter, die die Wand bilden, ist durch schmälere Leisten verdeckt. Der Grundriss, wie die ganze Bauart erscheinen sehr einfach. Die Kirche war derzeit leider geschlossen, doch dürfte ihr Inneres und seine Ausgestaltung nicht viel von dem anderen abweichen. Es bietet in seiner matten Dunkelheit meist einen öden Eindruck, da der ganze Raum wenig gegliedert ist. Auch hier ist die Ikonostasenwand der reichste Schmuck — sonst auch hiengen steif gemalte Heiligenbilder umher, oft tief poliert — Fahnen stehen umher, kleine Altartische in der Mitte und an den Wänden — letztere oft ein gewöhnlicher Tisch mit Teppich bedeckt, mit Kerzen

und Bildern und Blumen bestanden. Besonders stattlich ist hier der Glockenthurm.

Ein festgefügter Bretterzaun umgibt den Kirchhof, der für die Priester und ihre Angehörigen noch jetzt als Begräbnisstätte dient. Sein Eingangsthor ist von einem spitzen Dache bedeckt. Diese kleine hölzerne Pforte hat sehr interessante Flachschnitzereien, von denen es mir gelungen, eine Zeichnung zu machen. Sie zeigt das Aneinanderfügen des Holzwerkes, die Zickzackornamente und runden Muster, von denen zum Theil einiges ganz verschwunden. Ein Holzschloss ist da befestigt.

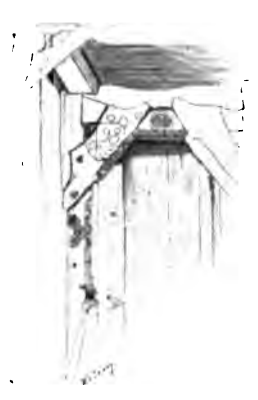


Fig. 17. Holzpforte zum Kirchhof der Holzkirche in Kimpolung.

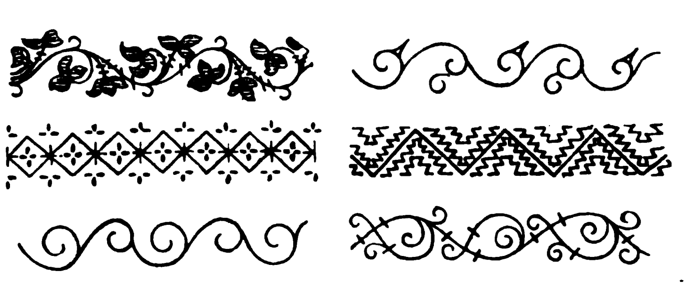


Fig. 18. Details.

Links oben ist die Nummer «98» zu sehen. Die Holznägel, mit welchen die ganze Kirche gefügt ist und die hier besonders bemerkbar sind, verrathen das hohe Alter der Kirche.

II. Kleine Mittheilungen.

Grabinschriften und Marterln aus Steiermark.

Mitgetheilt von Karl Reiterer, Weißenbach.

Im Oppenberger Friedhofe bei Rottenmann trifft man:

1. Auf einem grünen Holzkreuz hinter der Kirche steht unterhalb der bekannten: **J. R. N. J.** zu lesen: Simon Lemmerer, Alter eine Minute, gestorben den 13./10. 1882.

2. Unweit daneben auf einem altersschwachen lichtblauen Holzkreuze, dessen Quertheil den Namen Maria Lull erkennen lässt, findet sich folgende Inschrift: «Mit ihrem Kinde Theresia gestorben am 3. October 1880 in Geburtsumständen in dem 23. Lebensjahre. O barmherziger Gott, schenke ihr die **E**wige Ruhe».

3. Auf einem anderen Holzkreuze mit angenageltem Blech-Christus lautet die Grabschrift: «Hier ruhet im Frieden Georg Lasser, gewesener Ofner gestorben am 13./IV. 1191 im 74 Jahre. — Ich liege allhier im Staube der Erden, was ich jetzt bin».

4. Aus dem Jahre 1866 ist eine etwas schwungvollere Inschrift erhalten; es heißt da: «Am **T**age des Zornes, an jene**n** Tage; **N**ach Davids und Sibyllen Sage; **V**ersinkt einst in Asche diese Welt. O welch ein Schrecken wird entstehen, **W**enn wir den Richter kommen sehen, **D**er dann Gericht von unserem Leben hält; Wenn der Posaune Schall erklinget, **D**er in die tieften Gräber durchdringet. Wird kein Geschöpf des Richters Auge entgehen. Der Tod und die Natur wird beben! Wenn alle Menschen zu dem Leben; **U**nd zu der strengen Rechenschaft erstehen:»

5. Aus dem Jahre 1882 sagt die Grabschrift über ein 3 Jahre altes Söhnchen: «Kurz war meine Lebenszeit mus Ich fort im die Ewigkeit'. Vihlmals Dank für die Plage, Wass Sie an mir geleistet habe.»

6. Das Grabkreuz für einen «gewesenen Zimmermann und Kohlenbrenner», welcher am 10. August 1883 «im 63. Lebens-Alter» gestorben, besagt: «O Mensch bedenk, was dein letztes Erbtheil ist, ein schmaler Sarg und ein Haufen Erden, was dein Leben einschließt».

7. Und klagend ein anderes ergänzt: «oftmals viele Schwäre Plagen, waß der Tod bereit, hinterlasene Kinder klagen, die Ältern sind in der Ewigkeit».

8. Flotter klingt nachstehender poetischer Erguss (ex 78):» Unverhofft, um Mitternacht, hat mich eine Schneelabine tod gemacht. Ich war allein in meiner Kohlhütte Zelle, rief der Schöpfer zu sich meine Seele».

9. Auffallend ähnlich, so dass man unwillkürlich denselben Verfasser vermuthet, ist die Grabschrift: «Unverhofft kam der Tod heran, eine Schneelawine war Schuld daran».

10. Für Sophisten folgendes: «Die Posaune ruft zum Weltgericht. O, das uns Gott ein gnädig Urtheil spricht! Uns unsere Sünd verzeih'e Und ein gnädiges Urtheil verleih'e».

Der betagte «Künstler», welcher obige Grabinschriften machte, ist nach eigenem Geständnisse: Jakob Mühlbacher, geb. 1833, Weber, Maurer, Gemeindediener, Musikkapellmeister, Bauern«barbierer», kurz: ein vielseitiger Mann in Oppenberg.

Folgende Marterlinschriften sandte mir G. Schally aus Nikolai:

I. Maria Krada, Kirschner Tochter in Gröbming gieng mit Pölzwaren hausieren da kam ein unbekanter Man, und wollte ihr die Ware nemen da sie sich aber Werte versetzte er ihr 5 Stich, an der Seiten wo sie des andern Tagen 6 Uhr Morgens gestorben ist.

thue an mein Tote denken und mir ein Vaterunser schenken 1893 den 5./12.

Der Mörder war August Saffler Leinweber in Ungarn greze.

(Befindet sich am Gatschberg in Großsölk).

II. Auf eine Gutte Meinung zu Ehren des H. Leonhardi und des H. Florian Wür alle hiesigen Alpen Leig und Vür die Armen Alten, Had Johann Sieger vulg. Klock hieder diese Kreitz Aufrichten 1858.

(Dieses befindet sich im Seifriedingthale an einer Zirbe).

III. Alhier ist in Gott Entschlafen der Ehrbarre Mathias Prametz den 21. April 1781 Gewester Sohltat von den Hochlöblichen Lauttermanischen Invanterie Regoment von den Herrn Hauptmann von Geiersperg Compenie hat 24 Jahre gedient aus Peman gebürtig ist Untermittagszeit Von einen Gottlosen Fagirer Unbarmherzig Ermordet und hat im 13 hieb um den Hals und Kopf herumgeben. Gott der almächtige verleihe und uns allen ein Fröhliche Auferstehung zum Ewigen Leben Amen.

Diese Materlinschrift befindet sich auf der linken Seite, wenn man von Klachau nach Tauplitz geht. Die Inschrift gibt auch zugleich die Beschreibung des Marterls.

Vom Diebebannen und Lebenabbeten.

Mitgetheilt von Karl Reiterer, Weißenbach.

Mitfolgende Beschwörungsgebete erhielt ich vom Herrn Brauereibesitzer Karl Keller in Liezen, welcher sie von der Gstanderin, Inwohnerin beim Ramelkastner in Liezen bekam. Die beiden Gebete lagen zwischen alten Gerichtsacten. Das erste Gebet ist ein sogenannter Diebssegen, 6 Gebete enthaltend, von denen leider ein Bruchstück fehlt. Das zweite Gebet ist zum Leben abbeten. Der Landvolk in Steiermark glaubt nämlich, man könne einer missliebig gewordenen Person das Leben abbeten, nämlich zustande bringen, dass einer sterben muss, von dem man es haben will. Wie mir meine Frau Elisabeth geborne Höpflinger, ein Stögerwirtstochter in Donnersbachwald, mittheilte, hat die am 8. August 1896 an Schlagfluß verstorbene Johanna Rudorfer, vulgo Brehmin in Donnersbachwald in ihren jungen Jahren versucht, ihrem Manne, mit dem sie nicht in gutem Einvernehmen lebte, das Leben abzubeten. Es half jedoch nichts, denn ihr Mann Johann Rudorfer, vulgo Brehm starb erst an Wassersucht am 10. Februar 1896, also einige Monate früher als das Weib im 65. Lebensjahre. Da ich von 1886—1896 in Donnersbachwald als Volksschullehrer wirkte, so kannte ich beide Brehmleute. Was das Diebebannen betrifft, so sei bemerkt, dass mir der Grundbesitzer Franz Bindlecher vulgo Kapp in Weißenbach

bei Liezen, Haus-Nr. 11 am Sonntag den 19. Juni d. J. erzählte, der alt' Schwoger hätte können Diebe bannen. Der vulgo alte Salerer in Weißenbach bestätigte mir das und sagte, dass dem alten Schwoager einst Diebe die Birnen gestohlen hätten. Da hätte er einen Dieb auf eine Baum gebannt, indem er bezügliche Gebete sprach. Der alte Schwoager machte, dass morgens der Dieb vor Sonnenschein (Sonnenaufgang) wieder loskam. Es herrscht nämlich der Volksglaube, dass dann, wenn der Dieb nicht vor Sonnenaufgang vom Baume los sei, der Teufel erscheine und den, der bannt, holt, Auch in Donnersbach soll es einen gegeben haben, der Diebe bannen konnte, wie mir Aegyd Luidold, vulgo Gressinger Gydi erzählte, als ich noch in Donnersbach war. Ein Bauer, dessen Name mir entfiel, ließ nämlich auf dem Felde nachts über einen Sack Getreide stehen. Da kam ein Dieb und wollte den Sack fortschaffen. Doch als er den Sack auf der Achsel hatte, konnte er nicht mehr fort und musste die ganze Nacht stehen bleiben. Erst am Morgen bannte der betreffende Bauer, dem der Sack gehörte, den Dieb los. Meine Frau erzählte mir, dass sie in ihrer Jugend von der Einlegerin Maria Decasta, welche im Jahre 1889 im Alter von 81 Jahren in Donnersbachwald starb, gehört habe, diese hätte sollen seinerzeit jenen Bauer aus Donnersbach, von dem ich vorhin erzählte, dass er Diebe bannen konnte, heiraten, aber sie getraute sich nicht, mit ihm sich zu verehlichen, meinend, er könne ihr im Ehstand was anthun. Das Weib calculiert eben: Wenn ich einen heirate, der Diebe bannen kann, so kann er auch mehr, z. B. mir an Leib oder Seel' schad'n, 's Leben abbeten od. dgl. Und die Genannte heiratete jenen nicht, sondern einen italienischen Maurer, namens Decasta.

Votivbilder aus Steiermark.

Von Karl Reiterer, Weißenbach.

In der Wallfahrtskirche zu Oppenberg «Maria Geburt» ist ein ca. $1^1/_2$ *m* hohes und 1 *m* breites Votiv-Bild aus dem Jahre 1868 (?) angebracht, welches von den Wallfahrern vielfach mit besonderem Interesse studiert wird. In den Wolken (Jenseits) prangt Maria Geburt von Oppenberg mit ihrem Söhnlein und dem ihr eigenthümlichen Herrscherstabe (Scepter) in vollem Ornate, umgeben von vielen Kopf- und Ganzengeln. Oberhalb enthält eine Bandschleife die Worte: «Zuflucht der Sünder, Trösterin der Betrübten, Königin der Engel, bitte für uns!» Unterhalb (Diesseits) links wird eine Messe gelesen, welcher drei Bauern und sieben Kinder anwohnen. Davon hat nur einer der Bauern ein Gebetbuch, während alle übrigen mit «Rosenkranz» versehen sind. Wahrscheinlich soll damit gesagt sein, dass in jener Zeit in Oppenberg nur «der Zehente» lesen konnte.

Rechts neben der Kapelle ist uns das Operationszimmer vergegenwärtigt. Vor dem Krankenlager sind mehrere Männer, deren einer mit aufgestulpten Ärmeln und einem Messer die Operation in Angriff zu nehmen scheint. Auf dem Tische daneben befinden sich verschiedene Schneidewerkzeuge, darunter auch — was wir entnehmen konnten — eine Laubsäge. Hinter einem Pfeiler, außerhalb des Zimmers ist der zwar schwergeprüfte, doch voll- und rothbackige «Gatte der Operierenden» dargestellt. Unterhalb des ganzen Bildes steht folgende ausführliche Inschrift: «Am 17. November 1868 von 9 bis 10 Uhr früh sollte an der Frau Elisabeth Wöhrer, Ulbin, Gastwirtin in Oppenberg eine lebensgefährliche Operation vorgenommen werden, ihr nämlich die rechte Brust abgenommen werden, Die Operation nam vor: Herr Doktor Holuscha aus Liezen, unter Assistenz der Herren Wundärzte Karl Gasteiger aus Indenig und Herr Wagner aus Lassing. In dem Augenblicke. wo sie fühlte, dass die Betäubung einzutreten schien und bei Wahrnehmung der durch die gleichzeitig in Angriff genommene Operation verursachten Schmerzen, rief sie nach ihrem Manne und ihren Kindern, und flehte ganz inbrünstig zur Mutter Gottes in Oppenberg um Beistand und Rettung. Diese vertrauensvolle, kindliche Anrufung, der himmlischen Gnadenmutter hatte zur Folge, daß ihre Schmerzen augenblicklich gestillt wurden, so zwar, daß sie, obwohl bei vollem Bewusstsein — weil die beabsichtigte Betäubung erfolglos blieb — ganz ruhig den Verlauf der Operation abwarttete, daher auch jene drei zum Festhalten der Kranken bestimmten Männer sich als nicht nothwendig herausstellten. — Nachdem wohl jedermann überzeugt sein muss, dass die auf eine so wundervolle Weise vor sich gegangene und glückliche Operation neben der Geschicklichkeit der Herren Ärzte hauptsächlich der Fürbitte der mächtigen Gnadenmutter sowie den Früchten des heiligen in der Pfarrkirche zu Oppenberg aus dieser Veranlassung in Anwesenheit ihrer Familie gefeierten hl. Messopfers zu verdanken sei, so ist zur dankbaren Erinnerung an dieses wundervolle Ereignis dieses Gedächtnisbild, angefertigt worden,

zum Troste und zur Freude jedes Marienverehrers. Die Operation wurde beim Wirth in Fischern vorgenommen. Paul Madl Öblarn».

Diese Mittheilungen verdanke ich dem Collegen Herrn Schulleiter Heinrich Pichler in Oppenberg. Der Maler des Bildes, «Paul Madl in Öblarn», lebt noch und ist, nebenbei bemerkt, der Anfertiger vieler Marterl in der Umgebung vom Öblarn im mittleren Ennsthale.

Die Feder-Prowenda im deutsch-böhmischen Mittelgebirge.

Von Wenzel Peiter, Wellemin.

Wer das an Naturschönheiten so reiche deutsch-böhmische Mittelgebirge mit dem Stabe in der Hand und dem Ränzchen auf dem Rücken durchwandert hat, wird bestimmt die Wahrnehmung gemacht haben, dass daselbst noch der Gänsezucht als Seitenzweig der Landwirtschaft größere Beachtung geschenkt wird. Ganze Scharen von Nachkommen der Retterinnen des Capitols begrüßen oft den Wanderer auf den Ortsplätzen und Dorfwegen mit ohrenbetäubendem Geschnatter, besonders wenn ein kläffender Hund sich durch dieselben freie Bahn bis zu dem Dahinschreitenden verschafft. Was Wunder auch, das industriereiche Aussig, die Thermenstadt Töplitz und die Schulstadt Leitmeritz liegen in nächster Nähe und haben einen schier unersättlichen Magen für Geflügel, und dann, auch die Dörfler selbst sehen gerne zu Festzeiten einen Gänsebraten auf dem Tische.

Das Schleißen der gerupften Federn wird auf die Winterabende aufgehoben, wo die Feldarbeiten ruhen und der Drusch des Getreides in der Scheune nicht jene körperliche Ermüdung hervorruft, welche den Schlaf fordert. An den langen Abenden kann das Nützliche mit dem Angenehmen verbunden werden. Man geht auf den «Datsch» (auf ein Plauderstündchen) und schleißt dabei Federn. Beides lässt sich ja sehr gut vereinen, da ersteres den Mund und Kopf, letzteres nur die Finger in Anspruch nimmt. Jedes Haus hat seine ständigen Federnschleißer, junge Mädchen der Nachbarschaft, deren Verehrer, alte Weiber und andere Bekannte der Hausfrau. Selbsterklärlich fehlt es da nicht an Kurzweil. Neue Liebeleien werden beim Federschleißen «angebandelt», alte befestigt und neu belebt, trotzdem dasselbe, wie der Volksmund sagt, die schwerste Arbeit ist, da man beständig eine «ganz» mit den Fingerspitzen halten muss.

Einen würdigen Abschluss findet das Federschleißen durch die «Prowenda», den Federfestabend. Die Hausfrau hat vorsorglich für den letzten Abend nur ein kleines Häufchen ungeschlissener Federn übrig gelassen. Wie die letzte Feder durch die Hand gegangen ist, werden die gefüllten Inlette fest geschlossen, die Federkiele in die leeren Körbe gerafft, und überhaupt alles beiseite gestellt was an das Federschleißen erinnern könnte. Auf weiß gedecktem Tische trägt die Bäuerin Kaffee und Kuchen auf und lässt darnach auch einige Flaschen Wein oder besseren Liqueur springen. Das junge Volk wird bald übermüthig und vertreibt sich die Zeit mit allerlei Ergötzlichkeiten, wenn nicht schon die Federschleißer in der Nachbarschaft durch «Federbriefe» so manches Geheimnis verrathen oder ein allgemeines «Hallo» in die Gesellschaft gebracht haben. Die Federbriefe werden in den Häusern, wo man noch schleißt, geschrieben und verstohlen außen in die Fenster des Hauses, wo Prowenda gehalten wird, gesteckt. Damit dieselben auch geholt werden, klopft man an die Scheiben und macht sich dann aus dem Staube. Hat ein solcher Brief den Unwillen des jungen Volkes erregt, so rächt man sich. Man füllt einen alten irdenen Topf mit Asche und schleudert diesen an die Thür jenes Hauses, aus dem man vermuthete, dass derselbe gekommen sei. Dieses Beginnen ist jedoch öfters mit einem Risiko verbunden, da man dort, wo man befürchtet, dass eine solche Vergeltung geübt werde, aufmerksame Wache hält und den Attentäter im Ertappungsfalle durchprügelt. Kann einer der Festtheilnehmer auf irgend einem Instrumente aufspielen, so wird auch getanzt; wenn nicht, so werden die Mädchen «gehobelt». Ehe sich's eine Schöne versieht, hat sie ein Bursche bei den Armen, ein anderer bei den Füßen gepackt, und im Schwunge wird sie auf dem Boden hin und her geschwenkt. Sie mag Zeter und Mordio schreien, niemand, selbst ihre Freundinnen nicht, stehen ihr bei; höchstens dass man ihre Kleider zurecht richtet, wenn selbe sich dabei doch etwas zu hoch verschoben hätten. Plötzlich ist sie frei, eine der kichernden Zuschauerinnen hat dasselbe Los getroffen.

In großen Bauernhöfen dauert das Federnschleißen oft drei bis vier Wochen und noch länger, aber immer trachtet man, dass man vor der Faschingszeit fertig werde, weil zu dieser Zeit «der Bar in die Fadern schleißt», wie der Volksmund sagt. In früheren Jahren verkleideten

sich nämlich die Burschen mit Vorliebe als Bärentreiber, wobei einer den Bären vorstellen musste. In einen umgekehrten Schafspelz gehüllt, die Beine und Arme mit Strohbändern umwickelt, musste derselbe auf Händen und Füßen gehen, auf Commando brummen und tanzen und die wildesten Sprünge machen. An gewaltige Ketten gefesselt, bot so eine Bärentreibergruppe einen gar wildromantischen Anblick.

Am Schlusse unserer Ausführungen angelangt, möge jedoch hier noch einer Sitte Erwähnung gethan werden, die man allerorts befolgt. Sind in dem Hause, wo Federn geschleißt werden, heiratsfähige Töchter, so wird jeder zufällig in die Stube kommende zu dem Tische treten und drei Federn schleißen, wobei er gewissermaßen als Entschuldigung für das eigenmächtige Eindrängen in den Kreis der Schleißer spricht: «Ich muss nur drei Federn schleißen, dass der Bräutigam nicht außen bleibt».

Sterbestroh in Nordböhmen.

Von Heinrich Ankert, Leitmeritz.

In der Zeitschrift «Am Urquell» VI. Bd. pag. 201 fand ich einen kleinen Aufsatz: das Sterbestroh im Bergischen. O. Schell theilt in dieser Abhandlung mit, dass der Brauch, das Sterbestroh zu verbrennen, nur an wenigen Orten Deutschlands üblich sei.

Gar so selten jedoch scheint dieser alte Brauch nicht zu sein. Im deutschen Nordböhmen kommt er meines Wissens in einigen Gegenden vor, unter andern auch in der Markersdorfer.[1])

Bei dieser Gelegenheit möchte ich zuerst einiges wenige über die Todtengebräuche der dortigen Gegend mittheilen.

Wenn jemandes letzter Augenblick heranzunahen scheint, so wird ihm von dem nächsten Angehörigen eine brennende Kerze, die zu Maria Lichtmess in der Kirche geweiht wurde, in die Hand gedrückt. Die versammelten Angehörigen, das Gesinde, beten dabei kniend: Herr gib ihm die ewige Ruhe u. s. f. Ist der Kranke verschieden, so werden ihm die Augen zugedrückt; die Kerze wird wieder ausgelöscht und für einen spätern Bedarf aufgehoben. Die Betten werden weggenommen; der Todte wird in ein Leintuch eingeschlagen und bleibt auf dem Strohsacke liegen, bis er in den Sarg kommt. Aus dem Sterbezimmer darf der Todte vor dem Begräbnisse nicht gebracht werden. Die Wäsche, den Bettüberzug des Verblichenen erhält die Person, welche den Todten wäscht und ankleidet; in manchen Fällen aber auch die Ortsarmen. Die Särge gleichen heute ganz denen in der Stadt; es ist gar kein Unterschied mehr vorhanden. Früher, vor 50 Jahren noch, was es ganz anders. Zuerst war es Mode, die Särge mit gelber Farbe, mit Ocker anzustreichen, später kam englischroth auf, zuletzt schwarz; verstorbene Wöchnerinnen bekamen einen blauen Sarg, der mit Kalk und Waschblau gestrichen war. Kinder und ledige Leute hatten und haben heute noch weiße Särge. Ein Kreuz fehlte auf keinem. Selbstmörder wurden in einem rohen ungehobeltem Sarge in aller Stille im Walde verscharrt. Der Sarg steht bis kurz vor dem Begräbnisse offen auf zwei Stühlen im Sterbezimmer; am Kopfende stehen Kerzen. Früher war das Begräbnis stets Vormittag, gleich nachher die Todtenmesse. Wird der Sarg zur Beerdigung hinausgetragen, so werden die beiden Stühle und die Leuchter umgeworfen, der Sarg über jede Thürschwelle in Form eines dreifachen Kreuzes gehoben. Ehedem wurden die Leichen getragen, nur die Armen auf einem Bretterwagen auf den Friedhof geführt. Im Sterbehause bleibt jemand daheim und «hält Haus», weil sonst der Tod im Hause bliebe. Die Leidtragenden gehen in einem geschlossenen Zuge, denn es würde bald wieder jemand sterben, wenn «das Grabvolk ein Loch macht.» Die Hausthüren an denen der Leichenzug vorübergeht, werden geschlossen, damit sich der Tod nicht hinein flüchten kann. Musikbegleitung ist meist üblich. Die Trauerzeit ist vier Wochen, nur bei den nächsten Verwandten ein Jahr. —

Das Sterbestroh nun, das Stroh des Strohsackes, auf welchem jemand verschieden ist, wird nicht zu wirtschaftlichen Zwecken, etwa zum Vieheinstreuen verwendet; es wird in den meisten Fällen in der Nacht nach dem Begräbnisse im Walde verbrannt. Die Asche wird gesammelt und vergraben, damit ja nicht der Wind sie vertreibe und etwa ein Thier dieselbe mit dem Futter fresse oder sonst wie damit in Berührung komme.

[1]) In der Aussiger Gegend ist das Verbrennen des Sterbestrohs nicht unbekannt. Dasselbst muss alles, was beim Waschen der Leiche verwendet wurde, vergraben werden oder mit in den Sarg kommen.

Auch in der Teplitzer Gegend war es Brauch, das Sterbestroh vor oder gleich nach dem Begräbnisse zu verbrennen.

Grimm sieht in diesem Brauche (Myth. 3 Aufl. 342/3) einen Anklang an den alten Leichenbrand; man kann aber auch, wie es Schell in dem erwähnten Aufsatze thut, in dem Verbrennen des Sterbestrohs einen Desinfectionsprocess suchen; der alte Leichenbrand ist ja auch gar nichts anders.

Das „Malajs"-Fest zu Wieliczka.

Von Ludwig Młynek, Buczacz.

Es gibt in Wieliczka zwei kleine Anhöhen, die ihrem Ansehen nach mehr alten, künstlich aufgeschütteten Grabhügeln als natürlich entstandenen Bodenerhöhungen ähnlich sind. Die eine liegt im nördlichen Stadttheile, dicht an der Niepołomitzer Straße und grenzt an den Pfarrfriedhof; ihren grünen Gipfel zieren zwei Pappelbäume und eine steinerne Statue der Jungfrau Maria, welche, die Sternenkrone auf dem Haupte, den Kopf einer giftspeienden Schlange mit ihren Füßen zertritt. — Die andere ragt südlich über die sich im Thale erstreckende Stadt und bildet den letzten Ausläufer eines großen Höhenzuges, welcher ringförmig Wieliczka von dieser Seite einschließt und den tiefen Thalgrund in ein schönes, mit grünen Gärten und weißen Häusern geschmücktes Gebirgsbecken verwandelt. Auch diese Anhöhe liegt im Bereiche eines katholischen Friedhofes, von dem aber die Spuren kaum in der Volkssage geblieben; eine alte, hölzerne Kirche des heiligen Sebastian und die hohen Linden, welche sie umgeben, weisen allerdings auf eine alte Grabstätte hin.

Beide Anhöhen stehen den größeren Theil des Jahres fast gänzlich verlassen; nur die Kinder versammeln sich daselbst an heiteren Nachmittagen und treiben dort ihr Spiel. Dann und wann fährt an der nördlichen Anhöhe ein Jude vorüber und schaut den Spielenden zu. Da wird er auch selber mit in das Spiel gezogen, indem die Buben aus ihrem Hinterhalt wie Räuber plötzlich herausfallen, den armen «Icek» unbarmherzig von seinem eigenen Wagen herunterreißen, um bald wieder hinter den erwähnten Pappelbäumen oder zwischen den Gräbern des nahen Friedhofes zu verschwinden. Die erbeutete Judenkappe, «jiz» genannt, wird als spolia der heiligen Jungfrau geopfert und am emporragenden Schweife der Weltschlange aufgehängt oder in deren Rachen zwischen die scharfen Zähne mit Gewalt eingepresst. Das Geschenk der jungen Räuber wird von Maria erwidert, indem die Kinder nach einigen Wochen in der Judenmütze ein Spatzennestchen mit einigen Eierchen finden. Dann ist der andächtigen Danksagungen kein Ende. Die Mädchen winden Kränze für Maria und belasten mit denselben die glänzenden Sterne, welche sogar Gefahr laufen vom blauen Baldachine herabzufallen.

Es gibt jedoch einige Tage im Jahre, wo sich die Anhöhen mehr als sonst beleben, wo nicht nur Kinder, sondern auch ältere Personen die Stadt verlassen und zu denselben hinauseilen. Es ist das Osterfest, welches im Munde des hiesigen Volkes «Śmiguszne święta» heißt. Am Oster-Montag und Dienstag («w śmiguszny poniedziałek i wtorek») herrscht in Wieliczka ein reges Leben. Knaben und Mädchen laufen in der Stadt herum und schaffen sich Rohrstöcke an; alte Greise und beleibte Großmütterchen, glatt rasierte Fleischer und schöngeputzte Bäckerfrauen, Barbiere und Beamte drängen sich in den Läden und kaufen Obst, Kuchen, Wurst und Eier. Gegen zwei Uhr nachmittags werden nach und nach alle Gassen leer. Jung und alt, groß und klein, dieser mit dem Rohrstock in der Hand, jener mit den Kuchen im Bündel; dieser schleppt im Korbe einige Schock Eier, jener trägt am Rücken etliche Klaftern hübsch gewundener Wurst, alles zieht hinaus, am Ostermontag: nach der Anhöhe beim Friedhofe, wo die heilige Jungfrau im Begriffe ist, die Weltschlange zu zertreten, die im Rachen eine Judenkappe mit ein paar jungen Spatzen hält, am Osterdienstag: nach dem Hügel bei der St. Sebastianskirche. Dort wird die Bildsäule, hier das Hochaltar und das Kirchthor mit den ersten Frühlingsblumen geschmückt und der ringsum freie Raum sauber gekehrt. Schon ist der Vortrab des heiligen Zuges, die lustigen Burschen und Mädchen, auf einem der beiden Hügel angelangt. Alle rufen: «Maus!» «Malajs!» «Meus!» «Malaus!» »Maleus!» und schlagen sich einander mit ihren Rohrstöcken. Da kommt jemand gelaufen und meldet laut: «Ein Jud' auf der Straße («Żyd jedzie!») und alle Kämpfer stürzen sich wie ein Mann vom Hügel herab und ereilen den fliehenden «Mojsie» auf der Stelle. Wie der Knüppel aus dem Sack fallen die Rohrstöcke auf die Haut des zeternden Juden.

Inzwischen ist auch das Gros des feiernden Volkes angekommen und nun beginnt ein neues Schauspiel. Die Wurstschlangen zerschneiden in ihrem verwegenen Fluge die stille Luft

und fallen auf die Köpfe des jubelnden Volkes nieder. Tausend Hände ragen in die Höhe, fangen die Wurst auf und reißen sie in Stücke. Da hat ein altes Weib seine Eier der Gottesmutter geopfert und den Korb an die heilige Statue gehängt. Ein junger Bursche tritt hinzu, greift nach dem Korbe und mit einer kräftigen Bewegung schleudert er denselben in die Luft. Wie aus einer Granatkartätsche rollen die Eier aus dem Korbe heraus und durchbohren die auf gestülpten Hauben der fliehenden Bäckerfrauen. Einer derselben fällt der Korb auf das Haupt und zerdrückt ihre weißen und gestärkten Spitzen. Sie fällt wehklagend zu Boden und stolpert über ihre Gefährtinnen. «Maus!» «Meus!» «Malaus!» «Maleus!» «Malajs!» rufen die Knaben und klatschen in die Hände. Da nähert sich wieder eine neue Volksmenge mit neuen Auftritten und neuen Schauspielen.

Diese volksthümliche Unterhaltung im Freien dauert so lange, bis die ermüdeten Frauen und deren Männer sich nach ihrer nächtlichen Ruhe zu sehnen anfangen und alle Körbe und Schnappsäcke ihrer köstlichen Vorräthe ledig sind; dann kehrt alles in Haufen nach Hause zurück. Auf dem Rückwege pflücken die Kinder grüne Blätter und schmücken sich damit ihre Kappen. Auch die älteren halten es für passend, ihre Hüte mit Frühlingsblumen zu zieren; denn es ist ja der erste Ausflug im Frühlinge, welche die Wieliczkaner nach dem trüben und kalten Winter über ihre Stadtmauern hinaus unternehmen.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

13. Dr. Holger Pedersen: Zur albanesischen Volkskunde. (Übersetzung der in den Abhandlungen der k. Sächs. Ges. der Wiss., phil.-hist. Cl. XV., vom Verf. veröffentlichten alb. Texte. Kopenhagen. Siegfried Michaelsens Nachfolger. 1898.

Zur vergleichenden Märchenkunde erhalten wir in dem angezeigten Buch einen lehrreichen Beitrag. Die mitgetheilten zwölf Märchen, in denen das albanesische Localcolorit für den Volksforscher von besonderm Reiz und Interesse ist, lassen unschwer Varianten bekannter Märchenstoffe entdecken. Mancher türkische Stoff findet sich darunter. So ist die 11. Erzählung «Die Sprache der Thiere» auf's Engste verwandt mit dem türkischen Märchen: «Der Rath des Widders», das sich im Tuti-Nameh II, p. 236 (ed. Rosen, 1858) findet. Die weitverbreiteten Motive vom tapferen Schneiderlein (vergl. Nr 6: Der Weber), vom Aschenbrödel (Nr. 12), von den drei Brüdern (Nr. 3: Die Nachtigall Gizár) sind in ihrer albanesischen Einkleidung leicht kenntlich. Ferner finden sich 18 Räthsel, mehrere Volkslieder und zahlreiche interessante Züge des Volksglaubens mitgetheilt, von denen die Meisten sich auf locale Verhältnisse beziehen.

Dr. M. Haberlandt.

14. Dr. Wilhelm Rohmeder: Das Deutsche Volksthum und die deutsche Schule in Südtirol. Verlag von Carl Graeser in Wien, 1898.

Nur der erste Theil des Themas dieses Buches kümmert uns hier. Seit den Arbeiten von Christ. Schneller (Petermann's Mittheilungen 1877) und Bidermann (Die Nationalitäten in Tirol, 1886) sind die Nationalitätenverhältnisse in Südtirol, obwohl sie insbesonders durch die Ergebnisse der Volkszählung im Jahre 1890 eine neue Beleuchtung erfahren haben, nicht mehr Gegenstand einer zusammenhängenden Darstellung gewesen. Auf historischer Grundlage (besonders durch den III. Abschnitt gegeben) wird die deutsche Sprachgrenze in Tirol, das Etschthal (von Reschen-Scheideck bis Bozen), das Eisackthal, Gröden, Enneberg und die übrigen ostladinischen Thäler, Bozen und Zwölf-Malgreien, das Etschthal von Bozen bis Salurn in ausführlicher Weise rücksichtlich der Nationalitätenverhältnisse geschildert. Hieran schließt sich ein Abschnitt über die deutschen Sprachinseln im italienischen Südtirol (Val di Non, Fleims oder Val di Fiemme, Val di Fersina oder Fersenthal, Lusarn) und den Beschluss macht eine Übersicht über die Bewegung der Bevölkerung in den Grenzgebieten in dem Jahrzehnt von 1880—1890. Die Betrachtung ist überall mit stark hervortretendem deutschen Nationalgefühl durchgeführt.

Dr. M. Haberlandt.

15. Mittheilungen des Nordböhmischen Excursions-Clubs. Redigirt von Prof. A. Paudler, Dr. F. Hantschel. 21. Jahrgang. Leipa 1898. Im Selbstverlage des Vereines.

Diese reichhaltige Zeitschrift, an welcher zahlreiche warmfühlende Heimatsfreunde mitarbeiten und deren Inhalt sowohl über die Naturgeschichte, wie die Historie und Volkskunde Nordböhmens sich erstreckt, liegt im laufenden Jahrgang mit 3 stattlichen Heften vor, auf welche wir im Besondern aufmerksam machen wollen. Insbesonders sind es die Arbeiten Heinrich Ankert's und Dr. M. Urban's zur nordböhmischen Volksmedicin, sowie ein hübscher und inhaltreicher Aufsatz: «Spinnen und Linnen» von Mirza Klapper, welche hervorgehoben zu werden verdienen. Interessantes Material bringen auch die Aufsätze von Franz Wenzel über das «Todaustreiben», sowie von Joh. Haudeck über «Bauernpraktiken» bei.

Dr. M. Haberlandt.

16. Wandbilder der Völker Österreich-Ungarns. Gezeichnet vom Maler A. Trentin. Herausgegeben von Prof. Dr. Fr. Umlauft. 10 Blatt (69 : 86 *cm*) in reichem Farbendruck. Nebst erklärendem Text. Wien. Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn.

Von dieser schönen und verdienstlichen Publikation ist in dieser Zeitschrift bereits eine vorläufige Anzeige erschienen. Nun liegt sie vollendet vor und hat in dem beigegebenen Textheftchen einen willkommenen Begleiter erhalten. Die 10 großen und sehr hübsch ausgeführten Bilder führen der Reihe nach verschiedene Volkstypen der Österr.-Ungar. Monarchie vor: 1. Deutsch-Tiroler. 2. Deutsche aus der Egerer Gegend in Böhmen. 3. Siebenbürger Sachsen. 4. Czechen aus der Pilsener Gegend. 5. Polen (Krakowiaken). 6. Rutenen (Huzulen). 7. Magyaren. 8. Rumänen. 9. Kroaten. 10. Bosniaken. Wie man sieht, eine ziemlich vollständige Vertretung der wichtigsten Völkerschaften. Über den Text zu jedem Bilde lässt sich nur rühmend hervorheben, dass er in geschickter und knapper Weise das Wesentlichste hervorhebt. Für Schulen und Lehrerbibliotheken sind diese Wandbilder bestens zu empfehlen.

Dr. M. Haberlandt.

17. Z Českého jihu. Sbírka jihočeského podání lidového. Sebral a napsal Vladimír J. Charvat. V Praze 1898. (Matice Lidu XXXII, číslo 3). S. 159. (Aus dem Süden Böhmens. Eine Sammlung südböhmischer Volkstraditionen).

Der Verfasser bietet uns in diesem Buche eine ausführliche und allseitige Monographie über das Volksthum in einem ziemlich kleinen Bezirke aus dem südöstlichen Böhmen. Er sammelte sein Material hauptsächlich in vier Ortschaften des Bezirkes Počátek, einiges weniges in einigen anderen benachbarten Ortschaften. Er beschränkte sich ausschließlich auf die Wiedergabe, respective Zusammenstellung des persönlich gesammelten ethnographischen Materials; gedruckte Quellen benutzte er nicht, schloss auch alles Vergleichen und Kritik seines Materiales aus, was wir nicht eben gutheißen können. Jede wissenschaftliche Arbeit erfordert Kritik und Vergleichung. Nicht einmal auf ähnliche Gebräuche, Aberglauben, Sagen etc. in anderen Gegenden Böhmens und Mährens verweist der Verfasser, einmal bloß fiel er aus der Rolle eines passiven Referenten und verwies auf ähnliches in der mährischen Hana bei Kremsier. (S. 82). Der Verfasser bemerkt in seiner Vorrede augenscheinlich mit Recht, dass er richtig die bestehenden, oder wenigstens im Gedächtnisse der älteren Leute erhaltenen Gebräuche, Aberglauben, Lieder, Sagen etc. wiedergibt und sich nirgends zur Idealisierung verleiten ließ. Wir finden auch bei dem Verfasser nicht den schwärmerischen, für das vergangene oder schwindende Leben entzückten Romantismus, der den sehr verdienten mährischen Ethnographen Fr. Bartoš auszeichnet, welchem der Verfasser eine Schrift gewidmet hat. Die südöstlichen Gegenden Böhmens, die Gegend von Pilgram, wo der Verfasser sein Material sammelte, haben verhältnismäßig stärker die alten Traditionen erhalten, da sie bis in die neueste Zeit vollständig fast von dem Verkehr abgeschnitten waren, der nivellierende Geist des modernen Lebens also nicht so durchdringend, zerstörend wirken konnte, wie im centralen, nordwestlichen und nordöstlichen Böhmen. Dennoch constatierte der Verfasser auch dessen verheerendes Wirken in den Dörfern dieser abgelegenen, gebirgigen Gegenden. Vieles konnte er nur mehr aus dem Gedächtnisse der älteren Bewohner schöpfen, vielfach constatiert er, dass jener Brauch, Aberglauben, jenes Lied, jene Sage in der jüngeren Bevölkerung schon vergessen ist.

Der Verfasser beginnt seine Monographie mit der Schilderung des Dorfes und des Bauernhauses, der äußeren Lebensweise der Bevölkerung, was alles ziemlich dürftig ausgefallen

ist: er ist damit auf nicht ganz 6 Seiten fertig. Sehr ausführlich dagegen wird die Hochzeit, alle dabei vorkommenden Gebräuche, geschildert, die dabei gehaltenen verschiedenen Reden und gesungenen Lieder wörtlich angeführt (S. 12—48). Hierauf folgt eine kurze Beschreibung des kindlichen Lebens im ersten Jahre, Wiegenlieder. Daran reiht sich nicht besonders glücklich verschiedenes über Sagen und Aberglauben von Thieren, Pflanzen, Kinderreime von Thieren; Ansichten von Himmelserscheinungen. Dann folgt verschiedener Aberglauben und Volksmedicin (S. 64—71), Gebräuche bei Tod und Begräbnis. Hierauf werden eingehend die Gebräuche, Spiele etc. zu verschiedenen Jahreszeiten, von Neujahr an, beschrieben (73—139), hiebei viele Lieder mitgetheilt, wie Gregorspiel, Rekrutenlieder, Osterlieder, Tanzlieder, Balladen, dem Sct. Nicolaus werden Fragen gegeben, welche «Das Vaterunser des hl. Nicolaus» heißen. Meister, über alle Meister, gelehrter Meister, sag' mir, was ist eins? Eins ist Gott über uns: u. s. f. (Vgl. Erben České písně S. 57 f. Sušil Marov. nár. písně S. 75 f. Revue des trad. popul. X., 650 f.; XI, 395 f.), endlich Weihnachtslieder.

Zum Schlusse werden Anschauungen und Sagen von verschiedenen übernatürlichen Wesen mitgetheilt, von den wilden Weibern (divé Ženky), eine Art Waldnymphen, vom Waldgeiste «Hejkadlo», von Irrlichtern — Seelen ungetaufter Kinder, vom Šotek: wer ihn bekommen will, soll das erste Ei einer schwarzen Henne durch neun Tage unter dem linken Arm tragen, vergl. Český Lid. VI, 137, Žytje i Slovo 1894, H. 6, S. 354, Etnograf Obogrênije XXVIII, S. 118, Dobrovoljskij Smol. sbornik I, 96 Lehman Filtés Isländ. Vs. N. F. 6 f.; außerdem vom Wassermann, vom «Stodolník», einem in leeren Scheuern lebenden, den Menschen nicht schädlichen Geist; von Gespenstern; da finden wir u. a. eine Sage, wie der Damm eines Teiches erst fest wurde, als ein armer Krämer sammt Familie und Hund lebendig in denselben vergraben wurde.

Prof. Dr. G. Polívka.

18. K. Bufková-Wanklová. Z Ječmínkovy říše. Moravské povídky a pověsti. V Praze (1898), S. 298. (Aus dem Reiche Ječmínek's. Mährische Erzählungen und Sagen.)

Diese für die Jugend bestimmte literarische Bearbeitung von zahlreichen mährischen, historischen und localen Sagen, Schatzsagen u. a. enthält manches, was auch den Folkloristen interessiren, oder wenigstens für ihn nicht ohne Wert sein dürfte. So etwa Sagen von der weißen Frau (S. 56 f.): des Herzogs Diener erbittet sich so viel Erde, als er mit dem Fell des erlegten Auerochsen umfassen könnte (S. 86 f.), von dem im Berge schlafenden Heer, sein Führer heißt Goj Magoj (S. 103), vergl. diese Zeitschr. III, 188 zu Nr. 2, 3, vom Teufel in der Mühle (S. 117 f.), mit Hilfe des Bastes wird jeder Teufel unschädlich gemacht (S. 125), vergl. Athanasjev Rus. nar. skazki 3, I, 201 f., Nr. 88, 89. Grinčenko Etnograf. mater. II, Nr. 71. Etnograf. Zbirnyk I, Abhandlung 2, S. 64 f., vom wilden Jäger (S. 146 f.), von dem in der St. Johannis-Nacht erblühenden Farrenkraut fällt Gold (S. 267 f.), vom Ursprunge des Hagels (S. 277 f.), vergl, Slavia řada I, Nr. 1, S. 25. Zbiór wiadem. antropol. XVI, S. 8, Nr. 11. Etnograf. Zbirnyk IV. S. 148, Nr. 32; vom Schratt, erzogen aus dem ersten Ei einer schwarzen Henne, das ein armer Mann 9 Tage unter dem linken Arm trug; vergl. Chaivat Z českého jihu 147.

Prof. Dr. G. Polívka.

Schluss der Redaction: 20. October 1898.

Druck von Gebrüder Stiepel in Reichenberg.

I. Abhandlungen.

Hag und Zaun im Herzogthum Salzburg.

Von M. Eysn, Salzburg.

Die Einfriedung des Gehöftes wie die Abgrenzung der Weide bilden hier zu Lande fast ausschließlich Zaun und Hag. Das Material ist Holz, und nur dort wo ein Weidegrund von Geröll befreit wurde, sieht man es zuweilen zum Stoăhåg zusammen getragen.

Der Hag ist älter, primitiver, loser zusammengefügt als der Zaun. Er sichert vor Grenzirrthümern, Übergriffen in Weide- oder Holzbezugsrechte und umfasst das Eigenthum der Sippen-(Gemeinde-)Genossen. Er ist stets in einfachster Weise, auf Weidegründen meist nur für kurze Dauer hergestellt, selten von bearbeiteten Holze und niemals werden Eisennägel dazu verwendet.

Um Wiese oder Feld vor Betreten zu schützen, findet man an Straßen und Fußwegen den einfachsten Hag, das Gstäng; junge Fichtenstämme von 4—8 *m* Länge, Ranten, werden auf gabelnde Baumäste, Stütz, gelegt (Fig. 19), oder diese Stangen liegen auf gekreuzten Steck'n (Fig. 20).

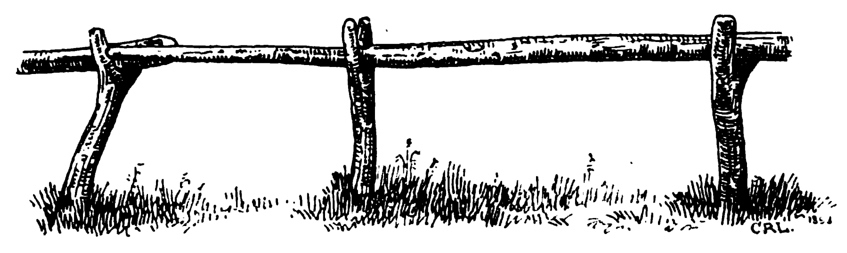


Fig. 19. G'stäng.

Sobald in den Gebirgsthälern der Boden frostfrei geworden ist, beginnt man das hågen, Zäune auszubessern und die zunächst zur Weide bestimmten einzuhegen. Dasselbe geschieht anfangs Mai auf den Niederalpen, im Juni auf dem Hochalpen. Das Niederlegen der Zäune auf den Alpen, wo Lawinengefahr droht, geschieht nach Abtrieb des Weideviehes.

Am gebräuchlichsten ist der Schrög. Theile aus Spaltholz, Girschten genannt und Steck'n, Pfähle, werden verschränkt, in den Boden gesteckt (Fig. 21 und 22). Die Stecken werden stets sehr lang genommen, um, wie es auch Fr. Raim. Kaindl von den Zäunen bei den Huzulen sagt, «nach dem Abfäulen des in der Erde steckenden Theiles wieder benutzt zu werden.»[1]) Zuweilen verwendet man dazu auch die Hüf'l, Stangen, an welchen die Getreidegaben aufgestellt werden, um sie der Luft und Sonne auszusetzen (Fig. 23).

[1]) Mitth. d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. XXVI (N. F. XVI), Heft IV und V.

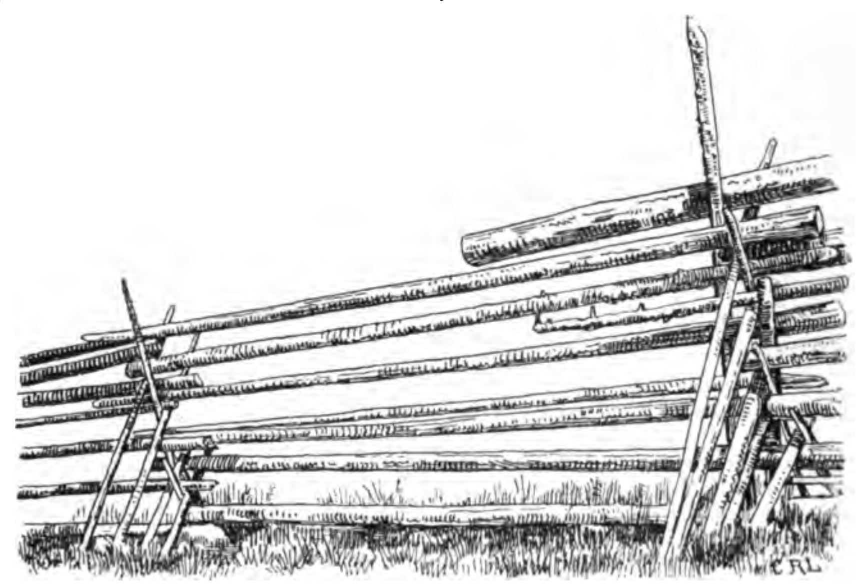


Fig. 20. Håg aus Rånten.

Im Hochgebirge werden die Legföhren «Latschen, Lecken» abgehauen, nebeneinander gehäuft und mit Steinen beschwert bilden sie das G'håg. An absturzgefährliche Stellen wird Holz hingeschafft, das durch Schneedruck oder Wind umgeworfen wurde; ist solches nicht in der Nähe, so werden Fichten gefällt und sammt den Ästen hingeschleift, das ist der Gföhåg, das Fållg'håg.

Sind abgestorbene Bäume «Durch'n», in der Nähe eines Steilabsturzes, einer Lawinenstraße oder «Plaik'n», so werden diese zum Hag verwendet und derselbe zuweilen auch Durch'ng'håg genannt. Im innersten Kaunserthal in Tirol, hoch oberhalb der Gepatschalpe, ist an

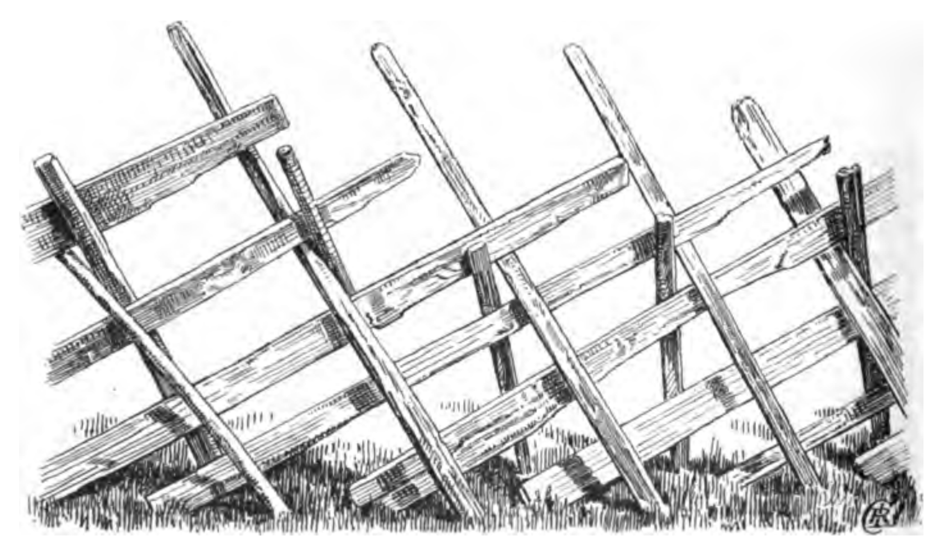


Fig. 21. Schrög.

solchem das Weidevieh gefährderten Ort ein Wall aus mächtigen, abgestorbenen Zirben hergestellt, deren weitabstehende Aststümpfe jede Annäherung verbieten.

Aber auch lebende Haselsträucher, Rosen (Hâgrösl), Vogelbeerbäume, Fichten in gerader Linie bestehend gelassen, bilden einen Hag,

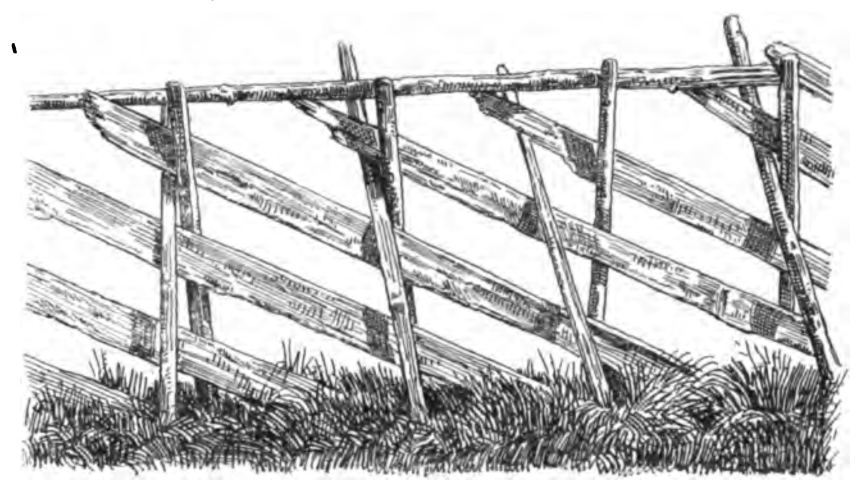


Fig. 22. Schröghâg.

den Wildhâg, das Bosch'ng'hâg, Kopp'ng'hâg. Sind Fichte, Weißdorn (Crataegus), Buche als Hecke dicht und regelmäßig gepflanzt und beschnitten, geben sie den Wildzaũ, lebendig'n Zaũ.

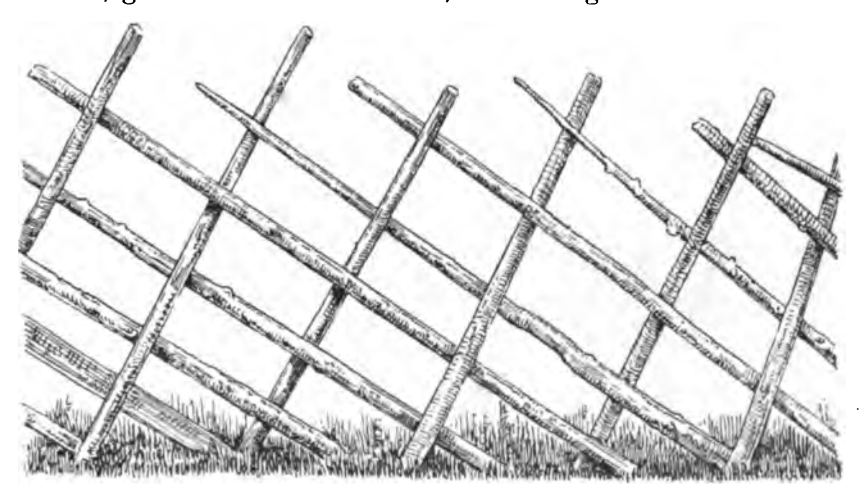


Fig. 23. Schrög aus Hüf'ln.

Der Zaun ist fester, solider, meist auch von bearbeiteten Holze; er hat mehr den Begriff des Schützenden. Er sichert Hof und Garten vor Dieben und Thieren.

Der Pinzgauer versteht unter Zaun überhaupt nur den Girschtenzaũ mit «Wid'n», oder ohne dieselben, alle andern benennt er nach ihrer

verschiedenen Art. Man hört daher obgenannte Zaunform außerhalb des Gaues, Pinzgerzaũ nennen, im Flachgau, sowie im angrenzenden Tirol und Bayern, Spelt'nzaũ, Flacht'nzaũ.

Zu seiner Herstellung werden entweder zwei Reihen schwach geneigter Steck'n fest in den Boden getrieben, die Girscht'n in entgegen-

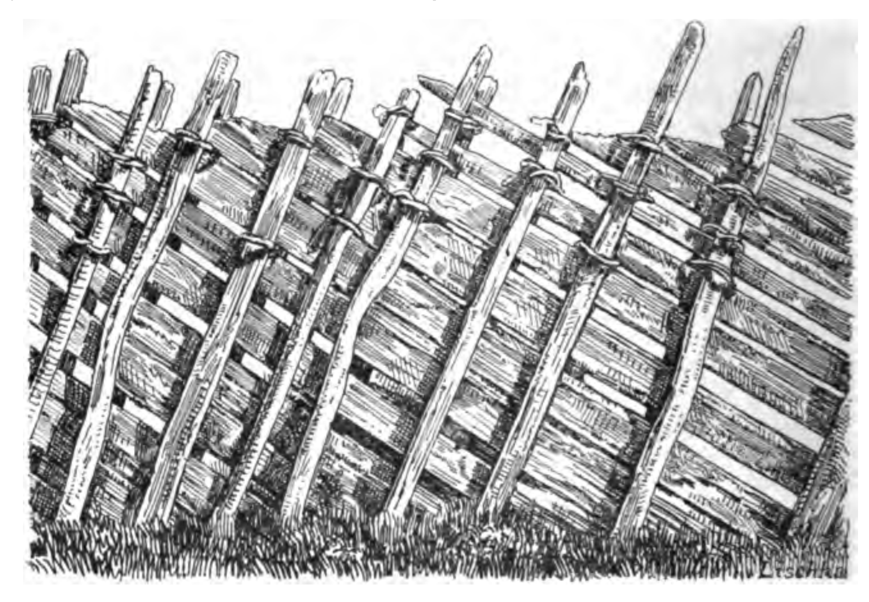


Fig. 24. Girscht'nzaũ mit Wid'n.

gesetzter Richtung, schräg nebeneinander eingelegt und die Steckenpaare mit Wid'n verbunden (Fig. 24 und 25), oder die Girscht'n werden horizontal gelegt wie bei Fig. 26 oder Girscht'n und Steck'n werden ohne Wid'n miteinander verflochten (Fig. 27 und 28).

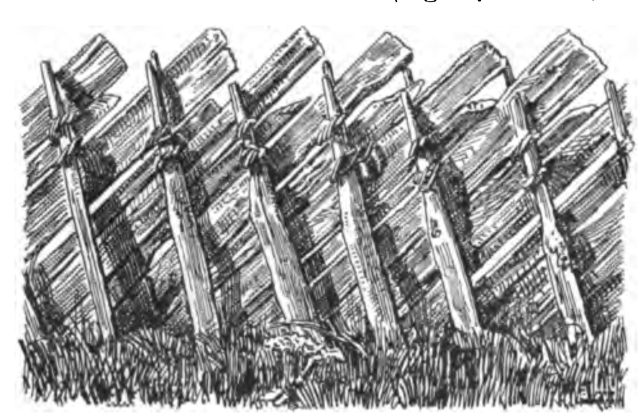


Fig. 25. Girscht'nzaũ mit Wid'n.

Die Girscht'n sind aus Fichten-, die Steck'n aus widerstandsfähigeren Lärchenholz, die Wid'n aus gedrehten Weidenruthen, Felbergarten, Wâssergarschten, in höher gelegenem Gebiet aus Fichten- und Lärchenzweigen, die in «flammenden Feuer gebäht werden.»[2]) Ein tüchtiger Knecht soll 100 Widen an einem Tage fertig stellen.

[2]) Gustav Bancalari; Forschungen und Studien über das Haus. Mitth. d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. XXVIII.

Die Höhe der Zäune wechselt zwischen 125 bis 155 *cm*; ihre Dauer beträgt 8—16 Jahre.

Wie nothwendig dem Pinzgauer erscheint, dass Feld und Wiese umzäunt ist, sagt sein Sprichwort: «Ein Bauer ohne Weib ist wie ein Feld ohne Zaun.»

Diese Zäune durchziehen den Pinzgau, den Weidegrund abtheilend, in vielen tausenden von Metern. Eigl sagt mit Recht,

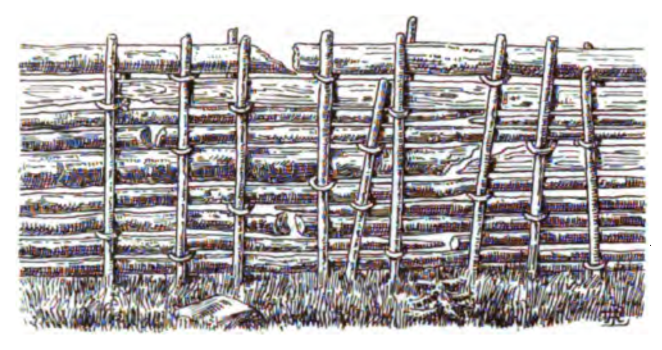


Fig. 26. Girscht'n (horizontal) mit Wid'n.

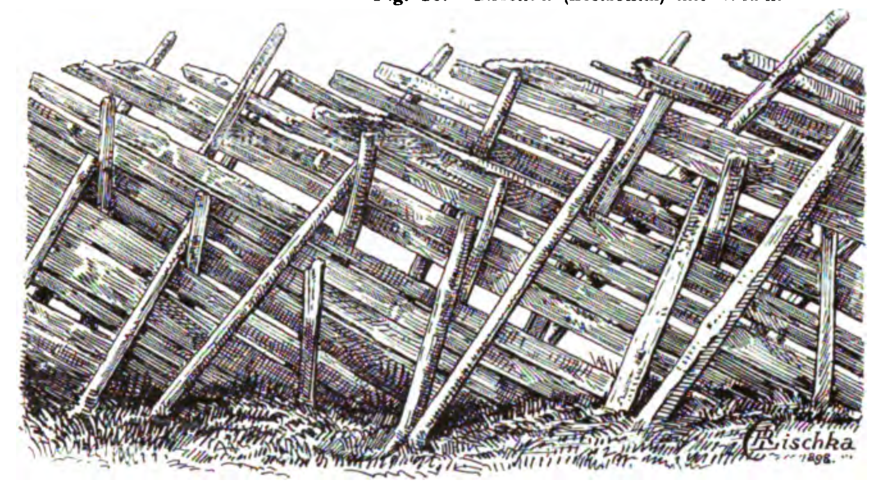


Fig. 27. Girscht'nzaũ.

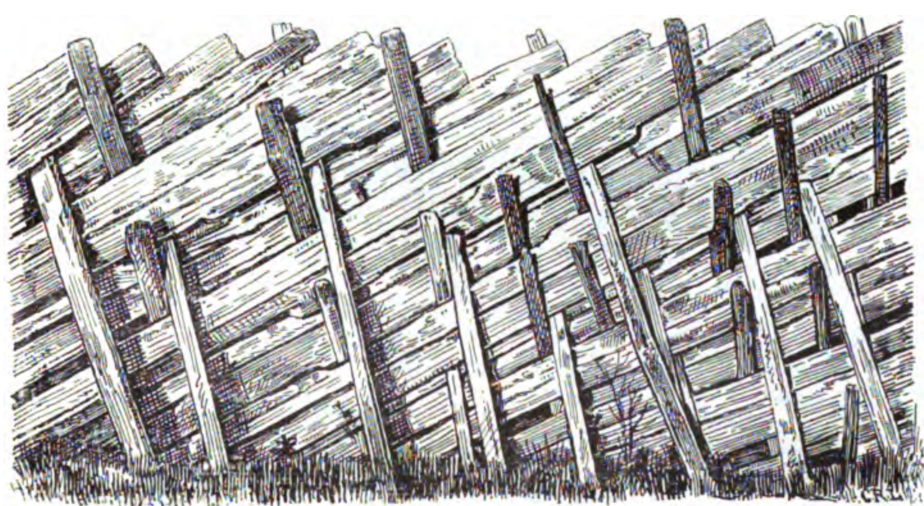


Fig. 28. Girscht'nzaũ.

dass dieser Zaun «der Pinzgauer Landschaft ein charakteristisches Gepräge verleihe», und nennt ihn treffend den «holzfressenden».

Der Girscht'nzaū tritt in Salzburg auch an Stelle einer im Verschwinden begriffenen Zaunform, des Wid'n- oder Steck'nzaū's, der

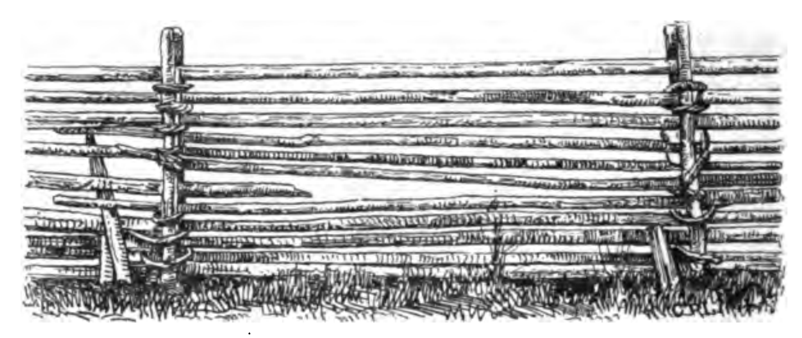


Fig. 29. Råntnzaū.

von Jahr zu Jahr seltener wird. Dazu werden im Gebirge Lärchenstecken — im Flachgau Eichenpfähle — in den Boden eingetrieben, die am Kopfe mit Widen bandartig durchflochten sind, daher auch die noch heute in

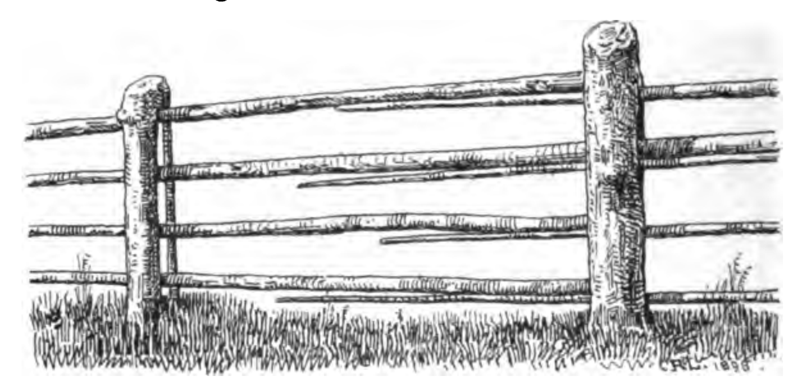


Fig. 30. Stångn- oder Råntnzaū.



Fig. 31. a Grindl, a Luck.

den salzburgischen Bergen übliche Redensart «unter Band und Stecken», bei Begründung eines Besitzes oder Eigenthums. Z. B. «Dies Feld ist mir von je unter Band und Stecken zugehörig». Dies lässt auf diese alte, früher mehr angewendete Zaunart schließen, die das zuge-

wiesene oder erworbene Land umfriedete und die dem Etter, den durchflochtenen Zaun, entspricht, von dem uns Urkunden aus dem 14. und 15. Jahrhundert berichten.

Bei dem Stäng'n oder Ränt'nzaû liegen die Stangen auf gekreuzten Stecken oder auf den die Steckenpaare verbindenden Widen, wie bei Fig. 29, oder auf Näg'ln, Querhölzern, zwischen Zaûsäul

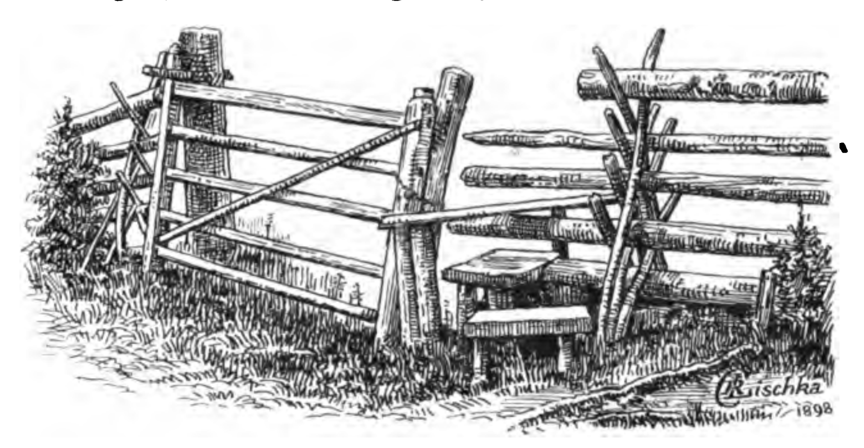


Fig. 32. Gådern und Stigl.

und Stecken (Fig. 30). Überquert der Zaun einen nur selten benützten Fahrweg (Alpweg, Holzweg), so ist er durch eine Öffnung unterbrochen, «die man durch bewegliche eingelegte Stangen schließt und durch Ausheben derselben öffnen kann», a Grindl, a Luck, Fig. 31.

Wo Zaun oder Hag an das Gehöft herankommen und die Hauptzufuhrstraße überqueren, ist der Gådern (Fig. 32 und 33), der an der

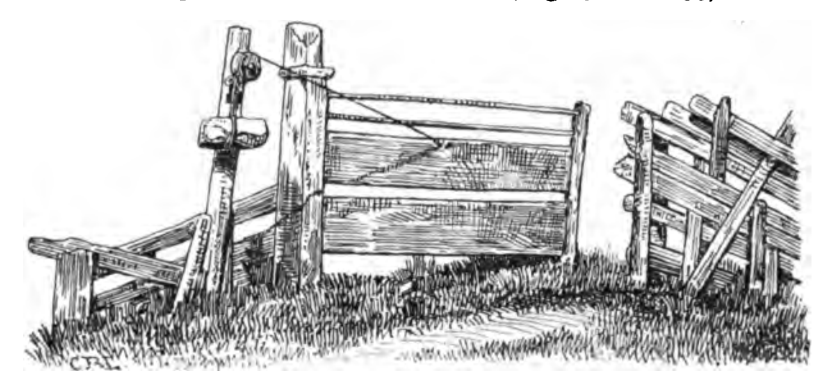


Fig. 33. Gådern.

Gådernsäul mit Widen befestigt ist. Zieht ein Hochzeitszug durch, so steckt an der Gådernsäuln a kranzter Boschen, ein mit bunten Bändern oder gefärbten Hobelspänen geschmücktes Fichtenstämmchen. Der Gådern («Fallthor, Ester»[3]), sowie das kleine die Fußwege ab-

[3]) Holzester, ein im Innviertel (Ober-Österreich) liegendes Dorf. — Esterbauer ist ein um Überackern, Ach, Gilgenberg häufig vorkommender Familienname.

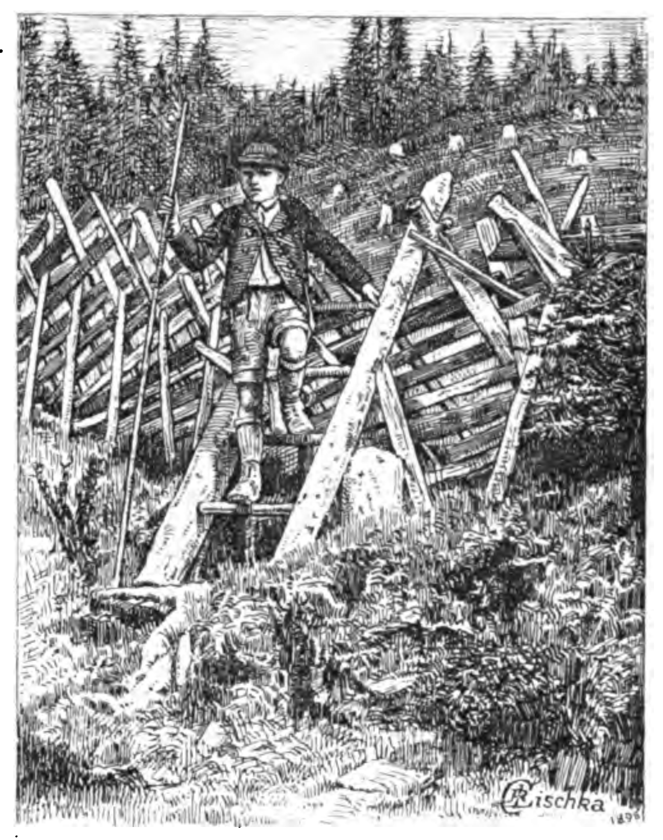


Fig. 34. Stigl.

schließende Gaderl, haben meist selbstthätigen Verschluss. Derselbe ist sehr verschieden, meist mit den einfachsten Mitteln aber in sinnreicher Weise hergestellt. Es sollen später einige Zeichnungen die mannigfaltige Art zeigen.

Um Hag oder Zaun leichter zu übersteigen ist die Stigl angebracht. Dazu dient zuweilen ein großer Stein, ein erhöhtes Brett (Fig. 32) oder eine kleine Leiter (Fig. 34). Will man im Sommer einen Steig absperren, der während des Winters über Feld oder Wiese gestattet war, so wird eine Stange über ge-

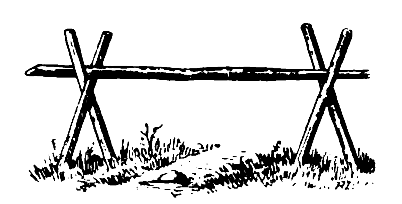


Fig. 35. Nårnzaũ.

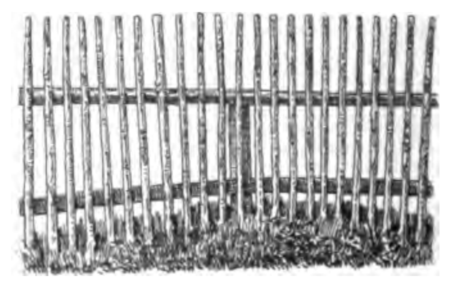


Fig. 36. Hånichlzaũ.

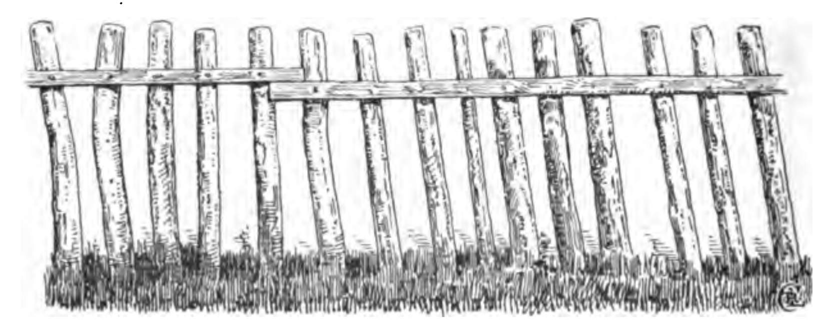


Fig. 37. Stemplzaũ.

kreuzte Stecken gelegt, a Nårnzaŭ (Fig. 35). Bei den bisher genannten Zäunen findet man nirgends eiserne Nägel dazu verwendet, wohl aber bei den folgenden, die auch mehr in den Dörfern, um Hausgärten, Holzlager und dgl. angebracht werden.

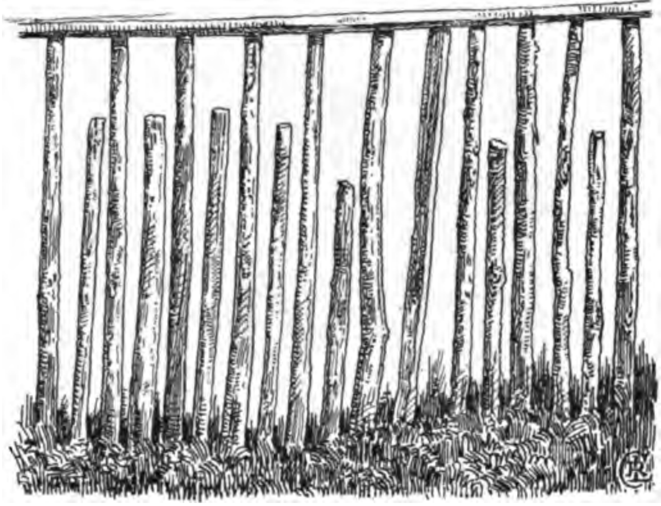


Fig. 38. Stempl- oder Liachtzaŭ.

Leicht und schwach ist der Hånichlzaŭ (Fig. 36). Hånichl sind junge verdorrte Tannen- oder Fichtenstämmchen, 2—4 *m* lang und 4—5 *cm* im Durchmesser, — schwächer und kürzer als die Rånt'n —, in dem an Tirol angrenzenden Gebiet auch Pfötsch'n genannt. Sie werden in der Länge von 1 *m* abgeschnitten und an den Zwerchrånt, Riedl, angenagelt.

Viel stärker ist der Stempl- oder Liachtzaŭ aus eingerammten Pfählen, Stempl'n (Fig. 37 und 38). Derselbe wird 220—240 *cm* hoch gemacht, wenn er das gehegte Hochwild abhalten soll auf den Feldern und Wiesen der Bauern zu weiden (Fig. 39), Wildzaŭ, Hirsch'nzaŭ.

Der Schwartl- oder Schwartlingzaŭ. Das erste und letzte von einem Stamme, Sågbloch, abgesägte Brett heißt Schwartl, Schwartling. Die schwächeren davon werden horizontal wie bei Fig. 40 verwendet, die stärkeren senkrecht in den Boden eingerammt wie Fig. 41.

Werden Bretter, Låntern, genommen, so heißt er Lanternzaŭ. Die

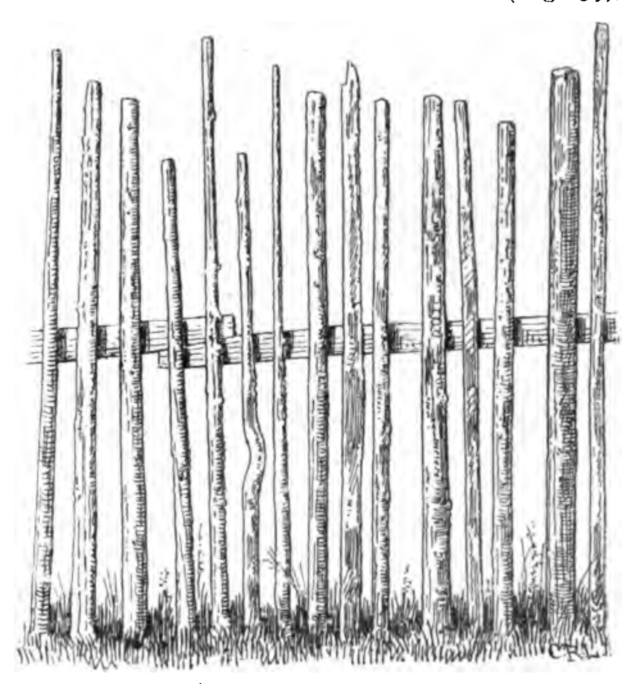


Fig. 39. Hirsch'nzaŭ.



Fig. 40. Schwartlingzaŭ.

Bretter werden noch hin und wieder zwischen mit Widen verbundene Steckenpaare gelegt und in die durchstemmte Zaūsäul'n gesteckt (Fig. 42),

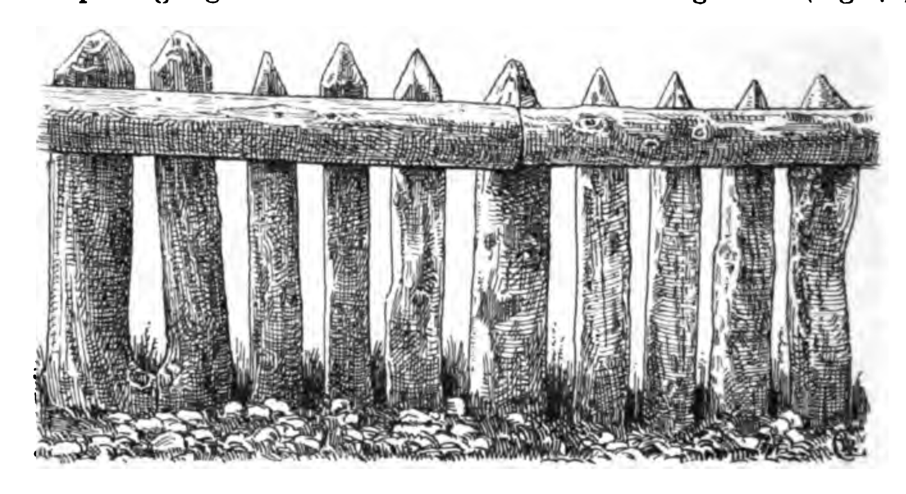


Fig. 41. Schwartlingzaū.

meist aber an dieselbe angenagelt. Schließen die Bretter dicht aneinander so ist es a Plånk'n, und die Plånk'nsäul wird zum Schutze gegen die Feuchtigkeit am Hirnschnitt mit einem Brettchen bedeckt (Fig. 43).

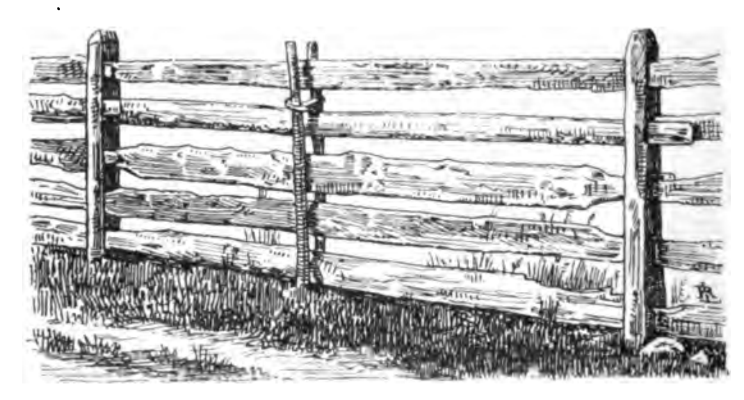


Fig. 42. Lånternzaū.

Aber nicht nur Låntern- auch der Stång'n- und Girscht'nzaū werden umg'låntert, ausgewechselt, wenn sie dalåndert, schlecht geworden, sind.

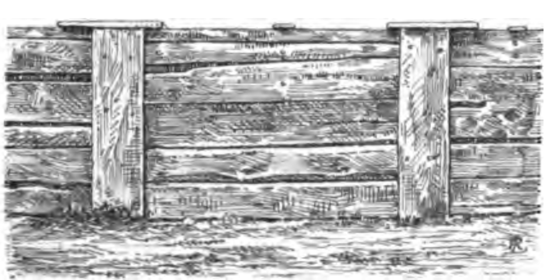


Fig. 43. Plånk'n.

Noch ist der schwere plumpe Zaun aus Draling zu erwähnen. Draling werden die schwächeren, ungefähr 2 *m* langen Theile eines Stammes, Bloches, genannt; sie werden in den Boden ein-

getrieben, oben zugespitzt, und mit Querhölzern «gedübelt», verbunden (Fig. 44).

Die hier angeführten Zaunformen erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit, aber vielleicht regt diese Veröffentlichung andere Beobachter in anderen Landschaftsgebieten an, diesem Gegenstande Beachtung zu schenken, und die Typen, wie ich es für ein bestimmtes Gebiet versucht habe, zu sammeln.

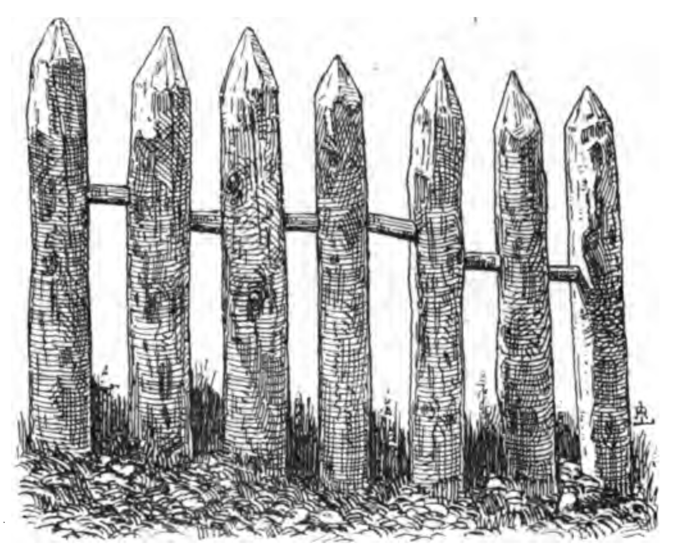


Fig. 44. Dralingzaũ.

Niederösterreichische Schwänke, Sagen und Märchen.

Mitgetheilt von J. R. Bünker, Ödenburg.

(Schluss.)*)

XXXIV.

Ta' Hås'n-Hålta'.

(Märchen.)

As wåa' a Këinich, tea' håt traihunda't Hås'n g'håpt. Unt tëin Hålta', tea' ti traihunda't Hås'n va' da' Hålt[1]) ni't z' Haus 'pråcht håt, tëin håt a' hiñricht'n låss'n.

Hiatz håt si' amål åana' auñg'frågt, an åama' Pua'sch, tea' håt Hans'l g'håaß'n.

Sågt saiñ Muida': «Tia' geht 's g'råd sou wia an‿iad'n ånda'n, kimmst um taiñ Lëib'm».

Sågt a': «In Goutt's Noum', i' wüll 's prouwia'n».

Ea' geht za tëin Këinich unt sågt, ea' wüll Hås'nhålta' wea'n.

Sågt ta' Këinich: «Ja tu kauñst pa mia' plaib'm. Wauñst ma' åwa' ti Hås'n ni't pringst, unt as fahlt nia' åana', sou wia'st um taiñ Lëib'm këimma', wia'st um an Koupf kia'za' g'måcht».

Tëin Tåch håt ea' nou' ni't austraib'm tea'f'n in ea'scht'n Tåch. In zwait'n Tåch håt ea' eam ti traihunda't Hås'n außi'zöllt. Unt a waiti gråßi Håad' wåa' trauß'n außa' ta' Stådt, wou‿r‿a' håt hiñtraib'm mëiß'n. Unt a raißat's Wåssa' wåa' unt a Gepisch nëib'm pa teara' Håad'. Ea' is' tua't'n hiñkëimma', unt ti Hås'n håb'm glai' tuat'n g'frëiss'n.

---

*) Siehe diese Zeitschrift IV, S. 238 ff.

[1]) von der Halt, von der Weide.

Um ëlfi sëitzt a' si' nieda' unt tuit ëiss'n. Ti Hås'n håb'm si' a' nieda'glëigt. Um hålwa' zwölfi måcha' t' Hås'n an Sprung, unt g'seg'n unt nimma'. Ea' hëipt glai' zan wåana'‿r‿auñ unt tëinkt si': «Hiatz is' maiñ Lëib'm richti' a' wëik».

Ea' geht nëib'm tëin Wåssa' auffi unt tëinkt si': «I' wia' ni't zan Këinich këimma', i' geh' hålt tavouñ».

Hiatz hëinkt an‿ålti Fee, a sou a Wåssa'fee, mit n' Fuiß trinna' in Wåssa' paij‿a‿r‿a Staud'n.

Si sågt: «Hans'l hülf ma', i' hülf ta' a'».

«Åh, jå», sågt a', «za tëin piñ i' schauñ z' praucha'».

Ea' hålt't si' mit ta' link'n Hånt paij‿a‿r‿a Staud'n auñ unt staigt mit 'n recht'n Fuiß in Påch aini unt håt s' mit ta' Hånt außa'zoug'n.

Si graift in 's Sëick'l unt gipt eam glai' a Pfaifal.

«Wauñst tå an Pfiff måchst, wia'st taini Hås'n ålli håb'm unt wauñst 's ta' schlecht geht, tëiñkst auf mi'».

Saiñ va'nånt g'gånga.

Ea' is' tua't hiñ wied'rum g'gånga', wou t' Hås'n saiñ tua'chg'gånga'. Ea' måcht an Pfiff, saiñ saini Hås'n ålli wied'rum tå. Ea' traipt saini Hås'n håam våar‿a sëiksi.

Ta' Këinich låßt ti Hås'n zöll'n. Saiñ richti traihunda't.

Sågt a': «Tås is' a' nou' kåana' in Stånt g'wëin, wås tu kauñst».

In zwait'n Tåch traipt a wied'rum aus. Um elfi ißt a' wied'rum, unt t' Hås'n lëig'n si' nieda'. Um hålwa' zwölfi måcha' s' an Sprung, unt håt a' s' ni't mea' g'seg'n. Ea' nimmpt saiñ Pfaifal unt måcht an Pfiff, saiñ s' schauñ wied'rum ålli tå g'wëin våa' saina'. (Tå wåa'n 's åwa' imma' z' Haus in ta' Pua'gt, wal ta' Këinich a' håt a piss'l zauwa'n kinna', tea' håt eam s' imma' wëikg'louckt.)

Ti Prinzesin lëigt si' glai' åls Sea'bianarin auñ, stëickt si' vüll schainas Gëlt aiñ unt håt Fleisch unt Waiñ unt Pråt mitg'noumma' in a‿r‿an Såck. Sëitzt si' a'f an Ëis'l auf unt rait't zan eam, za ti Hås'n. Tëinkt si': «Tea' wia't tou, ni't g'schaita' saiñ wull'n, wia‿r‿i' unt maiñ Våda'».

Sågt zan eam: «Wëin g'hea'n tëin tëi Hås'n?»

Sågt a': «Tëi g'hea'n in Këinich».

«Gib ma' åan».

«Tëis tea'f i' ni't tåañ».

Si gipt eam glai' in Wåin unt Pråt unt Flaisch.

«Jå», sågt a', «unt waun i' ta' schauñ åan sull gëib'm, kauñst åan håb'm, waun tu in Ëis'l traimal in Åa'sch kiß't».

«Wëig'n åan Hås'n zåhlt si' tëis ni't aus». Unt håt si' tëinkt: «Wia wia' tëin i' åls Prinzesin in Ëis'l in Åa'sch kiß'n?»

(Ea' håt si' åwa' eh' schauñ 'tëiñkt, tåß tëis ti Prinzesin wia't saiñ.)

Si sëitzt si' åwa' auf unt rait't åwa' fua't' tëinkt si' åwa': «Jå, an Hås'n muiß i' åwa' håbm!» håt si' um'kea't unt is' hiñ.

Sågt s' nou‿amål: «Gipst ma' richti' kåañ Hås'n?»

«I' håw' ta' 's schauñ g'sågt, waunst traimål tås tuist, kriagst 'n».

Si håt eam richti' traimål in Åa'sch kißt, håt 'n Ëis'l in Schwåaf aufg'houb'm unt håt eam trai Pus'l hiñgg'gëib'm a'f 's Lou'.

Ea' pind't ia' tëin Hås'n glai' in Såck aiñ, unt si rait't mit tëin z' Haus. Ea' måcht åwa' an Pfiff hinta' ia', håt s' ni't amål wås g'spia't, tåß in Hås'n ni't mea' traiñ håt in ia'n Såck. Is' ta' Hås' schauñ wied'rum tua't'n g'wëin pan eam.

Z' Haus håt si si' recht g'frait pa ia'n Våda'.

«I' håw' an Hås'n!» sågt s'.

Si måcht in Såck auf, kea't 'n um, pait'lt 'n aus, fåll'n ti Pëiñd'l[1]) außa', tëi ta' Hås' håt fåll'n låss'n.

Sågt ta' Këinich: «Nou', tås is' wull g'spaßig, tåß tu kåañ Hås'n ni't håst, tea' kauñ 'wås».

Si håt eam åwa' niks g'sågt tavouñ, taß in Ëis'l håt mëiß'n in Åa'sch kiss'n, wal si si' z'vüll g'schåmt håt.

Ea' traipt åwa' um a sëiksi wied'rum håam. Unt in via't'n Tåch traipt a' wied'rum aus.

Hiatz håt si' ta' Këinich selwa' als Sea'wiana' auñg'lëigt, nimmt si' a' Flaisch unt Pråt unt Waiñ mit unt sëitzt si' am Ëis'l auf unt rait't hiñ. Sou håt a' auspåckt unt håt eam Waiñ unt tëis Ëiss'n 'gëib'm.

Sågt a': «Iss unt trink! Unt va'kaf mia' an Hås'n».

«Tëis tea'f i' ni't tåañ, sëi g'hea'n in Këinich».

«I' gip ta' vüll Gëlt tafia'», sågt ta' Këin'ch.

Sågt ta' Hans'l: «Wauñ i' schauñ åan hea'giw', mëiß'n S' traimål in Ëis'l in Åa'sch kiss'n».

Sågt a': «Tu Kea'l tu', tëis wia' tou' i' ni't tåañ!» (Håt si' recht g'ëa'ga't iwa' tås ta' Këinich.)

«Giw‿i' a' kåan Hås'n ni't hea'.»

Ta' Këinich håt g'seg'n, tåß 's ni't ånda'scht geht, ea' håt tås 'tauñ.

Håt eam in Hås'n in Såck aiñ'pundt'n. Ta' Këinich håt si' auf-g'sëitzt unt is' schnëll tamit fua'tg'ritt'n.

Ta' Hans'l måcht åwa' an Pfiff, is' ta' Hås' wied'rum tua't'n g'wëin pan‿eam. Ta' Këinich håt åwa' niks g'spia't tavouñ. Z' Haus is' a' å'g'stieg'n, geht in saiñ Zimma' unt riaft ti Prinzesin.

Sågt a': «Siagst, i' håw' an Hås'n!»

Ea' måcht in Såck auf unt kea't 'n um. Fåll'n a' ti Pëind'l außa'. Ea' traht 'n Såck hiñ unt hea', jå, is' niks traiñ. Ea' nimmpt si' aus Zåa'ñ pa ti Håa', taß a niks g'håpt håt.

Ti Prinzesin låcht iwa' tëis, tåß eam a' a sou is' g'gånga'.

Sågt a': «Wëinn i' nia' ni't in Ëis'l hätt' traimål in Åa'sch 'kisst!»

«Hiatz såg' i' 's eana‿r‿a'», sågt ti Prinzesin, «tåß mia' a' a sou g'gånga'‿r‿is', wia‿r‿eana'. I' håw' a' mëiss'n».

Hiatz sågt ta' Këinich: «Tëin Kea'l muiß i' a' wås auñtåañ!»

A'f t' Nåcht håt tea' wied'rum håam'trieb'm um sëiksi. Tå håt eam ta' Këinich schauñ a Magaziñ mit Wåaz[2]) palvull[3]) auñg'füllt, in ti taus'nti Mëitz'n saiñ traiñg'wëin.

[1]) Bohnen. — [2]) Weizen. [3]) ganz voll.

Sågt ta' Këinich zan eam: «Z' Ëiss'n unt z' tringa' kriagst haiñt niks».

Hât 'n nëimma' låss'n unt in tëi Magaziñ aini.

«Kea'l», sågt a', «wauñst ma' tëin Wåaz ni't åll'n frißt haiñt Nåcht, wia'st hiñg'richt't wea'n, unt wauñst ma' nia' a piss'l mist'n tuist ouda' is' in ta' Hous'n wås', is' tåssëlwichi».

Is' a' glai' aiñg'schloß'n wåa'n.

Sågt ta' Këinich za ta' Prinzesin: «Nouñ, måaring um tëi Zait lëipt a' nimma'».

In ta' Nåcht um Via't'l a'f zwölfi tëinkt a' si': «Åh, Ålti, kimm' ma' z' Hülf!»

Is' schauñ våa' eam g'ståndt'n.

«Nou, wås fëhlt ta' tëinn, maiñ Kint?» håt s' g'sågt.

«Tëin Wåaz sull i' åll'n frëiss'n, tëis is' tou' ni't mëigli'», sågt a'. «Groußmuida', hülf ma'!»

«Åh», sågt s', «tëin Wåaz kauñ‿i' schauñ praucha'».

In a‿r‿a Viat'lstunt is' ti Magaziñ sou sauwa' g'wëin, wia wauñ s' aufg'wåsch'n wa' g'wëin.

«Wauñ 's ta' schlecht geht, tëiñkst a'f mi'!»

Mit tëin is' s' fua't.

In ta' Fria håt a' schauñ 'pumpa't.[1]) Ta' Këinich kimmt glai' mit saini Lait'.

Sågt ta' Këinich: «Tu wia'st ni't lång pumpa'n, wauñst 'n ni't g'frëiß'n håst».

Ea' läßt aufmåcha', wåa' niks tå.

«A sou wås!» sågt ta' Këinich. «Wou is' tëinn tås hiñ'këimma'?»

«Jå, g'frëiss'n hauñ i' 's! Këinna' S' maiñ Pauch niks auñ?»

Tëin Tåch håt a' ni't austraib'm teaffa', håt z' ëiss'n unt z' tringa' kriagt, wås a' nia' mëig'n håt.

Hiatz håt eam ta' Këinich tëi Magaziñ mit lauta' Law'l auñfia'n lass'n, Koumisprât, in ti Mülliauña'. Eam håb'm s' nia' a sou a Ea'tal[2]) låss'n in ta' Mitt', tåß a' håt staiñ kinna'. Pis a'f t' Heh' is' åll's auñg'schråtet[3]) g'wëin mit Prât. A'f t' Nåcht häb'm s' 'n nåcha' aini.

Ta' Këinich håt g'sågt: «Wauñst ma' haiñt Nåcht tås Prât ni't frisst unt tuist ma' wås mist'n, is' taiñ Lëib'm va'fåll'n».

Håb'm s' 'n aiñg'spia't.

In ta' Nåcht um Via't'l a'f zwölfi måcht a wied'um an Saifza' a'f tëi Ålti. Is' s' schauñ våa' eam g'ståndt'n.

«Wås fëhlt ta' tëinn, main Kint?» sågt s' wied'rum.

«Åh, Groußmuida', hëlfa' s' ma'; tëis Prât sull i' ållas wëikfrëiss'n».

«Tås kañ‿i' gåa' guit praucha'», sågt t' Fee.

In‿a‿r‿a hålb'm Via't'lstunt wåa' wied'rum åll's raiñ unt wåa' niks mea' tå.

«Wauñ 's ta' schlecht geht, tëiñkst a'f mi'», håt s' g'sågt unt is' wied'rum fua't.

In ta' Fria håt a' wied'rum 'timm'lt.[4])

[1]) gepoltert. [2]) Örtchen. [3]) aufgeschrotet. [4]) geklopft.

Sågt ta' Këinich: «Wauñst as ni't g'frëiss'n håst, wia'st ni't lång timm'ln».

Ea' läßt aufspia'n, hiatz is' niks tå g'wëin.

«Nouñ», sågt ta' Këinich, «tås is' wunda'påa', tea' kauñ mea' wia‿r‿i'».

Håt wied'rum saiñ Ëiss'n tëin Tåoh pan eam 'kriagt, håt ni't austraib'm tea'ffa'.

Pis a'f t' Nåcht håt a' eam tëi Magazin mit Waiñ in ti taus'nt unt taus'nt Faß'l auñfüll'n låss'n. Pis a'f t' Heh' wåa'n s' aufg'schlicht't.

Sågt ta' Këinich a'f Nåcht: «Wauñst ma' tëin Waiñ ni't åll'n saufst unt tuist ma' wås nieda'prunz'ñ, is' taiñ Lëib'm va'fåll'n».

Håb'm an aiñg'spia't.

Um Via't'l a'f zwölfi tëiñkt a wied'rum a'f tëi Ålti. Is' schauñ våa' saina' g'ståndt'n.

Si sågt: «Wås fëhlt ta' tëinn, maiñ Kint?»

«Åh, Groußmuida'», sågt a', «tëin Waiñ sull i' åll'n aussauffa', tås piñ tou' i' ni't in Stånt.»

In‿a‿r‿a hålb'm Viat'lstunt wåa'n t' Faß'l ålli la' unt t' Magaziñ sauwa'.

«Wauñ 's ta' schlecht geht, tëiñkt a'f mi'!» sågt s' wied'rum unt is' fua't.

In ta' Friå pumpa't a' wied'rum.

Ea' schrait: «Wauñ i' schauñ sou vüll trunga' håw', wüll i' ëiss'n a'».

Ta' Këinich kimmpt mit saini Lait', måcha' eam auf. As wåa' ållas laa' unt raiñ.

Ta' Këinich nimmpt 'n pa' da' Hånt unt fia't 'n in saiñ Zimma'. Ea' riaft ti Prinzesin unt saini håch'n Haipta'.

Ea' sågt: «Waita' wüll i' mi' mit eam mea' ni't plåg'n. Tu kauñst mea' wia‿r‿i' unt tu sullst a' Këinich saiñ. Tu kauñst ti Wëlt pëissa' rechia'n, wia‿r‿i'; unt maiñ Prinzesin håst za taina' Frau, tëi kauñst hairat'n».

Håb'm nåcha' ti Målzait åpg'hålt'n unt glai' ti Håzat a'.

XXXV.

Ta' Taif'l håt 's Recht va'låa'n.

(Schwank.)

Es wåa' a Vëig'lfånga'[1]) unt tea' håt via'zëija' Tåch kåañ Voug'l ni't g'fångt. Ti Lëib'msmitt'l saiñ‿eam ausg'gånga'. Wia‿r‿a' in Wålt in lëitzt'n Tåch kåañ Voug'l håt g'fångt, håt a' si' aufhëinka' wull'n.

Sou kimmpt ta' pesi Gaist zan eam unt sågt, ea' wia't 'n hëlfa'.

«Wås ta' wintscht, tås wia'st fånga' van‿åll'n, åwa' unta' an Jåa' muißt tu mia' an Voug'l fånga', tëin i' ni't këinn'. Waun ni't, g'hea'st maiñ».

Ea' läßt saiñ Wüll'n traiñ.

---

[1]) Vogelfänger.

In ånda'n Tâch fångt a' schauñ Wültgëins, Ant'n, Hëind'l, Fåsaunna', lauta' tairi Wåa'. Iwa' tås is' a' mit ta' Zait raich wåa'n. Ea' håt guit g'lëipt unt håt si' a Haus 'paut.

Trai Tâch wåa'n åwa' a'f tëis Jåa' nou'.

Sou sågt a' za saiñ Waiw: «Wås wiar‿i' hiatz mâcha'? I' hauñ nou' kåañ sou Voug'l g'fångt, tëin ea' ni't këinnt».

Ea' sågt za saiñ Waiw: «I' kauñ ta' ni't hëlfa'; zuig ti' aus nâcka't».

Ea' schmia't s' mit Tea'patiñ aiñ unt nimmt an Såck Fëida'n vo' ålla'hånt Gåtting: waißi, greani, graui, plaui, råti, wia s' hålt saiñ, unt pickt ia' s' ålli auffi in Laiw, taß nia' ti Aug'n a piss'l außa'g'schaut hâb'm.

Sëitzt s' in a Schaiptruch'n aini unt fåa't mit ia' außi in Wålt. In Wålt wåa' a gråßi Pletz'n[1]) unt a' Kranawëitstaud'n,[2]) tua't håt a' s' hiñ unt håt ia' in ti hunda't Laimspind'l aufi'pickt a'f t' Fëida'n.

Um ti ëlfti Stunt za Mittâch is' a' këimma' ta' pesi 'Gaist.

«Nou», sågt a', «håst tu an sou an Voug'l schouñ g'fångt, tëin i' ni't këinn'?»

«Jå», sågt a', »g'råd haiñt; i' këinn' in sëlwa' ni't?»

«Wou is' tëin tea' Voug'l hea'këimma'?» frågt 'n ta' pesi Gaist.

«Jå, ea' is' tå tahea'këimma' unt a'f åañs, zwåa is' a schouñ pickt a' in ti Spind'l».

«Jå», sågt ta' pesi Gaist, «sou an' Voug'l håw'‿i' frali'[3]) nou' ni't g'seg'n, tea' zwåa Louch nëib'm anånda' håt. Taiñ Glick is'. Tå håt ta' Taif'l 's Recht va'låa'n».

XXXVI.

Ta' Këinich unt saini trai Suldåt'n.

(Schwank.)

As wåa' a Këinich, tea' håt trai Suldåt'n g'håpt, tëi saiñ ållwal pan eam a'f Poust'ñ g'ståndt'n: åana' pa saina' Tia, åana' a'f ta' Stiag'n, åana' unt' in ta' Aiñfåa't. Um Mittinacht saiñ s' z'såmm'g'gånga' ålli trai.

Sågt åana': «Jå a Suldåt håt a schwā's Lëib'm. Wauñ‿i' nia' kunnt' a'f Ua'laup gaiñ».

«Tå håst tu ni't vüll tavauñ», sågt ta' zwaiti. «Wauñ nia' i' Këinich wā', i' wua't 's schauñ ånda'scht aiñtal'n».

Sågt ta' tritti: «Wås wua'tst tëinn tu aiñtal'n kinna'? Mia' wā' 's schauñ g'mui, wauñ i' kunnt pa da' Pinzesin schlåffa'».

Ta' Këinich håt tås ållas g'hea't. Ea' håt s' in ta' Fria a' hul'n låss'n. Håt g'frågt, wea' tea' is', tea' a'f Ua'laup gaiñ wüll.

«I'», sågt ta' ea'schti, «Majestät, i' hâb' 's g'sågt».

Håt 'n guit peschëinkt unt håt g'sågt: «Kauñst gaiñ, wouhin åls t' wüllst».

«Wëlcha' is' tëinn tea', tea' Këinich saiñ wüll».

«I'», sågt ta' zwaiti, «Majestät, i' mëicht Këinich saiñ».

«Wauñst tu Këinich wa'st, wā' jå i' 's ni't. Tås is' g'rëid't iwa' 's Gepout. Sullst tu hiñg'richt wea'n».

[1]) Blöße, Lichtung. [2]) Wacholderstauden. [3]) freilich.

Håt 'n glai' z'såmm'påcka' låss'n unt in 's Arest. In tritt'n Tåch is' a ta'schouß'n wåa'n.

Zan tritt'n håt a' g'sågt: «Va' tia' wåaß i' 's eh', tu wüllst pa maina' Prinzesin schlåffa'. Trai Tåch låss' i' ta' Frist, unt nåchtëim wia‿r‿i' ti' auffia'n låss'n zan ia'».

Ti Prinzesiñ håt ta' Këinich å'g'richt, tåß iwaråll sull såg'n! Na'! wås a' håb'm wüll.

In via't'n Tåch håt a' ti Prinzesin in‿a‿r‿an gråß'n Sål aini unt håt ia' a Pëitt aini gëib'm låss'n unt a gråßi spanischi Wånt um 's Pëitt. Tå håt si si' ainig'lëigt, tå håt s' g'schlåffa'. Umatum wåa'n siemasimz'g Liachta', tëi wåa'n auñzundt'n, tåß pelaicht't is' gwëin. Unt zwåahunda't Månn Suldåt'n håt a' aini, tëi saiñ runt um t' spanischi Wånt aufg'stöllt g'wëin mit'n schåa'f g'låd'nt'n G'wia. Unt tea' Suldåt is' aufg'fia't wåa'd'n nåcha' tua'thiñ. Håb'm s' 'n hiñg'stöllt außa' t' spanischi Wånt, taß a' s' ni't g'seg'n håt.

Ea' ta'kimmpt völli, wia‿r‿a' tëi vüll'n Suldåt'n siacht unt tëi Liachta'; tëiñkt si': «Tå is' niks z'måcha', tå is' g'fahlt mit mia'».

Sågt ta' Këinich zan eam: Wauñst as ni't kauñst z' Stånt pringa', taß t' paij‿ia' lieg'n kauñst, wia'st hiñg'richt».

Ea' simalia't tå, wia‿r‿a' tås auñstöll'n wia't.

Um Mittinåcht schrait a' s' hålt auñ, ti Prinzesin.

«Këinichlichi Prinzesin, is' tås nouthwëintich, tåß tëi vüll'n Lait' tå staiñga'?»

«Na!» sågt s'.

Sågt a': «Hålw rechts, marsch!» za sëi.

Håb'm s' ålli fua't mëiss'n gaiñ, wal's ti Prinzesin g'sågt håt.

«Këinichlichi Prinzesin, is' tås nouthwëintich, tåß ti vüll'n Liachta' tå prinna'?»

«Na!» sågt si.

«Lëisch ma' s' aus unt åani låß' ma' uns prinna'».

«Këinichlichi Prinzesin, is' tås nouthwëintich, taß Tia' unt Fëinsta' ouff'n is'?»

«Na», sågt s'.

«Måch' ma' s' zui!» sågt ea'.

Këinichlichi Prinzesin, is' tås nouthwëintich, tåß tëi spanischi Wånt tå steht?»

«Na!»

«Wea'f ma' s' weik!» sågt ta' Suldåt.

Hiatz steht schauñ s' waißi Fëida'pëitt tå; håt a' s' schauñ g'seg'n.

«Këinichlichi Prinzesin, is' tås nouthwëintich, tåß sëi zuigetëickt saiñ?»

«Na!»

«Su hüll'[1]) i' eana‿r‿auf!

«Këinichlichi Prinzesin, is' tås nouthwëintich, tås sëi allåañi lieg'n?»

«Na!» sågt s'.

«Sou lëig' i' mi' aini za‿r‿eana'».

[1]) aufhüllen, aufdecken.

Hât si aini g'lëigt zan ia'.

«Këinichlichi Prinzesin, is' tâs nouthwëintich, taß ma' eana' ni't auñgraif'n tea'f?»

«Na!»

«Nâchtëim nimm i' eana' um in Hâls».

Hât s' glai kisst a'.

«Këinichlichi Prinzesin, is' tâs nouthwëintich, tâs tëis tâ ouff'n is'?»

«Na!»

«Schlâg'n ma' an Stoup'l[1]) fia'.»

Nâcha' hâb'm si si' unta'hâlt'n gânzi Nâcht allâañ.

In ta' Fria kimmpt ta' Këinich, liegt‿a' pan‿ia' trinna' in Pëitt, hât s' um an Hâls a'.

«Walst mi' iwa'trouff'n hâst, sullst as glai' hâb'm a'», sâgt ta' Këinich.

Hât eam in Trouñ iwa'gëib'm, wal a' schouñ an âlta' Hea' wâa' unt tea' is' Këinich wâa'n.

Aus dem Leben des Steirischen Volkes im Mürzthal.

Mitgetheilt von Frau A. Marx, Allerheiligen.

Die Hochzeit.

Im Mürzthale sind bei den verschiedenen Festen folgende Gebräuche aus alter Zeit noch im Gange. Bei der Hochzeit kommen alle Nachbarn des Morgens zum Frühstück in das Haus, wo sich die Braut befindet, und erhalten dort Sterz mit Kaffee, der Sterz steht auf einem kleinen kreuzweis gemachten Schragen und unter diesem die Schüssel mit Kaffee, worin alle mit ihren Esslöffeln zulangen; dann folgt Schweinebraten und Schmalzkoch, (das ist eine in zerlassene Butter eingegossene Masse aus Milch und Mehl, welche so lange in der Butter geschmort wird, bis sie mit derselben verbunden und dicklich geworden ist); zuletzt kommen Krapfen, (das sind große unförmliche braune Flecken, welche in der Mitte eine dünne, weiße Haut zeigen, sie werden aus einem Teig von Milch, Mehl, Eiern und Germ etwas weicher als ein Brodteig geknetet; nachdem die Germ den Teig emporgetrieben hat, wird er mit einem großen Löffel herausgefasst, mit den Fingern in die Länge und Breite gezogen und in heißes Fett gegeben, wenn sie lichtbraun sind, herausgenommen.) Von diesen Flecken müssen oft über hundert Stück gemacht werden. Während dieses Frühstückes wird nahe dem Hause aus Böllern geschossen und jeder Gast, der anwesend ist, hat die Verpflichtung, eine Haussteuer mitzubringen, das ist ein Hochzeitsgeschenk, meist bestehend aus einer großen irdenen Schüssel oder Leinwand für einige Handtücher oder Bettücher, auch wohl ein Tischtuch mit zierlich eingenähtem Namen. Ist es weit zur Kirche, so wird auf Steyrerwägelchen und auch auf Leiterwägen zum Gasthaus gefahren, wo die Hochzeit abgehalten wird. Dort

[1]) Stöpsel.

befindet sich die übrige geladene Hochzeitsgesellschaft, welche dem Frühstück nicht beiwohnen wollte, entweder der entfernten Wohnung oder der — Haussteuer wegen und die bäuerliche Musik, meist sechs Mann hoch, mit Blechinstrumenten unter Anführung eines Musikers, der seine Militärdienstzeit bei der «Banda» (Regimentsmusik) zubrachte. Das ankommende Brautpaar wird mit einen Tusch, bestehend in einem wenig Takte zählenden Musikstück mit Jodler empfangen, darauf ordnet die «Brautmutter», meist ein wohlhabende Bauers- oder Bürgersfrau, denn ihr Amt kostet viel Geld, das Anheften der Sträußchen an den Hüten der männlichen Gäste an; den schönsten Strauß mit der theuersten Bandschleife erhält der Bräutigam, darauf folgen die Beistände, dann die Kranzelführer und zuletzt die übrigen männlichen Hochzeitsgäste.

Diese Sträußchen aus Kunstblumen mit flatternden Atlasbändern niedergeheftet, kosten viele Gulden; für Bräutigam und Kranzelführer wird meist die rosarothe oder blaue Farbe, für die Beistände, den Priester und die anderen Männer weiße Bänder mit farbigem Rand gewählt. Die erste Kranzeljungfrau trägt einen Teller, worauf ein neues Sacktuch und der Strauß für den Priester liegt, unter dem Tuche verborgen lag früher ein Silberthaler, jetzt nur mehr ein Silbergulden als Honorar für das «Hochzeitsamt» und die Trauung; ein schwer verdientes Geld, denn wenn das «Amt» (die Messe) auch für neun Uhr Vormittag bestellt wurde, kommt die Hochzeitsgesellschaft doch selten vor eilf oder halbzwölf in die Kirche, oft erst nach zwölf Uhr und der Priester muss ohne Nahrung bleiben, bis die Messe und Trauung vorüber ist. Nach der Trauung wird bei dem Altare starker Wein credenzt, der übrigbleibende Rest gehört dem Messner, bei dem Auszuge aus der Kirche spielt abermals die Musik ein lustiges Stück.

Bei der Ankunft der Hochzeitsgesellschaft im Gasthause präsentiert die Wirtin der Braut einen Teller, worauf sich geriebenes Salz befindet, die Braut muss da in die Küche gehen, um das Sauerkraut für die Hochzeitstafel zu salzen; trifft sie das gut, so ist es ein Beweis, dass sie das Kochen versteht; ist es jedoch zu wenig oder gar zu viel gesalzen, dann werden ihr zum Spott mancherlei Verslein beim «Weisen» gesungen. In das übriggebliebene Salz versteckt die Braut das Trinkgeld für das Küchenpersonale. Das ist der Zeitpunkt, an welchem meist die Braut durch junge Burschen gestohlen wird; sie flüchten mit ihr in ein anderes Gasthaus, und der Bräutigam ist verpflichtet, sie dort durch Zahlung eines tüchtigen Trunkes auszulösen; die Musik trinkt ebenfalls und spielt, wenn der Bräutigam seine Braut zurückholt. Nun kommen drei Ehrentänze: Die Braut tanzt mit dem Bräutigam, dann mit den Beiständen (Trauzeugen), der Bräutigam mit der Brautmutter, die Kranzeljungfrauen mit den Brautführern und Kranzelbuben (Burschen). Bei der Einladung wird schon darauf gesehen, dass zu Kranzjungfrauen Mädchen gewählt werden, welche die Brautführer und Kranzelbuben gerne sehen, denn diese werden bei der Tafel neben jene gesetzt und haben auch das Mahl für ihre Beisitzerin zu zahlen.

An hufeisenförmiger Tafel sitzt auf dem Sofa rechts der Bräutigam, links die Braut, neben dieser die Brautmutter, gegenüber die angesehensten Gäste, am rechten Flügel die Jungfern und Burschen; links die anderen Gäste, je neben einem Mann womöglich rechts und links weibliche Gäste. Der Beisitzer hat darauf zu sehen, dass seiner Beisitzerin das Glas nicht leer steht, die Beisitzerin dagegen, dass wenn ihr Beisitzer im Laufe der Mahlzeit weggeht, von jeder Speise sein Teller gefüllt wird; so lange das Mahl dauert, ist Trunk (Wein) und Tanz frei, nach dem «Weisen» muss jeder Trunk wie jeder Tanz von dem anschaffenden Gaste gezahlt werden, es ist daher des Wirtes Vortheil, wenn rasch servirt wird und mehr weibliche als männliche Gäste vorhanden sind. Die Musiker müssen, wie jeder Hochzeitsgast, ihre drei bis vier Gulden für das Mahl bezahlen, aber nach dem «Weisen» kommt das «Auflegen» das ist eine Sammlung für die Musiker, wobei für jeden Musiker einige Gulden kommen.

Das Mahl besteht aus Nudelsuppe, Rindfleisch mit Semmelkrenn, Sauerkraut mit Würstel, nach jedem dritten Gerichte folgen wieder drei Tänze. Darnach kommt: Kuttelflecke, gebeiztes Rindfleisch in brauner Sauce, Zwetschkenpfeffer mit kleinen Krapferln; drei Tänze. Darnach Schweinszehen eingemacht, saurer Salat mit Schweinebraten, gesulztes Milchkoch mit Zimmt und Zucker bestreut; drei Tänze. — Darnach Kalbsbraten mit Triett, Schmalzkoch, Gugelhupf, Faschingskrapfen, Butterkrapfen und Bisquittorte, Kaffee in großen Schüsseln, worein alle mit ihren Esslöffeln langen.

Während die süßen Speisen aufgetragen werden, kommt der Wirt mit einem Schüsselchen, in welchem eine Serviette liegt und beginnt bei dem Bräutigam mit der «Weisung» (Absammeln des Geldes für das Mahl). Jeder legt mit einem kurzen, lustigen Liedchen, meist einem Stegreif, (Trutzliedchen), das Geld auf die Serviette; die Musik bläst einen Tusch, der Wirt zieht die Serviette heraus und legt sie auf das Geld und geht zum nächsten Gast sammeln; dieses «Weisen» dauert gewöhnlich einige Stunden, da jeder Gast beim Zahlen sein Liedchen singt, bei kleineren Hochzeiten fünfzig bis sechzig Gäste, bei den großen oft einhundertfünfzig bis achtzig Gäste sich befinden; nach dem Wirte lässt ein Musiker seinen Teller, den Kreislauf machen, das «Auflegen» genannt wird, wobei ebenfalls gesungen wird.

Von diesem Zeitpunkte angefangen, muss jeder Bursche, der sich ein Mädchen zum Tanze holt, bei der Musik den ihm passenden Tanz bestellen und mit zwanzig bis fünfzig Kreuzer bezahlen; es ist nicht üblich während des Tanzes die Tänzerin zu wechseln und gefährlich, wenn ein Bursche, der nicht Hochzeitsgast war, tanzen will; es wird ihm entweder von den Kranzelbuben ein Bein gestellt, oder ein halbdutzend Fäuste packen und befördern ihn die meist sehr steile Treppe unsanft hinab.

Diese Tänze dauern bis zum lichten Morgen fort. Bei dem Heimgange hat sich meist die Gesellschaft verdoppelt und verdreifacht, denn jedem geladenen Gaste kommen abends Verwandte oder Hausgenossen

nach, welche das «B'schoadessen», bestehend aus den Bratenresten und festen, süßen Speisen, in ein Tuch gebunden, heimtragen.

Die Kranzeljungfrauen schenken ihrem Beisitzer, welcher für sie das Mahl bezahlt, entweder ein fünftheiliges, grünes Sammtkäppchen, einen Leiblstoff (Weste) oder einen mit Silber- oder Goldperlen auf der Querspange gestickten Hosenträger, gewöhnlich die Initialen des Burschen zeigend.

Die Taufe.

Das neugeborene Bauernkind wird womöglich noch am Tage seiner Geburt zur Pfarrkirche getragen oder geführt, wäre der Weg auch drei bis vier Stunden lang und das Wetter kalt oder warm, selbst Regen und Schneegestöber halten davon nicht ab, es wird ein Regenschirm über den Täufling ausgespannt, damit er nur durch die Taufe schnell vom «Heiden» zum Christen wird, denn einen Heiden über Nacht im Hause behalten bringt der Wöchnerin Unglück.

Nach der Taufe, welche humane Priester im Winter entweder im Pfarr- oder Messnerhause vornehmen, denn es gibt da keine geheizte Sakristei, gehen Pathin und Hebamme mit dem Täufling in das Wirtshaus, legen das Kind auf die Ofenbank und erquicken sich mit Schnitzel, Wein und Kaffee auf Kosten der Pathin, welche dann noch einen Kopfkorb mit eigens bestellten großen Semmeln zu vier Kreuzer, Zucker, Kaffee und einer großen Flasche guten Wein füllt, dem Kinde den Einbund (das Krösengeld) unter das Deckchen schiebt und zur Heimkehr rüstet; ist die Pathin eine eben so große Freundin des Weines, wie meistens die Hebamme, dann kommt es vor, dass sie den Täufling auf der Ofenbank vergessen, den die Wirtin oder irgend eine mitleidige Frau in Pflege nimmt, bis er am nächsten Tage von der Hebamme geholt wird.

Weit im Gebirge wohnende Wöchnerinnen genießen niemals die Hilfe einer gelehrten Hebamme, sondern in jedem Dörfchen sucht eine «kleine» Bäuerin oder Keuschlerin sich durch derlei Dienste einen Nebenverdienst zu verschaffen.

Die Wöchnerin erwidert den «Weisenkorb» voll Semmeln etc., indem sie ihn der Pathin gefüllt mit einer Torte oder Kleiderstoff zurücksendet.

Leichenbegängnis.

Stirbt in der «Einschicht» der Insasse eines Hauses, ob Herr oder Knecht, so wird der Verstorbene gewaschen, rasiert, bekleidet, auf einen hölzernen Laden gelegt, mit einem Bettuch bedeckt und in die «Laaben», den Hausflur getragen, und unter die Stiege in das obere Stockwerk auf zwei Holzschragen gelegt und zu «Häupten» (nächst dem Kopfe) ein Gläschen mit Weihwasser, nebst einem grünen Zweig zum Anspritzen darin, sowie ein schwaches Öllicht hingestellt.

Dann wird das Bett ausgeräumt, worin der Verstorbene gelegen, das Stroh auf einer weithin sichtbaren Höhe, auf einen Haufen geschichtet

und angezündet. Das gilt für die Bewohner der umliegenden Gehöfte als Einladung zur Todtenwache zu kommen.

Wenn es Nacht wird, kommen die Leute, wenigstens eine Person von jedem Hof, sie beten in der Stube einen Rosenkranz für die «arme Seele» des Verstorbenen, erhalten dann Brod und Most, beten darnach wieder und unterhalten Gespräche, bis es tagt, dann gehen sie heim; in der zweiten Nacht kommen wieder andere Nachbarn, die Hausleute legen sich nach Mitternacht zur Ruhe, denn es ist genug «Todtenwacht» im Haus.

Das Begräbnis findet am Morgen statt; der Verstorbene wird in den von einem nahen Zimmermann verfertigten schmucklosen Sarg gelegt, erhält als Kopfpolster ein Büschel Hobelspähne und wird bedeckt mit einem Streifen neuer, ungewaschener Leinwand. Ist es ein Kind so wird statt der Leinwand ein «Überthan» gekauft, das ist ein Tüllstreifen, an den Rändern gezackt und mit grellfarbigen Blumen bemalt, womöglich mit Golddruck an den Zacken; dieselben müssen unter dem bei Kindern hellblauen Sargdeckel heraushängen.

Die Träger (bei Kindern Jungfrauen) erhalten ein Frühstück, dann nehmen sie den Sarg auf die Schultern, oder wenn der Weg mehrere Stunden währt, legen sie denselben auf einen Leiterwagen mit Ochsengespann und führen ihn in Begleitung der Rosenkranz betenden Nachbarn bis zum Kreuz, das sind gemauerte Säulen, in deren Kopf Nischen ausgemauert sind, in welchen das Bildnis irgend eines Heiligen oder das jüngste Gericht gemalt ist; (man findet diese Bildstöcke an jedem Kreuzwege in der Nähe der Pfarrdörfer). Dort wird Halt gemacht, bis der Conduct kommt, bestehend aus dem Pfarrer im Ornate, den Ministranten, Trägern der schwarzen Fahne und dem Messner, welcher nun den Sarg mit dem Bahrtuche bedeckt und das Crucifix festschraubt auf dem Sarg. Schullehrer und kleine Sängerinnen singen ein Grablied, nachdem der Priester die Einsegnung vollzog; dann setzt sich der Zug, vergrößert durch die Dorfbewohner, in Bewegung bis zum Grabe; nach der letzten Einsegnung wird abermals ein Lied gesungen; war es ein Bauer, der als Soldat Feldzüge mitmachte, so wird mit 3 Böllerschüssen der Sarg in die Grube gesenkt; darnach folgt die Todtenmesse, in welcher jeder Theilnehmer, ebenso wie vom Kreuze bis zum Friedhof, die erhaltene Wachskerze brennen lässt.

Alle jene Nachbarn, welche Leute zur Todtenwache schickten oder selbst kamen, werden dann zum Todtenmahl ins Gasthaus geladen, wo sie Suppe und Rindfleisch erhalten oder einen gebackenen Strudel, dabei geht es oft recht lustig zu; aber so bald es zwölf Uhr am Kirchthurm schlägt und die Glocken die Seele ausläuten, da beginnen die Essenden für die Erlösung dieser Seelen aus dem Fegefeuer zu beten, so lange die Glocken ertönen, darnach wird ruhig heimgegangen.

Unser Bauernvolk ist gutmüthig, freundlich, hilft bei Unglück und Noth gerne mit Naturproducten: aber Geld hat es wenig und dem Fortschritt huldigt es nur, wenn er keine Ausgaben verursacht; es lässt die Kinder mehrere Stunden weit zur Schule gehen, den Knaben womöglich irgend

ein Blasinstrument spielen lernen, aber es benützt sie vom zwölften Jahre angefangen als Dienstboten und liest keine Zeitung; nur Sonntags im Gasthaus hört es, was es an Neuem in der Welt gibt.

Kleine Spott- und Trutzlieder,

wie sie gelegentlich des Weisens (Zahlen des Mahles) bei den Bauern-Hochzeiten im Mürzthale gesungen werden.

Mitgetheilt von Frau A. Marx, Allerheiligen.

1.

Oan Schwålb'n mächt koan Summa,
Oan Maura koan Haus,
Und z'weg'n oan Buab'n si kumma (kümmern),
Dös zählt sie net aus.

2.

Stich di net, schneidt di net,
S' Messerl is schårf.
Wer håt das denn g'schliff'n?
Da Höckerl im Dorf.

3.

Im Himmel is lusti,
Im Paradies a,
T'hån d' Engerl schön singan
Und da heili Geist a.

4.

Dein Dirn håt g'sunga, h'ons no nia so schöan g'hört,
N' Nåchbår'n sein Esel håt gråd a so g'röhrt.

5.

Heunt geah i net hoam, mein Bett is net g'richt't,
Is da Weba d'rein g'leg'n, stinkt no vun da Schlicht.

6.

Da Bau'r und sein Hund
Hob'n ma's Mensch net vagunt;
Hiatz is wek',
Dos is e'ahn g'sund.

7.

Da Fuchs und das Hååa
Geahn mit' nanda ins Gräs,
Da Fuchs håt's net g'wüsst,
Das da Hååa so viel frisst.

8.

Da Hånsbau'r håt wulln um a Braut schau'n
Er wissat guat aus,
Oba i hon's Fenster eh g'fund'n
Ols da Bidlmånn[1]) s' Haus.

9.

Unsa Pfårra håt's g'sågt und da Cåplån håt's g'schrieb'n:
Mit da Dünn' is guat tånz'n, ba da Dick'n guat lieg'n.

10.

Mei Voda hålt Ant'n[2]),
Mei Muada die Gäns',
Dö müaß'n mi g'wand'n[3])
Sist[4]) kriag' i koan Mensch.

11.

Mei Voda håt's g'sågt, mei Muada sågt's a,
Wånn i schmier[5]) mit da Dirn, muaß i'h's heirath'n a.

I hon g'heiråth, hon g'haust[6]),
Hon a Weib wiar a Haus,
Hon Kinda wia d' Flöh',
Hupf'n überåll in d' Höh'.

12.

S' Apferl is röserlroth, ban Kern a weng' faul,
D' Deandl'n sein åll' Fålsch, s' Besti is' Maul.

13.

Wånn ma'n Weib'rn zua lost,[7]) a Geduld g'hört dazua,
Wånn's d' gånzi Nåcht schnådd'rn[8]), håb'n's a no net g'nua.

14.

N'n Nåchbårn sein Knecht geht gaßl'n[9]) za da Dirn,
Håts' Fensta net g'fund'n, håt za da Goas[10]) eini g'schria'n.

15.

Auf d' Olm bin i gånga, auf da Olm håt's mi g'freu't,
Auf d' Olm geah i neahma, da Weg is ma z' weit.

16.

A lustiga Bua
Braucht oft a påår Schuah,
A trauriga Nårr
Selt'n a Påår.

17.

Drei g'schekati[11]) Ochs'n und a g'schekati Kuah
Gibt ma mei Voda, wånn i heiråth'n thua.

---

[1]) Freiersmann. [2]) Ente. [3]) Bekleiden. [4]) sonst. [5]) liebeln. [6]) gewirthschaftet. [7]) zuhört. [8]) plaudern. [9]) fensterln. [10]) Gais. [11]) scheckig.

18.

Da Wirth z' Floriån
Håt d' Wadl'n vorån,
D' Schindboandl[1]) hint,
Schaut's'n ån, wånn er kimmt.
Wånn Oana kimmt
Und håt d' Schindboandl'n hint
Und d' Wadl'n vorån,
Is da Wirth z' Floriån.

19.

Auf da Olm is koan B'leib'n,
Thuat båld regna båld schn'eib'n[2]),
In da Hütt'n, is koan Sein,
Geaht da Wind aus und ein.

20.

Wånn d' Weiba recht schrei'n, dås is oba fad,
Kimmt ma gråd vir, wånn a Haushåhn recht krah't.

21.

Mein Ståll steaht auf sechs, sieb'n Spreiz'n,
Acht a neun, sullt'n no sein,
Trau mi går net z'schneuz'n,
Fürcht' da Betl'[3]) bricht ein.

22.

Der Wirt schenkt Wein, Schnaps und Bier —
Für solchi dö koan Geld håb'n, steht da Brunn vor da Thür.

23.

Gestern hon i wix'n g'hört unt'n ban Zaun,
Wånn i wid'r a mol wix'n hör', offt geah' schau'n.

24.

Kloan bin i, kloan bleib' i, groß måg i net wer'n,
A Weib will i håb'n wia a Haselnusskern.

25.

A scheana wårma Kuahflåd'n is 'n Winta, n' Summa guat:
In Winta für oan Brustfleck n' Summa für oan Huat

26.

Wånn i amol heirath'n thua, heirath' i Sieb'n:
Sechsi zan årbeit'n, Oani zan lieg'n.

27.

D' Dirn håt mir d'Liab aufg'sågt, mir håt's nix g'mächt,
Håt da Nårr selba g'rört, i hon brav g'låcht.

28.

Drei Winter, drei Summa, drei Apferl åm Bam (Baum),
Wånn nur mein Schåtzerl von Östreich z'ruck kam.
Hiatz is sie holt kemma, wås håt sie ma bråcht?
A Ringerl auf's Fingerl, a Bußerl auf d'Nåcht;
S' Ringerl is z'sprunga, auf tausend Trümma —
P'fiat Gott, mein liab's Schåtzerl, hiatz måg i di nimma.

Dulmat.

Eine Studie zu Kärntens Culturgeschichte und Volkskunde.

Von Dr. V. Pogatschnigg, Graz.

Motto: Monumenta queris, arcumspice.
Alte Inschrift.

In der für die Geschichte des Ortes und Stiftes Milstat hochbedeutsamen Bestätigungsurkunde des Papstes Alexander des Dritten vom 6. April 1177, welche in Jaffés Werke: «Regesta Pontif. Roman.» auf Seite 770 unter Nr. 8472 aus dem Milstäter Kopialbuche mitgetheilt wird, und daraus in G. Freiherrn von Ankershofen's Regesten Nr. CCCCLXV übergegangen ist, erscheint ein *dulmatisdorf cum capella* angeführt. Karten und Ortsverzeichnisse bieten keine Anhaltspunkte, die Lage dieses Ortes mit Sicherheit zu bestimmen. Es muss daher dies indirecte mit Hilfe einer deducierenden Untersuchung erstrebt werden. Und da ist zunächst von der Thatsache auszugehen, dass die anderen Örtlichkeiten, welche in jener Urkunde erwähnt werden, an drei Länder sich vertheilen, nämlich an Friaul, Salzburg und Kärnten; ihrer Mehrzahl nach liegen sie in letzterem Lande, und zwar auf dem Boden der ehemaligen Grafschaft Lurn und Pusterthal, deren Gebiet dann später zum Theil in den Besitz der Grafen von Görz übergegangen war. Für Salzburg und

[1]) Schienbein. [2]) schneien, [3]) schlechter, schadhafter Gegenstand.

Friaul lässt sich weder in den heutigen geographischen Handbüchern noch in den älteren Diplomatarien ein Ort jenes oder eines ähnlichen Namens auffinden. Unter solchen Umständen wird man denselben wohl nur in Kärnten zu suchen haben. Und in der That kommt denn auch hier und gerade im Seegebiete, wo die meisten Donationsgüter des Stiftes Milstat gelegen sind, ein Ort vor, dessen Name ähnlich klingt, und der eine über die Zeit unserer Urkunde hinauf reichende Geschichte besitzt, so dass die Vermutung gerechtfertigt erscheint, er könne jenes urkundliche Dulmatisdorf sein. An einer Thalstufe, welche einem südöstlichen Ausläufer der Milstätteralm vorgelagert ist, breitet sich die Ortschaft Matzelsdorf aus, zwischen dem Markte Milstat und dem Dorfe Döbriach, in der Spitze eines stumpfen Winkels, dessen längerer Arm nach Milstat, dessen kürzerer aber nach Döbriach geht. Dieses Dorf tritt uns wiederholt in Urkunden des 13., 14., 15. und 16. Jahrhunderts entgegen. In einem aus dem 16. Jahrhunderte stammenden Weisthume wird dasselbe *mätzlsdorf* genannt (s. Zeile 8, 15, 26 auf Seite 406 des VI. Bandes der Österreichischen Weisthümer, Wien 1881). In einer Urkunde vom Jahre 1506, welche uns Bernhard Czerwenka auf Seite 110 seiner Monographie: Die Khevenhüller, Wien 1867, mittheilt, erscheint der Ort unter dem Namen *mutzelsdorf*, in einer andern Urkunde vom Jahre 1444, die dasselbe Werk enthält (S. 107) unter dem Namen *meczelsdorff*. Eine im Originale im Archive des kärntischen Geschichtsvereines erliegende Urkunde vom Jahre 1364 erwähnt ihn unter dem Namen: *maetzleinsdorff*, unter welchem es auch in zwei ältern Urkunden von 1287 und 1286 aufgeführt wird. Es läge nun allerdings nahe, auch hier wie in dem Falle des Vorkommens desselben Namens in andern Ländern (z. B. in Niederösterreich, Steiermark etc.) anzunehmen, dass die urkundlich überlieferte Namensform *maezlsdorf*, *meczelsdorf* für das heutige Matzelsdorf bei Milstat auf einen mittelhochdeutschen Personennamen *mazili* weise. Allein Zusammensetzungen mit solchen und ähnlichen deutschen Namen gehören wenigstens bei den Ortsnamen aus jenem Gebiete und aus der Zeit vor dem 12. Jahrhundert zu den Seltenheiten. Weit eher wäre daran zu denken, dass dem ersten Theile jenes Ortsnamens ein Thema slawischen Ursprungs zugrunde liege, welches durch Verschleifung und Apokopirung die Gestalt erhalten hat, wie sie in den urkundlich angegebenen Formen überliefert ist. Zahlreicher ähnlicher Fälle solcher Bildungen in anderen Ländern nicht zu gedenken, sei hier nur auf ein charakteristisches Beispiel aus Kärnten, und zwar aus dem slowenischen Unterlande hingewiesen; der heute so entschieden deutschklingende Name des Dorfes Matzendorf bei Zeiselberg nordöstlich von Klagenfurt ist ohne weiters aus *domačna* oder *domača ves*, wie dasselbe im Slovenischen genannt wird, durch Apokopierung entstanden; eine solche Apokopierung ist ja auch bei Personennamen des 15. und 16. Jahrhunderts zu beobachten; gerade in der Umgebung von Milstat erscheint da der Personenname Domitian vielfach nur in der vorne verkürzten Koseform: Mitian. In ähnlicher Weise konnte denn auch unser *dulmatisdorf* durch Apokopierung sich in die

Form *matisdorf* verkürzt haben, woraus *matz-* oder *maezdorf* geworden ist, in welcher Form der Name des Dorfes uns noch heute hie und da im Munde des Volkes begegnet.

Dass das heutige Matzelsdorf wirklich jenes urkundliche Dulmatisdorf sei, wird aber noch durch eine Reihe anderer und zwar sachlicher Momente wahrscheinlich gemacht. Matzelsdorf liegt nämlich in der Nähe jener andern kärntischen Widmungsgüter, welche die angezogene Urkunde anführt, nämlich der Orte Sirnuwich (Schirweg oder Tschirweg), Dobrach (Groß- und Kleindombra), Lomaresdorf (Lammersdorf), Lobinstorf (Laubendorf), Tibria (Döbriach), Radetin (Radentein) und Chiricham (Kleinkirchheim). Es liegt auf dem Wege, welcher aus dem Radenteinerthale über Döbriach hin nach Dombra, Tschirweg und dann weiter aufwärts ins Liserthal führt und einer handschriftlichen Notiz zufolge noch zwischen 1800 und 1810 der «alte Weg», «die alte Straße» genannt worden ist. In Matzelsdorf ist in der That auch eine Kirche, deren Bau in mehreren Einzelheiten auf ein bedeutendes Alter schließen lässt. Endlich weisen noch zwei historisch verbürgte Daten darauf hin, dass Matzelsdorf einer der Sitze des Heidenthums in dem seinerzeit von Slawen besiedelten Seegebiete gewesen sei. Noch heute führt ein Bauernhaus daselbst den Vulgarnamen: Gauggler. Allem Anscheine nach dürfte dessen Besitz ehedem größer, nicht nur eine Hube, sondern ein «Hof» gewesen sein. Die oben erwähnte Urkunde dto. 1506 erwähnt auch einen Hof zu Matzelsdorf, während die in den Österreichischen Weisthümern mitgetheilte «Beschreibung des *wiltpans*, *pidmarken* und *anrainungen*» geradezu von einem «*gaugglhofer walt*» redet (Zeile 14, S. 496, VI. Bd.). Das Wort «Gauggler» aber bedeutete in älterer Zeit etwas anderes als heute; es bedeutete: den Zauberer, den Spielmann: in diesem Sinne stimmte es genau mit dem überein, was das ältere Slawische mit dem Worte *guslar* (čechisch *huslar*, polnisch *guslarz*, slowenisch *goslar*) sagen wollte. (Siehe Hanusch Ig. J., Wissenschaft des Slawischen Mythus. Lemberg 1842. S. 254. Jac. Grimm: Deutsche Mythologie. 3. Ausgabe 1854, Göttingen. S. 990). Und seltsamer Weise findet sich auch dieses slawische Wort auf dem Boden des Dorfes Matzelsdorf; die mehrfach citirten Weisthümer Österreichs verzeichnen VI. Bd., S. 496, Z. 16 hier ausdrücklich eine Flur unter dem Namen: *gusler raut*, die Rodung des Guslars (Gaugglers). Es ist sicherlich ferner kein Zufall, wenn die Volkssage, die so viel von heidnischen Leuten und ihren Sitzen im Gebiete des Milstätersees zu erzählen weiß, auch auf den Boden von Matzelsdorf den Schauplatz einer dieser Geschichten verlegt und in dem Geschröffe seiner Höhen und Hänge «Hadische Frauen» hausen lässt. (Siehe meine Mittheilung: Sagen von den Heiden im Gebiete des Milstätersees. Carinthia 1898, Nr. 1, S. 6).

Wenn nach dieser Ausführung es kaum zweifelhaft ist, dass Matzelsdorf und Dulmatisdorf identisch seien, so führt eine weitere sprachliche Untersuchung des urkundlichen letzteren Namens zu dem überraschenden Ergebnisse, dass jener Dulmati, welcher dem Dorfe seinen Namen lieh,

niemand anderer ist als Domitian, welcher in der Volkssage und Haustradition von Milstat vorkommt, in beiden als ein im Seegebiete begüterter Edler, in der Haustradition als ein heidnischer Fürst (dux) erscheint, welcher ursprünglich Heide, dem Heidenthume entsagt, und an der Stelle des heutigen Milstat die erste christliche Kirche erbaut. [1])

Der Name Dulmatisdorf setzt sich nämlich aus einem Grundworte: «Dorf» und dem Bestimmungsworte «Dulmati» zusammen. Jenes Wort bezeichnet in dem Zeitraume, in den uns die Urkunde von 1177 versetzt, die Stelle, wo mehrere Colonen (Eigenleute, Hörige, Zinspflichtige) angesiedelt waren und deutet ferner an, dass es sich um ein Land handle, welches durch dieselben entweder urbar gemacht wurde oder doch für einen andern bewirtschaftet wird. Das Wort Dulmati wieder besagt, dass die in jener Siedelung sesshaften Leute die Colonen eines gewissen Dulmati waren, welchem das Land gehörte. Es lässt sich vorerst nicht bestimmen, ob dieser Grundherr den Namen Dulmati führte oder ob ihm dies Wort nur beigelegt ist, weil er seines Zeichens ein Dulmati, d. i. ein Deuter, Ausleger, Dolmetsch gewesen. Ob nun das eine oder andere zutrifft, haben wir in dem Worte eine sprachliche Erscheinung vor uns, in der sich eine ältere Form eines heute noch gebräuchlichen Wortes, nämlich des slowenischen *tolmač* oder des deutschen Dolmetsch erhalten hat. Die urkundliche Form Dulmati konnte sich nach den Gesetzen sprachlicher Entwickelung in die Formen Dumati (Domati) und Dumet (Domet) verändern, wenn jenes *l* vocalisch ausgesprochen wird und das *i* der letzten Silbe seine gewöhnliche Rückwirkung auf den vorausgehenden Vocal ausübt. In lateinisches Gewand gekleidet aber musste dieses Domati oder Dometi entweder die Gestalt von *domatius*, *dometius* oder von *domatianus*, *dometianus* annehmen, je nachdem ihm das Suffix *us* oder *anus* angehängt wird, deren verschiedene Function den Übersetzern nicht immer gegenwärtig ist. Ein Fall solcher translativen Entwickelung ist aus der Nachbarschaft bei einem Worte gleichen Stammes zudem urkundlich verbürgt; der Name der karnischen Stadt Tolmezzo, in dem ja das Wort *tolmač* oder *tolmeč* steckt, lautete in dem mittelalterlichen Latein einer Urkunde vom 21. Oktober 1361 ganz ähnlich, nämlich *tumetium*. (Siehe J. v. Zahn, Friaulische Studien, Wien 1878 I., S. 67, Anm. 2.) — Der von dem Verfasser der Milstäter Haustradition gebrauchte Namen für den ersten Kirchengründer Domitian konnte kein lateinischer Originalname sein, da es einmal nicht wahrscheinlich ist, dass ein einheimischer slawischer oder deutscher Edeling einen romanischen Namen geführt haben sollte, und auch der diesen Namen führende Bischof

[1]) Die Überlieferung in Betreff der sagenhaften Gestalt Domitians zeigt zwei verschiedene Strömungen. Anders erscheint diese Persönlichkeit in der bäuerlichen Volksage, anders in der Darstellung der kirchlichen Legende und Haustradition des Stiftes. Leider ist erstere zu wenig noch beachtet und gesammelt; es existieren bis jetzt nur zwei Aufzeichnungen von der eigentlichen Volkssage; die eine gibt Prof. Dr. Fritz Pichler in seinem Werkchen: Das Seebad Milstatt in Kärnten. Wien 1879 Braumüller S. 39 und 40; die zweite von mir in der Carinthia I. 1898, S. 5 und 6. Dagegen tritt uns die Haustradition in breiter Ausführlichkeit in der Darstellung der vita beat. Domitiani etc. des ungenannten Mönches von Milstatt in den acta Sanctorum Tom. I. Februarii S. 695—703 entgegen, welche die Grundlage der meisten andern Darstellungen dieser Legende geworden ist.

Domitian von Lüttich in der Hagiologie zu spät auftritt, als dass sein Name so früh hätte verwendet werden können. Es muss daher angenommen werden, dass der ungenannte Milstäter Mönch, dem wir die *vita s. Domitiani* verdanken, einen ähnlichen einheimischen Namen vorgefunden und vor sich gehabt hat, den er in seiner Weise zu latinisieren versuchte. Und das kann nur jenes slawische Wort Dulmati sein, welches nach dem Vorausgegangenen ohne Künstelei und Zwang gegen die Sprachgesetze sich ganz regelrecht in *domitianus* verwandelt. Es wäre dies auch ganz und gar nicht auffallend; entstammt doch der gleichen Werkstätte, die seither vielfach übliche Schreibung des Namens Milstat, die dem Worte nur unter Anpassung an die gelehrte Deutelei bezüglich seiner Abstammung von den *mille statuae* gegeben werden konnte. — Dass der Name Domitian aber wirklich dem altslawischen Dulmati entspricht, diese Annahme wird noch durch einen bisher nirgends beachteten Umstand wesentlich gefördert. In den citierten Acta Sanct. Tom. Febr. S. 695 und 696 heißt es nämlich, Domitian habe auch Tuitianus geheißen. Entkleidet man diese zweifellos wieder latinisierte Namensform ihres romanischen Suffixes, so bleibt *tuiti* oder *tuit* zurück. Nach Schmellers bairischem Wörterbuche I., S. 109 hat aber der im Bairischen vielfach übliche Personennamen Theodo (Diet) eine ältere Diminutivform *Tuez*; es liegt nahe in jenem *Tuiti*, *Tuit* dieses *Tuez* zu erblicken. Die Abstammung des Wortes *Tuez* von *theoda* führt auf das dem gleichen Stamme angehörige mittelhochdeutsche Verbum *tiuten*, *diuten*, deuten, auslegen, auf das mittelhochdeutsche Substantiv *tuite*, *diute*, Deutung, Erklärung, Damit aber wäre für den zweiten Namen Domitians eine Erklärung gefunden, welche merkwürdiger Weise zu unsern sonstigen Ausführungen stimmt; das *Tuiti* würde demnach etwa den «Deuter» bezeichnen und somit in jenem deutschen Worte die wörtliche Übersetzung des slawischen *dulmati*, *tolmat*, *tolmač* vorliegen.[2])

Noch ein zweitesmal tritt uns das merkwürdige Wort *dulmat* (*tolmač*) auf kärntischem Boden entgegen und zwar in einer Anwendung, welche der früher entwickelten Ansicht über Alter und Bedeutung desselben eine neue Stütze leiht. — Im Thale des Weißensees südlich von Greifenburg befindet sich nämlich im Osten von Neusach eine sagenberufene Höhle; sie wird im Volke das Dulmetschen- oder Dulmezzenloch

[2]) Das dem deutschen Dolmetsch entsprechende slowenische Wort tolmač (kroatisch tumač, russisch tolmatsch, polnisch tłumacz, čechisch tlumač) wird von maßgebenden Autoritäten der slawischen Philologie als ein Lehnwort erklärt, welches im 13. Jahrhundert in die slawischen Sprachen eingedrungen ist: s. Franz Ritter von Miklosich in seinem Etymologischen Wörterbuche Wien 1880 S. 369, dann in seiner Abhandlung: Die Fremdwörter in den slawischen Sprachen, Denkschriften der k. Wiener Akademie der Wissenschaften. XV. Bd. S. 38. Das Wörterbuch der deutschen Sprache der Brüder Grimm (Leipzig) II. Bd. S. 1231 und das Etymologische Wörterbuch der deutschen Sprache von Kluge 4. Auflage S. 56, lassen das Wort Dolmetsch aus dem Slawischen in das Deutsche gelangen. Es herrscht über die Provenienz und die Zeit der Einbürgerung jedoch ebenso wenig Übereinstimmung, wie über die verschiedenen Bedeutungen, die dem Worte ehedem eigen waren, vgl. auch die Abhandlung: Dolmetscher und Dolmetscherstädte von Dr. Alexander Peez in der Beilage Nr. 184 und 185 zur Allgemeinen Münchner Zeitung Jahrgang 1887.

genannt. Franz Franziszi lässt sie in seinem Beitrage zu Moros Werke: Das Gailthal mit dem Gitsch- und Lesachthale, Hermagor 1894, S. 72, auch das Dolomezzenloch heißen. Der Sage zufolge haben in dieser Höhle vor Zeiten die «weißen» oder «saligen Frauen» gewohnt. Sie kannten die Zukunft und wußten, wann die richtige Zeit für die Arbeiten in Feld und Wiese wäre. Gutartige Wesen verkündeten sie in geheimnisvollen Stimmen den Leuten öfter, wann sie säen sollten; es kam auch vor, dass der eine oder andere Bauer, wenn er morgens aufs Feld gieng, dasselbe von ihnen bestellt fand, und dann darauf später eine vortreffliche Ernte hatte. Dem Stampferbauer war es geglückt, einmal eine solche Salige zu treffen. Sie gefiel ihm so wohl, dass er sie mit nach Hause nahm und zu seiner Bäuerin machte. Viele Jahre lebten sie glücklich miteinander, bis sie einmal verschwand, um sich nie wieder sehen zu lassen. — Eine ähnliche Sage erzählt Franz Franzisci in seinem obenerwähnten Beitrage. — Nachdem der Name Dulmetsch oder Dulmez im ganzen Gelände des Weißensees weder als Vulgar- noch als Personenname irgendwo vorkommt, ist es wohl ausgeschlossen zu vermuthen, dass die Höhle nach einem Besitzer benannt worden sei, der jenen Namen führte. Man muss daher eine andere Erklärung suchen und diese drängt sich fast von selbst in der Annahme auf, dass in jenem Dulmetsche oder Dulmezze, das den ersten Theil jenes Flurnamens bildet, ein heute verschollener Name der Gestalten vorliege, deren Wohnsitz das Volk in jene Höhle verlegt, und von denen verschiedene Überlieferungen umgehen. In diesen Sagengestalten wird der Sagenforscher nur die verblassten Umrisse jener altheidnischen Schicksalsgottheiten wieder erkennen, die dem deutschen wie dem slavischen Mythus gleichmäßig zueigen sind. In dem ehedem von Slawen besiedelten Gebiete des Weißensees, wo seit Jahrhunderten schon nicht mehr slawisch gesprochen wird, konnte der ältere slawische Name für jene mythischen Wesen leicht verloren gehen und der Bezeichnung weichen, unter welcher dieselben sonst im Oberlande auftreten.

Die Namen: Dulmetsche, Dulmezze sind aller Wahrscheinlichkeit nach nichts anderes als die slawischen Worte *dulmača* oder *dulmatica*, die ja zu dem bereits mehrfach behandelten Thema: *dulmat — tolmač* gehören. Die heute übliche Bedeutung dieses Wortes schließt nicht aus, dass dasselbe in älterer Zeit einen weiteren Sinn, etwa die Bedeutung: Verkünderin, Weissagerin (praesaga) gehabt haben könne. In diesem Sinne würde das Wort gerade eine wesentliche Seite jener einheimischen Sagengestalt in glücklicher Weise zum Ausdruck bringen. Werden ja in einigen slawischen Gegenden Kärntens heute noch jene Wesen, welche das Volk deutscher Landestheile «hadische», «salige» oder «weiße Frauen» zu nennen liebte, geradezu *sibile prerokile*, d. i. weissagende Frauen, Prophetinen genannt.[3])

[3]) siehe näheres darüber in meinem Beitrag Sage, Märchen, Lied und Spruch der Deutschen in Kärnten im Werke: Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Band Kärnten und Krain S. 145 und 146 und J. Scheiniggs Beitrag: Sagen und Lieder der Slowenen ibid. S. 152.

Mögen auch nicht alle Deductionen des Vorausgegangenen auf gleich fester Basis stehen, und die eine oder andere vielleicht der Anfechtung begegnen, so dürften wohl folgende Sätze sich als das Resultat unserer Untersuchung ergeben haben: 1) dass Dulmatisdorf der älteste Name für Matzelsdorf sei; 2) dass das Wort *Dulmati* bereits im zwölften Jahrhunderte im slawisch-deutschen Sprachschatze erscheint und da die Bedeutung: Deuter, Seher, Weissager, vielleicht auch Priester gehabt hat; 3) dass *Dulmati* die slawische Form des Namens Domitian darstelle. — Diese Ergebnisse zeigen, welch' eine beachtenswerte Quelle für die Geschichte älterer Zeiten in den Flur- und Ortsnamen gegeben sei, soferne deren Untersuchung auf Grund ihrer älteren Formen, auf der Basis genauer Ortskenntnis und in Verbindung mit der Sagenkunde betrieben wird. «Ein Bild aus uralten Zeiten», bemerkt der Historiker Oswald Redlich in seiner im Jahrgange 1897 der Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereines, Graz 1897, veröffentlichten Abhandlung: Die Ortsnamen der östlichen Alpenländer, S. 73, ebenso richtig, als schön, «steigt aus den Ortsnamen empor, die dem oberflächlichen Blicke trocken und nichtssagend erscheinen. Wohin keine Aufzeichnungen, keine Urkunde, keine Inschrift zurückreicht, da vermögen uns noch Namen Kunde zu geben, wenn wir nur die rechten Meister sind, um aus dem todten Worte das lebendige Bild zu erwecken. Und selbst für Zeiten, in denen sich mehr und mehr auch andere Quellen erschließen, bleiben die Ortsnamen eine unschätzbare Beihilfe zur Erkenntnis aller der zuständlichen Verhältnisse, welche mit Grund und Boden und mit der Beziehung des Menschen dazu zusammenhängen».

Deutsche Haussprüche aus Tirol.

Mitgetheilt von Dr. Heinrich Röttinger.

Auf Seite 154 des laufenden Jahrgangs der Zeitschrift für österr. Volkskunde gibt Dr. Hans Schukowitz in einer «Plunderwagen-Poesie» überschriebenen Mittheilung den Text eines Hausspruches aus dem Egerlande. Die im folgenden zum Abdruck gebrachte ältere, aus Tirol stammende Fassung desselben Spuches zeigt erstens, dass wir in der kleinen didaktischen Dichtung nicht etwa ein specifisch egerländisches Erzeugnis zu erkennen haben, — dann aber, wie schlecht der Spruch in der Egerländer Version uns überliefert ist.

Das Tiroler Original befindet sich im Hause des Herrn Hofrathes R. Klaunzner in Sterzing. Der Spruch ist mit Ölfarbe auf eine Holztafel gemalt, welche die Form eines geöffneten Buches hat. Die beiden aufgeschlagenen Seiten tragen je eine Columme des Textes. Nach den Charakteren der Schrift wurde die Tafel in der 2. Hälfte 17. Jahrhunderts verfertigt. Der Abdruck ist wie bei den weiter unten mitgetheilten Sprüchen ein buchstabengetreuer. Nur wurden die großen Anfangsbuchstaben, für deren Verwendung den beiden Malern lediglich der

ihnen in jeder Zeile zur Verfügung stehende Raum maßgebend war, einheitlich durch kleine ersetzt. In seiner alten Gestalt lautet der Spruch:

Rueff an dein gott
halt sein gebott
leidt gedult in noth
gibe armen brodt
schweig: trag: und leid
die unzucht meidt
frag nicht nach neydt
hab acht der zeith
auf freundt nit bau
nicht allen trau
auf dich selbst schau
sey nicht zu gnau.

Pfleg deiner gsundt
regier dein mundt
treib nicht böß fündt[1])
hiet dich fir sündt
die alten ehr
die jungen lehr
dein hauß ernöhr
des zorn dich wöhr
halt dich fein rein
mach dich nicht gmein
sey gern daheim
treulich ichß mein.

Das Wort *fündt* verstand der Egerländer Redactor nicht; er ersetzt es sinnwidrig durch *Freund*. Die Mahnung, sich des *zorn* zu wehren, gieng ihm ebenso wenig ein, wie die, nicht auf *freundt* zu bauen, oder jene, nicht nach *neydt* zu fragen. Die Zeile *Traulich is Dir's Heim!* schließt das Ganze würdig.

Etwa um dieselbe Zeit wie die Sterzinger Lebensregeln wurden die folgenden Sprüche schriflich fixiert. Jeder einzelne ist mit Ölfarbe auf eine ovale convexe Holztafel gemalt. Die Tafeln befanden sich ehemals in dem zwischen Lienz und dem Schlosse Bruck gelegenen, jetzt gräflich Terlago'schen Edelsitze. Gegenwärtig hängen sie in der Flur des Glöckelthurmes oder Tauernwirtshauses in Lienz.

Wilst du leben sinden frey,
glaub yeder tag der letzte sey.

Wer aufrecht rödlich handlen tueth,
lebt ohne forcht in gueten mueth.

Den nent mann einen weißen mann,
der in sein standt sich schikhen khan.

Auf den haltet man gar nit vill,
der yberall voran sein will.

Wer einer gemeinde vorstehen will,
mues nit mahlen auf aigner mihl.

Neid aigner nuz und junger rath
vil stött und landt zersteret hat.

Wer jede narrethey andten will,
der hat in khopf ein rädl zu vill.

großer herrn anßechliches leben,
ist ain vergultes ellend darneben.

Tugent hat vorhin edl gmacht,
nun thuet es das gelt und der pracht.[2])

Will lieber sechen ain khue bukhen,
als gar zu offt das heibl zukhen.

II. Kleine Mittheilungen.

Die St. Wolfgangsage in Gnadlersdorf bei Znaim.

Von Anton Vrbka, Znaim.

Eine ganz merkwürdige Kirche in reingothischem Stile steht in Gnadlersdorf. Das Stift Bruck hat sie im Jahre 1483 erbaut. Das Erträgnis der Wallfahrten zum St. Wolfgangbrunnen reichte hin, diese herrliche Kirche aufzubauen. Im Osten schließt sich an diese Kirche eine Capelle mit der Statue des hl. Wolfgang und dem Wolfgangbrunnen. Und wieder weiter gegen Osten steht eine ganz kleine, nur 5 *m* lange Capelle. Diese Capelle ist das älteste Bau-

[1]) fund m. = Schlich, Kniff. [2]) pracht m., in der älteren Sprache = Schall, Lärm. — Der Spruch findet sich auch im Schlosse Trautmannsdorf bei Meran. Vgl. David v. Schönherr, Schloss Trautmannsdorf bei Meran. In: Herbstblumen. Innsbruck, Wagner, 1870. S. 110 ff.

werk in der ganzen Umgebung und gilt als das Gotteshaus jener 7 Freisassen, die Gnadlersdorf (bis 1806 die «7 Höfe oder Vesten» genannt) gründeten. In jener Wolfgang-Capelle hängen oberhalb des mit einer Steineinfassung versehenen Brunnens an starken Ketten zwei mächtige Hufeisen. Die Sage, wieso diese Hufeisen hiehergekommen sind, ist recht hübsch und verdient notiert zu werden. Sie erklärt es auch, warum zum St. Wolfgangbrunnen die Wallfahrer sich drängten, um dort die Heilung ihrer Gebrechen zu finden.

Vor vielen, vielen Jahren kam ein Rittersmann in diese Gegend und hielt an diesem Brunnen kurze Rast. Er war verzweifelt ob seiner Lage. Es drohte ihm die gänzliche Erblindung. Er wusch in dem kühlen, krystallhellen Wasser sein Antlitz, und siehe da, plötzlich kehrte die Sehkraft seiner Augen wieder.

Voll Dank zog er weiter und trug den Ruhm des St. Wolfgangbrunnens in die weite Welt. Sein treues Ross begleitete ihn auf allen seinen Fahrnissen. Aber das Alter und die Strapazen brachten es um das Augenlicht. Der Ritter zog sofort zurück, die frevelhafte (?) Absicht mit sich tragend, die Augen des Rosses im Wolfgangbrunnen zu baden. Sein Vorhaben führte er auch aus. Aber die Strafe blieb nicht aus. Das Pferd wurde zwar sehend, dafür erblindete aber der Ritter. Dem Rosse fielen an dem geheiligten Orte die Eisen von den Hufen und werden heute noch in der Capelle verehrt.

Merkwürdig ist Gnadlersdorf noch deswegen, weil hier Ritter Redger zum erstenmale nach deutschem Rechtsgebrauche dem Stifte Bruck den Zehent von den umliegenden Weingärten überließ (1202 und 1213). Die Gegend war damals noch ganz čechisch.

Die Sage von der Geistermesse.

Mitgetheilt von Heinrich Ankert, Leitmeritz.

Kürzlich wurde in diesen Blättern[1]) eine mährische Sage von der Geistermesse erzählt. Dieselbe interessierte mich deshalb besonders, weil mir ähnliche Sagen auch von andern Localitäten bekannt waren. In Deutschböhmen erzählt man sich dieselbe an mehreren Orten; so in der Kamnitzer Gegend von der dortigen Marien-Capelle. Besonders schön wird diese Sage von dem 1891 verstorbenen Dichter Dr. Leo Nagel behandelt.

Es ist zu Kamnitz alter Brauch, dass am Allerseelentage in der Marien-Capelle in aller Früh ein feierliches Todtenamt gehalten wird. Ein altes Mütterchen hatte sich vorgenommen, dieses Amt zu besuchen. Sie erwachte vor Mitternacht, hielt den Vollmondschein für Tageslicht und eilte zur Capelle, wo ihr bereits Gesang und Orgel entgegentönten. Beim Thor winkte ihr ein altes Mütterchen ab, die Kirche nicht zu betreten. Sie trat aber doch in die festlich beleuchtete Kirche ein; da sah sie am Altar den längst verstorbenen Dechant, der sie einst getraut, die Messe celebrieren, sie sah vor dem Altare Ritter in glänzender Rüstung, umgeben von Knappen, sie sah die Kirche gedrängt voll Leuten, die die Tracht einer längst vergangenen Zeit trugen, sie erkannte, dass das die Abgeschiedenen sind, denen es erlaubt ist, einmal im Jahre in der Mitternacht des Allerseelentages die Kirche zu betreten und einer Messe beizuwohnen. — Da schlug es ein Uhr. Im Nu erloschen die Lichter, die unheimlichen Gestalten verschwinden; sie war allein in der Kirche. — Als man früh die Kirche öffnete, fand man die Alte; sie verkündete noch ihr Erlebnis, als aber die ersten Strahlen der Sonne das Dunkel durchbrachen, lag sie an der Kirchenpforte bereits todt und starr. Denn wer die Geistermesse erblickte, der sieht nicht mehr die Sonne.

Eine ähnliche Sage ist auch in der Teplitzer Gegend verbreitet. Man erzählt sie sich von der Prokopskirche bei Graupen.[2]) Im Egerlande cursieren mehrere ganz ähnliche Sagen.

Auch in Deutschland ist diese Sage weit verbreitet. Wenn auch unsere Zeitschrift nur für österreichische Volkskunde bestimmt ist, so dürfte es doch erlaubt sein, einiges wenige über die Verbreitung dieser Sage in Deutschland mitzutheilen:

Grimm theilt in seinen Kindermärchen (Reclam II, Bd. p. 389) unter dem Titel «Das alte Mütterchen» diese Sage aus Hessen mit. In der Zeitschrift «Am Urdsbrunnen» fand ich diese Sage zweimal, und zwar das einemal von Oberdorf-Mohringen a. d. Weser (Bd. II, p. 72), das anderemal von Rowe im östlichen Hinterpommern (Bd. VI, p. 90). Müllenhoff bringt sie in seiner Sammlung pag. 169—70 vom Pretzer Kloster (Schleswig) und von Kiel. Auch vom

[1]) IV. Jahrgang, pag. 3. [2]) Vgl. Laube, Volksthümliche Überlieferungen aus Teplitz und Umgebung. Prag, 1896, pag. 91.

Schleswiger Dom erzählt man sie sich. Herr Carstens übersandte sie mir auch aus Norderdithmarschen.

Die Sagen sind meist sehr ähnlich, nur der Ausgang variiert; entweder stirbt die Frau unmittelbar nach der Geistermesse, oder sie stirbt erst eine Zeit darauf. Nach mehreren Sagen aber rettet sich die Frau dadurch, dass sie ihr Übertuch wegwirft und nach Hause eilt. Die Abgestorbenen begnügen sich dann mit dem Tuche und zerreißen es in lauter kleine Fetzen.

Die „Sreća" im priesterlichen Gewande bei den Slowenen.

Von Prof. S. Rutar, Laibach.

Wie die «Sreća» bei den Südslawen bald als segenspendender, bald als schadenfroher Geist auftritt, so kann auch die hl. Messe zum Segen und zum Fluche gereichen. Bei Sachsenfeld (Cilli) und um Teplitz (Rudolfswert) herum ist unter dem Landvolke der Glaube verbreitet, dass ein Priester imstande ist, es jemandem anzuthun mit seiner Messe (»umaševati, zamaševati»), so dass ihn allerlei Unglück, Krankheit und sogar der Tod trifft. Man hütet sich daher wohl, mit dem Pfarrer in Feindschaft zu leben, und ist jemand überzeugt, dass ihn ein Priester hasst, so geht er nicht zu seiner Messe, um allen üblen Folgen des Verzauberns auszuweichen. Andere meinen, es genüge, wenn sie sich im Augenblicke, wo sich der Priester zu den Gläubigen wendet, unter die Bank verstecken, oder wenn sie mit der eigenen Hand vor ihrem Leibe recht viele lateinische Kreuze machen. Auch die Priester untereinander können ihren Gegner durch eine Messe in die andere Welt befördern, sobald letzterer bei der hl. Handlung zugegen ist. Dieser Glaube hat beim Landvolke so feste Wurzeln gefasst, dass ihn niemand erschüttern kann und gilt als eine ausgemachte Thatsache, an der niemand zu zweifeln braucht.

Das Ende der Welt.

Unter der Erde befindet sich ein ungeheurer Raum, dessen Wölbung durch eine riesenhafte eiserne Säule gestützt wird. Um dieselbe lauft der Knecht «Malchus» und versetzt ihr mit seinem eisernen Handschuh jedes Jahr einen Schlag. Wenn die Säule auf diese Art abgenützt und durchschlagen wird, so tritt der jüngste Tag ein. — Der Name «Malthus» kommt auf einer Aquilejer Inschrift vor: Mommsen, C. I. L. V. 1. Nr. 1619. S. R.

Über Brandbriefe aus dem Marchfelde.

Von Dr. Hans Schukowitz, Graz.

Es gibt für den Landmann, glaube ich, keine größere Freude, als wenn er Schütt und Scheuer voll sieht. Gewissenlose Menschen aber, denen die Begriffe Aussaat und Ernte vonhausaus unverstanden blieben, bringen es da leicht über das Herz, Zufriedene jählings in Elend und Unglück zu stürzen. In diese Kategorie zählt auch der Brandstifter, jenes gefürchtete Individuum, das seit altersher in der Kornkammer Niederösterreichs, im Marchfelde, während der Erntezeit sein Unwesen treibt. Alle möglichen Leidenschaften zeitigen in ihm den ruchlosen Plan, demgemäß er von Ort zu Ort die friedlichen und genügsamen Bewohner durch Drohbriefe schreckt. Flackern dann irgendwo Feuergarben zum nächtlichen Himmel empor, heißt's gleich unter den Leuten: «'s ist ja dieser Tage ein Landstreicher durch's Dorf geschlichen! Sie haben auch einen Brandbrief gefunden! Passt auf, jetzt trifft's Haus für Haus!» Nun richtet der Bauer Brandhaken und Wassereimer unter der Dachtraufe zurecht, die rothe Aushängtafel, auf der für den Notfall die «Feuervorspann» gesichert ist, wandert von Thür zu Thür, der Bürgermeister ordnet an, die «große Spritze» habe von nun an bis auf Widerruf «unter offenem Thor parat» zu stehen und der Nachtwächter muß noch einmal so fein die Ohren spitzen, während blinkende Bajonette jetzt öfter wie sonst im Dorfe gesehen werden. Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln will es aber nicht immer gleich gelingen, ferneres Unglück hintanzuhalten und dem Thäter auf die Spur zu kommen. Oft fallen dem verheerenden Elemente zwei oder mehrere Objecte nacheinander zum Opfer, und kaum ist die letzte «Strohtriste» in dem einen Dorf in Flammen aufgegangen, meldet schon wieder dem Nachbarorte ein Brandbrief ähnliche Geschicke. In den siebziger Jahren war es, da hatte in meiner Heimat [Bezirk Matzen] Gensdarmerie und Gericht vollauf nach dieser Richtung hin zu thun. Ich besitze noch aus jener Zeit zwei solche Brandbriefe, wovon der eine im Hausflur der Ungereigener Wanderherberge zum Ährenbund, der andere an der Kirchen-

pforte in Unterweiden gefunden worden ist. Einen dritten, den ich auszugsweise hier mittheile, verwahrte ehemals ein Untersuchungsrichter als corpus delicti.

1. In dera Wocha brint den Prottengayer sein gans Gerschtl und Glampflweri nieder. Hiats eng das ans leschen hilfft, denn sunst zint i eng dammisch undar. Der zerscht bein Fair is, der is waß a glegt hat. Dös is mein Rad. Schmeggs.

[In dieser Woche brennt dem Prottengayer[1]) sein ganzes Hab und Gut nieder. Hütet Euch, dass einer löschen hilft, sonst zünde ich auch Euch ordentlich unter! Wer zuerst am Brandplatz erscheint, der hat das Feuer gelegt. Dies ist mein guter Rath. Schmeck's!]

2. Denan Angaran zur Achtung! Geitzkragen, Jagts betteler und Arme laitt von Enkarn Thürren wek. Habts sölber alles derstollen und daraupt, Lumpen ös. Drum büaßt is jetzunder a. So wirt angfangt, dass Ös alli wiest unt Enka darnocharüchten Kints. Der Surri und der Burri.

[Den Angerern[2]) zur Achtung! Geizkragen, jagt Bettler und arme Leute von Eueren Thüren weg, habt selbst alles gestohlen und geraubt, Ihr Lumpen! Darum mögt Ihr es auch jetzt büßen. So wird begonnen, damit Ihr es alle wisst und Euch darnach richten könnt. Der Surri und der Pourri.[3])

Die dem zweiten Brandbriefe beigefügte Zeichnung ist entschieden noch ein Rest der alten Mordbrennerzinken: Dem Hause Nr. 46 der Ortes wird der rothe Hahn auf das Dach gesetzt, d. h. es wird zuerst angezündet.[4])

3. Nach einer längeren Einleitung, in der sich der Schreiber des Briefes in maßlosen Schmähungen gegen die Ortsbewohner von Z. ergeht, bricht er in die folgende grässliche Drohung aus,[5]) welche leider am 12. August 1875 auch in Erfüllung gieng und Ursache eines grenzenlosen Elends war:

Ise wor, so wor eh pani Jesus an kraicz hänget und der gohnt sein sleptli hat, ise wor werde bis suntog miternoż brott in de kosten brunne. Pess unde hussi sulle schrain wie zoci. Tschert sulle mir hölfe, dase wor wirt wos hob i vasproche . . . .

[Es ist wahr, so wahr der Herr Jesus am Kreuzesstamme hängt und der Hahn seine Hennen liebt, wahr ist es, dass bis Sonntag Mitternacht Euer Brot im Kasten brennen wird. Hunde und Gänse werden wimmern wie Wickelkinder. Der Satan möge mir Gehilfe sein, damit sich erfüllt, was ich gelobt habe . . . .]

Mit Hilfe dieses Brandbriefes wurde der Thäter — ein slowakischer Pferdeknecht — wenige Wochen nach der Feuersbrunst, welcher 12 Häuser, 9 Scheunen und eine Menge Vieh zum Opfer gefallen waren, eruiert und dem Gerichte überantwortet.

Formell erscheinen diese Brandbriefe gewöhnlich als Einblattschreiben und nach Art der Kinderklatschdüten rechteckig gefaltet. Auf der Adresseite ist nicht selten eine Vogelgestalt oder ein Kreuz gezeichnet. Sie werden meist an belebten Orten (vor Wirtshäusern, Hausthüren, bei Dorfbrunnen, Gotteshäusern u. s. f.) in auffallender Art — von einem Steinkreis umgeben — abgesetzt.

Volksthümliche Thierheilkunde im Hocherzgebirge.

Von Wenzel Peiter, Wellemin.

Der größere Theil des Grundes und Bodens im böhmischen Hocherzgebirge ist mit ausgedehnten Fichtenwaldungen bedeckt. Zwischen denselben breiten sich oasenartig die kleinen Fluren der Ortschaften aus. Ihre Größe richtet sich meistens nach der Anzahl der Häuser des Ortes. Je weniger ein solcher zählt, desto näher rücken die dunklen Forste an ihn heran.

Die geographische Lage des Erzgebirges, seine bedeutende Seehöhe und das bekannte rauhe und feuchtkalte Klima desselben lassen die Vermuthung aufkommen, dass der Ackerbau auf demselben nicht bedeutend sein kann, ja dass er in den höheren Lagen gänzlich durch den Futterbau verdrängt sein muss. Und dem ist auch so! Im Hocherzgebirge verschwinden fast die kleinen Felder und Äckerchen in dem Grün der Wiesen, das sich aber selbst mit jenem

[1]) Prottengayer = ein Familienname. [2]) Angern ein Ort an der March. [3]) Surri und Burri sind Spitznamen, wie solche unter den Vaganten in großer Zahl gebräuchlich sind. [4]) Vgl. hierüber Groß H., Handbuch für Untersuchungsrichter. Graz, 1894. S. 255—263. [5]) Es ist ein Kunterbunt von slowakischen und deutschen, speciell n.-ö. Dialektwörtern.

das Flachlandes messen kann. Der bäuerliche Hocherzgebirgler ist vorwiegend auf Viehzucht angewiesen, und thatsächlich erfreut sich dieselbe dortselbst besonderer Sorgfalt.

Die Waldbesitzer haben das Hüten in den Waldblößen und Waldjugenden schon seit langem eingestellt. In vielen Dörfern muss im Sommer und Winter die Stallfütterung Platz greifen. Nur in Orten, wo die Gemeinde noch Flächen besitzt, die sich zu Hutweiden eignen, wird noch im Sommer das Vieh sämmtlicher Wirtschaftsbesitzer gemeinsam von einem oder zwei Hirten zur Weide gebracht.

Der böhmische Erzgebirgler, der einen gewissen Stolz in seinen Viehstand setzt, liebt es, seinem Vieh auf der Weide Glocken, im Volksmunde «Jukisse» genannt, umzuhängen, so dass der Tourist lebhaft an das Weidevieh auf den Almen der Alpen erinnert wird, wenn er von ungefähr inmitten einer Waldflur auf eine weidende Herde stößt.

Thierärzte sind erst in neuerer Zeit im Erzgebirge in den Bezirksstädten ansäßig. Doch nur höchst selten lässt man in den abgelegenen Ortschaften bei vorkommenden Erkrankungen von Stallthieren einen derselben holen. Gewöhnlich behilft man sich heutzutage noch ebenso wie vor Jahrzehnten mit Hausmitteln, die «erprobt» sich vom Großvater auf die Enkel vererbt haben, oder man lässt höchstens einen alten Wirtschaftsbesitzer des Ortes oder der Umgebung kommen, der bei seinem größeren Viehstande im Laufe von Jahrzehnten sich große Erfahrungen gesammelt hat und als Viehdoctor einen gewissen Ruf genießt.

In dieser Thierheilkunde, wir müssen selbe als «praktische» Thierheilkunde bezeichnen, steckt oft ein guter Kern, trotzdem sie vom Zauberglauben nicht frei ist, wie nachfolgende im Hocherzgebirge gebräuchliche Hausmittel bei Thiererkrankungen genügend illustrieren.

Wenn eine junge Kuh (Kalbin) das erstemal abgekalbt hat, gibt man ihr ein Stück der Nachgeburt unter das Futter. Dadurch soll man die Kuh nicht allein gesund erhalten, sondern auch vorgebeugt haben, dass ihr nicht «der Nutzen» (die Milchergiebigkeit) genommen wird.

«Verzeiht» eine neumelke Kuh die Milch vor dem Melken, d. h. zieht sie dieselbe aus dem Euter in die Lymphgefäße zurück, so braucht man ihr nur die ausgemolkene Milch frühmorgens vor dem Füttern zum Saufen zu geben, und sie wird diese Untugend lassen.

Um den «Nutzen» zu erhalten, gibt man den Kühen Kampfer mit schwarzem Kümmel in Eiweiß. Ist derselbe durch «Verschreien» oder durch den «bösen Blick» bereits genommen, so melkt man die Kuh einmal vollständig aus, hossiert in dieselbe und rührt den Brei ordentlich um. Beim nächsten Melken schon soll die Kuh wieder ihre frühere Milchmenge liefern.

Gibt eine Kuh blutige Milch, so setzt man ihr dieselbe als Tränke vor. Sauft sie dieselbe, so ist gewonnen, denn eine mehrmalige Wiederholung dieser einfachen Kur soll auf jeden Fall ein gutes Resultat liefern.

Wird ein Stück Vieh von einem giftigen Thiere gebissen oder gestochen, oder scheint es «etwas giftiges» gefressen zu haben, so gibt es dagegen kein besseres Hausmittel als eine an der Sonnne getrocknete Kröte, die im dreißigsten Monatstage zwischen zwei Frauentagen gefangen und durch Spießung getödtet worden ist. Wird dieselbe auf die Bisswunde oder auf den angeschwollenen Körpertheil gelegt, so soll sie das Gift an sich ziehen und dadurch oft so anschwellen, dass sie platzet.

Verendet ein Stück Vieh im Stalle, so nimmt man einen beliebigen Theil von demselben, gibt Teufelsabbiss und Salz dazu und mengt das Präparat unter das Futter das anderen Viehes. Dadurch soll ein weiteres «Stürzen» (Verenden) unter dem Stallvieh aufgehalten werden.

Hat ein Rind den kalten Brand, so mischt man gewöhnliches Schießpulver mit dessen Mist und verabreicht ihm die Mischung unter dem Futter. Das Schießpulver nimmt die Hitze und befördert die Verdauung, wie es auch ein Universal-Hausmittel gegen Verstopfungen und Blähungen bei Hausthieren überhaupt ist.

Um Viehläuse, die besonders durch die Ziegen in die Ställe eingeschleppt werden, zu vertreiben, behandelt man die damit behafteten Thiere ordentlich mit Striegel und Bürste, wäscht sie dann gründlich und reibt sie mit warmem Leinöl ein. Das Mittel soll, wenn auch nicht bei einmaligem Versuche, so doch, wie selbsterklärlich, bei Wiederholung sicher helfen.

Um die Läuse und auch die Raude von dem Vieh zu vertreiben, hat man noch ein anderes Hausmittel. Man sammelt nämlich nach einem Regen das auf Eichenstöcken einige Tage gestandene Wasser, vermischt es mit Häringbrühe (dem Bodensatze der Häringstonnen)

und reibt damit das Vieh ordentlich ein. Die Thiere sollen durch diese Einreibung noch schneller als durch die vorangehende Behandlung von den Läusen und auch von der Raude befreit sein.

Um für ein Stück Vieh, wenn es auf den Viehmarkt getrieben wird, gleich Käufer zu finden, braucht man nur jene schwarze Kugel, die sich inmitten von Ameisenbauen finden soll, in der Tasche zu haben. Der Talisman darf aber nicht gekauft oder ausgeborgt, sondern muss von dem Viehverkäufer selbst gefunden worden sein.

Dass keine Hexen in den Stall kommen, schlägt man Zapfen von Elzbeerbaumholz in die Stallthüren und Schwellen. Ist die Hexe schon im Stalle drin, so kann dieselbe dadurch nicht mehr heraus und man hat leichtes Spiel, sie unschädlich zu machen.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

19. Grabschriften. Sprüche auf Martersäulen und Bildstöcken etc., dann Hausinschriften, Wirtsschilder, Trinkstubenreime, Geräthe-Inschriften u. a., gesammelt und geordnet von Anton Dreselly. Salzburg. Druck und Verlag von Anton Pustet.

Die Summe einer 25jährigen, selbständigen und unverdrossenen Sammelthätigkeit liegt hier vor. Es lässt sich freilich nicht vermeiden, dass bei der größeren Zahl von Sammlungen solcher Art mancher Spruch bereits bekannt und notiert ist; es bleibt aber doch immer noch so viel des Neuen und Anziehenden übrig, dass man billig über die Unerschöpflichkeit des dichterischen Volksgutes staunen muß. Es soll nicht versäumt werden, an dieser Stelle hinzuzufügen, dass man in solchen Sammlungen leider noch immer der bildlichen Darstellungen fast völlig vergisst, welche die Sprüche schmücken und illustrieren. Auch sie verdienten festgehalten, verglichen und erforscht zu werden, nicht nur der literarische Ausdruck, den der Gedanke des Volkes gewonnen hat Freilich ist diese Fixierung weit schwieriger als die Bewahrung der Texte. — Nicht ganz unterdrücken können wir einen leisen Tadel darüber, dass das vorliegende, sonst so verdienstliche Büchlein einer weitverbreiteten, sehr oberflächlichen Sucht, besonders das unfreiwillig Komische in den Volksversen zu schätzen, durch den Druck, mit welchem es solcherlei Naivetäten hervorhebt, Vorschub leistet. Dr. M. Haberlandt.

20. Valašské pohádky. České mládeži vypravuje Matouš Václavek. V Bobnicích u Nymburka 1898. 12° — S. 74.

Der bekannte wallachische Ethnograph und fleißige Erzähler der Märchen und Sagen seines engeren Heimatlandes bringt uns wiederum eine kleine Sammlung derselben. Sie sind in erster Reihe für die Jugend bestimmt, und auch in einer für die Jugend bestimmten Bibliothek «Budečské květy» benannt erschienen, erwecken aber auch das Interesse des Folkloristen. Diese Sammlung enthält eine Reihe nicht wertloser Varianten weitverbreiteter internationaler Märchenstoffe. Hier soll auf sie die Aufmerksamkeit der Fachgenossen gewendet werden. Wir werden leider noch sehr lange auf eine wissenschaftliche Sammlung der čechoslawischen Märchen und Sagen warten müssen, und der Folklorist ist auf dergleichen für die Jugend bestimmte Ausgaben angewiesen. Es sei noch bemerkt, dass mehrere Nummern im Dialekte erzählt sind, und daher ein erhöhteres Interesse verdienen.

Nr. 1, S. 7 f. «Vom geizigen Fleischhauer». Eine arme Wittwe bittet einen geizigen Fleischhauer um ein kleines Stück Fleisch, kann nichts dafür geben als ein «Vergelt's Gott», das fällt schwer auf die Wagschale. Vergl. Menšík Morav. poh. a pov. 47 f. Kolberg Lud. XIV, 178. — Sie findet einen großen Schatz. Der Fleischer als Teufel verkleidet will ihn holen. Vergl. Kulda II, 186 f. Ciszewski Krakowiacy I, 289 f. Zbiór wiadom. antropolog. IX, Abth. 3, S. 151 f. Čubinskij Trudy II, 106. Dobrovoljskij Smol. Sbornik I, 703 f. Kuliš Zapiski o Južnoj Rusi II, 92 f. Romanov Bělorus. Sbornik III, 334 f., 424 f. Afanasjev Rus. nar. skazki[3] II, 142 f. Sbornik za narod. umotvorenija VII, Abth. 3, S. 178.

Nr. 2, S. 9 f. «Vom glücklichen Hans». Hans späht aus, wohin die Prinzessin jede Nacht verschwindet (12 Paar Schuhe zerreisst), und zwar mit Hilfe seines Tarnkäppchens und Wünschelruthe u. a. Dinge, die er von einem Greis erhielt, dem er Schafe hütete. Vergl.

Fr. Stránecká Pohádky z Moravy 3 f. Kulda II, 154 f. Kolberg Lud. VIII, 141 f. Sadovnikov Skazki Samar. 53 f. Afanasjev Rus. nar. skazki[2] II, 223 f. Ivanickij Materialy Vologod. 176 f. Treuland Latyšskija skazki Ni 113. Kres V, 145 f. Sbornik za nar. umotvorenija I, Abth. 3, S. 137 f.; II, Abth. 3, S. 187 f.; VI, Abth. 3, S. 173 f.; VII, Abth. 3, S. 159 f.; XI, Abth. 3, S. 132 f.

Nr. 3, S. 13 f. «Vom starken Mathes». Reminiscenzen aus dem Märchen vom starken Hans im Dienste. Zum Schlusse aus der Macht des Riesen eine Prinzessin befreit. Den Helden zieht sein Kamerad selbst sammt der Prinzessin hinauf.

Nr. 4, S. 21 f. «Vom dummen Hans». Macht alles verkehrt. Vergl. Freys Gartengesellschaft Hsg. von J. Bolte, S. 8 f., 212 f. Zbiór wiadom. antrop. IX, Abth. 3, S. 155 f. Mater. antropol.-archeol. i etnograf II, Abth. 2, S. 108 f. Kres V, 1885, S. 403 f. Sbornik mater. Kavkaz XV, S. 98 f.

Nr. 6, S. 26 f. «Von dem ältesten Vogel». Ein tauber und blinder Graf träumt, er würde gesund werden, wenn bei ihm der älteste Vogel der Welt singen würde. Seine drei Söhne gehen ihn suchen. Vergl. Beneš Třebízský Národ. poh. 59. Hraše Povídky III, 313. Toeppen Aberglauben aus Masurien 154 f. Sbornik mater. Kavkaz. XIX, Abth. 2, S. 242 f. Sbornik za nar. umotvor. III. Abth. 3, S. 217 f. Pineau Cont. pop. du Poitou 21 f. Sebillot Litt. orale de la H. Bretagne, 56 Cont. pop. de la H Bret. No 1. Meyrac Traditions der Ardennes 517. Marc Mennier Contes pop. in Italie 105 f. Carnoy Cont. franç. 91 f. Chalatianz Armen M., Nr. 2. u. a.

Nr. 7, S. 40 f. «Ein sonderbares Gericht». Ein Bauer ist verklagt, dass er vor 10 Jahren 6 gekochte Eier gegessen hat und nicht bezahlt hat. Seit der Zeit wären aus 6 Eiern eine Menge Hennen, Hühner, Eier geworden, und so wollte der Wirt eine große Summe Geldes. Vergl. Slovenské Pohlady 1896, S. 261 f. Etnograf. Zbirnyk III, S. 180 f. Dowojna Sylwestrowicz Pod. žmujizkie I, 470 f.

Nr. 8 S. 42 f. «Wie der Schneider König wurde». Vom tapferen Schneiderlein. Vergl. Beneš Třebizský Nár. poh. 34 f. Radostov I, 281 Dobšinský Slov. pov. III, 9 f. Mater. antropol-archeol. i etnograf. II, Abth. 2 S. 39 f. Bronisch Kaschub. Dialectstudien II, 54 f. Živaja Starina V. 454 f. Grinčenko Etnograf. Mater. I N. 167 Čubinskij Trudy 120 f, 123 f. 635 f, Afanasjev Rus. nar. skazki[1] II, 135 f, V, 48 f. Sbornik. mater. Kavkaz. XXI Abth. 2 S. 190 f. XXII, Abth. 3 S. 4 f. Šapkarev Blgar. nar. prikazki Nr. 28. Sbornik nar. umotvor. IX, Nr. 220, 221, 223.

Nr. 9 S. 49 f. «Die Zauberpfeife und die Zaubertasche» bekam der Held von einem Greise für das erbettelte Brod. Mit ihrer Hilfe Teufel überwunden, die den König sein Schloss nicht zu Ende bauen lassen wollten, in die Tasche der Tod gefangen. Vergl. Waldau Böhm. M. B. 526 Kulda III, 103 f. Lumír 1862, II S. 800 f. Pröhle K. V. M. 63 f. Zbiór wiadom. antropol. IX, Abth. 3 S. 115 f. Dowojna Sylwestrowicz II, 198 f.

Nr. 10 S. 53 f. «Vom Kaiser, der in der Welt herumgieng». Vom Kaiser Josef im Gasthaus und dem Soldaten, der seinen Säbel versetzte.

Nr. 11 S. 55. «Der Schatz bei der Burg». Beim Schatzgraben darf man nicht sprechen.

Nr. 12 S. 56 f. «Der Schatz im Felsen Valová»: Dorthin ist ein königlicher Prinz vom Teufel verwünscht, weil er einmal das im Kartenspiel verlorene Geld nicht zahlen konnte. Ein Bettler befreit ihn dadurch, dass er dem Teufel, der jede Nacht mit dem Prinzen spielen kommt, den Kopf abschlägt.

Nr. 14 S. 68 f. «Vom Wassermann».

Nr. 15 S. 62 f. «Der Wolf, Löwe und Bär» vom Menschen überlistet. Dem Bär die Tatze eingekeilt und dann der Bär erschlagen. Löwe und Wolf fliehen, wie sie den Bären vom Menschen erschlagen finden. Der Löwe vom Füllen und Widder geschlagen, wie sonst in unsern Fabeln der Wolf.

Nr. 16 S. 66 f. «Vom Weibe und ihren zwei Zicklein». Der Wolf macht die weibliche Stimme nach und verschlingt die Zicklein. Das Weib erschlägt den Wolf im Schlafe, die Zicklein springen unversehrt aus seinem Bauch heraus. Vergl. Cosquin II, 247 f. Gittée Lemoine Contes du pays Wallon 147. Revue des trad. pop. III, 292 f.; IV, 424 f.; XI, 515 f. Dobšinský Slov. povesti VIII. 93 f. Krauss, Sagen und Märchen Südslaw. I. Nr. 17.

Prof. Dr. G. Polívka.

2. Übersichten:

Bibliographie der Salzburgischen Volkskunde 1897.*)

Von Custos Dr. Anton Hittmair, Innsbruck.

I. Allgemeines.

a) Bibliographie.

Hittmair, Anton. Bibliographie der Salzburgischen Volkskunde 1897: «Zeitschrift für österreichische Volkskunde . . .» III. Jahrg. 1897. Wien und Prag 1897. lex. 8. S. 320 und 345—8.

(1. Allgemeines, *a)* Bibliographie [1 Nr.], *b)* Sammlungen [4], *c)* Culturbilder [2], 2. Anthropologisches, Biologisches [12], 3. Dialect [2], 4. Wohnverhältnisse [2], 5. Sitten, Bräuche, Glaube, Lebensverhältnisse, *a* Familie und geselliger Verkehr [2], *b)* Luxus, Reisen [4], *c)* Sitten und Bräuche mit Bezug auf Naturerscheinungen [2], *d)* Aufzüge, Volksspiele, Unterhaltungen [11], *e)* Ceremonielles [1], *f)* Volksthümliche Locale [1], 6. Volksdichtung [6], 7. Sagen [4].

b) Sammlungen.

Vom städtischen Museum: «Salzburger Volksblatt» XXVII. Jahrg. 1897. f°. Nr. 30 S. 3.

c) Culturbilder.

Achleitner, Arthur. Der Stier von Salzburg. Ein Kulturbild aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts. Berlin 1897. 8°.

Görner, Karl v. Reisebrief: «Tages-Post» XXXIII. Jahrg. Linz 1897. f°. Nr. 174 S. 1—2.

(Leichenbretter, Haustypen in Mittel-Pinzgau.)

Grasberger, Hans. Aus dem alten Tauriskerlande: «Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins» Jahrg. 1897. Bd. XXVIII. Graz 1897. lex. 8°. S. 114—34.

(I. Seltsame Bräuche S. 114—7 [Radstadt: Kopfbedeckung, «Staffette», Blumenpflege, Hochzeitsbräuche, Liebesverhältnisse]; II. Im Lungau S 117—20 [«Ethnographisches, Hausbau, Schnalzen, Schießen, «Samson»]; III. Volksspiele S. 120—4; IV. Grabschriften S. 124—6; V. Elementares S. 126—8 . .).

Krackowizer. Eine Badereise nach Gastein im Jahre 1834. Aus einem Tagebuche mitgetheilt: «Tages-Post» XXXIII. Jahrg. Linz 1897. f°. Unterhaltungs-Beilage Nr. 30 (Zu Nr. 169) S. (1—2), Nr. 31 (zu Nr. 176) S. (1—2).

(Über Preise, Trachten etc.)

Lehner, Tassilo. Badereise von Kremsmünster nach Wildbad—Gastein im 17. Jahrhunderte. Nach handschriftlicher Quelle. Vortrag . . .: «Mittheilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde». XXXVII. Vereinsjahr 1897. Salzburg. 8°. S. 1—17.

(Reisegelegenheiten, Quartiere, Hygiene, Kosmetik, Spielen etc.)

dass. [im Auszuge]: «Reichspost . .» IV. Jahrg. Wien 1897. f°. Nr. 7 S. 1—2, 8 S. 1—2.

II. Ethnographisches, Anthropologisches, Biologisches.

a) Ethnographisches.

Schjerning, Wilhelm. Die Pinzgauer. Mit zwei Lichtdrucktafeln und zwei Abbildungen im Text. Stuttgart 1897. 8°. 104 S.: «Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde» X. Bd. Stuttgart 1897. 8°. (Hft.) 3 S. 191—296.

(Typus der Bevölkerung, Hausbau, Siedlungen, Tracht, Gebräuche, Mundart, Beschäftigung).

b) Prähistorisches, Archäologisches.

Funde aus der prähistorischen Zeit (bei Arnsdorf): «Salzburger Zeitung» 1897. f°. Nr. 167 S. 3—4, 173 S. 4.

Prähistorische Funde bei Salzburg: «Salzburger Tagblatt» II. Jahrg. 1897. f°. Nr. 169 S. 4.

(Stockhammer, G. Ausgrabungen bei Bergheim): «Mittheilungen der k. k. Central-Commission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und kunsthistorischen Denkmale». XXIII Jahrg.

---

*) Mit Nachträgen aus 1896.

N. F. Wien 1897. 4°. S. 223—4; abgedruckt mit dem Titel: Funde im Salzburgischen (Mosaik aus der Salzburger Landeskunde. I.): «Salzburger Zeitung» 1897. f°. Nr. 253 S. 4.
(Römische Urnen, Vasen, Statuen, Lanzen, Grabbeilagen aus röm. und meroving. Leichenfeldern, Heizziegel etc.)

Keltischer Helm im Salzburger Museum (mit Abbildung): «Dillinger's Reise- und Fremden-Zeitung . .» VIII. Jahrg. Wien und Berlin 1897. f°. Nr. 23 S. 7.

c) Anthropologisches, Biologisches.

Bratassević. Die Irrsinnigen Österreichs im Jahre 1894: «Statistische Monatschrift . . .» N. F. II. Jahrg. (Der ganzen Reihe XXIII. Jahrg.) Wien 1897. 4°. S. 421—43.
(Salzburg: S. 422—3. 425—7. 429—31. 433.)

Bratassević. Die Sterblichkeit in den größeren Städten Österreichs im Jahre 1896: «Statistische Monatschrift . . .» N. F. II. Jahrg. (Der ganzen Reihe XXIII. Jahrg.) Wien 1897. 4°. S. 443—91.
(Einfluss biolog. Verhältnisse auf die Sterblichkeit).

Vorläufige Ergebnisse der Bewegung der Bevölkerung. 1896: «Statistische Monatschrift . . .» N. F. II. Jahrg. (Der ganzen Reihe XXIII. Jahrg.) Wien 1897. 4°. S. 384. 517.
(Geburtenüberschuss, Trauungspercent etc.)

Die Bewegung der Bevölkerung. Vorläufige Ergebnisse: «Statistische Monatschrift . . .» N. F. II. Jahrg. (Der ganzen Reihe XXIII. Jahrg.) Wien 1897. 4°. S. 689—90.

Österreichisches statistisches Handbuch für die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder . . . 15. Jahrg. 1896. Wien 1897. 8°.
(Bevölkerung nach socialen Verhältnissen, Volksbewegung, körperliche und geistige Gebrechen etc.)

Meinzingen, Franz v. Die Eheschließungen in Österreich im Jahre 1895: «Statistische Monatschrift . . » N. F. II. Jahrg. (Der ganzen Reihe XXIII. Jahrg.) Wien 1897. 4°. S. 525—72.
(Salzburg S. 540. 554—9. 567. 569.)

Statistik des Sanitätswesens der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder für das Jahr 1894 . . . Wien 1897. 4°: «Österreichische Statistik . .» XLVIII. Bd. Wien 1897. 4°. 3. Hft.
(Mit körperlichen und geistigen Gebrechen Behaftete; Salzburgs diesbezügliches Verhältnis zu den übrigen österreichischen Ländern).

III. Namengebung.

Redlich, Oswald. Über Ortsnamen der östlichen Alpenländer und ihre Bedeutung: «Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins» Jahrg. 1897, Bd. XXVIII. Graz 1897. lex. 8°. S. 72—87.
(Salzburg S. 81, 82, 83, 84).

Schaefler, J. Unholde Bergnamen: «Mittheilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins» N. F. Bd. XIII, der ganzen Reihe XXIII. Bd. Jahrg. 1897. Wien 1897. 4°. Nr. 8 S. 91—4, 9 S. 103—5.
(S. 92 ff.: Der Putz, Teufelshörner, Hagengebirge, Herzog Ernst, Steinernes Meer, Übergossene Alm, S. 103 ff.: Schuhflicker, Hundstod, Hochnarr).

Schukowitz, H. Über volkstümliche Namengebung: «Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. N. F. der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft . . .» 7. Jahrg. 1897. Berlin. lex. 8°. S. 100—1.
(Unehelich geb. Mädchen heißen in Salzburg meist Margarethe).

Matrikel-Auszüge: «Salzburger Zeitung» 1897. f°. (wöchentlich); «Salzburger Chronik» XXXIII. Jahrg. 1897. f°. (wöchentlich). «Salzburger Volksblatt» XXVII. Jahrg. 1897. f° (wöchentlich). «Salzburger Tagblatt» II. Jahrg. 1897. f° (wöchentlich).
(Zur Kenntnis specifischer Familiennamen der Stadt Salzburg).

IV. Dialect.

Scheirl, Fr. Franz. Da Habmoar. Gedicht in Salzburger Mundart: «Alpenheim. Monatsschrift für's deutsche Volk». II. Jahrg. St. Johann i. P. 1897. 4°. (Hft.) 1 S. 2—3.

Scheirl, F. Franz. Da Sunntagsjaga. In Salzburgermundart: «Alpenheim. Monatsschrift für's deutsche Volk». II. Jahrg. St. Johann i. P. 1897. 4°. (Hft. 10) S. 235.

Scheirl, Friedr. Franz. Mein Gweichtl: «Alpenheim. Monatsschrift für's deutsche Volk», II. Jahrg. St. Johann i. P. 1897. 4°. (Hft. 3) S. 62.

Scheirl, Fr. Franz. Silberne Hoazat. A Salzburgalied mit an Edlweissträussei . . : «Alpenheim. Monatsschrift für's deutsche Volk». II. Jahrg. St. Johann i. P. 1897. 4°. (Hft. 8) S. 175—6.

Wurzlsepp. S' erschtemal ön Theata (Salzburgerisch): «Alpenheim. Monatsschrift für's deutsche Volk». II. Jahrg. St. Johann i. P. 1897. 4°. (Hft. 1) S. 43—45.

V. Sitten, Bräuche.

a) Allgemeines.

Widmann, J. Zwei Beiträge zur Salzburgischen Geschichte. I. Über eine gemeine Salzburgische Landesordnung des 16. Jahrhunderts. Wirtsrechnung von 1693. (Als Beigabe): «Programm des k. k. Staats-Gymnasiums in Salzburg. Veröffentlicht am Schlusse des Schuljahres 1896 1897». Salzburg 1897. 8°. S. 3—15 und 27—28.

(Verordnung gegen Fraß und Völlerei, Spiel, Kleiderluxus etc.)

b) Familie, geselliger Verkehr.

Eine Hochzeitsfeier: «Salzburger Volksblatt» XXVII. Jahrg. 1897. f°. Nr. 270 S. 25 und «Tages-Post» XXXIII. Jahrg. Linz 1897. f°. Nr. 272 S. 4.

(Hochzeit in St. Johann i. P. nach altem Brauch mit Zureitern, Kranzltanz, Braut, tanz etc.)

Ein alter Volks- und Zunftbrauch: «Salzburger Tagblatt» II. Jahrg. 1897. f°. Nr. 25 S. 1—2.

(Der «Vereinigte», eine lustige Gesellschaft in Tamsweg.)

c) Wirtschaftsfeste.

Franziszi, Franz. Vom Pasterzen-Gletscher: «Immergrün. Illustr. Monatsschrift zur Unterhaltung und Belehrung» IX. Jahrg. 1897. Warnsdorf. gr. 8°. S. 458—60.

(Einbringung des Alpenheues und nachfolgendes Festessen; Tracht der Knechte).

d) Aufzüge, Volksbelustigungen.

Die Pinzgauer Wallfahrt. H. W. (Aus den Mittheilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde). «Österreichische Touristen-Zeitung . . » XVII. Bd. Wien 1897. 4°. Nr. 14 S. 169—70; abgedruckt in: «Salzburger Tagblatt» II. Jahrg. 1897. f°. Nr. 160 S. 5.

Arnold, Hugo. Das «Himmelbrotschützen» zu Laufen (mit 8 Illustr.): «Über Land und Meer» 78. Bd. Stuttgart, 1897. f°. Nr. 44 S. 723—5.

Lüftenegger, Jos. Ein Seeschießen im Lungau: Waidmanns Heil. Illustr. Zeitsehrift f. Jagd Fischerei und Schützenwesen. XVI. Jahrg. 1896. Klagenfurt. 4°. Nr. 17, S. 240—1.

Schiffergarde und Himmelbrodschutzen. «Salzburger Zeitung». 1897. f°. Nr. 132, S. 3.

Strele, Richard v. Der Palmesel. Eine culturhistorische Skizze: «Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins». Jg. 1897. Bd. XXVIII. Graz 1897. lex. 8°. S. 135—154.

(Salzburg: S. 138, 140, 141, 142, 146, 152.)

Dass. Separatabdruck. (München) 1897. 8°. 21 S.

Der Samson von Lungau kommt: «Salzburger Tagblatt» II. Jg. 1897. f°. Nr. 185, S. 4.

Salzburger Volksfest: «Salzburger Tagblatt» II. Jg. 1897. f°. Nr. 195, S. 4.

(Schilderung des Tamsweger «Samson» nach Zillner in «Die österr.-ungar. Monarchie in Wort und Bild», Salzburg.)

(Hein, Wilhelm) (Über Volksbelustigungen der Alpenbewohner): «Österreichische Touristen-Zeitung...». XVI. Bd. Wien 1896. 4°. Nr. 7, S. 90—1.

Von Zell am See auf die Schmittenhöhe: «Fremden-Zeitung...». Jg. X. Salzburg 1897. f°. Nr. 28, S. 1—4.

(Rankelfest, mit Illustration.)

Lychdorff, V. v. Ein Salzburger Volksfest: «Illustrierte Zeitung». 109. Bd. Leipzig. 1897. f°. Nr. 2831.

Salzburger Volksfest: «Salzburger Chronik». XXXIII. Jg. 1897. f°. No. 172, S. (1—2), 195, S. (4).

(No. 172: Perchten, Rankler, No. 195: Aufzug des Samson, nach Zillner in: «Die österr.-ungar. Monarchie in Wort und Bild», Salzburg.)

Zum Salzburger Volksfest: «Salzburger Zeitung». 1897. f°. Nr. 201, S. 4—5.

(Perchten, Rankler, Samson, nach Zillner.)

Das erste Salzburger Volksfest: «Salzburger Zeitung». 1897. f°. Nr. 202, S. 3, 204, S. 4.

Zum I. Salzburger Volksfeste: «Salzburger Zeitung». 1897. f°. Nr. 206, S. 3, 208, S. 4.

Salzburger Volksfest: «Salzburger Tagblatt». II. Jg. 1897. f°. Nr. 202, S. 3—4.

Salzburger Volksfest: «Tages-Post». XXXIII. Jg. Linz 1897. f°. Nro. 206, S. 3—4.

Der Schwertertanz am Dürnberg. (Mit Illustration.) D.: «Dillinger's Reise- und Fremden-Zeitung.. ». VII. Jg. Wien 1896. f°. Nr. 25, S. 1.

VI. Volksdichtung, Volkslied, Sprüche.

Hörmann, Ludwig v. Grabschriften und Marterln. 3. Folge. Leipzig. 1896. 24°.

daraus: Todtentanz aus den Alpen. Gesammelte Grabschriften: Heimgarten. Eine Monatsschrift. XXI. Jahr. Graz 1897. gr. 8°. S. 153—6, 471—3.

(Salzburg, St. Gilgen, Saalfelden).

(Gesänge des Nachtwächters in Oberndorf) [aus der Salzburger Zeitung 1896, Nr. 297]: «Salzburger Chronik». XXXIII. Jg. 1897. f°. Nro. 1, S. (2).

Wichner, Josef. Stundenrufe und Lieder der deutschen Nachtwächter. Regensburg 1897. 8°.

(St. Gilgen S. 173—4, Mauterndorf 185—6, St. Michael 186—7, Salzburg 200—2.)

Der Wahrheit eine Gasse. W—l: «Salzburger Chronik». XXXIII. Jg. 1897. f°. No. 6, S. (4).

(Zur Geschichte des Volksliedes: «Stille Nacht, heilige Nacht».)

Gruber, Franz Xaver. «Der Wahrheit eine Gasse»: «Salzburger Chronik». XXXIII. Jg. 1897. f°. Nr. 12, S. (2—3).

(Winkler, Andreas). Mohr oder Gruber: «Salzburger Chronik». XXXIII. Jg. 1897. f°. No. 14, S. (3).

(Zur Geschichte des Volksliedes: «Stille Nacht, heilige Nacht».)

(Huber Johann). Mohr oder Gruber?: «Salzburger Chronik». XXXIII. Jg. 1897. f°. No. 19, S. (3).

Mayer, F. Arnold. Zur Geschichte des Volksschauspieles Dr. Faust. Aus einem Vortrage: «Chronik des Wiener Goethe-Vereines». Bd. XI. Wien 1897. 4° Nr. 5—6, S. 22; abgedruckt mit dem Titel: Der Laufner Don Juan in: «Salzburger Volksblatt». XXVII; Jg. 1897. f°. Nr. 110, S. 18.

Plaut, M. Deutsches Land und Volk im Volksmund. Eine Sammlung von Sprichwörtern, Sprüchen und Redensarten als Beitrag zur Kunde des deutschen Landes und Volkes. Breslau. 1897. 8°.

VII. Sagen.

Ecker, Stephan. Sagen aus der Umgegend von Lofer: «Mittheilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde». XXXVII. Vereinsjahr 1897. Salzburg 8°. S. 171—84.

(Gruber, Joh. Ev. Drei Lungauer Volkssagen): «Salzburger Zeitung». 1897. f°. Nr. 249. S. 3—4, «Salzburger Volksblatt». XXVII. Jg. 1897. Nr. 247, S. 10, «Salzburger Tagblatt». II. Jg. 1897. f°. Nr. 247, S. 5,

(Sage vom Schörgen Toni von Moosham, der auf dem Speiereck «spukte», dann als feurige Kugel, als getigertes Pferd, Riesenschlange, oder mit 2 Böcken fahrend gesehen wurde. 2. Sage vom Verschwinden des Silbers im Silbereck. 3. Sage von der Bestrafung übermüthiger Heuzieher.)

Huber, Nicolaus. Die Sagen vom Untersberg [herausgegeben von Heinrich Dieter]. Salzburg. 1897. 8°.

Schmiederer, Johann. Verschüttet. Eine Gasteinersage: «Salzburger Chronik». XXXIII. Jg. 1897. f°. Nr. 223, S. (1—2), 224, S. (1—2), 226, S. (1—2), 227, S. (1—2), 229, S. 1—2), 233, S. (1—2), 234, S. (1—2), 235, S. (2), 237, S. (1—2), 239, S. (1—2), 240, S. (1—2), 242, S. (1—2), 244, S. (1—2), 245, S. (1—2).

Koch, v. Zum Tatzlwurm: Waidmanns Heil. Illustr. Zeitschrift. XVI. Jahrg. 1896. Klagenfurt. 4°. Nr. 3, S. 46. (Wald in Oberpinzgau).

Volkskundliche Bibliographie der Deutschen in Böhmen im Jahre 1897.

Bearbeitet von Prof. Dr. A. Hauffen, Prag.

Deutsch-Böhmen im Ganzen.

Hauffen A., Vierter Bericht über den Fortgang der Sammlung volksthümlicher Überlieferungen in Deutsch-Böhmen. (Prag, Verlag der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft u. s. w. 11 S.)

Kurze Mittheilung über 160 zum Theil sehr wertvoller und umfangreicher handschriftlicher Beiträge aus allen Theilen Deutschböhmens.

Wolkan R., Deutsche Volkslieder des XVI. und XVII. Jahrhunderts aus Böhmen. I. Das Mädchen und der Tod. (Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 35, S. 388—398.)

Text mit Bemerkungen über die Entwicklung dieses Liedes durch mehr als drei Jahrhunderte.

Menčik F., Lieder aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. I. Lied von dem Rückzug Bannérs von Prag im Jahre 1639. II. Lied über Olmütz 1642. III. Ein Pamphlet aus dem Jahre 1636. (Ebenda 35, S. 265—270, 399—400.)

Hauffen A., Der Hexenwahn. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge Nr. 230.)

Eine Geschichte dieses Aberglaubens in Deutschland mit zahlreichen Beispielen aus Deutsch-Böhmen.

Hauffen A., Von den deutschen Volkstrachten. (Haase'scher Landwirtschaftlicher Kalender für das Jahr 1897.)

Hauffen A., Die deutsche Sprache in Böhmen. (Gartenlaube Nr. 38.)

Süd-Böhmen.

Schmidt Valentin, Das Urbar der Herrschaft Rosenberg 1598. Prag 105 S. (Sonderabdruck aus den Mittheilungen des Vereins für Geschichte u. s w. 35, 175—208, 273—304, 401 bis 429, 36, 125—133.)

Schmidt V., Erläuterungen zu dem Urbar der Herrschaft Rosenberg 1598. (Ebenda 36, S. 125—133.)

Meßner Josef, Ausgewählte Werke, herausgegeben von Paul Meßner, Prag. 306 S. Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft u. s. w. Band VII.)

Unter diesen volksthümlichen Geschichten seien besonders die «Hausierer im Böhmerwald» hervorgehoben, die mit scharfen Blick und lebendiger Gemüthstheilnahme die Lebens- und Erwerbsverhältnisse der armen Böhmerwäldler in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts schildern.

West-Böhmen.

John A., Das Egerländer Volksthum und die Ursachen seines Verfalls. (Wiener landwirtschaftliches Wochenblatt 1896, Nr. 48 und 49.)

Gradl H. und Pistl E., Zur Bestimmung des Alters der Egerländer Mundart. (Nagls deutsche Mundarten 1, S. 133—142.)

Aus dem Nachlass Gradls hat Pistl für den Druck vorbereitet Zusammenstellungen von Namen in dialektischer Schreibung und mundartlichen Ausdrücken aus Schuldprotokollen und Stadtbüchern des 15. und 16. Jahrhunderts. Die Constituierung der Egerländer Mundart fällt natürlich in eine ältere Zeit. Trotzdem sind die Zeugnisse für gewisse Dialekterscheinungen in dem genannten Zeitraum sehr erwünscht. Die Mittheilungen sollen fortgesetzt werden.

John A., Egerländer Festkalender. (Unser Egerland, Nr. 1 ff.)

Schmidt G., Aberglaube im Egerlande zur Weihnachtszeit. (Ebenda Nr. 6.)

Über die Zeitschrift «Unser Egerland», Organ des neu begründeten Vereins für Egerländer Volkskunde, vgl. unsere Zeitschrift 3, S. 374.

John A., Alte Sitten und Bräuche im Egerland. (Zeitschrift des Vereines für Volkskunde 7, S. 303—306, 392—396.)

Mittheilungen aus den Proclamabüchern des Egerer Raths von 1562—1790. U. a. Dekrete gegen den Lobtanz zur Weihnachtszeit, gegen die Rockenstube und Maskeraden. Hochzeitsordnung. Bestimmung wegen der Gevatterschaft.

John A., Die Egerländer Volkstracht. (Aus deutschen Bergen 12, S. 2—4, 23—25.) Mit Nachrichten aus älteren Urkunden und Reisebeschreibungen.

Urban M., Volksgebräuche am östlichen Rande des alten Egerlandes. Ein Beitrag zur Volksgeschichte Deutsch-Böhmens. Plan 64 S. (Beilage zur «Deutschen Wacht an der Miesa».) Vgl. unsere Zeitschrift 4, S. 158.

John A., Über Kreuzsteine, Marterln und sogenannte Pestsäulen im Egerland. (Unsere Zeitschrift 3, S. 79—84.)

Branky F., Übernamen aus dem Egerland. (Urquell N.-F. 1, S. 36—39.)

Es sind Spottnamen auf die einzelnen Ortschaften des Egerlandes und der weiteren Umgebung, die ihren Ursprung meist in einer komischen Begebenheit finden. Dichterisch behandelt sind diese Dinge bei H. Wulfhardt (J. Hofmann) Egerländer Histörchen. Karlsbad 1889 und Josef Hofmann, Lausa Dinga. Karlsbad 1892.

Dietl J., Eine uralte Sage aus Egers Vorzeit. (Egerer Jahrbuch 1897, S. 157—163.)

Urban M., Zur rechtshistorischen Stellung Egers zum Königreiche Böhmen. (Erzgebirgszeitung 18, S. 25—30, 73—78, 121—126, 145—148, 169—175, 217—229, 265—269.)

Urban M., In der Rockenstube des Geigerhofes. (Erzgebirgszeitung 18, S. 9—18) 57—61, 105—108, 159—166, 205—214, 247—257.) Mit Abdruck von Egerländer Volksliedern.

John A., Egerländer Rockenstubenlieder. (Ebenda S. 87—91.)

Urban M., Das Passionsspiel in der Stadt Plan. (Mittheilungen des Vereins für Geschichte u. s. w. 36, S. 48—108.)

Abdruck nach Textbüchern aus den Jahren 1766 und 1770.

Urban M., Agrarische Gebräuche in der Planer Gegend. (Unsere Zeitschrift 4. S. 112—116.

Alberti C., Über die Bedeutung der Kreuzsteine, insbesonders des Ascher Bezirkes. Ein Beitrag zur Heimatskunde. Asch. Vgl. darüber unsere Zeitschrift 3, S. 191.

Nord-Böhmen.

Perthen E. und Böhm F., Culturgeschichtlicher Entwicklungsgang der Gemeinde Algersdorf. Algersdorf.

Mit vielen Beiträgen zur Volkskunde: Mundart, Bräuche, Tracht.

Perthen E. und Kreibich H., Der Hutberg bei Mertendorf und dessen Umgebung, Touristisches, Geschichtliches und Heiteres aus dem Hutberggebirge. Mertendorf 1896.

Pinkava V., Geschichte der Stadt Gabel und des Schlosses Lämberg in Böhmen. Gabel.

Fleck J., Mittheilungen über Böhmisch-Kamnitz aus alter und neuer Zeit. Böhmisch-Kamnitz.

Über die letztgenannten drei Schriften vgl. man die Mittheilungen des nordböhmischen Excursionsclubs 20, S. 399—401.

Knothe F., Die Markersdorfer Mundart. Ein Beitrag zur Dialectkunde Nordböhmens. B.-Leipa. 128 S.

Ein reichhaltiges mit Beispielen und vergleichenden Erläuterungen, sowie mit einer einleitenden kurzen Grammatik versehenes Wörterverzeichnis. Vgl. die ausführliche Besprechung in den Mittheilungen des Vereines für Geschichte u. s. w. 36, Beilage S. 41.

Tschernich H., Deutsche Volksnamen der Pflanzen aus dem nördlichen Böhmen. Jahresbericht des akademischen Gymnasiums in Wien für das Schuljahr 1896—97.

Wilhelm F., Fremdwörter im Dialekt des Saazer Flachlands. Saaz. 132 S.

Über 500 Fremdwörter in phonetischer Schreibung mit der Angabe der Abstammung, sowie mit zahlreichen Redewendungen und Volksreimen, als Beispielen ihres Gebrauches. Wir finden viele lateinische, französische, italienische und czechische Lehnwörter darunter.

Mathesius J., Ausgewählte Werke 2. Band. Hochzeitspredigten. Herausgegeben von G. Loesche. Prag 1897. (Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Band VI.).

Gibt manchen Aufschluss über die Sitten und Bräuche der Erzgebirgler im 16. Jahrhunderte.

Mach F., Ein Volksspiel am «Todtensonntage» in der Saazer Gegend. (Mittheilungen des Vereines für Geschichte u. s. w. 36, S. 253—259.)

Vrbka A., Einige volksthümliche Recepte aus der Zeit 1580. (Unsere Zeitschrift 3, S. 342—344.)

Aus Zebus bei Dauba.

Kirschner A., Volkslieder aus Aussig und Umgebung.

(Elbezeitung 1897 Nr. 2 ff.)

Haudeck J., Volksthümliches aus dem Elbthale bei Leitmeritz. (Mittheilungen des nordböhmischen Excursions- Clubs 20, S. 275—278.)

Kirschner A., Die Aussiger Bäckerzunft 1608. (Ebenda S. 344—348.)

Herglotz A., Auszug der Artikel der Ehrsamen Zunfft der Fleischhacker in Graber. (Ebenda S. 269—272.)

Aus dem Jahre 1675.

Krombholz W., Richtereid aus dem Jahre 1850. (Ebenda S. 53.)

Ronge W., Wildemannsjagen. (Ebenda S. 289—292.)

Aus der Umgebung von Kottowitz.

Neder E., Das Halsgericht in Markersdorf. (Ebenda S. 141—147.)

Kögler A., Volkssagen. (Ebenda S. 173—179). Vgl. S. 272 f.

Klapper Mirza, Des Teufelsbeschwörers Ersatzmann. (Ebenda S. 392 f.)

Klapper Mirza, Gespenster. (Ebenda S. 88—92.)

Kögler A., Aus Großmutters Munde. (Ebenda S. 70—75.)

Meist zum Aberglauben.

Hantschel F., Haus- und Zaubermittel aus Nordböhmen. (Ebenda S. 128—134.)

Kögler A., Geigenlied und Meisenlied. (Ebenda S. 349—351.)

Steppen A. und Bendel W., Kalenderpoesie. (Ebenda S. 267—269.)

Ankert H., Bastlösereime aus Deutsch-Böhmen. (Ebenda S. 164—169.)

Ankert H., Bastlösereime aus dem Erzgebirge. (Erzgebirgszeitung 18, S. 115 f.)

Krauß J., Kindersprüche aus dem Erzgebirge. (Ebenda S. 114 f.)

Krauß J., Ein Weihnachtsspiel aus dem Erzgebirge. (Ebenda S. 92—95, 102—105.) Vgl. auch S. 275 f.

Forchner H., Alte erzgebirgische Bergmannslieder. (Ebenda S. 259—264, 272—273.)

Wilhelm F., Benennungen des menschlichen Körpers und seiner Theile im untern Aubachthal-Gebiete. (Ebenda S. 194—199, 223—227.)

Meister J., Kirchweih im Erzgebirge. (Ebenda 238 f.)

Urban M., Der Oschnid. Erntefest. (Ebenda 289 f.)

D. K., Weihnachtbräuche im nordwestlichen Erzgebirge. (Ebenda S. 273—275.)

Thuma F., Zur Zunftgeschichte der Maurer und Zimmerleute in Dux. (Ebenda S. 245—247, 269—271.)

Hahn J., Sagen aus Schlaggenwald und Umgebung. (Ebenda S. 41.)

Jacob K., Oswald. Eine Sage aus dem nordwestlichen Mittelgebirge. (Ebenda S. 276—281.

— —. Kosmas Schütz, ein Doctor Faust des Erzgebirges. (Ebenda S. 191 f.)

Von einem Zauberer geistlichen Standes aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts ohne nähere Beziehungen zu Faust.

Haudeck J., Teufelssteine in Böhmen. (Aus deutschen Bergen 12, S. 36—39, 48 f.)

Klapper Mirza, Corona, ein Märchen aus dem Volksmunde. (Ebenda S. 72 f.)

Ost-Böhmen.

Ressel A., Dorfchronik. Geschichte der Gemeinden Rückersdorf und Schönwalde nebst vielen Nachrichten aus der Umgegend Friedland.

Enthält u. a. S. 258—267 Ortsagen.

Ressel A., Zur Volks- und Heimatkunde der Bezirke Friedland und Reichenberg. (Friedländer Zeitung 1897 Nr. 79—102. 1898 Nr. 1—9.)

Inhaltsreicher auf Grund des Hauffenschen Fragebogen ausgearbeiteter Aufsatz.

Burkert J., Die Besiedlung des Riesengebirges und seines Vorlandes durch deutsche Kolonisten. (Riesengebirge 16, S. 48—59, und 17, 1—8.)

Sturm L., Versuch einer Bibliographie über Rübezahl. (Ebenda 17, S. 25—31, 56—63.)

Diese Bibliographie, die noch fortgesetzt werden soll, ist im höchsten Grade verdienstlich, weil sie die unentbehrliche Vorarbeit zu einer erschöpfenden Studie über Rübezahl darbietet. Bekanntlich fehlt es uns trotz der außerordentlich angewachsenen Rübezahl-Literatur an einer kritischen Sammlung der echten Rübezahlsagen. Vgl. über Verwandtes im Riesengebirge 16, S. 71, 17 S. 63—69.

Klug A., Über Volksheilmittel im Riesengebirge. (Riesengebirge 17, S. 21—24.)

Schade J., Bäckerlied. (Ebenda 17, S. 32 f.) Vgl. ebenda S. 71.

Sturm L., Musikalisches aus dem Riesengebirge. (Ebenda 16, S. 59—62.)

— — Handwerksartikel der Leinenweber. (Ebenda 17, S. 69.) Vgl. auch 16, S. 74.

Taubmann J. A., Jeschkenbilder aus alter und neuer Zeit. 1. Die Wohnung. 2. Die Nahrung und Kleidung. 3. Die Vergnügungen. (Jahrbuch des Jeschken und Isergaues 7, S. 28—42.)

Hübler F., Das ländliche Wohnhaus im Iser- und Jeschkengebirge. (Ebenda S. 50—57.) Genaue Beschreibung mit mehreren Abbildungen und Plänen.

Leutelt G., Sommer im Isergebirge. (Ebenda S. 43--50.)

Enthält manchen Beitrag zu Brauch und Volksglauben.

Thum J., Die Alte vom Berge, eine Sage vom Gickelsberge. (Ebenda S. 68—70.)

Langer E., Materialien zur Geschichtsforschung im Adlergebirge. Gesammelt und erörtert. I. Band. 1. Heft. Prag.

Piger F. P., Zaubermittel aus der Iglauer Sprachinsel. (Unsere Zeitschrift 3, S. 270—278)

Piger F. P., Das Iglauer Museum. (Ebenda 3, S. 310—318.)

Tomaschek J. A., Das alte Bergrecht von Iglau und seine bergrechtlichen Schöffensprüche. Innsbruck.

Die letztgenannten drei Schriften kommen in gewisser Hinsicht auch für den in Böhmen gelegenen Theil der Sprachinsel in Betracht.

V. Mittheilungen aus dem Museum für österreichische Volkskunde.

Erwerbungen im Jahre 1898.

(Fortsetzung und Schluss.)

1. Sammlung von Hausgeräthen, Bauernmajolika, Glas, Essbesteck u. s. w., zumeist aus Oberösterreich und Böhmen. Aufgesammelt von Herrn Museumsverwalter Franz X. Größl. 51 Stück.

2. 1 Paar Schneeschuhe, Holzschlüssel, Salzdose aus Zinn, verziertes Webegeräth. Aus Diemersdorf bei Neumarkt in Steiermark. Aufgesammelt von Dr. M. Haberlandt. Geschenk.

3. Zwei Iglauer Frauenhauben.

4. Streuspanhobel, 1860, mit Spanbund und Spanbrett. Geschenk des Herrn Sigmund Korger.

5. Wallfahrtszeichen und Hausindustriegegenstände, von Mariazell. 10 Stück. Aufgesammelt von Herrn Franz X. Größl.

6. Zwei Pfingsttäubchen von Hrubschitz in Mähren. Durch Herrn Fr. X. Größl.

7. Vier Trachtenstücke und ein Butterformbrett, von Schreibendorf in Mähren. Geschenk des Herrn Benjamin Kroboth in Oberthemenau. Der Herr Geschenkgeber sendete hierüber die nachfolgenden ausführlichen Mittheilungen:

Butterformbrett. In Schreibendorf wird die Butter gesalzen und mittelst eines Butterformbrettes zu einem dreiseitigen Prisma im Gewichte von $1/4$ oder $1/2$ *kg* geformt. Dieses Formbrett aus hartem Holze ist 30 *cm* lang und 18 *cm* breit. Es war in Verwendung der † Frau Magdalena Smrczka Nr. 17 in Schreibendorf und soll von ihrem Onkel Herrn Benjamin

Matzek, der als ein Schnitzler im Orte bekannt war, ausgeschnitten worden sein. Darauf bemerkt man einen laufenden Hirsch mit einer Pflanze (vielleicht Klee) im Maule, darunter ein Rad, Pflanzen und einen Blumentopf mit Blumen. Die andere Seite des Brettes zeigt recht deutlich, dass es auch als Nudelbrett benützt wurde. Es kann 100 Jahre alt sein.

Kopftuch, 83 *cm* lang, 79 *cm* breit. Die Grundfarbe dieses Tuches ist weiß, der Rand desselben groß, das Innere kleingeblumt. Es wurde an Sonn- und Feiertagen getragen, und damit es nicht bald beschmutzt werde, band man zuerst ein anderes Tuch um den Kopf und erst darauf dieses Kopftuch, das unter dem Namen «Türkisches Tüchel» bekannt war. Wie wurde dieses Tuch gebunden? Man legte zwei gegenüberliegende Zipfel fast aufeinander, nahm das Tuch auf den Kopf und band die anderen zwei Zipfel unter dem Kinn zu einem losen Knoten zusammen. Von derselben Farbe gab es auch Kopftücher, die 1 *m* lang und 97 *cm* breit waren.

Leibchen, Spenser genannt. Dasselbe soll aus Kattun sein, hat einen 15 *cm* breiten Schulterkragen mit am Rande darangenähten Schnüren, einer schwarzen und einer grünen (etwa 1 *cm* weit von einander entfernt) sammt Spitzen desselben Stoffes. Die Ärmel sind im oberen Theile sehr weit, am Handgelenk eng, mit zwei Knöpfen schließbar und haben wieder Zacken. Dieses Leibchen ist oben mit einem Häkchen, unten mit einem Knopfe zu schließen, außerdem geht hier um das Leibchen ein Band, das im rückwärtigen Theile festgenäht ist und zur besseren Befestigung des Leibchens dient. Die Naht des Rückentheils ist mit einer grünen Schnur versehen. Wird in Schreibendorf nicht mehr getragen und stammt von der Großmutter her.

Sonntagsschürze. Sie besteht aus zwei zusammengenähten Theilen und ist am unteren Rande 166 *cm* breit und 88 *cm* lang. Besatz: 4 *cm* breit. 72 *cm* lang. Schnüre: 2½ *cm* breit, 144 *cm* lang. Dieser Schürzenstoff wurde hierorts «Türkischer Kattun» genannt, er ist weiß, mit rothen Blümchen und bläulichen Blattformen. Die Schürze stammt aus dem Nachlasse meiner Großmutter, der Frau Theresia Kroboth in Schreibendorf und kann 80 Jahre alt sein. Die largen Schnüre wurden rückwärts, nachdem man sie zuvor nach vorn geführt hatte, zu einer Doppelschlinge gebunden, und die Endtheile derselben hiengen herab.

Sonntagskittel. Diesen trug Theresia Vicenetz, verheiratet an Benjamin Kroboth Nr. 101 in Schreibendorf bei Schildberg (Mähren). Dieser geblumte Kattunkittel mit angenähtem ärmellosen, weit ausgeschnittenen Leibchen von demselben Stoffe hat vorne ein Stück Hausleinwand eingesetzt, um, wie mir meine Mutter und andere alte Leute mittheilten, Stoff zu ersparen. Beim Tragen war aber dieser Einsatz nicht sichtbar, da er durch die breite Schürze verdeckt war. Um das Herabrutschen der Schürzen von dem kurzen, mit drei Knöpfen versehenen Leibchen zu verhüten, hat man die Schürzenschnüre durch das am unteren Theile des Rückens angebrachte Auge durchgezogen. Wenn einer der Knöpfe riss, hat man gar keinen Anstand genommen, weiße Schnüre an deren Stelle zu verwenden. Die freie Brust verdeckten sie mit einem weißen Tuche, das um den Hals und vorn übereinander gelegt wurde. Alter: ungefähr 80 Jahre.

8. Eine Stockuhr, Empirezeit. Geschenk des Herrn Johann Presl in Wien.

9. Acht Stück Steckkämme aus Judenburg. Geschenk des Herrn Rittmeisters Ladislaus Edler von Benesch.

10. Zinnkrug, 1753, von Leitmeritz (Zunfthumpen) und 1 Zinnkreuz von Leitmeritz.

11. Sammlung von verschiedenem Hausgeräth, 21 Stück, aus Rattenberg in Tirol.

12. Hausindustrie-Erzeugnisse und Wallfahrtsbreverln aus Galizien. Geschenk der Frau Wögerbauer in Salzburg.

13. Hausgiebelspitze mit Halbmond aus Blech und 1 Kachel. Waidhofen an der Ybbs. Geschenk des Herrn Sectionschefs A. Freih. von Hohenbruck.

14. Hausindustrieartikel aus der Bukowina, 1 Modell einer landesüblichen Sennhütte (Koliba) und von vier Zaunformen, 91 Stück. Geschenk des griech.-orient. Religionsfondes.

15. Landwirtschaftliche Geräthe, Molkereigeräthschaften, Keramik, 3 Truhen, 6 geschnitzte Etagèren, zusammen 162 Stück aus Bosnien. Geschenk der hohen bosn. Landesregierung.

16. Dalmatinischer und herzegowinischer Volksschmuck, 18 Nummern.

17. 17 Heiligen- und Wallfahrtsbildchen. Geschenk des Herrn Schulleiters Karl Reiterer.

Sämmtlichen Spendern wird der verbindlichste Dank der Museumsleitung ausgesprochen.

Sachregister.

Schluss der Redaction: 6. December 1898.

Druck von Gebrüder Stiepel in Reichenberg.






3 2044 105 234 835